DEUTSCH-OST-AFRIKA.

Duquesne University:

Paul Reichard:

Deutsch-Ostafrika.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Lyrasis Members and Sloan Foundation

http://www.archive.org/details/deutschostafrika00paul

Wißmann revidiert die Station Dar es Salaam.

Nach einer Originalphotographie.

Deutsch-Ostafrika.

Das Land und seine Bewohner,

seine politische und wirtschaftliche Entwickelung

dargestellt von

Paul Reichard.

Mit 36 Vollbildern nach Originalphotographien.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1892.

LOUISVILLE UNIVERSITY LIBRARY PITTSBURGH PA

~~967.8~~
~~R348~~
DT438
R34
Af.
Inst.

Inhalt.

	Seite
Erwerbung von Deutsch-Ostafrika	1
Allgemeine Schilderung des deutsch-ostafrikanischen Gebietes	22
Klima	44
Sansibar	58
Die Bedeutung der Araber und Inder in Ostafrika	83
Der Aufstand	104
Niederwerfung des Aufstandes durch von Wißmann	149
Die Masiti	202
Bana Heri und Buschiris Ende	212
Die südlichen Distrikte der Nyassa- und Rickwasee	221
Der Kilimandscharo und dessen Nachbargebiete	246
Von Wißmanns Kriegszug nach dem Kilimandscharo	268
Die Massai	284
Die Karawane	297
Die Lebensmittel	308
Von Mpapua durch Ugogo zur Mgunda Mkali	316
Die Mgunda Mkali	332
Tabora	342
Die Wanjamuesi und ihr Land	350
Ein Tag in einem Negerdorf	359
Feld- und Gartenbau der Wanjamuesi	371
Der Tanganika	387
Afrikanische Jagd	403
Das Elfenbein	422
Der Viktoria Nyansa	449
Sklaverei und Sklavenhandel	458
Der Untergang der Expedition Zelewski	491
Schluß	503

JAN 14 1963

Deutsch-Ostafrika.

Die Erwerbung von Deutsch-Ostafrika.

Die deutsche Kolonialbewegung ist auf den französischen Schlachtfeldern geboren worden als natürliche Folge der dort errungenen Einigkeit und Machtstellung. Schon bald nach Beendigung jenes beispiellos erfolgreichen Kampfes brach sich die Überzeugung Bahn, daß wir uns nicht damit bescheiden durften, in die engen Grenzen des Deutschen Reiches eingezwängt, auf jede Machtentfaltung und jeden Einfluß außerhalb derselben zu verzichten. Volkswirtschaftliche und ideale Gründe drängten uns auf neue Bahnen. Bisher hatten die Bemühungen deutscher Forscher im Grunde genommen keine andern Erfolge gehabt, als die Ausdehnung der britischen Weltmacht zu fördern. Deutschland begnügte sich mit dem Ruhme, sein möglichstes zur Erweiterung der geographischen Kenntnisse fremder Erdteile, besonders Afrikas beigetragen zu haben, während England es sich angelegen sein ließ, ein Stückchen herrenloser Erde nach dem andern als Kolonie in Besitz zu nehmen. Seine überschüssigen Kapitalien legte es dann in seinem überseeischen Besitze an und zieht jährlich etwa eine Milliarde Zinsen daraus. Ganz Europa versorgt es mit Rohstoffen von dorther. Durch die Anlage von Kohlenstationen in allen Teilen der Erde rückt es seinem Ziele, den Welthandel vollständig zu beherrschen, immer näher. England wird unter solchen Umständen eines Tages in der Lage sein, den überseeischen Handel einer beliebigen Nation nach Belieben einzuschränken oder ganz zu unterbinden. Deutschland dagegen gehen alljährlich durch Auswanderung ungeheure Summen an Kapital und Arbeitskraft unwiederbringlich ans Ausland verloren. Lange hat es gedauert, ehe man zu der Überzeugung gelangte, daß das einzige Mittel zur Er-

haltung derselben in Erwerbung von Kolonien bestand. Ganz allmählich kam eine dahin zielende immer mächtiger anschwellende Strömung in Fluß, welche schließlich zu thatkräftigem Vorgehen hindrängte. Doch wohin sich der suchende Blick wenden mochte, geeignete Gebiete fanden sich nirgends, wir schienen bei der Teilung der Welt zu spät zu kommen. Da eröffneten sich Aussichten auf die Erwerbung von Samoa. Doch ebenso schnell wie sie aufgetaucht waren, verschwanden sie wieder, als im Jahre 1880 die Samoavorlage im Reichstage zu Fall kam. Auf lange waren damit alle kolonialen Bestrebungen lahm gelegt. Einer unabweisbaren Notwendigkeit entspringend, hatte der Wunsch nach Kolonien schon zu tiefe Wurzel in der Nation gefaßt, als daß die Frage damit hätte erledigt bleiben können. Deutscher Eigenart entsprechend trat man an die Lösung derselben zunächst mit unendlichen theoretischen Erörterungen und fand Genüge in Gründung von Vereinen, Halten und Anhören von Vorträgen. Um den neuen Bestrebungen Freunde zu gewinnen und Verständnis dafür in weite Kreise zu tragen, war dies zwar notwendig, aber praktische Erfolge konnten nicht damit erzielt werden. Dies Raten ohne Thaten zeitigte zunächst eine ganz eigentümliche Erscheinung: So wie ein elektrischer Strom außerhalb seines Leiters Nebenströme erzeugt, so kam im Auslande eine Bewegung in Fluß, Frankreich ging nach Tongking, Italien nach Massaua, noch ehe Deutschland, welches die ganze Frage angeregt hatte, selbst zu Thaten geschritten war. Lange sollten diese nicht mehr auf sich warten lassen, die Kolonialbewegung ging in die Kolonialpolitik über.

Der eigentliche Beginn unsrer Kolonialpolitik ist von dem 24. April 1884 an zu rechnen, an welchem Tage der damalige Reichskanzler Fürst Bismarck an den deutschen Konsul in Kapstadt ein Telegramm folgenden Inhalts abgehen ließ:

„Nach Mitteilung des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden (des Kaplandes), ob seine Erwerbungen nördlich vom Oranjefluß auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen."

Mit aufbrausendem Jubel begrüßte Deutschland dies Ereignis. Welche Fülle von Hoffnungen und Aussichten eröffneten sich mit einem Schlage. Endlich schienen die Zeiten angebrochen, wo der Deutsche dem Auslande gegenüber die Stellung einnehmen konnte, auf

welche er als Angehöriger einer so sieghaften Nation Anspruch hatte Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß leider gesagt sein, daß wir wenig Achtung im Auslande genießen trotz der blutigen Lorbeeren, welche wir im letzten Kriege errungen. Endlich auch schien die Zeit gekommen, wo der Deutsche unter dem Schutze des Reiches in der Fremde seine Nationalität frei entfalten konnte, wo die Früchte seiner Arbeit, welche er als Forscher, Missionär, Kaufmann erntete, dem Vaterlande zu gute kommen.

Ehe aber die Erwerbungen in Südwestafrika zustandegekommen oder auch nur bekannt geworden waren, bereiteten sich in aller Stille Dinge vor, welche die höchste Bedeutung erlangen sollten, es leitete sich die Erwerbung von Deutsch-Ostafrika ein, und damit trat ein bisher unbekannter Mann in den Vordergrund, dem wir diese Errungenschaft verdanken sollten. Dieser Mann war Dr. Karl Peters.

Dr. Karl Peters wurde im Jahre 1856 als der Sohn eines Pfarrers in Neuhaus an der Unterelbe geboren. Er studierte Nationalökonomie, Geschichte und Jurisprudenz, erwarb 1879 den Doktorgrad und ein Jahr später die facultas docendi. Nach Beendigung seiner Studien ging er nach England. Der mehrjährige Aufenthalt dort sollte von entscheidendem Einfluß auf sein Leben und Wirken sein. Die Kreise, mit welchen er in England verkehrte, lenkten seine Aufmerksamkeit auf das kolonialpolitische Gebiet, er lernte die hohe Bedeutung von Kolonien für das Mutterland schätzen und, angeregt durch die in Deutschland in Fluß kommende koloniale Strömung, studierte er mit regstem Interesse die einschlägigen Verhältnisse. Im Jahre 1884 kehrte Dr. Peters in die Heimat zurück zu einer Zeit, wo die Wogen kolonialer Begeisterung zwar hoch gingen, aber noch nicht zu greifbarem Resultat geführt hatten. Welcher Gegensatz zu dem praktischen Vorgehen der Engländer, welche in ruhelosem Thatendrang ganz Afrika für sich in Beschlag legten. In Dr. Peters reifte der Entschluß, selbst Hand anzulegen und für Deutschland Gebiete zu gewinnen, wo der Deutsche, im Zusammenhang mit dem Vaterlande, von fremdem Einfluß ungestört, arbeiten konnte. Die Ausführung des Planes war außerordentlich schwierig, da kein Vorbild gegeben war, denn die Erwerbungen in Südwestafrika waren damals noch nicht vollzogen. Von seiten des Reiches war seit dem Fall der Samoa-

vorlage keine Unterstützung zu erwarten, umsoweniger, als sich die Reichsregierung allem Anscheine nach noch immer nicht entschließen konnte, mit der doktrinären traditionellen Abneigung gegen alle Kolonialpolitik zu brechen. Das gesteckte Ziel fest im Auge haltend, ging Dr. Peters energisch an die Ausführung seines Vorhabens, ganz nach eignem Ermessen handelnd und nur auf die eigne Kraft angewiesen. Man kann ihm die Anerkennung nicht versagen, welche seinem mutigen Handeln gebührt, besonders da ihm die größten Schwierigkeiten von seiten seiner eignen Landsleute bereitet wurden. Nur Böswilligkeit oder schlechter Wille vermögen die Bedeutung seiner Thaten in den Augen der Welt herabzusetzen. —

Im Sommer 1884 machte Dr. Peters die Bekanntschaft des Grafen Behr-Bandelin und erwarb in diesem einen begeisterten Anhänger und Freund für seine Ideen. Auf Betreiben beider wurde nun die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" gegründet. Der Zweck dieser neuen Gesellschaft sollte die Erwerbung überseeischer Gebiete sein, nach welchen man deutsche Auswanderung hinlenken wollte. Die Gelder wurden in der Höhe von 65000 Mark zusammengebracht. Mit dieser verschwindend kleinen Summe wollte man nun eine Kolonie gründen. Das sah allerdings etwas nach Abenteuern aus, allein Dr. Peters gab derartigen Einwendungen kein Gehör und schritt unverweilt zur Ausführung.

Die Gesellschaft für Kolonisation hatte sich die Sache in der Weise gedacht, daß man Länder kaufen und an Kolonisten wieder verkaufen wollte. Man trug sich zuerst mit der Absicht, in Brasilien vorzugehen. Der Missionsinspektor Merensky, welcher Afrika aus eigner Erfahrung kannte, schlug das Hinterland der portugiesischen Kolonie in Westafrika im Gebiet vom Massamedes vor, und dieses wurde auch vorläufig ins Auge gefaßt. Der Öffentlichkeit gegenüber mußte man sich begnügen, „das Plateau von Südafrika" als das zu berücksichtigende Land zu bezeichnen.

Deutlicher durfte man nicht sein, um nicht die Aufmerksamkeit fremder Nationen, namentlich der Engländer, wachzurufen. Im September 1884 waren alle Vorbereitungen zur Abreise der Expedition nach Südwestafrika getroffen. Da langte in Deutschland die Kunde von der Besitzergreifung Angra Pequenas durch Lüderitz im letzten

Augenblick vor der Abreise an. Als glücklicher Zufall mußte dieser Umstand gepriesen werden, denn am Kuene würde wahrscheinlich das Unternehmen des Dr. Peters gescheitert sein. Ferner darauf bestehen zu wollen, sich zwischen jene und die portugiesischen Gebiete einzuklemmen, wäre, besonders ohne Aussicht auf einen eignen Hafen, ein zweckloses Unternehmen gewesen. Nun konnte Dr. Peters seine früher vergebens vorgebrachten Pläne zur Ausführung bringen. Schon immer hatte er auf Usagara an der Ostküste von Afrika hingewiesen, sein ganzes Sehnen richtete sich dorthin, Stanleys warme Schilderungen hatten seine ganze Phantasie gefangen genommen. Abwägend die Darstellungen dieses Reisenden zu prüfen, hatte man damals noch nicht für notwendig gefunden. Dr. Peters drang im Ausschuß mit seinem Plane durch, in Ostafrika Erwerbungen zu machen, und führte denselben auch mit ungemeiner Schnelligkeit aus.

Am 1. Oktober 1884 brach Dr. Peters auf. Als Reisegefährte schloß sich ihm Graf Joachim Pfeil an, welcher schon ein großes Stück von Afrika gesehen hatte. Er war 1873 mit der Hermannsburger Mission nach Natal gegangen. Dort führte er ein wechselndes Farmer- und Wanderleben und lernte Land und Leute, namentlich die Sulukaffern kennen. Nachdem er 1877 auf einige Monate bei seinen Eltern in Europa zu Besuch erschienen war, ging er wiederum nach Afrika, kaufte sich im Oranjefreistaat an, um Landwirtschaft und Viehzucht zu treiben. Seine Unternehmungen schlugen jedoch gänzlich fehl. Schon damals trug er sich mit dem Gedanken, geeignete Gebiete ausfindig zu machen, um diese in deutsche Kolonien umzuwandeln. Durch die Wanderzüge der Transvaal-Bauern veranlaßt, wandte er seine Aufmerksamkeit auf das Gebiet zwischen dem unteren Limpopo und Sambesi. Er verließ seine Farm, rüstete sich mit einem von achtzehn Ochsen gezogenen Karren und sieben Pferden aus und brach Anfang September 1871 nach den Drachenbergen auf. Er gelangte nach mannigfachen Schwierigkeiten nach dem Limpopo, mußte aber am Cumati seine Ochsen zurücklassen und die Reise zu Fuß fortsetzen. Zuletzt zwangen ihn Mangel und Krankheit, noch ehe der Sambesi erreicht war, den Rückweg anzutreten, und im Januar 1883 traf er wieder auf seiner Farm ein. Einen Monat später brach er abermals auf. Diese Reise wäre ihm beinahe verhängnisvoll geworden. Zu

Fuß durchwanderte er mit seinen Trägern einen Teil des Swasi- und Togolandes in der Absicht, die Delagoabai zu gewinnen. Plötzlich entflohen seine Träger, und ganz allein gelassen, blieb er vom heftigsten Fieber geschüttelt in einem Sumpfe liegen. Wenn nicht ein zufällig des Weges ziehender Händler den bewußtlos Daliegenden aufgefunden und in seiner Hütte gepflegt hätte, wäre Graf Pfeil verloren gewesen. Erst nach wochenlangem Krankenlager konnte er seinen Marsch fortsetzen. Endlich in der Delagoabai angelangt, traf er ein Schiff und auf diesem fuhr er über Sansibar nach Aden, wo er abermals ein sehr heftiges Fieber zu überstehen hatte, ehe er im Mai 1883 wieder in der Heimat anlangte.

In Berlin, wo er sich meist aufhielt, befaßte er sich nunmehr eifrig mit geographischen Studien und verlegte sich besonders auf Einübung geographischer Ortsbestimmungen. Nebenbei wirkte er für den Kolonialverein durch Halten von Vorträgen. In Berlin war es auch, wo er Dr. Peters kennen lernte. Es war ganz natürlich, daß Graf Pfeil, der sich ja selbst schon lange mit Kolonisationsideen trug, begeistert Dr. Peters' Pläne aufgriff und selbst teil an den Ausführungen derselben nahm.

Außer Graf Pfeil schloß sich noch Assessor Dr. Jühlke an, ein langjähriger Freund des Dr. Peters, und späterhin auf eigne Rechnung und Gefahr ein Herr Otto, der selbst ein alter Kolonist war.

Durch eine Indiskretion kam der ganze bis zum Aufbruch der Expedition sorgfältig geheim gehaltene Plan in die Presse. Um die öffentliche Meinung irre zu leiten, nahm die Expedition ihren Weg über Hannover. Dadurch war der Schein geweckt worden, als beabsichtige man über Liverpool nach Westafrika zu gehen. Es gelang sogar, die „Times" zu täuschen, deren darüber handelnder Artikel alsdann durch die ganze englische Presse ging. Schließlich brachte man es zustande, durch Verbreitung widersprechender Nachrichten die öffentliche Meinung vollständig irre zu leiten. Unter falschem Namen dampften dann die vier Herren aus dem Hafen von Triest. Am 4. November traf die Expedition in Sansibar ein und fand dort in Herrn Justus Strandes, Vertreter von Hansing u. Co., die regste Unterstützung, obgleich derselbe, nachdem er schließlich in das Geheimnis der Expedition eingeweiht worden war, die stärksten Zweifel in das

Gelingen des Planes setzte. Jedenfalls hielt man es von seiten der in Sansibar ansässigen Europäer, denen gegenüber die Expedition als eine halb wissenschaftliche, halb sportliche ausgegeben wurde, für unmöglich, so schnell, wie Dr. Peters beabsichtigte, aufzubrechen. Dieser machte aber das anscheinend Unmögliche doch möglich und schon sechs Tage später trat er, wenn auch höchst mangelhaft ausgerüstet, seinen Marsch nach dem Innern an und zwar von Sadaani aus. Außer den vier Europäern bestand die kleine Karawane nur aus sechsunddreißig Trägern und sechs Dienern. Es war auch in Sansibar Dr. Peters gelungen, den Sultan Said Bargasch über den wahren Zweck zu täuschen, und dies war noch wichtiger, wie die Täuschung der öffentlichen Meinung in Europa, denn Said Bargasch würde selbstverständlich alle Hebel in Bewegung gesetzt haben, um das Unternehmen zu vereiteln.

Von Sadaani aus betrat man altbekannte Karawanenwege, durchzog Useguha, machte am 23. November in Mkindo in Nguru den ersten Halt und schloß den ersten Vertrag mit dem dortigen Häuptling. Von da wendete sich Dr. Peters nach Usagara und erreichte am 4. Dezember das als Endziel ins Auge gefaßte Muini Msagara. Täglich legte die Karawane vierzehn Kilometer im Durchschnitt zurück. Für Anfänger war dies eine ganz tüchtige Leistung, besonders in anbetracht der Thatsache, daß unterwegs sechs Verträge geschlossen worden waren. In Muini Msagara, nicht Sima heißt der Ort, ging es mit den bis dahin schon von Deutschland aus aufs äußerste angestrengten Kräften mit einem Male zu Ende. Alle vier Europäer erkrankten an heftigen Fieberanfällen, denen kurz darauf Otto erlag, welcher dort begraben wurde. Ein möglichst schneller Rückzug zur Küste war geboten, insbesondere, um die Ergebnisse des kecken und kühnen Zuges zu sichern. Graf Pfeil blieb zurück, um in Kirôa die erste Station zu gründen. Dr. Peters und Dr. Jühlke machten sich am 4. Dezember 1884 von Muini Msagara auf, um unter ungeheuren Strapazen durch Ukami und Ukwere zur Küste hernieder zu steigen. Ganz und gar erschöpft erreichten beide, in Hängematten getragen, unterwegs aus Mangel an Tauschwaren Hunger leidend, am 17. Dezember über Bagamojo die Stadt Sansibar. Dr. Peters verließ Sansibar allein, seinen Gefährten als Vertreter dort zurücklassend,

ging über Bombay, wo er sich zur Erholung einige Wochen lang aufhielt, nach Deutschland zurück und traf dort schon nach nur viermonatlicher Abwesenheit wieder ein. Er durfte sich rühmen, eine ganz erstaunliche Leistung vollbracht zu haben, sowohl was die Originalität des Planes, als auch die Art der Ausführung anging. Noch mehr mußten seine Hintermänner zufrieden sein. Innerhalb sechs Wochen war in Afrika durch Verträge mit Häuptlingen Grund und Boden für die Gesellschaft für deutsche Kolonisation erworben worden von einer ungefähren Oberflächenausdehnung des Königreichs Bayern.

Man hat seinerzeit viel über den Wert dieser Verträge gespottet. Es muß auch zugegeben werden, daß sie staatsrechtlich ohne alle Bedeutung waren, wenn man die thatsächlich geringe Macht der in Frage kommenden Häuptlinge in Betracht zieht. Privatrechtlich fehlte ihnen jede Grundlage, weil der Häuptling nach dortigen Rechtsbegriffen gar nicht in der Lage ist, in der hier angewandten Form Land zu verkaufen oder abzutreten, denn alles Land gehört gewissermaßen dem Stamme oder vielmehr den Individuen des in dem Häuptling verkörperten Staatsverbandes. Diesen, aber auch nur diesen gegenüber ist das Land herrenlos, während der Fremde, und solcher ist jeder, welcher einem andern Staatsverbande angehört, ganz rechtlos ist. Man darf selbst den Neger nicht für so dumm halten, daß er gegen eine Reihe von Geschenken und das Versprechen, für die Zukunft weiterer Geschenke gewärtig sein zu dürfen, selbst wenn unter diesen Geschenken, wie Dr. Peters berichtet, rote Husarenjacken befindlich waren, sein Land ohne weiteres an einen plötzlich aus dem Dunkel auftauchenden Europäer abzutreten oder sich gar ohne weiteres unter dessen Schutz zu stellen. Besonders aber darf man ihn nicht für so bodenlos einfältig halten, daß er sich durch einen Vertrag für gebunden hält, den man ihm in deutscher, ihm unverständlicher Sprache vorgelesen hat. Alle Häuptlinge, mit denen Dr. Peters solche Verträge schloß, hatten ganz bestimmt nicht die leiseste Ahnung von der Bedeutung, welche der Reisende seinen Verträgen unterlegte, sonst würde nicht ein einziger von ihnen zum Unterzeichnen zu bestimmen gewesen sein. Schon die Schnelligkeit, mit der Dr. Peters seine Abkommen besiegeln zu lassen pflegte, sprach für die Annahme, daß die sämtlichen Häuptlinge überlistet worden waren.

Allen derartigen Einwänden und Bedenken hatte Dr. Peters kein Gehör gegeben, sie vollständig unbeachtet gelassen und dies auch, was man ausdrücklich betonen muß, mit vollstem Recht. Ihm konnte es für den Augenblick nur darauf ankommen, etwaigen Einwänden des Sultans Said Bargasch die Spitze abzubrechen, noch mehr mußte sein Augenmerk darauf gerichtet sein, die von ihm erworbenen Gebiete für alle andern Nationen unantastbar zu machen. Diesen Zweck hat er mit seinen Verträgen vollständig erreicht, da sie von der Deutschen Reichsregierung anerkannt wurden. Eine thatsächliche Besitzergreifung war damit aber nicht erreicht. Die Häuptlinge hatten sich dem Wortlaute der Verträge nach zwar unterworfen, indem sie sich angeblich aller Rechte als Staatsoberhaupt begeben hatten, nur ihre privatrechtlichen Ansprüche waren ihnen garantiert worden, in Wirklichkeit dachte keiner an die Erfüllung der ihnen meist kaum bekannten Bedingungen, und als man später damit begann, Stationen und Plantagen anzulegen, mußte sogar bebautes Land von den Schwarzen gegen Entschädigung erworben werden. Es lag ganz im Belieben der Häuptlinge, die Verträge so lange zu halten, wie sie wollten. Die Gesellschaft hatte keine Machtmittel, sie dazu zu zwingen, aber eben auch keine solchen, den garantierten Schutz für Leben und Eigentum, namentlich dem Sklavenraub und feindlichen Häuptlingen gegenüber zu gewähren. Dies war der schwächste Punkt der Verträge und des ganzen Vorgehens des Dr. Peters. So lange keine zu großen Anforderungen gestellt wurden, genügten die Verträge. Von dem mit Sicherheit vorauszusehenden Momente aber, wo den Negern die Unzulänglichkeit der Machtmittel ihrer neuen Herren zum Bewußtsein kam, mußte ein Umschwung eintreten.

Man hat die Frage aufgeworfen, ob wir zur Besitzergreifung von Ländern berechtigt sind, die sich in den Händen wilder Stämme befinden, und ob uns eine Berechtigung zur Einmischung in ihre Angelegenheiten zusteht, ob wir ferner die Befugnis haben, sogenannte wilde Völker zu zwingen, mit uns in Verkehr zu treten.

Alle diese Fragen sind zweifellos zu bejahen. Die barbarische Kultur von Naturvölkern gibt uns völkerrechtlich Anlaß zur Einmischung in ihre Angelegenheiten. Alle Einwände, welche man gegen solche Einmischung zu machen versuchte, gründen auf falschen Voraus-

setzungen, indem man dem Neger oder andern barbarischen Stämmen Freiheiten und Selbstbestimmung zugestand, welche ihnen als Naturvölkern unmöglich zukommen durften.

Kein Naturvolk nützt die Hilfsquellen seines Landes in solcher Weise aus, daß es mit uns in Handelsverbindung treten kann, welche auch nur annähernd ein Gleichgewicht zwischen der Produktionsfähigkeit ihrer Länder und unsrer Tausch- und Kaufkraft herstellen könnten. Aus diesem Mißverhältnis ergibt sich von selbst die Berechtigung für uns, die Bewirtschaftung und Ausbeute ihrer Länder in die Hand zu nehmen, d. h. Kolonien in ihren Gebieten zu gründen. Thatsächlich machen auch andre zivilisierte Nationen längst von solchem Rechte Gebrauch. Da wo eine Abschließung versucht wird, steht uns deshalb auch zweifellos das Recht gewaltsamen Eindringens zu. Ferner verpflichten uns geradezu sittliche und wirtschaftliche Gründe, wilde Völker kulturell zu erziehen.

Wir selbst folgten nur dem urewigen Gesetz der Selbsterhaltung, wenn wir uns endlich dazu aufrafften, von den bei der Austeilung der Erde übrig gebliebenen Ländern so viel wie möglich für uns zu gewinnen. Dr. Peters hat dies in ausgedehntem Maße bewerkstelligt, wir sind ihm dafür zu Dank verpflichtet. Als er Anfang Februar 1885 nach Deutschland zurückgekehrt war, mußte er in erster Linie seine Erwerbungen sicherstellen. Es gelang wider Erwarten rasch, denn schon am 27. Februar 1885, einen Tag nach der Unterzeichnung der Kongoakte in Berlin, erhielt er den Schutzbrief des deutschen Kaisers durch Vermittelung des Reichskanzleramtes. Derselbe lautete:

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden deutscher Kaiser, König von Preußen, thun kund und fügen hiermit zu wissen: „Nachdem die derzeitigen Vorsitzenden der „Gesellschaft für Deutsche Kolonisation", Dr. Karl Peters und Unser Kammerherr, Felix, Graf Behr-Bandelin, Unsern Schutz für die Gebietserwerbungen der Gesellschaft in Ostafrika, westlich von dem Reiche des Sultans von Sansibar, außerhalb der Oberhoheit andrer Mächte, nachgesucht und Uns die von besagtem Dr. Karl Peters zunächst mit den Herrschern von Usagara, Nguru, Useguha und Ukami im November und Dezember v. J. abgeschlossenen Verträge, durch welche ihm diese

Gebiete für die deutsche Kolonisationsgesellschaft mit den Rechten der Landeshoheit abgetreten worden sind, mit dem Ansuchen vorgelegt haben, diese Gebiete unter Unsre Oberhoheit zu stellen, so bestätigen Wir hiermit, daß Wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete, vorbehaltlich Unsrer Entschließungen auf Grund weiterer Uns nachzuweisenden vertragsmäßigen Erwerbungen der Gesellschaft oder ihrer Rechtsnachfolger in jener Gegend, unter Unsern kaiserlichen Schutz gestellt haben. Wir verleihen der besagten Gesellschaft unter der Bedingung, daß sie eine deutsche Gesellschaft bleibt und daß die Mitglieder des Direktoriums oder die sonst mit der Leitung betrauten Personen Angehörige des Deutschen Reiches sind, sowie den Rechtsnachfolgern dieser Gesellschaft unter gleichen Voraussetzungen die Befugnis zur Ausübung aller aus den Uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte, einschließlich der Gerichtsbarkeit, gegenüber den Eingeborenen und den in diesen Gebieten sich niederlassenden oder zu Handels- und andern Zwecken sich aufhaltenden Angehörigen des Reiches und andrer Nationen, unter der Aufsicht Unsrer Regierung und vorbehaltlich weiterer von Uns zu erlassenden Anordnungen und Ergänzungen dieses Unsres Schutzbriefes.

„Zu Urkund dessen haben Wir diesen Schutzbrief Höchsteigenhändig vollzogen und mit Unsrem Kaiserlichen Insiegel versehen lassen.

Gegeben Berlin, den 27. Februar 1885.

(gez.) Wilhelm.
(ggz.) v. Bismarck.

Ehe wir dazu übergehen, die Errungenschaften des Dr. Peters kurz ins Auge zu fassen, sei es gestattet, die Thatsache der Erteilung des Schutzbriefes einer Betrachtung zu unterziehen. Dieser Akt ist s. Z. in seiner ganzen Bedeutung viel zu wenig gewürdigt worden. Glänzende Aussichten eröffneten sich damit der deutschen Kolonial- und auswärtigen Politik, welche aber leider durch ein nachfolgendes verändertes Verhalten der deutschen Reichsregierung nicht erfüllt werden sollten. Entgegen allen bisherigen diplomatischen Gepflogenheiten hatte die Regierung kühn und keck ohne ängstliches Erwägen zugegriffen.

Die Verhältnisse an der afrikanischen Ostküste, welche durch unsre Einmischung einer so jähen Veränderung unterworfen worden waren, lagen folgendermaßen: Der Sultan von Sansibar war in der That nichts andres mehr als ein englischer Vasall, trotz der ihm von Frankreich und England in der Erklärung vom 10. März 1862 gemeinsam garantierten Selbständigkeit.

Das englische Übergewicht war immer mehr befestigt worden, besonders von dem Augenblick an, als Sir Bartle Frere den Sultan von Sansibar am 5. Juni 1873 zur Unterzeichnung eines Vertrages zwang, demgemäß der Sklavenhandel, wenn auch nicht ganz unterdrückt, so doch bedeutend eingeschränkt wurde. Große Summen verschlangen die von dem englischen Geschwader fortgesetzt gemachten Anstrengungen, die Ausführung des Vertrages zu sichern. Eine immer mehr zunehmende Einwanderung britischer Inder, welche im Besitze großer Kapitalien waren, brachte nach und nach den ganzen Handel auf weite Ausdehnung in deren Hände. Der englische diplomatische Agent Sir John Kirk, ein früherer Begleiter Livingstones, war zuletzt beinahe allmächtig in Sansibar. Die Bevölkerung sagte von ihm: anakata maneno sote (wörtlich: er zerschneidet alle Worte, d. h. er gibt immer den Ausschlag). Kirk hatte ein Ziel unentwegt im Auge: die Erwerbung Sansibars und der ganzen Ostküste als englische Kolonie.

Die englisch-indische Regierung hatte, um Verwickelungen zu vermeiden, schon unter dem Vorgänger Said Bargaschs, Said Madjid, die Verpflichtung von diesem übernommen, an Maskat alljährlich einen Tribut von 40 000 Dollars zu zahlen, als Said Madjid sich weigerte, die Zahlung dieser Summe nach dem Tode Said Suenis von Maskat ferner zu leisten. An der Küste und an vielen Punkten des Hinterlandes von Sansibar waren eine Menge englischer Missionäre thätig. Überall waren englische Interessen zu wahren. Niemand wird demnach im Ernste behaupten können, daß England keine Rechte und Ansprüche an der afrikanischen Ostküste gehabt habe. — Im Angesichte aller dieser Thatsachen schritt Deutschland rücksichtslos zur Besitzergreifung der von Dr. Peters gemachten Erwerbungen.

Als Deutschland zu Anfang des Jahres 1885 die Kolonialpolitik in solch offensive Bahnen leitete, legte das englische Kabinett sofort Verwahrung ein. Dieselben wurden vom Auswärtigen Amte nicht

berücksichtigt, vielmehr der oben erwähnte Schutzbrief erteilt. Fast zu derselben Zeit ging der zum Generalkonsul ernannte Afrikaforscher Gerhard Rohlfs an Bord eines Kriegsdampfers nach Sansibar mit der offenkundigen Absicht, den Sultan zum Beitritt zur Kongokonferenz zu bestimmen, und einige Tage später erhielt das englische Kabinett die offizielle Anzeige von der Erteilung des Schutzbriefes an Dr. Peters, welcher das deutsche Protektorat über die erworbenen Provinzen erklärte.

Wenn man aus allen diesen Ereignissen das Facit zieht, so waren Anzeigen einer denkbar kräftigsten Kolonialpolitik vorhanden, welche in hohem Grade geeignet schien, weitschauende Ziele zu verfolgen, Deutschlands leistungsfähiger Industrie und seinem schon damals bedeutenden überseeischen Handel neue Wege zu öffnen und Ausgangspunkte für weitere Unternehmungen zu schaffen. Das kräftige und entschiedene Vorgehen der deutschen Reichsregierung mußte eine frohe Zuversicht für die Zukunft eröffnen und das Nationalbewußtsein, besonders der Deutschen im Auslande fördern. Die Wirkungen des kraftbewußten Auftretens unsrer Reichsregierung sollte sich sogleich ganz besonders nach der am meisten betroffenen Seite äußern. Wir meinen den Sultan von Sansibar. Als derselbe am 25. April 1885 offizielle Kenntnis von der Erteilung des Schutzbriefes erhielt, ließ er ungesäumt, zweifellos unter englischem Einfluß stehend, ein Telegramm folgenden Inhaltes an den deutschen Kaiser abgehen:

„Wir haben vom Generalkonsul Rohlfs Abschrift von Euer Majestät Proklamation vom 27. Februar empfangen, wonach Gebiete in Usagara, Nguru und Ukami, von denen es heißt, daß sie westlich von unsern Besitzungen liegen, Eurer Oberhoheit und deutscher Regierung unterstellt sind. Wir protestieren hiergegen, weil diese Gebiete uns gehören und wir dort Militärstationen halten und jene Häuptlinge, welche die Abtretung von Souveränitätsrechten an die Agenten der Gesellschaft anbieten, dazu nicht die Befugnis haben: diese Plätze haben uns gehört seit der Zeit unsrer Väter."

Zu gleicher Zeit sandte Said Bargasch Truppen nach Usagara, Witu und Dschagga, um die deutsche Besitzergreifung ungültig zu machen.

Der Protest des Sultan Said Bargasch war, wenn wir unparteiisch urteilen sollen, in allen Punkten berechtigt, die in Frage

kommenden Gebiete befanden sich thatsächlich unter seiner Oberhoheit. Seit einer langen Reihe von Jahren waren nämlich die betreffenden Gebiete allenthalben von arabischen und wasuaheli Händlern durchsetzt. An den bedeutendsten Punkten hatte Said Bargasch den jeweilig einflußreichsten Araber zum Wali ernannt, an kleinen zahlreichen umher zerstreuten Orten je drei bis vier Belutschen stationiert. In Mamboia auf der Route Sadaani-Mpapua hatte er eine befestigte Station angelegt, wo regelmäßig eine Abteilung seiner regulären Soldaten lag und zeitweilig sich sein General, der in seinen Diensten stehende Engländer Mathews, aufhielt; in Kondôa befand sich ein Schiach (Scheik) ebenso in Mwomero, in Muini Msagara ein Wali mit einem Detachement Belutschen, und gerade diesem zahlte der Häuptling von Usagara, Muini Msagara, sowie die andern Häuptlinge Tribut. Alle Beamten waren verpflichtet, die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, und sie erfüllten diese ihre Aufgabe zweckentsprechend. Anderweitig erhoben allerdings die Häuptlinge, wie z. B. der von Simbamuene, einen kleinen Wegezoll, Hongo, allein Said Bargasch und die Araber duldeten dies, so lange er für Ordnung im Lande sorgte. Said Bargasch betrachtete diese Gebiete immer als die seinen, und nie kam ihm der Gedanke, daß eine andre Macht Anspruch darauf erheben könne, er hielt es nicht für notwendig, schriftliche Verträge da abzuschließen, wo er längst die thatsächliche Herrschaft ausübte. Wenn auch diese Machtentfaltung unsern Begriffen von Herrschaft nicht entsprach, so genügte sie doch vollständig für den Zweck.

Weiter im Innern in Unjamuesi lagen die Verhältnisse ebenso, doch sprechen wir davon an geeigneter Stelle. Über all diese Thatsachen, ob sie der deutschen Regierung bekannt waren, wissen wir nicht, ging dieselbe ruhig hinweg, ebenso wie über die Ansprüche der Engländer, und war auch der Belehrung durch Said Bargasch unzugänglich. Es genügte ihr, den Willen zu haben, die Gebiete zu besitzen, um sie mit Beschlag zu legen. Darin lag der viel zu wenig gewürdigte Schwerpunkt der damaligen ungewöhnlich kräftigen und erfolgreichen Kolonialpolitik. Dr. Peters und seine Gesellschaft waren mit dem Schutzbrief dem Sultan Said Bargasch gegenüber allerdings im Vorteil, als sie für den Fall eines Konfliktes geschriebene Verträge besaßen. Der starke Wille der deutschen Regierung genügte, die erworbenen

Gebiete waren und blieben in Händen der Gesellschaft trotz des Sultans thatsächlich besseren Rechtes; wenn dagegen der Beamte des Sultans Said Bargasch, welcher in Mwomero saß, Salim bin Hamed, eine schriftliche Erklärung abgab, daß sein Herr keine Oberhoheit in Usagara und Useguha ausübte, so hat er einfach die Wahrheit verdunkelt. Der Verfasser hatte selbst Gelegenheit, sich auf seiner Reise von der Lage der oben geschilderten Dinge zu überzeugen, und notorisch ließen sich alle Expeditionen, welcher Nation sie angehören mochten, vom Sultan Empfehlungsbriefe nach dem Innern geben. Wenn dieselben nichts mehr zu bedeuten hatten als ein unbeschriebenes Blatt Papier, so hatte dies ganz besondere Gründe, indem sie gar nicht mehr sein sollten.

Said Bargasch erzielte mit seinem Protest, wie bemerkt, keine Wirkung, als daß ihm Fürst Bismarck auf sein beleidigendes Telegramm eine energische Antwort zu teil werden ließ, worauf Said Bargasch sich dazu verstand, seine Truppen zurückzuziehen. Um aber eine nachhaltige Anerkennung des deutschen Schutzgebietes zu erwirken und um dem Sultan sowie der ganzen Bevölkerung Deutschlands Macht augenscheinlich vorzuführen, mußte ein starkes deutsches Geschwader vor Sansibar erscheinen.

Das Erscheinen der deutschen Kriegsschiffe machte in Sansibar auf den Sultan, die Araber und die Negerbevölkerung den tiefsten Eindruck. Man erreichte damit, daß Said Bargasch eine befriedigende Erklärung wegen seines Telegrammes abgab und die Herrschaft über die Schutzgebiete rückhaltlos anerkannte. Auch hier war es englischer Einfluß, welcher sich, diesmal jedoch zu unsern gunsten, bemerkbar machte. England hatte, durch das bestimmte Verfahren Bismarcks vor die Wahl eines Konfliktes oder eines Vergleiches gestellt, den letztgenannten Weg gewählt und seinem Vertreter, Sir John Kirk, den Befehl erteilt, in allen Dingen gemeinsam mit seinen deutschen Kollegen vorzugehen, unter dem üblichen Vorbehalt des englischen Kabinetts, und erklärte in einem weiteren Notenwechsel, die deutschen Kolonisationspläne nicht durchkreuzen zu wollen. Hier konnte man recht deutlich den alten Erfahrungssatz bestätigt sehen, daß das säbelrasselnde England sofort die Klinge in die Scheide steckt, wo man ihm ebenfalls ein blankes Schwert zeigt.

England war von Deutschland überrumpelt worden und hatte trotz jahrzehntelanger Anstrengung sehen müssen, wie ihm diese junge Kolonialmacht in Ostafrika zuvorgekommen war. Im Gefühl vollständiger Sicherheit hatte das englische Kabinett gar nicht daran gedacht, dort je einen Mitbewerber zu sehen. Nun mußte es bedacht sein, den Schaden so gut wie möglich auszubessern und zu retten, was übrig blieb. Englands Bereitwilligkeit hatte also seine guten Gründe. Wie schon erwähnt, hatten England und Frankreich am 10. März ein Abkommen geschlossen, in welchem dem Sultan von Sansibar die Unabhängigkeit garantiert wurde. So lange Deutschland diesem Übereinkommen nicht beigetreten war, bestand die Gefahr, daß dieses, in seiner bisherigen energischen Weise fortfahrend, eines Tages das ganze Sultanat einstecken könne. Schien doch die Gefahr während der deutschen Flottendemonstration vor Sansibar sehr nahe zu liegen. England verzichtete aber keineswegs auf seine Ansprüche in Ostafrika, und um ganz sicher zu gehen, war es so klug gewesen, Deutschland durch seine Unterstützung in Sansibar sich zu Dank zu verpflichten. Die kaiserlich deutsche Regierung bestätigte gern, daß sie die friedliche Lösung der offiziösen Vermittelung der Geschäftsträger Großbritanniens verdankte. England hatte damit schriftlich eine Anweisung auf Deutschlands Dankbarkeit und säumte nicht, den ausgestellten Wechsel einzulösen, indem auf sein Betreiben Deutschland jenem englisch-französischen Abkommen beitrat und ebenfalls des Sultans Unabhängigkeit garantierte. Wenn Deutschland damit auch eine weitere rückhaltlose Anerkennung seiner Forderungen gegenüber dem Sultan erwirkte und sogar erreichte, daß die Häfen Pangani und Dar es Salaam in der Form einer Zollpacht an die Ostafrikanische Gesellschaft abgetreten wurde, so hatte man sich doch damit die Hände gebunden. Mehr konnte England vorläufig nicht erreichen. Mit dem Beitreten Deutschlands zu jenem Abkommen war England Sansibar für die Zukunft sicher. Niemand, sagte sich das englische Kabinett, wird sich nun mit der Frage beschäftigen, was gedenkt Großbritannien später bezüglich Sansibars zu thun, und derartige Verträge werden bekanntlich in vielen Fällen nur geschlossen, um in aller Ruhe Vorbereitungen zur Durchkreuzung derselben treffen zu können und um im geeigneten Augenblicke nicht gehalten zu werden. Von dieser Praxis machte England denn auch thatsächlich ausgiebigen Gebrauch.

Inzwischen hatten sich auch in Deutschland in kolonialen Kreisen die Dinge verändert. Die erfolgreiche Expedition des Dr. Peters, die schnelle Erteilung des Schutzbriefes hatten dem jungen Unternehmen eine Menge neuer Freunde und, was die Hauptsache war, Kapital zugeführt. Es zeigte sich nun die unabweisbare Notwendigkeit einer Neukonstituierung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation. In der bisherigen Form genügte sie den Ansprüchen nicht mehr. Die Schwierigkeit, welche die juristische Form darbot, löste man durch Gründung einer Kommanditgesellschaft, welche unter der Firma: „Karl Peters und Genossen" in das Firmenregister eingetragen wurde. Dr. Peters übertrug man die Leitung. Dieser erkannte mit richtigem Blick, daß man zunächst darauf bedacht sein mußte, möglichst weitgehende Gebiete für die Gesellschaft zu gewinnen. Ein zu viel konnte man leichter wieder abgeben, als ein zu wenig später vergrößern.

Nun folgte eine Zeit, welche man später „die Periode des Flaggenhissens" genannt hat. Dr. Peters hat sich damals eine Menge Gegner geschaffen und die Kolonialpolitik etwas in Mißkredit gebracht durch das Anpreisen und Lärmschlagen und zum nicht geringen Teil durch die Art und Weise seiner ersten Erwerbungen, welche in einer für den besonnenen Deutschen wenig sympathischen, zu burschikosen Weise geschah, so daß man vielfach die ganze Sache nicht ernst nehmen wollte. Die Schilderung dieser Reise wäre in der gegebenen Form besser ganz unterblieben. Jedenfalls aber haben wir es der Rührigkeit des Dr. Peters zu verdanken, daß im Mai 1885 bis Februar 1886 die unten aufgeführten Gebiete unter die Oberhoheit der Gesellschaft gebracht wurden:

die Nordküste des Somalilandes von Halule bis Warscheikh durch Regierungsbaumeister Hörnecke und Leutnant von Andersen im September 1885,

die Küste des Somalilandes an der Wubuschimündung durch Dr. Jühlke, Leutnant Günther und Jancke im Herbst 1886,

das Land nördlich und südlich vom Sabaki durch Leutnant von Andersen im Januar 1886,

Usambara, Pare und Dschaggaland am Kilimandscharo durch Dr. Jühlke und Premierleutnant Kurt Weiß im Mai 1885,

Usaramo durch Leutnant Schmidt und Söhnge im September 1885,

Kutu durch den Grafen Pfeil im Juni 1885,

Uhähä, Mahenga, Ubäna und das Land der Wangindo zwischen Rufidji und Rowuma, ebenfalls durch den Grafen Pfeil im November 1885.

Die Verhältnisse waren mittlerweile so weit gediehen, daß eine Regelung derselben auf diplomatischem Wege nicht länger hinausgeschoben werden konnte. Dahinzielende Verhandlungen wurden nunmehr am 23. Dezember 1885 eingeleitet und fanden ihren Abschluß in dem „internationalen Abkommen zu London am 1. November 1886". Danach erkannte Deutschland und Großbritannien die Souveränität des Sultans an über die Inseln Sansibar und Pemba, über alle andern kleinen Inseln, welche in der Nähe der beiden innerhalb eines Umkreises von zwölf Seemeilen lagen, ebenso über die Inseln Lamu und Mafia.

Auf dem Festland hatte eine gemischte Kommission die Verhältnisse betreffs des Sultans Machtvollkommenheit untersucht, und war zu dem Resultat gekommen, daß der Besitz des Sultans von Sansibar, entsprechend seiner Machtentfaltung, nicht über fünf Seemeilen landeinwärts, gerechnet von dem höchsten Flutenstand, reiche. Dementsprechend gestanden ihm die beiden Vertragsmächte auch nicht mehr zu, wie den schmalen, fünf Seemeilen breiten Streifen parallel der Küste, ununterbrochen laufend von der Mündung des Mininganiflusses am Ausgang der Tungibucht bis Kipini. Ferner wurden dem Sultan von Sansibar an der Somaliküste die Stationen Kismaju, Barawa, Marka und Makdischu zugesprochen, deren Ausdehnung see- und landwärts nach denselben Grundsätzen wie oben festgesetzt wurden.

In demselben Vertrage wurden die beiderseitigen Interessensphären in vorläufiger Abgrenzung festgestellt. England verpflichtete sich zur Unterstützung Deutschlands gegenüber dem Sultan. Beide Mächte machten sich verbindlich, den Sultan zum Beitritt zu der Generalakte der Berliner Kongokonferenz zu bestimmen.

Damit war leider die Periode der friedlichen Weiterentwickelung abgeschlossen, der Aufstand brach aus, noch zu Lebzeiten des Sultans Said Bargasch. Wir werden diese Vorgänge einer eingehenderen Betrachtung würdigen, bilden sie doch die interessantesten Vorgänge an der Ostküste in letzter Zeit. Nach Beendigung der kriegerischen Wirren unter den Nachfolgern Said Bargaschs, Said Khalifa und

Said Ali, wurde das englisch-deutsche Abkommen geschlossen und damit die Grenzen Deutsch-Ostafrikas endgültig im ganzen Umfange festgesetzt. In dem Vertrage vom 1. November 1886 war die Grenze nur für den östlichen Teil des ganzen Gebietes bestimmt, und zwar derart, daß im Süden der Rowumafluß von seiner Mündung bis zu dem Punkte der Einmündung des Msinjeflusses, von dort weiter auf dem Breitengrade dieses Punktes bis zum Ufer des Nyassasees laufend, die Grenze bilden sollte. Im Norden war das Gebiet begrenzt von einer Linie, deren Verlauf der folgende war: beginnend mit der Mündung des Flusses Wanga oder Umba lief sie in gerader Linie nach dem Ipesee, weiterhin entlang dem Ostufer und um das Nordufer des Sees führend, den Fluß Lumi überschreitend, um die Landschaft Taweta, um Dschagga in der Mitte zu durchschneiden; dann entlang dem nördlichen Abhang der Bergkette des Kilimandscharo, um in gerader Linie weiter geführt zu werden bis zu demjenigen Punkte am Ostufer des Viktoria-Njansasees, welcher von dem ersten Grade südlicher Breite getroffen wird. Die östliche Grenze wurde durch den schmalen Küstenstreifen bestimmt, welcher damals den Besitz des Sultans von Sansibar bildete.

Wir berühren in unsern Ausführungen die übrigen Erwerbungen, Witu und die Somalikküste, nicht, da die Vorgänge dort fortan für uns nur geschichtliches Interesse haben, denn sie gehören nicht mehr zu unserm Kolonialbesitz.

An die Bestimmungen des obigen Vertrages anknüpfend oder dieselben vielmehr weiterführend, schlossen England und Deutschland am 1. Juli 1890 einen Vertrag, demzufolge die Grenze in folgender Weise in dem westlichen Teil des Gebietes fortgeführt wurde: im Norden durch eine Linie, welche den Viktoria-Njansa auf dem ersten Grade südlicher Breite überschreitet und diesem Breitengrade bis zur Grenze des Kongostaates folgt, wo sie ihr Ende findet. Dabei ist der Mfumbiroberg nicht mit einbegriffen, selbst wenn sich herausstellen sollte, daß dieser südlich von dem ersten Grad südlicher Breite liegt.

Im Süden wurde die Interessensphäre begrenzt durch die Linie, welche, anknüpfend an den Punkt, wo der Breitengrad die Mündung des Msinjeflusses in den Rowuma, den Nyassa, trifft, sich längs des Ost-, Nord- und Westufers des Nyassasees bis zum nördlichen Ufer

der Mündung des Songwesflusses fortsetzt. Sie geht dann diesen Fluß bis zu seinem Schnittpunkte mit dem dreiunddreißigsten Grade östlicher Länge hinauf und folgt ihm weiter bis zu demjenigen Punkte, wo an der Grenze des in dem ersten Artikel der Berliner Konferenz beschriebenen geographischen Kongobeckens, wie dieselbe auf der dem neunten Protokoll der Konferenz beigefügten Karte gezeichnet ist, am nächsten kommt (so sagt der Wortlaut des Vertrages). Von hier geht sie in gerader Linie auf die Grenze des Kongostaates zu und führt an derselben entlang bis zu deren Schnittpunkte mit dem zweiund-dreißigsten Grade östlicher Länge. Sie wendet sich dann in gerader Linie bis zu dem Vereinigungspunkt des Nord- und Südarmes des Kilambofluſſes, welchem sie dann bis zu seiner Mündung in den Tanganikasee folgt. Im Westen verläuft die Grenze von der Mündung des Kilambofluſſes bis zum ersten Grade südlicher Breite und fällt mit der Grenze des Kongostaates zusammen. Im Artikel XI. verpflichtete sich Großbritannien, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um ein freundschaftliches Übereinkommen zu erleichtern, wodurch der Sultan von Sansibar seinen auf dem Festlande gelegenen und in den vorhandenen Konzessionen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft erwähnten Besitzungen nebst Dependenzen, sowie die Insel Mafia an Deutschland ohne Vorbehalt abtritt. Dies ist inzwischen geschehen, indem der Sultan eine Entschädigung von vier Millionen Mark von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft ausgezahlt erhielt. Deutschland besitzt somit das ganze Gebiet einschließlich des früher dem Sultan von Sansibar gehörigen Küstenstreifens. England wurde freies Durchzugsrecht durch unsre Gebiete von Norden nach Süden und umgekehrt zugesprochen, während von einem gleichen Rechte für uns, betreffend die englischen Gebiete, nirgends die Rede ist. Deutschland verpflichtete sich dagegen, die Schutzherrschaft Großbritanniens anzuerkennen über die verbleibenden Besitzungen des Sultans von Sansibar mit Einschluß der Inseln Sansibar und Pemba, sowie über die Besitzungen des Sultans von Witu.

Wenn es auch nicht unsre Aufgabe sein kann, hier Kritik an den Bestimmungen des Vertrages zu üben, so muß gesagt werden, daß ein Mißgriff mit der Preisgabe der Insel Sansibar geschehen ist, abgesehen von andern ungünstigen Bestimmungen des Ver-

trages, welcher bekanntlich auch die Grenzregelung unsrer sämtlichen übrigen afrikanischen Kolonien festlegt. Es handelt sich bei derartigen Abmachungen nicht allein um die Feststellung mehr oder weniger großer Gebiete, wobei es selbstverständlich nicht auf einige Quadratmeilen Landes ankommen kann, es muß in solchen Fällen auch der Umfang des Ansehens in Betracht gezogen werden, auf welches eine Nation wie die deutsche nicht nur Anspruch hat, sondern geradezu verpflichtet ist, solchen zu erheben, umsomehr, als wir es in den in Frage kommenden Gebieten mit halbzivilisierten und ganz wilden Völkern zu thun haben. Derartige Völker haben ein ungewöhnlich feines Empfinden für Machtäußerungen, ohne dabei in der Lage zu sein, die politischen Beweggründe solch einschneidender Operationen, wie sie in Afrika stattfanden, beurteilen zu können. Daß wir mit dem Abschluß des Vertrages in seiner vorliegenden Form eine Einbuße an Ansehen erlitten haben, ist zweifellos, und nur schwer, unter großen Opfern und innerhalb langer Zeit läßt sich der Schaden ausbessern.

England hatte sein möglichstes erreicht, Sansibar, das Eingangsthor Afrikas, war in seine Hände gekommen. Was kümmerte England der Vertrag vom 10. März 1862, den es mit Frankreich geschlossen, darin dem Sultan von Sansibar die Selbständigkeit garantierend.

Welche erstaunliche Entwickelung hat unsre Kolonialbewegung in Ostafrika genommen: Im September 1884 machte sich Dr. Peters reisefertig, um irgendwo in Afrika Land zu kaufen in der Absicht, deutsche Kolonien zu gründen. Am 27. Februar 1885 wurde einer Kommanditgesellschaft der kaiserliche Schutzbrief über ein Gebiet von der ungefähren Größe Bayerns erteilt. Schon fünf Jahre später mußte sich das stolze England, welches ein Monopol auf allmähliche Beschlagnahme sämtlicher herrenloser Länder zu besitzen glaubte, entschließen, am 1. Juli 1890 das englisch-deutsche Abkommen mit uns zu vereinbaren, demzufolge Deutschland in Ostafrika ein Gebiet zugesprochen wurde von der doppelten Größe des Heimatlandes. Nicht zu vergessen die Abtretung der Insel Helgoland an Deutschland. Wie ungeheuer stark mußten die treibenden Kräfte wirken, welche derartige Ereignisse zeitigten.

Allgemeine Schilderung des deutsch-ostafrikanischen Gebietes.

Das ungeheure wissenschaftliche Material, welches uns die Arbeit der Forscher geliefert hat, läßt uns Afrika als denjenigen Kontinent erkennen, welcher sich durch eine außerordentliche Gleichförmigkeit auszeichnet. Schon in der einfachen Küstengliederung deutet sich dies an. Diese Gleichförmigkeit des geologischen Aufbaues bedingt eine solche auch nach allen andern Richtungen. Wir finden ein gleichmäßiges Klima, wenn wir von den Wüstengebieten absehen, eine ziemlich gleichartige Pflanzendecke, verschieden nur auf sehr weitgedehnten Strecken, wir nennen nur die enormen Waldsteppenbildungen des südlichen und östlichen Teils und die Gegenden, wo feuchte Wälder auf große Ausbreitung vorherrschen, wie im mittleren und unteren Kongogebiete. Die Bewohner, deren Charakter, Lebensweise und Sitten zeigen in großen Zügen auch jene Gleichmäßigkeit, und dies alles gilt dementsprechend auch für Deutsch-Ostafrika.

Wir müssen zunächst den geologischen Bau ins Auge fassen. Das ganze Gebiet Ostafrikas zeigt uns überall Urgestein, Gneis, Granit und roten Sandstein in weitaus vorherrschender Weise, und auch hier tritt uns als zweites wesentliches Merkmal von ganz Afrika der ausgesprochene Hochplateaucharakter entgegen. Da seit der Entstehung des Kontinents keine gewaltsamen plötzlichen geologischen Änderungen stattgefunden haben, konnten die abtragenden Naturkräfte, das Wasser und die Atmosphärilien, seit unendlichen Zeitaltern wirken, und so sehen wir heute nur noch Reste alter Gebirge vor uns im inneren Hochplateau und in den Randgebirgen desselben. Die Erde ist durch allmähliche Abkühlung unausgesetzter Zusammenziehung unterworfen. Dieselbe

bewirkt in erster Linie Faltenbildungen, welche zu Aufwerfungen in Gestalt von Gebirgen Veranlassung geben, anderseits entstehen Einsenkungen und Erdspalten. Als in ihrer Großartigkeit einzig auf der Erde dastehendes Beispiel dieser Art haben wir solche Spalten in Ostafrika vor uns, welche in fast meridionaler Richtung parallel verlaufend, die Becken der innerafrikanischen Seen bilden.

Nur an einer Stelle haben in Deutsch-Ostafrika vulkanische Kräfte die Erde durchbrochen und im nördlichen Teil den gewaltigen Kilimandscharo aufgebaut.

Gehen wir auf Einzelheiten ein, so finden wir an dem Meere zunächst einen schmalen Küstensaum, welcher, nur ganz allmählich zu Höhen von kaum hundert Metern ansteigend, gegen Süden an Breite zunimmt. In den nördlichen Gebieten ist dieser Küstenstreifen nur zwanzig bis dreißig Kilometer breit, ehe er den Fuß der Randgebirge erreicht, in den mittleren Teilen wächst die Breite auf sechzig bis siebzig Kilometer und in den südlichsten noch am wenigsten erforschten Teilen dehnt sich niederes Terrain bis zum Fuße der imposanten Nyassaberge.

Die Randgebirge stellen eine Kette von Gebirgen dar, deren Verlauf im allgemeinen der Küste folgt, um im Süden in weitem Bogen bis gegen den Nyassa zurückzutreten. In ununterbrochener Folge, nur in der Höhe verschieden, können wir von Norden nach Süden die Gemeinsamkeit dieser Erhebungen verfolgen, wenn wir mit dem Berglande Usambara mit durchschnittlicher Höhe von 1200 bis 1400 m beginnen. Der Kilimandscharo als einzelner Bergkegel erfordert besondere Beachtung. Südwärts fortschreitend schließen sich nach Überschreitung einer Einsattelung die Bergzüge von Useguha an, welche, als Terrassenerhebung von der Küstenzone aus zu 250 bis 360 m ansteigend, vor die schönen Berge von Nguru gelagert sind. Bei schönem klaren Wetter sind deren über 1200 m hohe Gipfel sogar in Sansibar sichtbar. Weiter schließen sich, in der eingeschlagenen Richtung laufend, die landschaftlich herrlichen Berge von Usagara und die Kideteberge an. Sie recken ihre stolzen Häupter bis zu 2100 m empor. Mit Gipfeln von ungefähr gleicher Höhe folgen weiterhin die Rubäho- und Mahengeberge. Vor diesen lagern die Berge von Ukami und Kutu, um sich schließlich nach dem Lande zwischen Rowuma

und Rufidji abzuflachen. Nur durch einen ganz schmalen Rücken, dessen höchste Erhebungen nicht über 800 m hoch zu sein scheinen, stehen sie im Zusammenhang mit den Nyassabergen, welche Höhen bis zu 3000 m aufweisen.

Haben wir diese Berge, uns westwärts wendend, überschritten, so ist der Abstieg dorthin kaum bemerkbar, wir haben das innere Hochplateau erreicht und befinden uns bis zum Tanganika und nördlich zum Viktoria-Njansa auf einem riesigen Hochplateau in durchschnittlicher Höhe von 1000—1500 m, durchsetzt von niederen sanftgewellten Granit- und Gneishügeln und -Kuppen. In den östlichen Teilen zeigen sich in großer Häufigkeit oft riesige Granit- und Gneisfelsen und -Blöcke, welche an erratische Blöcke erinnern, besonders da Verwitterung und vom Wind bewegter Sand den Felsen ein Aussehen geben, als habe Wasser Auswaschungen an denselben bewirkt. Diese Felspartien und Kuppen sind Trümmer des Gerippes uralter Gebirge.

Hydrographisch gehört Deutsch-Ostafrika dem Indischen Ozean, dem Nil und dem Kongo an.

Die Gletscher des in die Regionen ewigen Eises hinaufragenden Kilimandscharo speisen den Panganifluß, welcher bei der Stadt Pangani ins Meer mündet. Auf seinem ziemlich geraden Lauf strömt er zuerst in sanftem Bogen über Felsen dahin, um in seinem unteren Lauf nach Osten umzubiegen. Er nimmt auch die Wasser auf, welche von der südlichen Hälfte Usambaras thalwärts strömen, während die nördliche Seite dieses Gebirges nach dem Umba zu entwässert wird, einem unbedeutenden Flüßchen, an dessen Mündung in den Ozean der Ort Wanga als Ausgangspunkt der Grenze des im Norden sich anschließenden englischen Gebietes liegt.

Die Nguru-, Usagara- und Ukamiberge und zum Teil auch noch die Rubähoberge senden ihre Wasser durch den Mkata oder Wami thalwärts. Ukami beteiligt sich daran aber nur mit den Abflüssen seiner Westhänge, während von dessen Nord-, Ost- und Südseite der Kingani gespeist wird, ein Fluß, welcher von Süden so gut wie gar keine Zuflüsse aufnimmt.

Der Rufidji strömt von weit her. Seine Quellflüsse kommen als Kisigo aus Ugogo im Norden, als Ruaha von den Nordhängen der Nyassaberge und als Ulanga aus Mahenge im Süden.

Station Mikindani von der Seeseite.

Nach einer von Major v. Wißmann zur Verfügung gestellten Originalphotographie.

Der Rowuma entwässert die Osthänge der Nyassaberge.

Alle die Flüsse sind für die Schiffahrt fast ohne alle Bedeutung, führen aber das ganze Jahr über mehr oder weniger Wasser. Überhaupt ist das Küstengebiet bedeutend wasserreicher wie das Innere, und in den Bergen sprudeln und rieseln unzählige Wasserläufe, meist umsäumt von herrlichen Urwaldstreifen.

Eigentliche Flüsse weist dagegen das sehr wasserarme Innere nicht auf. Wir finden dort überall nur Regenströme, welche in der trockenen heißen Zeit entweder vollständig versiegen oder wie die bedeutenderen derselben nur eine Kette größerer und kleinerer Wasserbecken bilden, welche dann ohne Zusammenhang bleiben und von Nilpferden, Krokodilen und Fischen wimmeln und landschaftlich meist von unvergleichlichen Reizen und außerordentlicher Abwechselung sind. Der bedeutendste dieser Regenströme ist der Malagarasi, welcher sich in den Tanganika ergießt, d. h. solange er während der Regenzeit Wasser führt. Alle andern, sowohl diejenigen, welche dem System des Tanganika, als auch jene, welche dem Viktoria-Njansa und Rikwa im Südost des Tanganika und Nyassa angehören, sind ohne alle Bedeutung, ebenso die Rinnsale der Bäche des Massailandes, welche ihr Regenwasser dem Manjarasee und den im Norden desselben liegenden Natronseen zuführen.

Kehren wir zu dem Küstengebiet zurück, so finden wir, daß die Küste unsrer ostafrikanischen Besitzungen, entsprechend dem Aufbau des ganzen Kontinentes, sehr wenig gegliedert ist. Nur einige Einbuchtungen bieten dem Schiffer gegen die mächtige Dünung des Indischen Ozeans als Naturhäfen Schutz oder zeigen bei stürmischem Wetter durch vorgelagerte Inseln weniger unruhiges Wasser. Diese wenigen Häfen, zu welchen vor allen Tanga, der beste der ganzen deutschen Ostküste, ferner Dar es Salaam mit einem ebenfalls vortrefflichen Hafen, Kiloa und Lindi zu rechnen sind, bieten wegen Korallenbildungen auch Schwierigkeiten und sind zum Teil deswegen recht schwierig anzulaufen. Der flache Sandstrand zieht sich einförmig dahin, blendend weiße Dünen bildend. Von den Monsunen aufgewirbelt, führen sie wie alle Dünen ein unruhevolles Dasein. Nur wo eine üppig wuchernde Decke von Kräutern, kriechenden Schlinggewächsen und Gras Wurzeln fassen konnte, sind sie zum Stehen gebracht, wenn nicht Wellenschlag,

Wind und Flut aufs neue Breschen reißen in Erdwerke, welche sich das Meer selbst aufgerichtet hat. Die Flüsse legen die letzte Strecke ihres Weges trägen Laufes zurück und bilden meist Deltaanschwemmungen, deren bedeutendste dem Rufidji angehört, denn der Küstenstreifen ist in der Nähe des Meeres flach, und weit stromaufwärts machen Flut und Ebbe den Spiegel der Flüsse steigen und fallen und erzeugen dementsprechend bei Flut ein Rückwärtsströmen des Wassers.

In zahllosen Hinterwassern und lagunenartigen Gebilden mischen sich Fluß und Meer zu Brackwasser, dem Standorte der sonderbaren Mangroven, welche, grundlosem Schlamm- und Sumpfboden entsprossend, einförmige Waldungen bilden. Je nach dem Stand des Wassers gleichen sie überschwemmten oder auf Stelzen stehenden Wäldern. Diese Wälder atmen fieberschwangeren Pesthauch aus, nicht minder die Süß- und Brackwasserlagunen. Eine üppige, aber unschöne Vegetation säumt solche Sümpfe ein. Die Bäume sind von undurchdringlichen Schlingpflanzen überwuchert, in einförmiges Grün gekleidet, wie eine schlecht gemalte Landschaft sieht hier alles aus. Der Rand der mit brodelndem Schlamm angefüllten Sümpfe ist mit Schilf- und Rohrdickicht bestanden, das dunkelbraune, stinkende Wasser zeigt an seichten Stellen orangegelbe, gallertartige Raseneisensteingebilde, die tiefen Stellen mit Wasserrosen oder den kohlartigen Pistien bedeckt. Myriaden von Moskitos schweben in der Luft und sitzen in unzählbaren Scharen auf den Blattunterseiten an schattigen Stellen, wie ein dünner Schleier anzusehen. Sie überfallen jeden, der sich ihnen nähert oder sie aufstört, in unbarmherziger Blutgier. Eine feuchte schwüle Luft liegt auf dem Sumpfe, dem Lieblingsaufenthalte aller Arten von Wasservögeln, ein tausendfacher Chor von Fröschen führt ein ununterbrochenes Konzert aus.

Wo sich dagegen das Land auf zehn bis zwanzig Meter erhebt, ist alles staubtrocken, dichter Busch tritt an Stelle der Sumpfpflanzen, untermischt von hohen dunkelbelaubten Bäumen. Wenn nicht zuweilen ein kühler Hauch von der See her wehte, könnte man in der glühenden Mittagssonne kaum atmen. Gern sucht man daher die Stellen auf, wo die Eingeborenen im Schweiße ihres Angesichtes Nutzpflanzen angebaut haben und der dichtbelaubte Mangobaum oder weitgedehnte Kokospalmenhaine kühlen Schatten spenden. Die Felder der Ein-

geborenen sind mit Sorghum, Mais, Maniok, Bataten und Gemüsen bestanden, in feuchten Niederungen sehen wir üppige Reis- und Zuckerfelder. Hier und da schaut aus Bananenbeständen das strohgedeckte Giebeldach einer Negerhütte, und die Städte der Küste leuchten mit ihren weißgetünchten, aus Korallenkalk gemauerten Häusern schon von weit her. Das Meer ist von arabischen Dau- und kleinen Segelbooten belebt und am Horizont erblicken wir einen Dampfer oder ein Segelschiff.

Wenden wir uns landeinwärts, so durchschreiten wir zuerst dünenartige Hügel, mit dichtem Buschwald bestanden, unterbrochen von wiesenartigen Grasflächen. Die Flußniederungen zeigen in den flachen Überschwemmungsgebieten baumlose Grasflächen, welche nach der Regenzeit oft meterhoch von Wasser überflutet werden. In der trockenen Zeit ist der thonige Schlammboden derart ausgedörrt, daß sich nach allen Seiten unzählige, oft fußbreite Risse und Sprünge öffnen. Der holperige Pfad bereitet dann dem Fuß Marterqualen, weil von der Regenzeit her Spuren von Menschen und wilden Tieren, hier besonders Nilpferden, tief eingedrückt sind. Erhebt sich der Boden nur um ein geringes von seiner Umgebung, so treten sofort die merkwürdigen Flötenakazien auf (Acacia fistula), dünne, mit feinen Fiederblättern schwach belaubte Bäumchen von höchstens fünf Meter Höhe mit sperrigem Astwerk. Sie erhöhen mit ihrem dürftigen Aussehen recht sehr den Eindruck allgemeiner Trockenheit. Sie liefern gutes Gummi arabikum, die Rinde wahrscheinlich wertvolle Gerbstoffe. Weitstehend bilden die Flötenakazien Bestände von höchst melancholischem Aussehen. Sie sind bewehrt mit kleinfingerlangen Doppelstacheln. Der nackte Schwarze meidet sie schon deshalb, weil er fürchtet, mit seinen bloßen Füßen in die herabgefallenen schneeweißen Dornen zu treten. Der Stich derselben verursacht große Schmerzen, welcher sich zu einem peinigenden Brennen steigert wegen der feinen Brennhaare, die wie ein Hauch den Dorn überziehen. An ihrer Basis haben die immer paarweise stehenden Dornen eine Anschwellung von der Größe einer Hasel- bis Walnuß, welche anfangs saftig, allmählich dünnwandig verholzt. Irgend ein Insekt veranlaßt durch Stiche diese Anschwellung, wahrscheinlich die glänzend schwarze Ameise, welche man auf allen Bäumchen findet. Sie benutzen die hohlen Kapseln als Wohnungen.

Zu diesem Zwecke haben sie auch wahrscheinlich das $3{,}_5$ mm im Durchmesser haltende Loch hineingebohrt. Wenn nun der scharfe Südwestmonsun über das Land fegt und die windseits stehenden Löcher trifft, so entstehen leise und elfenhafte Töne, fernem Orgelklang gleichend. Erinnerungen an die Märchenwelt der Kindheit rufen sie wach.

Die ganz baumlose oder baumarme Savanne, von den Eingeborenen Mbuga genannt, tritt bis an den Fluß heran. Denken wir uns, daß wir von Bagamojo aus ins Land vordringen wollen, so werden wir bald, aus mannshohem Grase tretend, unvermutet die schmutzig-gelben Fluten des Kinganiflusses vor uns sehen, welche sich meerwärts wälzen. Wir sind an der Kinganifähre, jetzt deckt ein kleines Fort die Überfahrtsstelle. Dasselbe wurde von Herrn von Gravenreuth im August 1888 angelegt und besteht aus einem schußfesten, aus Wellblech gebauten Hause mit Umwallung. Eine Besatzung von zwölf Mann und eine kleine Schnellfeuerkanone genügen zur Deckung vollständig, während ein Stahlboot den Verkehr vermittelt. Früher waren die Einrichtungen sehr primitiv, nur einige schwanke schmale Einbäume vermittelten den ganzen ungeheuren Karawanenverkehr, und große Safari (Karawanen) brauchten oft tagelang, um hinüber zu kommen. Vieh wurde hinübergetrieben. Der Wali von Bagamojo erhob trotz der mangelhaften Einrichtungen einen ziemlich hohen Wegezoll, der wohl oder übel gezahlt werden mußte.

Beim Anblick der wirklich trostlosen Ufer erhalten wir zunächst einen sonderbaren Begriff von tropischer Ufervegetation. Vertrauen wir uns aber einem der schmalen Einbäume, Mtumbi genannt, an und lassen uns von dem Fährmann mit dem kurzen myrtenblattförmigen, leicht gebogenen Ruder stromauf- oder abwärts rudern, so können wir die Schönheit der Landschaft nicht genug bewundern. Wir haben hier das Bild eines typischen ostafrikanischen Stromes vor uns. In gespanntester Erwartung schauen wir dem ersehnten Augenblicke entgegen, wo wir das erste Nilpferd „in Freiheit dressiert" zu sehen bekommen sollen, denn der heutige Tag gilt der Jagd. Der zwischen sechzig und zweihundert Meter breite Strom ist auf der großen Ausdehnung seiner Ufer mit einem herrlichen Uferurwald eingesäumt. Kulissenartig schieben sich in den zahllosen Windungen die Baumgruppen voreinander. Uralte Riesen, mit luftigem oder dicht-

belaubtem Gipfel, himmelanstrebende Stämme mit lichtgrüner, glatter Rinde oder knorrige Bäume mit weit ausladenden Ästen. Graugrün belaubte Bäume, mit kirschgroßen, amarantroten Früchten beladen, ragen weit übers Wasser. Dazwischen schlanke Phönixpalmen, wo die Strömung am meisten sprudelt und gurgelt und über sumpfiges Land hinüberleckt, da stehen am liebsten die stammlosen Raphiapalmen mit ihren zehn bis fünfzehn Meter langen Wedeln. Trockene Stämme und rotes Wurzelwerk ragt aus dem Wasser. Und über alles klettern Lianen. Sie umklammern meterdicke Stämme und feine Äste, sie steigen in die Kronen hinauf und wehen im Winde, von Baum zu Baum in graziösen Festons oder einander selbst wie in wütendem Ringkampfe umschlingend, von Schenkeldicke bis zur Dünne eines Fadens. Stellenweise überwuchern sie die ganze übrige Vegetation und bilden Partien, als liege ein grüner Teppich auf Astwerk gebreitet. Wo tiefe Buchten und Hinterwasser von grünen Wiesenflächen begrenzt werden, erheben sich stolze Borassuspalmen mit mehrhundertjährigem Stamme, der in der Mitte dick angeschwollen ist. Die Fächerblätterkronen, deren einzelne Blätter oft zwei Armspannen Durchmesser erreicht, rascheln im Winde. Schilf und Binsen stehen am Ufer. Wohin man blickt, stromauf und -ab, überwältigende Großartigkeit. In eigentümlicher Beleuchtung erscheint die Landschaft, die glühende Sonne steht senkrecht über dem Scheitel, und so kommt es, daß alles im hellsten Lichte strahlend, in einförmig grünem Ton erscheint, während die Schatten sich tiefschwarz abheben. Nur am Morgen oder Abend spielen schöne satte Farben auf dem Laubwerk.

Auf trockengelaufenem Sand oder Schlammbänken liegen Krokodile, einige mit weit aufgerissenem Rachen, um sich von der Sonne das kalte Blut durchwärmen zu lassen, mißfarben wie alte abgestorbene Stämme. Bei unsrer Annäherung schieben sie sich sofort leise in den Fluß. Diejenigen, welche hoch oben auf den Bänken liegen, krümmen den Rücken wie ein Kater, heben den Schweif nach oben und mit hoch ausgreifenden Füßen laufen sie, den Schlamm aufspritzend, ins Wasser.

Ein reiches Vogelleben kann sich hier ungestört entfalten, in den Morgen- und Abendstunden zu regem Leben erwacht, während in den heißen Mittagsstunden alles schweigt. Zwischen den Krokodilen trippeln

ganz ungeniert die kosmopolitischen Strandläufer umher, geschäftig den Schlamm und Sand nach Insekten absuchend. Weiße Reiher stehen wie sinnend am Ufer, den starren Blick ins Wasser gerichtet. Wenn sie den spitzen Schnabel zuweilen blitzschnell in die Flut tauchen, glänzt fast jedesmal ein silberschimmernder Fisch darin. In die Luft geschleudert, wird er von dem nimmersatten Schlund des Vogels aufgefangen. Durch Ast- und Wurzelwerk huschen krächzend graue Nachtreiher. Ein reizender kleiner Eisvogel schwirrt an uns vorbei, in der Luft, den Kopf nach unten gesenkt, flattert ein schwarzweiß gesprenkelter Eisvogel immer an genau demselben Punkt, als sei er an einem Faden aufgehängt, um sich plötzlich ins Wasser zu stürzen, aus dem er sich schnell wieder emporarbeitet, dabei ein triumphierendes Gezwitscher ausstoßend, denn er hat ein blinkendes Fischlein erbeutet und wird es auf einem Aste verspeisen. Über uns erschallt die jauchzende Stimme des Schreiadlers. Über die Wasserfläche streicht schweren Fluges ein Riesenreiher mit rauh tönender Stimme und hoch in den Lüften kreist eine Schar Klaffschnäbel, schwarze storchartige Vögel, deren Schnabel sich nur an der Basis und der Spitze berührt, während dazwischen in der Mitte eine Öffnung frei bleibt, welche ihnen den Namen eingetragen. Einige Exemplare dieser Vögel stehen sinnend, den Kopf mit den klugen Augen auf den Rücken gelegt, am Ufer, andre stolzieren im Schlamm umher, um Muscheln zu fischen und in die Sonne zu legen, wo die Muschel, sich von selbst öffnend, dem Vogel das gewaltsame Öffnen erspart. Enten und Gänse streichen vor uns auf, ein Paar Ibis Hagedasch fliegen unaufhörlich schreiend, wie es ihre Gewohnheit ist, den Uferwald entlang. Überall pfeift, singt, schwirrt und flattert es.

Während wir, vom Strom getragen, ruhig dahin gleiten, erscheinen vor uns beim Umschiffen einer Biegung im Wasser mehrere schwarze riesige Tierköpfe, es sind Nilpferde, eine ganze Familie, welche in Herden von acht bis zehn Stück gewisse Reviere inne zu haben scheinen. Manchmal taucht ein Kopf unter, andre kommen an die Oberfläche. Einige der Tiere lassen sogar den walzenförmigen glänzenden Riesenleib zum Teil aus dem Wasser hervorragen, sie schlafen. Da es die heißeste Zeit des Tages ist, verhalten sie sich ruhig, und nur zuweilen vernimmt man ein leises Schnauben übers Wasser hallen. Erst gegen

Abend pflegen die Tiere munter zu werden, sie tauchen dann laut schnaubend auf und nieder, reißen im Gähnen den ungeheuren Rachen mit den fürchterlichen Zähnen weit auf, um ihn mit lautem Klapp zu schließen und hinterher ein behagliches Grunzen erschallen zu lassen, dem ein dröhnendes Brüllen folgt, lautes Echo aus den Uferwaldungen lockend. Wenn eines der Tiere den Kopf etwas aus dem Wasser emporhebt, um mit nach vorne gespitzten Ohren aufmerksam in einer Richtung zu blicken, so erinnert es in der That, besonders in den Nackenpartieen, an ein Pferd. Tritt aber das Nilpferd da, wo es ungestört sein idyllisches Leben führen kann, noch vor Einbruch der Dunkelheit, in unsicheren Gegenden erst tief in der Nacht, seine Wanderungen an, so glaubt man aus einiger Entfernung ein riesenhaftes Schwein vor sich zu haben, welchem Tiere es ja auch zoologisch am nächsten steht. Die kurzen und im Vergleich zu dem unförmlichen Leib zierlich aussehenden, vierzehigen Beine machen, daß der dicke Bauch in sumpfigem Terrain auf dem Boden schleift, das Tier mit dem enormen, häßlichen Kopf kann als Urbild der Plumpheit gelten. Sieht man es langsam, bedächtig und vorsichtig dem Wasser entsteigen, oder vielmehr sich ans Land wälzen, so würde man es nicht für möglich halten, daß das Kiboko, wie es in Kisuaheli genannt wird, ein so ausgezeichneter Fußgänger ist und während der Nacht, seiner Natur als Nachttier getreu, oft viele Stunden weite Ausflüge unternimmt, so daß es den Weg in ununterbrochenem Galopp, seiner einzigen Gangart neben dem Schritt, zurücklegen muß, wenn es zu rechter Zeit wieder in seinem Quartier, dem Wasser, anlangen will, wo es regelmäßig kurz vor oder mit Sonnenaufgang eintrifft. Daß das Kiboko aber sogar ein ganz gewandter Bergsteiger ist, würde der Verfasser nie geglaubt haben, wenn er nicht am Tanganika die ganz frischen Spuren von Nilpferden an steilen, selbst für Menschen nur mühsam ersteigbaren Bergabhängen in 200 m Höhe mehr wie einmal gesehen hätte. Am Djuofall des Lufirafluſſes, welcher sich in Urua in den oberen Kongo ergießt, haben die Nilpferde durch tausende von Jahren in vielen, vielen Generationen breite, einen Meter tiefe und ihrem Leibesumfange entsprechend breite Rinne in den roten Sandsteinfels getreten.

Das Nilpferd hat einen brutalen Charakter und greift meist ohne weiteres Boote an, um sie umzuwerfen, aus reiner Lust an Roheiten. Doch gibt es unter ihnen sehr verschiedenartige Temperamente, in weiten Gebieten gleichmäßig geartet. Die Nilpferde des Kingani und andrer Flüsse und Seen in der Nähe der Ostküste, sowie diejenigen, welche an der Westküste und im Flußsystem des Kongos westlich von Tanganika hausen, sind nach übereinstimmenden Berichten und nach den Erfahrungen des Verfassers im Wasser nicht aggressiv. Die Nilpferde aber, welche das Gebiet westlich im Innern von Ostafrika bis zum Tanganika, am obern Rowuma, Rufidji, dem Nyassa, Viktoria-Njansa und dem Nil bewohnen, sind händelsüchtige Gesellen. Auf dem Lande und des Nachts aber ist es nirgends anzuraten, einem Kiboko in die Quere zu kommen. Hat es einen Menschen erblickt, so fällt es ihn wütend an, nicht in blinder Wut, sondern scharf zublickend verfolgt es sein Opfer, um es zu morden. So wurden im Jahre 1879 in der Kinganiniederung nahe bei der vorerwähnten Fährstelle zwei Negerinnen von einem Nilpferd getötet. Laut schwatzend folgten dieselben bei hellem Mondschein einem Pfade, welcher zwei Dörfer verbindet, und achteten nicht des Rauschens im hohen Grase. Es war ein Nilpferd, welches ärgerlich ob der indiskreten Unterbrechung seiner Mahlzeit die Weiber anfiel, den Körper der einen mit einem einzigen Biß in zwei Stücke zerteilend, der andern nachlief und ihr einen Schenkel aus dem Leibe riß. Sie war noch am Morgen im stande, vor ihrem Tode den Hergang zu erzählen. Derselben rohen Familie scheint das eine Nilpferd des Berliner zoologischen Gartens zu entstammen. Die Mutter dieses Tieres wurde vom Bruder Oskar aus der französischen Mission in Bagamojo geschossen, als sie mit ihrem Jungen auf dem Rücken eine Schlammbank ersteigen wollte. Vom Blei getroffen, schleuderte sie das Junge im Bogen auf den Sand, wo es Bruder Oskar gelang, mit Hilfe seines Rockes des glitschigen zappelnden Säuglings habhaft zu werden, trotz des empörten Sträubens des „Kindes des Nilpferdes", wie die Neger sagen, da ihnen ein Ausdruck für „Junges" fehlt. Es gelang, die bald darauf nach Berlin transportierte kleine Bestie mit Milch großzuziehen. Sie ließ sich das Euter der Mutter vortäuschen durch die vom Wärter in der Faust gehaltenen Milchflasche, welche sie ins Maul

nahm und die Milch aussoff. Die Milchflasche hatte hier die Gestalt und Größe eines großen Kübels. Dankbar war das Tier nicht, es hat vor drei Jahren, nach dem Vorbilde seines mutmaßlichen Verwandten, seinen Wärter in einem plötzlichen Wutanfalle ebenfalls in der Mitte entzwei gebissen, so daß dessen Tod augenblicklich eintrat.

Man sollte danach nicht glauben, daß das Nilpferd ein eingeschworener Vegetarianer ist, dem man doch sonst eine große Sanftmut nachrühmt. Es frißt nur Gras, während der Nacht die feineren Wassergräser abweidend, bis zum halben Leib im Schlamm stehend, wobei es ein Schmatzen vernehmen läßt, das bei der langsamen Kauart sich genau anhört und ebenso laut wie das langsame Schlagen des Rades eines kleinen Dampfers. Auf dem Lande nimmt das Nilpferd auch nur feine saftige Grasarten und scheint Mais, Zuckerrohr, Reis und andre afrikanischen Getreidearten auch für solche zu halten, denn die Anwohner von Flüssen können sich für ihre Felder kaum der Nilpferde erwehren, da wo die Tiere häufig vorkommen. Die Leute sind zu faul, die Felder mit einem tiefen Graben oder einem wenn auch nur niederen Wall zu umhegen. Vor solchem Hindernis würde das dumme Nilpferd wie der Ochse am Berge stehen, denn es kann kaum über einen armdicken Ast hinweg schreiten und geht allen Hindernissen sorgfältig aus dem Wege.

Umsomehr ist es im Wasser zu Hause. Es verbringt den ganzen Tag in seinem Element und nur in Gegenden, wo es von Menschen ungestört leben kann, wagt es sich auch des Tages über aufs Land, um in der Sonne zu schlafen. Höchst erheiternd wirkt es, wenn es dann von uns überrascht in wahnsinniger Hast ins Wasser stürzt, um sich dort in Sicherheit zu bringen. Nilpferde gibt es in Afrika noch in ungeheurer Menge. So dummdreist sich die Tiere anfangs dem mit Feuerwaffen ausgerüsteten Jäger gegenüber benehmen, so ausgezeichnet verstehen sie es sehr bald sich solch gefährlichem Jäger zu entziehen. Der Verfasser hatte im Kongoquellgebiete monatelang sein Lager am Ufer des nur 30—40 m breiten Likulwesflusses aufgeschlagen. In den ruhigen und tiefsten Stellen in nächster Nähe des Lagers hielten sich während der ganzen Zeit Nilpferde auf. Sie kamen sogar öfters in der Nacht mitten durchs Lager, hinterließen ihre Fährten und sonstige Spuren. Oft genug bemühten wir uns, zu Schuß auf die Tiere zu

kommen, an Stellen, wo sie sich innerhalb kleiner, tiefer Becken nach sorgfältiger Terrainuntersuchung unter allen Umständen befinden mußten, und dennoch konnte man sie nie zu Gesicht bekommen. Im Kingani sind sie weniger ängstlich. Man kann dort mitten in die kleinen Herden hineinfahren und sie beschießen. Im Wasser hat das seine Schwierigkeiten, das Boot schwankt, und nur ein Schuß ins Hirn wirkt augenblicklich tödlich. Wendet sich das Tier dabei sofort um und schlägt mit den Beinen das Wasser zu weißem Gischt, ohne nochmals mit dem Kopfe hoch zu kommen, so können wir der Beute sicher sein, wenn sie uns nicht, was meist in fließenden Gewässern der Fall ist, der Strom entführt. Anders kommt der Kadaver, von Verwesungsgasen gebläht, nach vier bis zehn Stunden an die Oberfläche, und bedeutender Anstrengungen bedarf es manchmal, das Ungetüm aufs Land zu ziehen.

Der Verfasser hat unter andern ein Nilpferd geschossen, dessen Kopf von der Spitze der Schnauze bis zum Rückgratansatz $1{,}_{75}$ m maß. Als der abgetrennte Kopf auf der Erde lag, maß er vom Boden bis zur Scheitelhöhe $0{,}_{75}$ m. Die sogenannte Schnauzenspitze hatte dabei an ihrem spitzesten Teil immer noch eine Breite von 50 cm. Die halbkreisförmigen Eckzähne maßen 54 cm. Der Schädel dieses Tieres hatte auf eine Entfernung von 60 m der Mauserkugel widerstanden. Die Kugel war genau zwischen beiden Augen aufgeschlagen und in unzählige Stückchen zerrissen. Das Tier hatte aber offenbar eine so schwere Gehirnerschütterung davongetragen, daß die Betäubung ihm nicht mehr gestattete, den Kopf über das Wasser zu heben und es elendig im eignen Elemente ersaufen mußte.

Daß die an verschiedenen Körperstellen zwei Daumen dicke Haut für Kugeln undurchdringlich sei, ist in nichts begründet. Weder die Haut des Nilpferdes, noch die des Elefanten, Büffels und Rhinozeros vermag dem Eindringen einer Kugel, und sei sie aus einem glatten Laufe abgeschossen, zu widerstehen. Das Nilpferd steht übrigens noch nicht, wie man zuweilen hört, auf dem Aussterbeetat. Es wird auf Jahrhunderte noch eine charakteristische Erscheinung in allen afrikanischen Gewässern bleiben, wo man nicht der Felder wegen an eine systematische Ausrottung gehen muß.

Wenn wir den Kingani überschritten und den nur ganz schmalen, oft nur wenige, höchstens 20 m breiten Urwaldsaum hinter uns haben, um wieder die sonnendurchglühte Savanne zu durchwandern, treten wir bald in schöne, liebliche Landschaft ein; der schwarzgraue Boden bildet sanftschwellende Hügel, weite flache Thäler, mit Gras bestanden, allenthalben haben sich mehr oder weniger umfangreiche, dichte, fast undurchdringliche Wald- und Buschgruppen angesiedelt, deren Einbuchtungen im Mittagsschatten der Lieblingsstandort einer schönen, kleinen Sagopalmenart bildet. Die verzweigten Dumpalmen und Hyphaenepalmen ziehen die baumlosen Strecken vor, und wir wandern wie durch einen weiten, herrlichen und wohlgepflegten Park. Manchmal thut sich ein Blick in die Ferne auf blaue Bergspitzen und Höhenzüge auf.

Der Boden besteht hier aus Humus, mit weißem Sand gemischt. Er dürfte seiner Beschaffenheit nach einigermaßen dem Boden von Sumatra ähneln. Wenn er auch bedeutend minderwertiger wie jener ist, so scheint er doch zum Anbau von Tabak geeignet zu sein, besonders da wir hier in der Nähe der Küste fast während aller Monate des Jahres Regenfall haben. Man sollte daher überall da, wo sich dieser Boden in guter Qualität findet, Versuche mit Tabaksplantagen machen. Man wird einen recht brauchbaren Tabak erzielen können, welcher eine rentable Plantagenwirtschaft gestattet.

Es sei gestattet, hier einige Worte über den so zu Ehren gekommenen Sumatratabak einzuflechten, von dem heutzutage in Händler- und Fabrikantenkreisen mehr gesprochen wird wie vom altberühmten Havanatabak; denn dieser ist seit etwa zwei Jahrzehnten sehr in Mißkredit gekommen. Zu seiner Ehrenrettung muß gesagt werden, daß der Tabak selbst hieran nicht Schuld trägt, wohl aber die Verhältnisse auf Cuba, der Heimat des Havanatabaks. Die spanische Mißwirtschaft dort ist Ursache, daß eine regelmäßige Bewirtschaftung nicht stattfinden kann, besonders nicht im Innern der Inseln. Die fortwährenden Unruhen und Empörungen machen dies ganz unmöglich. In denjenigen Gebieten, welche im thatsächlichen Machtbereich der spanischen Regierung liegen, wo also Ruhe und Ordnung herrscht, ist der Boden längst derart durch Tabaksbau ausgesogen, daß man zu künstlicher Düngung, Guano, Stallmist und mensch-

lichen Exkrementen gegriffen hat. Dadurch wurde der Boden allerdings wieder ertragsfähig, allein der nunmehr gewonnene Tabak war entweder bedeutend minderwertig oder er hatte Spuren vom Geruche der Düngung angenommen. Die feinsten Sorten, welche nunmehr in geringer Menge produziert werden, da der Anbau im Innern der politischen Verhältnisse wegen unmöglich ist, werden alle in Cuba selbst konsumiert, denn dort raucht jeder, jung und alt, Männlein und Weiblein. So kommt es, daß die Ausfuhr nach andern Havanatabak konsumierenden Ländern nicht mehr der Nachfrage entsprach und gute Sorten, besonders solche für Deckblatt, kaum mehr, selbst für die teuersten Preise zu haben waren. Da machte man die Erfahrung, daß die Tabake Sumatras allen Anforderungen, welche man an sehr feine Tabake stellte, vollkommen entsprachen. Sie lieferten ein ausgezeichnetes, sehr ausgiebiges Deckblatt, von tadellosem Brand und vorzüglichem Geruch. Doch die Herrlichkeit des Sumatratabaks scheint von nicht allzulanger Dauer bleiben zu wollen. Nach dreijähriger Bewirtschaftung ist der Boden nicht mehr geeignet zur Erzeugung der feinsten Sorten, welche allein den Anbau lohnend machen, und da derselbe in solch ausgedehntem Maße stattgefunden hat, daß weite Flächen abgewirtschaftet sind, so mußte man sich schon jetzt nach andern Gebieten umsehen und hat damit begonnen, auf der Insel Borneo Tabaksplantagen anzulegen, indem man dort wie auf Sumatra den Urwald rodete. Minderwertige Tabake dagegen lassen sich in vielen Ländern der Erde in großer Menge produzieren, so auch in Ostafrika. Die Rentabilität solcher Plantagen hängt aber von der Arbeiterfrage ab. Wenn es gelingt, den Neger dafür zu gewinnen, so wird sich das auf Anbau von Tabak in Ostafrika verwendete Kapital gut genug verzinsen, anders aber nicht, denn der ostafrikanische Tabak wird niemals auch nur annähernd die Güte des Sumatradeckblatttabaks erreichen. Eine ganz offene Frage ist die, ob man in Ostafrika nicht Zigarettentabak erzeugen könnte, bei dem andre leichter zu erfüllende Bedingungen maßgebend sind. —

Der sandige Humusboden ist auch der Hauptfundort des Kopals, eines fossilen, bernsteinähnlichen Harzes. Kopal wird auch in Westafrika und in Südamerika gewonnen, der von der Ostküste Afrikas

stammende ist jedoch der beste, er ist am härtesten und inwendig klar durchsichtig, blaßgelb bis bräunlichrot. Der Kopal bildet dort Platten, Körner und Knollen, welche von einer mehr oder weniger durchscheinenden Verwitterungskruste umgeben sind. Diese muß entweder durch Abschaben oder durch Waschen mit Alkalilauge entfernt werden, worauf der reine Kopal, wie mit Wärzchen bedeckt, erscheint. Zuweilen finden sich Insekten in dem Kopal eingeschlossen wie im Bernstein. Solche Stücke werden von Europäern als Kuriosität teuer bezahlt. Die Neger Sansibars, spekulative Araber und Inder benützen dies, um Fälschungen auf den Markt zu bringen, indem sie lebende Insekten in Kopal einschmelzen und dieselben hohen Preise für ihre Artefakten erzielen, wie für echte Stücke; es bedarf großer Fachkenntnis, die Insekten als solche zu erkennen, welche in jenen vergangenen Zeiten lebten.

Die Gewinnung des Kopals geschieht bis jetzt in sehr unrationeller und denkbar einfachster Weise. Gewöhnlich vereinen sich mehrere Eingeborne zur Ausführung dieser Arbeit, indem sie mit einem Fundi (Meister) ein Übereinkommen treffen. Dieser Fundi ist ein in der Auffindung ergiebiger Stellen erfahrener Mann. Darin besteht einzig und allein seine Meisterschaft, welche er sich dadurch erworben hat, daß er sich Mühe gegeben, die Bodenverhältnisse einigermaßen zu studieren, und so eine gewisse Übung im Erkennen harzreicher Bodenstellen erlangt hat. Er behauptet natürlich, Zaubermittel, also eine Art Wünschelrute zu besitzen. Trotzdem sich die Meisterschaft im Erkennen ergiebiger Stellen sehr leicht erwerben läßt, so geben sich doch nur wenige Mühe darum und müssen den Löwenanteil an der Ausbeute dem Fundi überlassen. Ein Hauptgrund für die jedesmalige Vereinigung mehrerer dürfte aber in dem gegenseitigen Schutze liegen, welcher bei den bisher unsicheren Verhältnissen geboten ist. Die Arbeit selbst geschieht in folgender Weise. Hat der Fundi durch seine angeblichen Zaubermittel eine Stelle erkundet, wo viel Kopal zu erhoffen ist, so beginnt jeder der Leute ein Loch in die Erde zu wühlen von spannenweitem Durchmesser. Mittels eines etwa meterlangen zugespitzten Holzes wird die Erde aufgelockert und mit der Hand ausgehoben, um aufs neue mit dem Holze aufgelockert und ausgehoben zu werden, bis die Tiefe des Loches der

Armlänge gleichkommt. Tiefer kann der Arbeiter auf diese Weise nicht eindringen und läßt es dabei bewenden, weil nach Angabe der Neger in größerer Entfernung von der Erdoberfläche kein Kopal mehr vorkommen soll. Eine Menge solcher Löcher werden nahe nebeneinander gegraben und dabei die Kopalstücke ans Tageslicht befördert. Die Leute bauen leichte Hütten in der Nähe und weilen so lange, bis der Vorrat in der Erde erschöpft ist, was stets schnell geschehen soll, da man es wahrscheinlich immer nur mit dem Harze eines oder höchstens zwei bis drei Bäumen zu thun hat, welche dicht nebeneinander gestanden haben. An dem Orte seiner Entstehung ist das Harz sodann fossil geworden. Zusammengeschwemmtes scheint sich nirgends zu finden. Wenn die Leute für ihre Bedürfnisse genug Kopal gegraben haben, so ziehen sie heimwärts, verstecken aber ihre Beute zu Hause sorgfältig, besonders vor dem Häuptling. Sie warten die Ankunft von Händlern ab, meist Schwarze aus dem Mrima oder kleine arabische Kaufleute, um an diese ihre Vorräte zu verkaufen.

Es ist klar, daß ein derartiger Betrieb ganz unrationell ist. Die kopalführenden Gebiete, deren bedeutendstes Kapitän Elton im Jahre 1874 im Delta des Rufidji entdeckte, werden noch lohnende Ausbeute bringen, wenn sich deutsche Unternehmer der Sache bemächtigen, um mit andern Apparaten als den zugespitzten Stöcken zu arbeiten. Vielleicht lassen sich Trockenbagger anwenden, um die Erde auszuheben, welche dann zur Gewinnung des Kopals geschwemmt werden müßte.

Das ganze Gebiet längs der Küste ist stark bevölkert, besonders auch die zahlreichen kleinen Inseln der Küste, welche bewohnbar sind. So finden sich z. B. auf der 60 Kilometer langen Strecke zwischen Dar es Salaam und dem südwärts gelegenen Kisidju acht größere Ortschaften und eine Menge zerstreut liegender Ansiedelungen. Die Leute sind arbeitsam in dortigem Sinne, bauen Feld und treiben Viehzucht, denn sie können ihre Produkte gut verwerten.

Wo immer wir nun den Fuß in die Berge setzen mögen, überall bietet sich uns dasselbe Bild der Vegetation, die Abhänge an den niederen Partien mit lichtem gleichförmigen Wald, die Einschnitte und Schluchten der in ununterbrochener Folge sich aneinander reihenden

Bachkaskaden von üppigem Urwald bestanden, finden wir in den hohen Bergen an der Regenseite derselben dichte Urwaldkomplexe von oft unvergleichlichem malerischen Reize, da wir hier nicht nur die gehäufte Üppigkeit einer wunderschönen Vegetation, sondern auch herrliche Durchblicke und Fernsichten vor uns haben, denn die Berge sind z. B. in Nguru, Usagara, Kutu, Rubäho von herrlichem landschaftlichen Reiz, so wie man ihn in den schönsten Partien der Schweiz kaum findet. Der lichte Wald findet bei einer Höhe über 1800 m kein rechtes Fortkommen mehr und macht dem obenerwähnten Urwald und weiten, die Kuppen und grotesken Gipfel überziehenden Grasflächen Platz, welche in schöner Abwechselung durch Felswände und Felspartien unterbrochen werden. Die Hochthäler sind bei ihrem Wasserreichtum von großer Fruchtbarkeit.

Westlich von dem Küstengebirge zieht sich von Norden bis nach Süden hin ein breites Gebiet, das seine größte Ausdehnung im Massailand zeigt, von eigenartiger Beschaffenheit. Es ist fast ganz flach, und nur wenige hügelartige Erhebungen, Granitkuppen, kleine erloschene Vulkane und seltsam geformte Felsgebilde bringen Abwechselung in die einförmige Ebene, westwärts begrenzt durch einen Terrassenanstieg, welcher annähernd meridional ganz Ostafrika durchzieht und im allgemeinen die Wasserscheide zwischen ost- und westwärts fließenden Gewässern darstellt. Das ganze Gebiet zeigt roten Laterit, in den nördlichsten Teilen, dem Kilimandscharogebiete, gegen den Kenia zu, vulkanisches Gestein und dessen Verwitterungsprodukte. Hier herrscht Steppencharakter und großer Wassermangel vor, zugleich bilden diese Gegenden den Aufenthaltsort zahllosen Wildes in allen in Afrika vorkommenden Arten, ein wahres Dorado für den Weidmann.

In Ugogo, Usango, Mahenge und Uhähä finden wir den häßlichen undurchdringlichen Dornbusch, in den das Rhinozeros seine breiten Pfade getreten hat. Ein Riese unter den Bäumen, der Baobob, hat hier seinen Lieblingsstandort und nimmt ungeheure Dimensionen an. Die Länder längs des Nyassa, Tanganika, Rikwa bis zum Viktoria-Njansa, diesen nach allen Seiten umgebend, sind das Gebiet des sogenannten Pori oder lichten Waldes, welcher das ganze Land überzieht und von Savannen durchsetzt ist.

Wenden wir uns kurz der Bodenbeschaffenheit zu, so kann man eigentlich sagen, daß ganz Ostafrika, entsprechend den übrigen Teilen dieses Kontinents, fast nur aus rotem oder gelblichem Laterit besteht: von dem 60—70 % die Oberfläche ausmachen. 20 % derselben sind mit alluvialem hell- bis dunkelblau-grauem Thon mit vielem Glimmersand belegt, während höchstens 10 % der Hauptsache nach aus Granit, Gneis, Glimmerschiefer und Tafelbergsandstein besteht. Am Tanganika kommt dieser letztere besonders in Kawende und Ufipa vor, neben Glimmerschiefer.

Da ganze Gebiet Ostafrikas ist von körnigem, mitunter große Blöcke bildendem Rasen-Eisenstein durchsetzt, welcher ein vorzügliches, von den Eingeborenen gewonnenes Eisen liefert.

Im Gebiet der Vulkane im Norden finden wir natürlich Eruptivgesteine und in den Randgebirgen etwas Basalt.

Klima.

In Ostafrika haben wir zwei oder eigentlich drei Jahreszeiten, durch die Monsune und Passate bedingt, welche sich in entgegengesetzter Richtung halbjährlich abwechseln. Die dazwischen liegenden Windstillen oder Kalmen leiten den Übergang des einen Monsun in den andern ein.

Der Südwestmonsun erlischt Anfang Oktober, dann folgen um den höchsten Sonnenstand, für Sansibar der 9. Oktober, Kalmen, so daß Mitte Oktober die ersten schwachen, sich immer mehr steigernden Regen zeigen. Für das Innere treten alle Erscheinungen zehn bis vierzehn Tage später ein und enden etwas früher, dort durch die weit ins Innere wehenden Nordost- und Südwestpassate bedingt. Die Regen dauern sodann bis Ende Dezember, dann folgen vierzehn regenlose Tage. Diese erste Regenzeit heißt im Kisuaheli Mwua tu = der Regen (wörtlich nur Regen) im Gegensatz zu Regen mit nachfolgenden Überschwemmungen. Der Nordostpassat, welcher nach den Kalmen allmählich einzusetzen begonnen, flaut im Februar immer mehr ab, bis wieder mit dem am 4. März erreichten höchsten Sonnenstande Kalmen eintreten. Danach weht von Ende März bis Ende September der regelmäßige scharfe Südwest. Während seiner sich allmählich einleitenden Herrschaft beginnt Mitte März die zweite Regenzeit, im Innern fängt sie schon im Februar an, von den Eingeborenen Mwua mkuba, der große Regen genannt, denn jetzt geht viel mehr Wasser nieder, so viel, daß das Ablaufen nicht mehr Schritt halten kann mit dem Zuströmen, und nun beginnt die Periode der Überschwemmung, die sogenannte Masika, welches Wort man fälschlich mit Regenzeit übersetzt hat. Die letzten Regen gehen Ende April bis Mitte Mai nieder. Die beiden Regenzeiten, der Mwua tu und der Mwua mkuba, sind

übrigens meist nicht scharf getrennt. Die kleine dazwischenliegende Trockenzeit kann ganz verschwinden und nur wenige Tage dauern, die ganze Regenzeit kann früher oder später einsetzen, länger oder kürzer dauern. Es kann anhaltende Dürre ebenso sehr dem Ackerbau schaden wie zu viel Regen. Es scheinen auch in Afrika längeren trockenen Perioden solche mit vielem Regen zu folgen. Immer aber tritt unmittelbar nach der Regenzeit eine kalte ein, die sogenannte Kipupué, onomatopoetisch die Zeit des Zitterns, der Kälte. Die Nächte kühlen sich infolge der großen Klarheit der Luft durch Ausstrahlung derart ab, daß die Luft geradezu kalt wird, die Temperatur auf 10—12 ° C., ausnahmsweise sogar bis auf 5—6 ° C. sinkt, welches dann wirklich eine Zeit des Zitterns ist, zwei dicke wollene Decken schützen dann den Europäer nicht mehr vor der Kälte. Die unmittelbare Folge solch bedeutender Abkühlung sind Tauniederschläge gegen Sonnenaufgang. Diese Tauniederschläge sind oft sehr beträchtlich und eine charakteristische Erscheinung Afrikas. Kein andres tropisches Land der Erde hat ein derart taureiches Klima wie Afrika. Zur Zeit des Sonnenaufgangs bringt man keinen Neger ohne Gewalt in das um jene Jahreszeit mannshohe Gras, welches erst gegen elf Uhr vormittags wieder ganz getrocknet ist. Wer gezwungen ist, jetzt dem schmalen Negerpfade zu folgen, wird ebenso naß, als wenn er durchs Wasser gegangen wäre. Am Tage dagegen kann die Quecksilbersäule des Thermometers bis 35—36 ° C. steigen, manchmal sogar bis 38—39 °, so daß an einem Tage die Temperaturdifferenz 32—33 ° betragen kann. Diese kalte Zeit, welche wir als die zweite Jahreszeit bezeichnen wollen, dauert bis Mitte Juni, um der heißen trockenen Platz zu machen, der dritten Jahreszeit, welcher dann wieder in ewigem Wechsel die Regenzeit folgt. Das afrikanische Klima zeichnet sich vor anderm Tropenklima dadurch aus, daß von den beiden Wesenheiten eines solchen hier die Wärme gegen die Feuchtigkeit bedeutend in den Vordergrund tritt. Das Klima Afrikas ist überhaupt durch seine allgemeine Neigung zur Trockenheit ausgezeichnet. Auf den Reisenden macht Ostafrika den Eindruck, als sei es in einer allmählichen Austrocknung begriffen. Zweifellos beruht dies auf einer Täuschung, welche am meisten durch den uns ganz ungewohnten Anblick der zahlreichen wasserleeren Regenbäche und -Rinnen hervorgerufen wird. Dieselben führen nur in

der Regenzeit, meist nur während weniger Wochen oder gar Tage Wasser und machen sonst den Eindruck, als seien sie einem gänzlichen Austrocknen anheimgefallen, und dieser Eindruck überträgt sich dann unwillkürlich auch auf alle andern einschlägigen Erscheinungen.

Wir machen uns von den Erscheinungen der Regenzeit immer ganz falsche Begriffe. Das Herannahen derselben kündet das Erscheinen des Siebengestirns am nördlichen Himmel, welches der Eingeborene der Küste bezeichnend „Kulimia", „die Ackerbaubringenden" (von kisuahli kulima, das Feld bestellen, ackern) nennt. Wenn es am nördlichen Horizonte verschwindet, so ist auch der Regen zu Ende, wenigstens für das Innere, denn dort regnet es während der trockenen Zeit nie. Auch anders noch kündet sich die Regenzeit an durch ein bis jetzt noch ziemlich unerklärliches Zeichen. Die Bäume des lichten Waldes beginnen sich Ende August schon, also während der allertrockensten Zeit, mit maigrünem Laub zu schmücken, und wenn die ersten Regen niedergehen, prangen die meisten derselben in herrlichem Blütenschmuck, just zu der Zeit, wo die Insekten zu neuem Leben erwachen. Uns will scheinen, als beeilten sich die Bäume voll Sehnen nach Liebeslust, so schnell ihren besten Schmuck, die Blumen anzulegen, um den Amor der Pflanzen, die Insekten, ihres Amtes als Ehestifter sobald als möglich walten zu lassen, damit die Früchte noch vor Eintritt der rauhen, trockenen Zeiten zu gedeihlicher Reife erwachsen.

Gegen Ende der trockenen Zeit ziehen sich immer größere Wolkenhaufen zusammen, welche drohend am Horizonte erscheinen, bis es endlich zu einigen kleinen Schauern kommt, die aber auf der heißen, trockenen Erde kaum sichtbare Nässe erzeugen. Abends zuckt Wetterleuchten am fernen Himmel, doch acht bis zehn Tage kann es dauern, ehe wir den ersten Donner vernehmen. Endlich gehen die ersten Regengüsse Ende Oktober nieder unter Donner und Blitz in immer mehr sich steigerndem Grade, bis es zuletzt alle Tage regnet. Zu Landregen von tagelanger Dauer, wie wir ihn oft kennen lernen, kommt es dort nie. Meist regnet es während der Nacht, dann scheint am Morgen die Sonne, oder es gießt am Vor- oder Nachmittag. Selten ist ein ganz mit Regen ausgefüllter Tag, an den meisten blickt die Sonne wenigstens einmal durch das graue schwere Gewölk. Manchmal gibt's

allerdings mächtige Güsse. Einmal beobachtete der Verfasser einen Regen, wo innerhalb einer Stunde 80 mm gemessen werden konnte, das war ein tropischer Regen. Sonst aber stehen unsre Regen ihren Kollegen innerhalb der Wendekreise in Deutsch-Ostafrika würdig zur Seite. In Ausdauer übertreffen sie dieselben entschieden, entsprechend ihrer nordischen Abstammung.

Ein tropischer Regentag ist ebenso ungemütlich wie ein deutscher, besonders wenn man dann keine warmen Kleider hat. Wollhemden, dicke Tuchkleider, ein Überzieher sind dann recht angenehme Dinge, und sehr gut begreift man, daß während eines solchen Regens der arme Neger graubraun vor Kälte, bebend und zitternd, ganz unzurechnungsfähig ist. Sein nicht allzugroßer Verstand erreicht dann schon bei einer Temperatur von 17—18 ° C. den Gefrierpunkt, wohlgemerkt aber nur, wenn's dabei regnet, denn sonst vermag er Kälte recht gut zu vertragen. Sitzt man in einer Hütte mit regendichtem Strohdach und steckt man in warmen Kleidern, so läßt man mit Behagen den Regen über sich ergehen, der, meist heftig einsetzend, schon aus einiger Entfernung deutlich vernehmbar wird, wenn er mit eigentümlich scharfem und prasselndem Rauschen, als führe ein brausender Wind durch die Bäume, heranzieht. Wir sehen ihm zu, wie er das Blattwerk peitscht und den Boden festschlägt, und die Tropfen dabei in feinen Staub zersprühen, wie er vom niederen Strohdach herabplätschert und in der Erde geschäftig Rinnen aushöhlt, als hätte er die größte Eile, wie sich das Wasser am Boden sammelt und zu kleinen Bächlein zusammenthut, die Erde mitmitreißend. Manchmal hagelt es auch erbsengroße, selbst schwalbeneiergroße Stücke, dann wundern sich die Schwarzen immer wieder aufs neue, und sie nehmen die Stücke in die Hand und behaupten, sie brennen, und nennen es Steinregen. Fragt man sie, wo diese Steine hinkommen, so antworten sie „in die Erde" oder „sie gehen fort". Was geht es sie an, warum sich um Dinge kümmern, die nicht mehr da sind. Nach einigen Stunden Regen kommt die Sonne und dann wird's wieder warm. Da es aber in der Regenzeit alle Tage regnet, durch Monate, so kommt doch schließlich eine ganze Menge Wasser hernieder. Recht ungemütlich sind die Gewitter, die elektrische Spannung scheint dann sehr bedeutend zu sein und wirkt

unangenehm auf die Nerven, indem ein großes Unbehagen eintritt. Schnell kommt dunkles unheimliches Gewölk herangezogen, aber ohne den bei uns vorausgehenden Wind, der kommt immer erst mit Gewitter und Regen und peitscht brausend den Guß auf die Erde. Ein blendender Blitz, gleichzeitig ein dröhnend krachender Donnerschlag, der brüllend in den Wolken weiterrollt, machen die Erde erbeben, und mit doppelter Wucht rauscht der Regen hernieder, ein zweiter, vielleicht auch ein dritter Schlag, und dann ist das Gewitter vorüber, wenn nicht noch ein andres oder mehrere folgen. In der Nacht macht es einen recht schauerlichen Eindruck, das Rauschen und Prasseln des Regens, das Brausen des Windes, das Wetterleuchten, das Krachen des Donners. Ununterbrochen zucken die Blitze, man kann sie kaum noch zählen. Alles in weit höherem Maße wie bei uns. Während der zweiten Regenzeit sind die Gewitter weniger häufig und nicht so heftig. Die Flüsse und Bäche treten über, und wo man in der trockenen Zeit oft keinen Tropfen Wasser findet, entstehen reißende Gewässer. Im Verlaufe weniger Stunden steigt und fällt das Wasser um einige Meter, die Flußmündungen, Savannen und weite Ebenen, selbst Wälder stehen unter Wasser. Wer jetzt marschieren muß, erduldet viele Strapazen und Mühsal. Stundenlang geht's den Pfad entlang in wechselnd tiefem Wasser, bald bis zu den Knöcheln, bald bauch- und brusttief. Ein eigentümliches Rauschen erzeugt das Schreiten der Karawane im Wasser, welche schon nach einigen Stunden todmüde sein kann, und die Nerven geraten in höchste Aufregung, wenn's immer wieder und wieder durchs Wasser geht und das hohe, dichte Gras, fortwährend ins Gesicht schlagend und in den Pfad hängend, das Vorwärtskommen aufs äußerste erschwert. Mehr wie einmal kann es vorkommen, daß dann nicht einmal ein trockenes Plätzchen zum Lagern zu finden ist und die Leute froh sind, wenn sie weit umher zerstreut auf Termitenhügeln lagern können. Wenn nachts ein sehr heftiger Guß niedergeht, kann es auch geschehen, daß das ganze Lager überschwemmt wird, das Feldbett steht im Wasser, die Leute müssen Kisten und Warenballen nach hoch gelegenen Punkten bringen und selbst auf Bäume flüchten. Damit ist der Gipfel der Ungemütlichkeit erklommen, denn solchen Güssen widersteht auch das Zelt nicht und ein feiner Sprühregen durchdringt alles. Aufatmend sieht man endlich die Sonne wieder

erscheinen. Doch auch diese Zeit vergeht. Die Wolken verziehen sich, das Wasser läuft ab und verdunstet, das unausstehliche Gras wird immer gelber und trockener trotz des starken nächtlichen Taues, und mit hoher Befriedigung nimmt man wahr, wie hier und da in der Ferne schon eine Rauchwolke aufwirbelt. Die Savannenbrände haben begonnen, eine Wohlthat für den Reisenden, den Eingeborenen und die Tiere der Wildnis.

Mitte Juni ist sämtliches Gras getrocknet, und von da an nehmen die Brände immer größere Dimensionen an. Man denke dabei nicht an die wahrscheinlich auch immer übertrieben geschilderten amerikanischen Präriebrände.

Nirgends finden sich, mit Ausnahme der Flußniederungen, sehr mächtige Grasbestände. Meist reichen die Halme dem Wanderer kaum bis zum Unterleib, höchstens zur Brust, und außerdem stehen die Graspflanzen nicht gleichmäßig über die Fläche verbreitet, wie auf unsern Wiesen, sondern in einzelnen Büscheln, wenigstens spannweit voneinander mit emporragenden Wurzelstrünken, wie unzählige Inselchen auf ebener Fläche. Ziemlich gleichmäßig setzt sich die Grasdecke fort durch ganz dünnes Krüppelholz oder durch die offene Savanne, durch den Wald oder die Parklandschaft. Alles ist gelb, die Bäume sind meist entlaubt. Zünden wir das dürre Gras in der glühend heißen Sonne an! Wir brauchen um den Wald oder das Krüppelholz dabei nicht besorgt zu sein, kein einziger Baum oder Strauch verbrennt. Solche Pflanzen, welche harzig wie unsre Koniferen, sofort lichterloh aufflammen wollten, haben in Afrika keinen Platz. Wir brauchen auch um unsre Person nicht besorgt zu sein, denn statt die Fläche vor uns sogleich in ein loderndes Flammenmeer verwandelt zu sehen, müssen wir sogar das Feuer an vielen Stellen anlegen, damit es endlich aufflackert, und wenn uns nicht ein günstiger Wind, der uns um jene Zeit in Gestalt des Südostpassats umfächelt, zu Hilfe kommt, so passiert es, daß unser Feuer bald von selbst erlöscht. In langer Schlangenlinie wird es endlich vom Winde dahingetrieben und nun beginnt ein furchtbarer Lärm, ein Zischen und Prasseln wird vernehmbar, als ob Pelotonfeuer von Pistolen eröffnet worden sei, brausend fährt die Lohe gen Himmel, schwarzgelben Rauch emporwirbelnd, bald mächtig aufflammend, bald wie ersterbend am

Boden fortkriechend. Langsam schreitet die Feuerlinie weiter. Nur wenn starker Wind dieselbe auf den Boden niederdrückt, rückt sie manchmal schneller vor. Dem Wind entgegen kämpfen die Flammen mit der Luftströmung, sie sind schon nach ganz kurzer Zeit vollständig erlöscht. Die Flammen sind bei Tage nur wenig sichtbar als dunkelrote oder gelbe Zungen. Durch die weiter schreitenden Flammen aber können wir unbesorgt mit einem Sprunge hindurchdringen, wenn nicht zufällig das Gras an einer zur Regenzeit unter Wasser stehenden Stelle sehr üppig wucherte. Wir brauchen sogar nicht einmal für die Patronen in unsrer Tasche dabei besorgt zu sein. In der Ferne sehen wir Wild und glauben zuerst, es müsse beim Anblick des qualmenden Rauches erschreckt entfliehen. Ruhig bleibt aber das Wild stehen und zieht erst dann ebenso ruhig weiter, wenn das Feuer sich nähert, einer nicht brennenden Stelle zu. Die Rauchwolken aber ballen sich hoch oben in den Lüften zusammen zu kleinen Kumuli, welche sich in der ersten Zeit der Brände bald wieder auflösen, später aber zu solcher Größe anwachsen, daß man es häufig sehen kann, wie sie sofort nach ihrer Bildung wieder herabregnen. Es ist das in den Grashalmen eingeschlossene Wasser, welches durch die Feuersglut in Dampf verwandelt, von dem heißen Luftstrom nach oben gerissen wird. Dieses Wasser ist es auch, welches als Dampf die kräftigen Halme zum Bersten bringt, dabei die pistolenschußartigen Detonationen verursachend. Haben die Brände einmal begonnen, so lodern sie Tag und Nacht, einen Widerschein am Himmel in ihrem eignen Rauch erzeugend. Von weitem sehen solche Brände während der Nacht in der Ebene genau so aus wie eine große Bahnhofanlage mit den zahllosen Weichenlaternen, da das Feuer bei dem langsamen Fortschreiten still zu stehen scheint und nur selten eine Flamme höher gen Himmel züngelt. An Bergabhängen glaubt man eine ferne, gut erleuchtete Stadt vor sich zu haben. Großartig ist das Schauspiel gegen alles Erwarten niemals.

Für alle Lebewesen sind diese Brände eine Wohlthat, nur nicht für die armen Insekten, die Heuschrecken, Mantiden und Käfer, welche nicht fliegen können. Auch Mäuse fallen dem Brande manchmal zum Opfer. Große Säugetiere aber, wie Antilopen und Raubzeug, gehen in Ostafrika während solcher Brände ebenso selten zu Grunde wie bei uns etwa in einem Waldbrande. In Westafrika dagegen, wo die

Grasbestände viel dichter und höher sind, findet man häufig verbrannte Antilopen.

Wenn der Rauch des Feuers in der Savanne recht lustig gen Himmel wirbelt, dann ist die Tafel gedeckt für allerhand Getier. Ganze Schwärme von Vögeln schweben in den Lüften und spielen im Dampf. Schwalben und Bienenfresser, Goldkuckucke und Falken, Adler, Geier und Klaffschnäbel, Mygtheria senegalensis und Nimmersatt erscheinen, um Jagd zu machen auf die in Todesangst dem Feuer voranschwirrenden Insekten, welche schon lange, noch ehe die Flammen erscheinen, entfliehen, aufgeschreckt durch den prasselnden Lärm. Hüpfend, springend, flatternd sieht man sie dahineilen und durch die Lüfte ziehen. Die meisten werden vom Feuer erreicht; vor allem aber diejenigen, denen die Flügel fehlen. Hilflos, mit verbrannten Gliedmaßen, halb oder ganz geschmort zappeln sie im Todeskampf am Boden, um von weniger fluggewandten Vögeln genommen oder von dem kleinen Raubzeug der Ichneumone, Springmäuse und andrer Karni- und Omnivoren verzehrt zu werden. Der Schakal stellt sich häufig ein und selbst hier und da Löwen und Panther, um an dem leckeren Mahl teilzunehmen.

Hinter sich läßt der Grasbrand eine Szenerie, die wegen ihrer Öde jeder Beschreibung spottet. Der Boden schwarz gebrannt, die Bäume und Sträucher kahl und grau, kein andrer Farbenton, wenn nicht hier und da der rote Lateritboden hervorleuchtet. Der Wald ein Bild der Melancholie, alles Grau in Grau, die Äste und Zweige starren wie im Winter kahl und trübselig gen Himmel, ein eintöniges Einerlei, das den Reisenden zur Verzweiflung bringen kann, der Himmel in blendendes Weiß gehüllt, das von dem Höhenrauch herrührt, der allmählich den ganzen Kontinent überzieht. Die Luft von Brandgeruch erfüllt, der Wind wirbelt Asche und Kohlenteilchen auf, welche sich in Nase und Augen festsetzen, unter die Kleider schlüpfen, den ganzen Körper schwarz färbend. Dabei eine glühende Hitze, alles staubtrocken, nirgends Trinkwasser, ein Bild trostlosester Öde. Und doch sehnt man diese Zeit herbei, denn die Regenzeit ist viel unangenehmer, das üppige Wachstum der Vegetation erweist sich schließlich immer als unangenehme, meist nicht einmal schöne Erscheinung. Auch beginnt jetzt die Zeit für den Weidmann, denn das

Mbueni, Grabinsel. Nach einer Originalphotographie.

Wild, welches bis dahin paarweise dem Geschäft der Fortpflanzung gelebt hat, thut sich in Rudeln zusammen und tritt auf die offene Savanne, welche im Gegensatz zum Wald ihr Trauerkleid ablegt und mit hoffnungsvollem Grün sich schmückt. Das Gras beginnt, trotz der absoluten Trockenheit und großen Hitze, sofort zu keimen und schon nach fünf bis sechs Tagen sehen wir einen schönen grünen Hauch den Boden überziehen.

Wir sind jetzt in der heißesten und zugleich trockensten Zeit. Wer hätte nicht schon die Gelegenheit ergriffen, einen aus Afrika Zurückkehrenden nach der Hitze und der Wirkung derselben auf den Europäer auszuforschen. Er rechnet darauf, von wenigstens 50°—60° C. zu hören, und wäre höchst befriedigt, wenn man ihm mitteilte, daß der Europäer während der heißen Zeit vor Erschöpfung kein Glied zu rühren vermag. Erstaunt und enttäuscht schüttelt der Frager das Haupt, wenn er von 35°—36° C. im Schatten hört und daß die Temperatur nur ausnahmsweise bis 38° und 39° C. hinaufgeht. Es ist mit der Hitze thatsächlich gar nicht so sehr schlimm. Ein recht glühend heißer gewitterschwüler Sommertag bei uns ist eine Plage, welcher man in Deutsch-Ostafrika selten ausgesetzt ist. In der Regenzeit kommen zwar Tage vor, wo die Temperatur und der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ziemlich hohe sind, in Wirklichkeit sowohl als für das subjektive Empfinden, dann stellen sich aber regelmäßig Gewitter ein, die Schwüle hört auf und nach dem stets als Begleitung auftretenden Regen kühlt sich die Luft sofort um 3—4° ab, man empfindet dies meist sogar als unangenehm kühl und zieht gern wärmere Kleider an. Die Nächte kühlen sich während der Regenzeit wenig ab, auf höchstens 19—20° C., wenn des Tages über ein Maximum von 30—35° C. im Schatten erreicht worden ist. Der Europäer schläft dann unruhig und schlecht wegen der feuchten Hitze. Der Schwarze wird während dieser Periode ungeheuer von Moskitos geplagt und flüchtet sich auf 4—5 m hohe, in roher Weise errichtete Gestelle, welche aus Baumstämmen und aufgelegtem Stabroste hergestellt werden, eigentlich einer Bettstatt auf enorm hohen Füßen vergleichbar. Gegen Regen schützt sich der Schläfer in seiner luftigen Höhe, indem er ein Dach über seine Ruhestatt legt, welches aus meterbreiten, steifen, 2—3 m langen Baststücken hergestellt wird. Unter seinem hohen Bette zündet er auf

dem Erdboden ein kleines Feuer an, dessen Rauch nach oben wirbelnd die lästigen Moskitos, dort Umbu genannt, einigermaßen fern hält. Wenn heftiger Regen, noch dazu vom Wind gepeitscht, niedergeht, so flüchtet der Mann in seine Hütte. Weiber bedienen sich niemals solcher erhöhten Schlafstätten. Die Regenzeit ist für den Neger die unangenehmste Zeit des Jahres. Das Unbehagen des Europäers wird hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß die in den Tropen so notwendige Transpiration wegen der Feuchtigkeit der Luft gehemmt wird.

Hat die Regenzeit der trockenen Periode Platz gemacht, so beginnt eine Zeit großen körperlichen Behagens, natürlich immer vorausgesetzt, daß man nicht erkrankt ist. Die nunmehr außerordentlich trockene Luft bewirkt eine sehr erhöhte Schweißabsonderung, die Lungen arbeiten freier, man hat ein Gefühl, als ob die ganze Körperoberfläche atmete. Selbst die glühendsten Sonnenstrahlen vermögen keine Ermattung und Erschlaffung hervorzubringen; der Europäer kann in der größten Hitze den ganzen Tag über angestrengt marschieren, der Jagd obliegen, selbst körperliche Arbeiten verrichten, wird aber natürlich bei letzterer den Schatten aufsuchen. Die kühlen Nächte gestatten einen guten tiefen Schlaf. Es versteht sich aber von selbst, daß sich der frisch Eingetroffene Strapazen und Anstrengungen nicht aussetzen darf, sondern sich erst ganz allmählich daran gewöhnen muß.

Das Klima in Ostafrika ist im großen und ganzen ungesund dennoch vermag der Europäer ohne Schaden für seine Gesundheit eine Reihe von Jahren dort auszuhalten. Es hängt dies zu einem guten Teil von seiner Lebensweise ab, vorausgesetzt, daß er mit einer für den dortigen Aufenthalt geeigneten Konstitution ausgestattet ist, und dahin gehört vor allen Dingen eine absolute Gesundheit der Verdauungs- und Blutbereitungsorgane. Sehr mit Recht werden daher von der Reichsbehörde und der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft alle diejenigen, welche nach Ostafrika gehen, einer genauen Untersuchung darauf hin unterworfen und nur gesunde Leute in Dienst genommen. Die meisten Europäer sündigen gegen ihre Gesundheit, und diese sind es, welche das Klima Ostafrikas in so üblen Ruf gebracht haben. Welch unvernünftiges Leben dort geführt wird, vermag man nur aus eigner Anschauung zu beurteilen. Bier, Brandy mit Sodawasser, schwere Weine zu jeder Mahlzeit, übermäßig ausgedehnte Tafel mit schwerer

Nahrung bei minimaler körperlicher und geistiger Leistung. Nahrungsstoffe werden aufgehäuft, ohne verbraucht zu werden. Es ist daher nur natürlich, wenn sich die in jenem Klima gerade besonders gefährlichen Stoffwechselkrankheiten so häufig einstellen. Das beste Mittel zur Vorbeuge gegen derartige Krankheiten sind neben der diätetisch genau geregelten Lebensweise körperliche Anstrengungen in angemessener Weise, seien es während der Reise Märsche oder auf der Station gymnastische Übungen und Sport, wie Reiten, Polo, Ballspiele und Jagd, wie sie die Engländer mit ausgezeichnetem Erfolge betreiben.

Die Tropen und speziell Ostafrika ist, was Krankheiten angeht, zweifellos unserm Klima gegenüber im Vorteil, abgesehen vom Fieber und Dysenterie. Typhus, Diphtheritis, Lungenschwindsucht, welche bei uns so unendlich viele Opfer fordern, sind dort unbekannt, wenn auch Tuberkulose und besonders Lupus manchmal vorkommen, welch letztere Krankheit übrigens von Syphilis zu unterscheiden, dem Laien unmöglich ist. Die einzigen einheimischen Infektionskrankheiten sind Malaria und Dysenterie. Gegen beide besitzen wir ausgezeichnete Mittel, diese bösartige Krankheit zu bekämpfen. Die schrecklichste Krankheit Afrikas, die geradezu eine Geißel des Landes bildet, ist das Fieber. Der Verlauf ist innerhalb gewisser Grenzen immer derselbe typische: Allgemeine hochgradige Mattigkeit, dann heftiger Kopfschmerz, eintretende Temperaturerhöhung, durch oft ungemein heftige Schüttelfröste eingeleitet, dann weitere Temperatursteigerung gegen Abend, Schlaflosigkeit, unangenehme Vorstellungen und quälende Gedanken. Am Morgen niedrigste Temperatur, am zweiten Tage gegen Abend meist noch höhere Temperatur, bis zu 40 °, selbst 42 ° bei heftigem Auftreten; am dritten Tage Besserung. Bei vielen tritt noch heftiges Erbrechen und Durchfall hinzu, was in anbetracht der Kopfschmerzen ungemein quälend werden kann. Ist ein Anfall vorüber, so kann er sich am dritten, vierten oder siebenten Tage noch mehrmals in schwächerem Grade wiederholen, bis er endlich ausbleibt. Dies ist die intermittierende Form. Die remittierenden oder unausgesetzten mit ziemlich gleich hoch bleibender Temperatur sind die unangenehmeren. Tritt noch bei beiden Formen Blutharnen hinzu, so haben wir es mit der gefährlichen Form des Gallenfiebers zu thun, welche, wenn man nicht ein gesundes Klima aufsucht, oft nach kurzer Zeit zum Tode führen kann. Anders wider-

steht der Körper jahrelang dem Fieber oder man wird fast ganz unempfänglich dagegen.

Die schlimmsten Fieberräume, wo man sich jedesmal einen Anfall holt, sind schlechte, feuchte und dumpfe Wohnräume, welche wenig oder gar nicht ventiliert sind und der Sonne keinen Zutritt gestatten. Dies läßt sich in unzähligen Fällen nachweisen. Die erste Bedingung für den Europäer ist es daher, luftige, hochgelegene Wohnungen zu schaffen, welche, absolut trocken, auch dem Lichte freien Zutritt gewähren. In solchen Räumen ist man kaum jemals der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt, besonders wenn man dabei auch der Umgebung, sei es in der Stadt oder an sonst einem Ort, die notwendige Aufmerksamkeit schenkt und auch diese wenn möglich so wählt, so gestaltet, daß die obigen Bedingungen erfüllt werden und die gefährlichen Keime zerstören können. Großer Gefahr ist man auch in bezug auf Fieberansteckung ausgesetzt, sobald man den Boden umwühlt, dann gelangen die Keime an die Luft, und das ist auch der Grund, weshalb sich vor oder bei Eintreten der Regenzeit eine gesteigerte Neigung zu Fiebererkrankungen nicht allein bei Europäern, sondern auch bei den Eingeborenen bemerkbar macht. Aus diesem Grunde allein werden in Ostafrika europäische Kolonisten ohne ernstliche Gefahr für Gesundheit und Leben niemals dort selbst das Feld bestellen können. Der Wind scheint nicht zur Verbreitung des Fiebers beizutragen, im Gegenteil reinigt er offenbar die Luft, wie denn auch während des herrschenden Südwestmonsuns und -Passates die Luft am reinsten und gesündesten ist.

Das Fieber findet sich übrigens allenthalben, sei es im Thal oder auf Höhen, in trockenen und sumpfigen Gegenden, in der Tiefebene und dem Hochplateau, unmittelbar an der Küste wie im Innern, nie kann man von einer Gegend nach dem äußeren Anscheine sagen, ob dieselbe gesund ist oder nicht. Oft steht die nachträgliche Erfahrung mit dem Aussehen eines Fleckens in direktem Widerspruche. Es scheint aber unter allen Umständen auf die Größe des Ansteckungsherdes anzukommen, so ist z. B. die Stadt Sansibar verhältnismäßig recht gesund, das Innere der Insel aber sehr fieberschwanger. An der Küste gilt Tanga als der gesündeste Platz. Pangani ist sehr ungesund, ebenso Dar es Salaam und Bagamojo. Der Kilimandscharo und Usambara mit ihren unzähligen Wasserläufen scheinen ebenfalls

ziemlich gesund zu sein. Das landeinwärts liegende ganz trockene Ugogo, beginnend mit Mpapua ist sehr fieberschwanger, trotzdem dort während der trockenen Zeit derartiger allgemeiner Wassermangel herrscht, daß man gegen Ende der heißen Zeit oft nicht einmal genug Wasser für die Eingeborenen und deren Rinderherden auftreiben kann, so ist z. B. Mdaburu an der Westgrenze des Landes bei einer Meereshöhe von 1500 m ein derartiger Fieberherd, trotzdem Sümpfe auf tageweite Entfernungen nicht vorhanden sind, daß im Jahre 1881 nach kurzem Bestande eine französische Missionsstation aufgegeben werden mußte. Ebenso ist Tabora in hohem Grade ungesund. Da in den beiden obengenannten Orten jedoch allgemein die sogenannte Tembeform der Hütten, auf welche wir noch zu sprechen kommen werden, gebräuchlich ist und diese sehr unpraktisch, gegen Regen keinen genügenden Schutz gewährt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß man mit Einführung gesünderer Wohnungen diesem Übel einigermaßen wird steuern können.

Jedenfalls kann man heute behaupten, daß das Fieber im allgemeinen sehr viel von dem Schrecken eingebüßt hat, den es früher verbreitete, und auch in Zukunft, richtig behandelt bei angemessener Lebensweise, deren Bedingungen sehr leicht zu erfüllen sind, immer weniger Opfer fordern wird.

Wir kommen zu einer andern Plage, der Dysenterie. Es kann gleich gesagt werden, daß diese in Ostafrika im allgemeinen keinen bösartigen Charakter zeigt und unter Europäern so gut wie gar nicht epidemisch auftritt, ebensowenig unter den Bewohnern der Küste, trotzdem sie dort niemals ganz erlischt. Strengste Diät und der Gebrauch der Brechwurz (Ipekakuanha) sind unfehlbare Mittel. Nie aber darf man Opium anwenden, sondern beim Auftreten sofort wiederholte starke Dosen von Rizinusöl und dann die obenangeführten Mittel. Bei nicht ganz streng eingehaltener Diät zeigt sich dagegen leicht Steigerung bis zu chronischem Auftreten.

Die Eingeborenen des Innern sind ganz besonders empfänglich für Dysenterie, und unter ihnen tritt die Krankheit häufig epidemisch, auf, vor allem in den Karawanen, welche in schlechtem Nährzustande die Küste verlassen. So starben in der aus zwei europäischen und vielen arabischen und Suahelihändlern zusammengesetzten Karawane, mit welcher der Verfasser im Jahre 1880 nach Tabaro gelangte,

von 2000 Köpfen während zwei Monaten etwa dreißig Leute an Dysenterie und fünfundsiebzig bis achtzig an den schwarzen Blattern, welche unter den Eingeborenen wohl die meisten Opfer fordern. Europäer dagegen bleiben von dieser Krankheit in Ostafrika gänzlich verschont, und nicht ein einziger Fall ist bekannt, wonach ein Europäer an den Blattern dort gestorben wäre.

Von Hautkrankheiten werden dagegen Europäer häufiger befallen, besonders Neulinge in den Tropen. Durch Entzündung der Schweißdrüsen infolge der gesteigerten Hautthätigkeit entsteht die Millaria, der sogenannte „rote Hund", preakle heat der Engländer. Es bilden sich zahllose kleine weiße Pusteln, deren Umgebung heftig gerötet ist, wie nach Moskitostichen. Diese Pusteln verursachen ein ganz unerträgliches Jucken, das den Patienten zur Verzweiflung treiben kann. Alle bisher angewandten Mittel halfen nichts, weder Pudern mit Bärlappsamen, noch Fett. Kalte Bäder, zu denen man unwillkürlich des Brennens wegen greift, verschlimmern das Übel. Der Verfasser litt erst am roten Hund, als er nach Europa zurückgekehrt war und auf allgemeines Anraten Wollunterkleider anlegte. Als erfolgreiches Mittel wandte er sehr heiße Bäder und kräftiges Abreiben mit starken Bürsten dagegen an.

Vielfach erkranken Europäer, besonders wie es scheint diejenigen, welche in der Küstenregion leben, im Innern dagegen sehr selten, an einer Beule, von welcher auch Eingeborene befallen werden, der sogenannten Mangobeule. Die Ansichten über die Entstehung und das Wesen derselben sind geteilt, die einen halten sie für eine bösartige Steigerung des „roten Hund", andre halten sie für Furunculosis, welche ansteckend ist, denn manchmal wird die ganze europäische Bevölkerung davon befallen. Die Ansicht, daß die Krankheit durch den Genuß der Mangofrucht hervorgerufen werde, ist sicher nicht stichhaltig, sondern mag nur insofern einigen Zusammenhang damit haben, als die Haut zur Zeit der Mangoreife, als der heißesten, am meisten dafür empfänglich ist. Die Krankheit dehnt sich oft über den ganzen Körper aus, allenthalben große, stark eiternde Beulen verursachend, so daß der Patient oft wochenlang in allen Bewegungen und Lagen gepeinigt wird. Trotz aller angewandten Mittel bringt erst der Eintritt der kühleren Jahreszeit oder Klimawechsel Heilung.

Infolge der in den Tropen so überaus gesteigerten Hautthätigkeit ist der Europäer auch leicht zu rheumatischen Erkrankungen geneigt, er muß sich immer am meisten vor plötzlicher Hautabkühlung hüten und erreicht dies am besten durch angemessene Kleidung. Es stehen sich in bezug auf die Wahl des Stoffes zwei Ansichten gegenüber. Die einen schwören auf Wolle, die andern schwärmen für Baumwolle. Die Wolle hat jedenfalls den Nachteil, die Haut zu sehr zu reizen, selbst bei demjenigen, der sie in Deutschland zu tragen gewohnt war. Viele aber vertragen Wolle in den Tropen, und diese mögen sie auch nach Gefallen dort anlegen. Der Verfasser hat jedoch die Beobachtung gemacht, daß bei weitem die meisten schließlich doch zur Baumwolle greifen, schon aus dem Grunde, weil Wolle überhaupt teuer ist, und dann auch, weil dieselbe immer mehr zusammenschrumpft und verfilzt, besonders in den Tropen Neigung zur Ausbildung dieser unangenehmen Eigenschaft zeigt. Damit verliert sie auch ihre so hochgerühmte Eigenschaft, den Schweiß aufzusaugen, welche sie übrigens mit der Baumwolle gemein hat. Diese ist der Haut zweifellos zuträglicher, was man schon ohne weiteres beim Anlegen empfinden kann. Die Baumwolle schützt wie Wolle vor Erkältung, indem sie aufgenommenen Schweiß langsam verdunsten läßt und sich nicht wie die hier ganz untaugliche Leinwand an den Körper anlegt. Als Strümpfe empfiehlt sich dagegen Wolle weit mehr wie Baumwolle, und zwar sehr dicke wollene Strümpfe, welche, so paradox es klingen mag, die Füße weit kühler halten wie Baumwolle, indem sich dieselbe im Gewebe nicht so zusammendrückt wie Baumwolle und damit die Ventilation in den Schuhen unterhalten bleibt. Auch bilden sie beim Marsch eine weichere angenehmere Unterlage und schützen mehr gegen Reibung des Schuhwerkes. Als Schuhe wähle man Schnürschuhe und Kniestiefel mit Doppelsohlen, ohne welche der Fuß bald ermüdet.

Der Schnitt der europäischen Kleidung hat sich in Sansibar zu einem dort eigentümlichen herausgebildet, lange Hosen und für Gesellschaft eine ganz kurze Jacke, beides weiß und sehr bequem, besonders da man dort keine Weste anlegt. Jedenfalls trage man immer europäische Kleidung mit besonderer Hervorhebung, nicht etwa, wie manche Europäer versucht haben, die zwar malerische, aber unpraktische arabische. Diese sei als Scherz einmal gestattet, aber nicht als Regel. Wenn man aber gar wie jener Missionär in der Gegend des Kilimandscharo statt

der Hosen die Schuka, das Hüftentuch der Eingeborenen, anlegt, so kann man Wißmann nur beistimmen, wenn er sich weigerte, einen solchen Narren zu empfangen.

Als Kopfbedeckung leistet ein Panama oder beliebiger andrer weißer, breitkrempiger, geschmackvoller Strohhut genau dieselben Dienste wie der häßliche und in seiner Form höchst unpraktische Tropenhelm. Der Verfasser hatte sich zuletzt derart an die Hitze gewöhnt, daß er immer nur ein kleines leichtes Filzhütchen trug. Jedenfalls sind der Kopf wie auch Schläfe und Nacken im Anfang ganz besonders zu schützen. Trotz der oft enormen direkten Bestrahlung und dem Reflex vom Boden kommen in Afrika Hitzschläge oder Sonnenstich so selten vor, daß man von solchen Fällen noch jahrelang sprechen hört, und das hat seinen Grund in der leichten Kleidung. Die bei uns vorkommenden Hitzschläge oder Sonnenstiche verdanken ihre Entstehung nicht so sehr der Anstrengung in hoher Temperatur an unbeschatteten Stellen, als vielmehr der unzweckmäßigen Kleidung, welche die Blutzirkulation ebenso sehr hemmt wie die Atmung und Ausdünstung der Haut. Am besten zeigt sich dies bei den alljährlich oft leider tödlich verlaufenden Hitzschlägen bei Manövern. Dort werden an den Körper in bezug auf Kraftleistung die allerhöchsten Ansprüche gestellt, wobei der Mann gezwungen ist, die denkbar unzweckmäßigste Kleidung zu tragen.

Man hat früher die Gefahren der afrikanischen Hitze entschieden überschätzt, da man sein Urteil nach Erfahrungen unvernünftig lebender Europäer richtete. Der Aufenthalt in den Küstengebieten war für die wenigen europäischen Kaufleute kein allzu unterhaltender, und so kam es, daß viele derselben, besonders diejenigen, welche als einfache Kommis keine Verantwortungen trugen, ein sehr unangemessenes Leben führten, tranken und sich Ausschweifungen hingaben und dann entweder starben oder ihr lebenlang siech blieben. Oder man führte als Beleg für die Schädlichkeit des dortigen Klimas die hohe Sterblichkeit unter den Forschungsreisenden an, vergessend oder absichtlich übersehend, daß gerade diese infolge ihrer Aufgabe ein derart unregelmäßiges Leben führten, so vielerlei Gefahren ausgesetzt waren, daß es merkwürdig ist, wenn nicht ein noch höherer Prozentsatz zu Grunde ging.

Wenn wir uns den augenblicklichen Stand der Dinge in unsrer Kolonie vergegenwärtigen, so berechtigen uns die in letzter Zeit gemachten Erfahrungen entschieden zu ziemlich großen Hoffnungen in bezug auf unsre Landsleute dort, was die Fähigkeit langen Aufenthaltes angeht, doch darf auf andrer Seite nicht außer acht gelassen werden, daß wir es dabei dem größten Teil nach mit sorgfältig nach gesundheitlicher Richtung ausgewähltem Material zu thun haben und nur junge kräftige Leute hinausziehen. Da wir aber an solchen keinen Mangel, sondern Überschuß haben, so können wir, was diesen Punkt anlangt, unbesorgt für die Weiterentwickelung Ostafrikas in die Zukunft blicken. Eines aber wird nie dort erreicht werden, eine Akklimatisation der weißen Rasse. Wir werden die Menschen, welche dort notwendig sind, immer aus der Heimat holen müssen und sie zum Sammeln neuer Kräfte nach einer Reihe von Jahren nach gesunden Gegenden schicken. Dort von Weißen geborene Kinder werden zu Grunde gehen, wenn man sie nicht in einem gemäßigten Klima erzieht.

Sansibar.

Sonderbar mag es erscheinen, wenn wir in einem Buche, welches den Titel „Deutsch-Ostafrika“ trägt, einem der ersten Kapitel die Aufschrift „Sansibar“ geben. Wie aber könnte man z. B. über Frankreichs Provinzen und deren Entwickelung schreiben, ohne ausführlich seiner Hauptstadt Paris zu gedenken, und was Paris für Frankreich, das ist Sansibar für Ostafrika. Auch wenn es die Diplomaten mit einem Federstrich davon losgelöst haben, so wird es dennoch langer Zeit bedürfen, ehe ein andrer Ort der nunmehr deutschen Küste der alten Sultansstadt den Rang abgelaufen haben wird. Noch spätere Geschlechter werden von Sansibar als der einstigen Hauptstadt von Ostafrika sprechen, nennen wir doch noch heute Moskau immer die einstige Hauptstadt des Russischen Reiches. Zudem ist Sansibar für alle sozialen, politischen, sowie wirtschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen von so weitgehender Bedeutung, daß es nicht zu umgehen ist, dieselbe einer eingehenden Besprechung zu würdigen, trotzdem es nicht zu unsrer ostafrikanischen Kolonie gehört.

Sansibar, Unguja nennt es der Eingeborene, war nicht immer der Mittelpunkt der Ostküste. Lange hat es mit Mombas gerungen, ehe letzteres seine Überlegenheit einbüßte. Welch wechselvolles Schicksal war der Insel beschieden. In den ältesten Zeiten im Besitz der Eingeborenen, setzten sich schon früh die Araber dort fest, um den Portugiesen zu weichen, welche schließlich wieder von den Arabern verdrängt wurden. Zum Hauptorte der Küste wurde die Stadt Sansibar erst, als im Jahre 1840 Said Said, der Sultan von Maskat, sich dorthin zurückzog. Müde der ewigen Kriege mit den

widerspenstigen Städten in Ostafrika, der Kämpfe in Arabien gegen die Perser und überdrüssig der Betteleien und Belästigungen seiner eignen Großen in Maskat, wollte er allen Unannehmlichkeiten aus dem Wege gehen. Auch hatte er längst mit richtigem Blick die immer größer werdende Bedeutung des Küstenstriches, welcher Sansibar auf dem Festlande vorlag, erkannt und beschloß, sein an Anstrengungen und Thaten reiches Leben auf dem schönen meerumrauschten Eiland zu vollenden. Said Said blickte schon damals auf eine lange Regierungszeit zurück, denn schon im Jahre 1806 war er als sechzehnjähriger Jüngling auf den Thron der Dynastie Abu Said gekommen. Mit zunehmendem Alter erfreute er sich immer größerer Beliebtheit, lebte fortan mehr den Werken des Friedens, soweit dies als Herrscher eines so unruhigen und verschiedenartigen Volkes möglich war. In Maskat nahm er nur hier und da längeren Aufenthalt, um dort Regierungsgeschäfte zu erledigen. So hatte er auch 1853 eine Reise dorthin angetreten, war schon drei Jahre von Sansibar abwesend und wurde sehnsüchtig von seinen Anverwandten und seinen Unterthanen erwartet. Da, eines Tages gegen Ende des Jahres 1856, kehrte in der Mittagsstunde ein schwarzer Fischer von der See nach der Stadt zurück mit der Nachricht, daß er auf offenem Meere einige Schiffe mit roter Flagge gesehen habe und nur wegen des hohen Seeganges bei dem stürmischen Nordostpassat nicht habe an die Schiffe herangekonnt. Das konnten nur des Saids Schiffe sein, und mit Windeseile verbreitete sich in der Stadt die Nachricht. In freudiger Erregung bereitete sich alles zum feierlichen Empfang vor. Madjid, der älteste der in Sansibar anwesenden Söhne, welcher schon die Regierung geführt hatte, beeilte sich, dem Vater mit einem kleinen Gefolge in einem Boote entgegenzufahren, denn die Schiffe waren spätestens mit Sonnenuntergang zu erwarten. Doch die Zeit verstrich, ohne daß sie einliefen, und allgemeine Unruhe bemächtigte sich der Bevölkerung Als gar in der Nacht die Paläste des Sultans und das Haus des Madjid mit Bewaffneten umstellt wurden, steigerte sich die Aufregung zu allgemeiner Bestürzung.

Die aufgehende Sonne aber beleuchtete Said Saids Schiffe im Hafen. Statt der roten hingen Trauerflaggen von deren Masten. Der Herrscher war tot. Unterwegs erlag er auf See einer vor

Jahren ins Bein erhaltenen Schußwunde, aus welcher man die Kugel nicht hatte entfernen können. Bargasch, der älteste der an Bord befindlichen Söhne, hatte den Leichnam in einer Kiste verwahren lassen, um ihn in Sansibar zu bestatten, gegen den mohammedanischen Ritus damit einen doppelten Verstoß begehend. Man hätte den toten Fürsten überhaupt nicht einsargen dürfen nnd ihn dem Meere übergeben müssen, so schreibt es der Koran vor. Madjid hatte man allgemein bei dem heftigen sturmartigen Wind für verloren gehalten, es war ihm aber gelungen, die Schiffe zu erreichen. Zu seiner Bestürzung über die unerwartete Trauerbotschaft gesellte sich grenzenloses Erstaunen, denn Bargasch hatte schon mit der Leiche des Vaters das Schiff verlassen, um sie, wie Madjid erst am andern Tage erfuhr, in aller Stille beisetzen zu lassen. Bargasch war es auch, welcher den Befehl zum Umstellen der Paläste und des Harems, sowie Madjids Haus gegeben hatte, um an Stelle des älteren Bruders mit Gewalt die Herrschaft in Sansibar an sich zu reißen. Die Bestattung des Vaters hatte er deshalb heimlich vornehmen lassen, weil es Sitte bei den Arabern ist, die Erbfolge an der Leiche des Verstorbenen zu regeln. Weil er fürchtete, daß in diesem Falle die allgemeine Stimme den Bruder zum Sultan ausrufen werde, hatte er den feierlichen Akt vereitelt. Da Madjid nur dadurch der Gefangennahme durch Bargasch entging, daß er den Schiffen entgegengefahren war, so war der verräterische Anschlag mißlungen, und als Entschuldigung führte Bargasch an, mit seinen sonderbaren Maßregeln eine Rebellion habe vereiteln zu wollen. Am nächsten Morgen proklamierte sich Madjid als unabhängigen Herrscher von Sansibar, während sein Bruder Suëni den Thron von Maskat bestieg. Damit hatte sich die Teilung des früheren Reiches von Maskat vollzogen, und Suëni gelang es nicht, seine Ansprüche auf Sansibar durchzusetzen, erreichte aber, daß ihm durch Englands Vermittelung von Madjid jährlich 40000 Maria-Thereſiathaler als Entschädigung ausgezahlt wurden. Da sich aber in den späteren Jahren Madjid weigerte, die Gelder zu zahlen, so übernahm die indische Regierung bis zu Suënis Tod diese Verpflichtung, um nicht Verwickelungen herbeizuführen, von denen sie annahm, daß sie für Indien gefährlich werden konnten. In Wahrheit wohl, um später England Grund zu Einmischungen in Sansibar zu geben.

Sansibar blieb nun eine Reihe von Jahren bis in die jüngste Zeit unabhängig.

Es ist kein Zufall, daß die Stadt zu so hoher Bedeutung emporwuchs, wenn auch Mombas einen der besten Häfen der Welt und Sansibar nur eine offene Reede besitzt. Viele Umstände haben zu diesem Emporblühen beigetragen und nicht zum wenigsten die Beschaffenheit des Hinterlandes.

Sansibar ist eine Koralleninsel, deren Korallenkalk an vielen Orten, besonders im Innern des Eilandes, zu Tage tritt. In der weitaus größten Ausdehnung ist derselbe mit einer roten Lehmart, dem Laterit, bedeckt. Diese zwar an und für sich sehr fruchtbare Erdart bedarf jedoch guter Durchfeuchtung, um zu produzieren. Das feuchte Klima Sansibars erfüllt diese Bedingung in hohem Maße, indem neben einer ausgiebigen Regenzeit in allen Monaten des Jahres Niederschläge stattfinden. Dazu gesellt sich eine fast immer gleichbleibende Temperatur von 25—26 ° C., um eine sehr üppige Vegetation zu erzeugen und der Insel eine bevorzugte Stellung nach dieser Richtung zu sichern. Eine zweite, ebenfalls vorkommende Erdart ist grauen Ansehens, thonhaltig und infolge des eingemengten Sandes mehr locker, der Lieblingsstandort der Kokospalme, welche in großer Menge auf Sansibar gedeiht.

Wenn nach langer Seefahrt am südlichen Horizonte des tiefblauen Meeres die Insel Sansibar sichtbar wird, so ist der erste Anblick der Insel einigermaßen entnüchternd. Am Horizont erscheint ein Punkt, der sich allmählich in einen Streifen verwandelt. In der von den glühend heißen Sonnenstrahlen erhitzten Luft scheint dieser Streifen zuweilen, je nach den Schwankungen des Schiffes, in der Luft zu schweben. Bald nimmt er bestimmtere Gestaltung an. Es ist die Nordspitze der Insel, auf welcher ein niederer Höhenrücken sanft ausläuft. Ein breiter eintöniger Strand liegt vor einer ebenso eintönig scheinenden graugrünen Vegetationsdecke, ein nichts weniger als tropischer Anblick. In demselben Maße aber, wie wir uns der Stadt Sansibar nähern, während wir in immer größerer Nähe der Westküste der Insel dahingleiten, zeigt sich uns die Landschaft in glühenderen Farben und größerer Abwechselung. Wir unterscheiden Bäume, Palmen, Rasenflächen wechseln mit Busch und Plantagenanlagen, einzelne

blendend weiße Landhäuser leuchten aus dem Dunkel der Bäume, den Strand entlang werden Sandflächen unterbrochen von kleinen versteckten Buchten. Im Wasser stehen die merkwürdigen Mangroven und Pandanus. Das Meer wird immer belebter, arabische Daus und kleine Einbäume gleiten vorüber mit doppelten Auslegern, die scharfe Brise bläht das unverhältnismäßig große Segel, daß das Boot wie im Fluge dahingleitend, an seinem Bug weißer Schaum aufsprudelt und es uns schnell überholt. Der einzige schwarze Bootsmann ist genötigt, auf dem äußersten Ende des Luvseitenauslegers niederzukauern, um, von den Wellen benetzt, durch sein Gewicht das Umschlagen zu verhindern. Durch diese winzigen, meist nur zwei Mann fassenden Fischerboote, welche trotz ihrer Kleinheit den Sansibarkanal überschreiten, werden in der Nacht eine Menge Sklaven geschmuggelt, und bei gutem Winde sind sie der schnellsten Dampfbarkasse unerreichbar.

In weiterer Fahrt taucht bald die Stadt Sansibar aus dem Meere. Es macht zuerst einen geradezu verblüffenden Eindruck, wie winzig niedrig die hohen Häuser erscheinen gegen die auf dem Wasser im Vordergrunde liegenden Schiffskolosse, den Marinen Deutschlands, Englands und Frankreichs angehörend. Die Anker rasseln in die Tiefe, wir sind auf der Reede angelangt, voll des prächtigen farbenreichen Bildes, welches, überflutet von blendend hellem Sonnenschein, vor uns aufgerollt ist. Wie das Wasser funkelt und glitzert, in allen Farbentönen reflektieren die Gegenstände das strahlende, zitternde Sonnenlicht, vom blendenden Weiß der Häuser durch alle Stufen der Farbenskala hindurchlaufend bis zum dunkelsten, gesättigten Grün, Braun und Blau der Vegetation und des Meeres. Entzückt stehen wir, ohne zu wissen, wohin zuerst den Blick wenden. Zahlreiche Boote, Einbäume und Kähne haben sich vom Strande abgelöst, um ein wahres Wettrudern zu eröffnen, die schwarzen Insassen in uns ungewohnter Tracht, Hemden, Kaftane, Hüftentücher. In unverständlichem Idiom überschreien sie sich, um, einander verdrängend, die herrlichen Erzeugnisse der Tropen anzubieten, welche wir bis dahin nur in den Schaufenstern der Delikateßläden oder auf üppiger Tafel prangen sahen. Zu unserm Erstaunen heimeln uns aber die Preise bezüglich ihrer Höhe ungemein an. Die Verkäufer wollen

davon profitieren, daß wir Fremde sind. Andre bieten Affen, Schneumone, Papageien an.

Sollen wir uns das Bild einprägen, welches der Hafen bietet mit seinen unzähligen Schiffen, Kriegs- und Handelsfahrzeugen, Segel- und Dampfschiffen, seltsam geformten arabischen Daus aus Maskat in plumper Form, andre in graziöseren Linien gebaut mit weit ausladendem Bug. Sonderbare, mit Kokosstricken zusammengenähte Tepe, an denen kein einziger Nagel verwendet wurde. Sie schöpfen zwar immer Wasser, widerstehen dagegen den furchtbaren Stößen der Brandung ihrer heimatlichen Küste, des Somalilandes. Zwischen alledem hindurch ein ununterbrochenes Gewimmel kleiner, durch Ruder oder Segel fortbewegter Boote.

Wie herrlich breitet sich die Stadt vor uns aus mit den hohen, weißen Häusern, deren flaches Dach uns fremdartig anmutet. Dort die beiden hohen Sultanspaläste, deren einer neuerer geradezu ungeheuerliche Dimensionen aufweist und durch seine Schmucklosigkeit an eine Kaserne erinnert. Links davon der Harem mit grünen Läden und kleinen arabischen Erkern, sonst aber ebenso geschmacklos wie die andern Bauten. Die Araber haben ihre schöne Architektur daheim in Maskat gelassen. Am deutlichsten zeigt sich dies an dem nüchternen aufgemauerten Leuchtturm. Schon seit 1884 sendet eine starke elektrische Bogenlampe ihre Strahlen aufs Meer, dem Schiffer ein Wahrzeichen, doch überflüssig, denn in der Nacht wagt niemand die Einfahrt, es seien denn kleine Daus. Nach rechts und links breitet sich das Häusergewirr und weiterhin die herrliche Schamba (wörtlich Feld, Acker, Plantage, hier die ganze Umgebung so genannt) aus, in welcher uns die dunkelgrünen Mangobäume und schlanken Kokospalmen am meisten ins Auge fallen.

Ein Stück Welt- und Kulturgeschichte spricht aus dem Häusermeer der auf 80—100000 Einwohner geschätzten Stadt. Die arabischen Häuser, immer aus Aberglaube an irgend einer Stelle unvollendet gelassen, andre nach dem Tode des Besitzers in Trümmer gefallen, ohne daß jemand daran denkt, den Schutt hinwegzuräumen, erzählen von der Indolenz der Araber und des Mohammedanismus, der nur Ruinen an Ruinen zu reihen vermag. Dort neben dem hohen Palast des Sultans liegt das düstere, nur noch schlecht erhaltene alte

portugiesische Fort, von vier massiven Türmen flankiert. Eindringlich predigt es uns den Zerfall der portugiesischen Macht und Herrlichkeit. Der lange Zollschuppen, anmaßend vor die Paläste gebaut, und die emporragenden Häuser der Inder mit den grellblau und grün gestrichenen Fensterläden deuten schon durch ihre Dimensionen die Macht des Kapitals an. Die gut gehaltenen, mit zahlreichen Fenstern versehenen Gebäude europäischer Kaufleute, sowie der diplomatischen Vertreter europäischer und andrer Mächte tragen auf dem Dache alles überragende Masten, deren Flaggen lustig im Winde wehen, als wollten sie uns zurufen: „Siehe, wie groß ist die Macht der Zivilisation, sie triumphiert über all das unter uns Liegende.“ In welchem Gegensatz dazu die schmutzige Madagaskarvorstadt, das Negerviertel mit seinen elenden, aus Lehm und Stroh errichteten Hütten, erinnernd an die von der Kultur noch fast unberührte eingeborene Bevölkerung.

Wenn wir Unterkommen gefunden, werden wir uns beeilen, die Stadt zu durchstreifen, denn wir glauben uns in eine Märchenwelt versetzt und können nicht schnell genug unsre Neugierde befriedigen. Die Straßen sind eng, oft so eng, daß man sich gerade noch ausweichen kann, und sehr schmutzig. Ein undefinierbarer Geruch erfüllt die Luft, ein sonderbares Gemisch aller Wohlgerüche Indiens und Arabiens mit dem ekelhaften Gestank getrockneter Erzeugnisse des Meeres, halbfauler Tintenfische, Haifischflossen und faulender Früchte und Unrat, köstlichem Duft der herrlichen Orangen Sansibars, Blumen und Petroleum. Dieses Gemisch, das bald die Nase beleidigt, bald dem Geruchssinn schmeichelt, je nachdem das eine oder das andre vorherrscht, wird jedem unvergeßlich bleiben, der es einmal empfunden hat.

Die Stadt liegt auf einer Halbinsel, welche durch das Einschneiden einer Lagune gebildet wird. Die Negervorstadt liegt jenseits. Die Verbindung ist durch eine steinerne Brücke hergestellt. Dicht zusammengedrängt stehen die massiv aus Korallenkalk aufgemauerten zwei- bis vierstöckigen Häuser. Nach außen wenige kleine Fenster, mehr Luftlöcher, zeigend, umschließen sie nach innen meist einen Hof, der von einer rings umlaufenden Galerie umgeben ist. In dieser Ausführung sind auch die meisten Häuser der Küstenstädte erbaut. Die Erdgeschosse der meisten bilden offene Läden, nischenartige finstere Höhlen, angefüllt mit allerhand Kram und Eßwaren. Dazwischen

Negerweiber aus Sansibar und von der Ostküste.

Nach einer Originalphotographie.

im Halbdunkel des Hintergrundes der Besitzer, mit untergeschlagenen Beinen auf einem Teppich oder Kasten kauernde gelbe Inder, Hindu oder Banian, die Frauen der ersteren in bunte grelle Seide gekleidet, Hosen mit überfallendem Hemd. Mieder kennen die Glücklichen nicht, dagegen sind sie über und über mit Gold- und Silberschmuck behangen, große Ringe in Ohr und Nase, Ringe an Fingern und Zehen, und dicke unförmige Arm- und Fußspangen.

In den Straßen wogt es auf und ab. Araber, Neger, Perser, Wasserträgerinnen, Kühe und Esel, Kinder, Erwachsene, Hindu, Banian, Lastträger, schreiend, schiebend, stoßend, in sinnverwirrendem Trubel. Würdevoll, in einer dem Europäer komisch erscheinenden Grandezza schreitet ein Trupp kostbar gekleideter Araber bedächtigen Schrittes daher, Gestalten, denen wir überall in den Küstenstädten Deutsch-Ostafrikas begegnen, im Paßgang, Bein und Arm derselben Seite beim Schreiten nach vorn bewegend. Respektvoll weicht alles aus. Die ganze nicht allzuhohe und breite Gestalt mit zartem Knochenbau ist in ein feines, weißes Batisthemd gehüllt, welches bis zu den Knöcheln reicht, um die Hüften durch den gold- und silberdurchwirkten Gürtel der Djembia, des Krummdolches, festgehalten. Kokett ist ein Zipfel aufgerafft und läßt darunter die feine, weiße Baumwollenschuka, das Hüftentuch, hervorblicken, deren bunte, breite Borte mit Seide durchwirkt ist. Hosen trägt der Araber nicht. Ein Kaftan aus schwarzem oder buntem Tuch oder aber aus braunen Kamelhaargeweben bedeckt die Schultern. Die Ärmel sind durch ein Loch in den Seiten ersetzt und bilden eigentlich nur einen weiten Faltenwurf. Auf dem Rücken, an Hals und Brust kostbare bunte und sehr geschmackvolle Gold-, Silber- und Seidenstickerei. Das ganz glattrasierte Haupt ist mit einer meist in weiß gestickten kleinen anliegenden Mütze bedeckt, um welche kunstvoll die Kilemba (Turban) aus hellblauem Baumwollstoff mit rotgelber Borte geschlungen ist. Die nackten Füße stecken in großen rotbraunen Ledersandalen, deren handbreite Halteriemen mit schönem weiß und grünem Lederwerk geziert ist. Das braune Gesicht mit scharfen, semitischen Zügen ist von einem glänzend schwarzen Bart umrahmt. Der Schnurrbart wird immer abrasiert. Die großen blitzenden Augen werden noch mehr vergrößert durch schwarze Antimonschminke, welche auf das untere Lid aufgetragen wird. Der schnee-

weiße Bart ehrwürdiger Greise ist mit Henna rot gefärbt. Der Griff des Dolches, mit kostbarer Silberfiligranarbeit belegt, wird weit abstehend getragen, eine darüber hängende rosenkranzartige Bernsteinkette läßt man zuweilen spielend durch die Hände gleiten. Über der linken Schulter hängt an wollener Koppel ein langes, gerades, arabisches Schwert ohne Parierstange oder ein krummer Beludschensäbel, der Griff ragt drohend dicht unter der Achsel hervor.

In der rechten Hand trägt der arabische Dandy ein dünnes, weißes Spazierstöckchen. Von Zeit zu Zeit führen die voranschreitenden Notabeln in den rauhen Gutturallauten des Arabischen unter gemessenen Gesten ein kurzes Gespräch, um bald wieder in würdevolles Schweigen zu verfallen. Der gute Ton fordert, daß die Vornehmen von einem zahlreichen Gefolge begleitet werden, den Wafuasi, schmarotzende Nichtsthuer, welche meist ihre reiche Kleidung der Güte ihrer Gönner zu verdanken haben. In welchem Gegensatze zu dem glänzenden Troß stehen die in Ketten gelegten Verbrecher, welche aus einer Seitenstraße hervortreten, deren Namen wir nicht nennen können, da die Straßen von Sansibar keine solchen führen. Nur mit einem Hüftentuche bekleidet, sind sie mit Halseisen und Ketten aneinander gefesselt. Ihre klirrende Last schleppen sie unter militärischer Aufsicht, um Straßenarbeit zu verrichten. Ihre meist vergnügten Gesichter sind mit ihrer traurigen Lage nicht recht in Einklang zu bringen, der leichtfertige, heitere Charakter des Schwarzen, seine Bedürfnislosigkeit lassen ihn diese Strafe weniger hart empfinden. In eintönigem Wechselgesang, eilend schnellen Schrittes und niemand ausweichend, stürmen Hamali, Lastträger, daher, welche ungeheure Kolli von großem Gewicht schleppen, die dicken Tragstangen biegen sich, quietschen und knarren in Reibung mit den haltenden Kokosstöcken unter der Last. Um diese Last nicht in Schwingung geraten zu lassen, dürfen sie nicht Schritt halten.

Mit lautem „Simila, Simila!“ (weicht aus!) kommen uns leichtgekleidete Vorläufer entgegen, um einem Trupp auf Eseln reitender Araber Platz zu schaffen. Wir treten schnell zur Seite, und vorüber saust die wilde Jagd mit fliegenden Kaftanen und klirrenden Schwertern in unruhigem Kreuzgalopp, Trab reitet der Araber nicht. Die kühnen Reiter machen trotz ihres kriegerischen Aussehens auf den

deutschen Reitersmann einen recht betrüblichen Eindruck. Die langen Hemden sind bei dem Quersitz hinaufgezogen, die nackten, meist dünnen Waden klammern sich krampfhaft an den mit bunter Decke belegten breiten Sattel. Die Füße, an denen die Ledersandalen wie Holzpantinen hängen, scheinen in Ermangelung von Steigbügeln Fühlung unter dem Bauche des Reittieres zu suchen, was verursacht, daß die Kniee weit abstehen. Mit den Armen fuchtelt der Reiter in der Luft, so daß der Kaftan vom Luftzug weit aufgebläht wird und die ganze Gestalt aussieht, als wolle sie davonfliegen, um mit den Beinen den Esel in die Lüfte zu entführen. Dennoch sitzen die Araber sehr fest. Die Reittiere, meist Maskatesel, gehören einer sehr edlen Rasse ihres mit Unrecht so verachteten Geschlechtes an. Sie sind groß, stark und sehr ausdauernd und in Sansibar teurer wie arabische Pferde. Sie werden mit Henna rot gefärbt, was trotz der für einen Esel recht ungewohnten Abtönung im Verein mit dem bunten, phantastischen Sattelzeug prächtig aussieht, besonders da alle kräftige, feurige Tiere sind, deren einige ihr hallendes a—i a—i in gellenden Tönen hinausschmettern. Der einzige am Kinnriemen befestigte Zügel dient nicht zum Lenken, sondern nur zum Anhalten. Geleitet wird das Tier durch Schläge auf das Schulterblatt, wobei es der Richtung des Schlages folgt, also links geht, wenn man es auf das rechte Schulterblatt schlägt.

Für den Neuling ist unter den ihm hier entgegentretenden Typen immer die Negerbevölkerung am interessantesten, weil ihm hierin ein gänzlich fremdes Element entgegentritt. Die Kleidung der Männer bildet ein langes, bis zu den Knöcheln reichendes Hemd, darunter ein buntes Hüftentuch, dessen einer Zipfel beim Dandy auf der Erde schleifen muß, während das eingesteckte Messer das Hemd auf einer Seite empor hebt. Den glattrasierten Kopf bedeckt eine weiße oder fezartige rote Mütze ohne Quaste. An den Füßen arabische Sandalen, stolzieren die Schwarzen mit den weißen Stöcken umher, mit wichtiger Miene, affektierter Aussprache, gezwungen würdevoller Haltung. Oft genug aber läßt sie das angeborene Temperament aus der Rolle fallen, laut sprechend fahren sie dann mit heftigen Gestikulationen aufeinander los, mit rollenden Augen, so daß man glauben könnte, es müsse jeden Augenblick eine Prügelei ausbrechen, doch ist die

Besorgnis unnötig, auf diese Weise erleichtern sich die Leute das Nichtsthun.

Die Weiber fallen in ihrer merkwürdigen Tracht noch mehr in die Augen. Unmittelbar um den Leib tragen sie, wie die Männer, eine Schuka, jedoch unter den Achseln um den Körper geschlungen darüber das Leso. Es sind dies buntbedruckte Baumwolltaschentücher, deren sechs Stück zu je drei zusammenhängend an der Längsseite aneinander genäht sind. Dies Leso hüllt die Gestalt bis zu den Knöcheln ein. Schulter und Arme bleiben dagegen ganz unbedeckt. Viele tragen auch arabische Frauenhosen. Die Frisur wechselt in allen möglichen Spielarten. Das Haar ist in der Mitte gescheitelt und nach seitwärts glatt gestrichen, so daß die Kräuselung verschwindet, und in oft recht geschmackvoller Weise geordnet, oder es werden unzählige parallel laufende Zöpfchen dicht auf die Kopfhaut angeflochten, vom Scheitel nach den Seiten oder von vorn nach hinten, wobei ein aufgelockertes Toupet vorn stehen bleibt, oder Löckchen auf oder über der Stirn, in tausend Varietäten. Über die Frisur legt die eitle Schöne den Ukaia (Schleier), in dickem Wulste kranzartig um den Kopf gewunden. Er ist mit Seidenfäden in Abständen umwickelt, eine handbreite, gelbe, blaue oder rote Kinnbinde aus fingerdicken, lose geschlagenen Schnüren rahmen das runde, dralle Gesicht ein, und nach hinten hängen bis zur Erde zwei lange Zipfel des durchsichtigen, indigoblauen Schleiers, welche zu mannigfachen Koketterien Anlaß geben; nicht aber etwa durch Verschleierung des dunklen Gesichtes, sondern durch die Art und Weise, wie die Hand die Zipfel anfaßt. Die Stirn ist mit Kurkuma gelb gefärbt, die unteren Augenlider werden mit Antimon schwarz geschminkt. Auch hier ist die weibliche Koketterie zu finden, auch hier übt sie ihren Reiz aus. Es ist selbstverständlich, daß auch die schwarze Schönheit Schmuck trägt, kolossale Silberringe in arabischen Mustern um Knöchel und Arme, riesige Ohr- und Nasenringe, welche über den Mund hängen, ein kleines, weißes Pflöckchen, in einem der Nasenflügel ein durchgestochenes Loch ausfüllend. Die Peripherie der beiden Ohren ist mit fünf Löchern versehen, in denen ebenfalls weiße Pflöckchen von der Dicke der Ohrmuschel und dem Durchmesser eines Bleistiftes stecken. Die Anzahl derselben variiert übrigens, so war es z. B. bis 1880 oder 1883 Mode, fünf solcher Pflöckchen in jedem

Ohr zu tragen. Im Jahre 1885 würde eine schwarze Dame mit dieser Anzahl allgemeine Heiterkeit erregt haben, so wie etwa bei uns eine Frau, welche heute noch eine Krinoline tragen wollte. Diese leidige Mode, auch in Afrika schwingt sie ihr tyrannisches Zepter und erlegt ihren schwarzen weiblichen Unterthanen die Pflicht auf, wenigstens jeden Monat, oder so oft überhaupt Leso mit neuen Mustern nach Sansibar gelangen, sich nur in solchen öffentlich zu zeigen. In andern Dingen aber läßt sie den Schwarzen, Arabern oder andern orientalischen Völkern in Rücksicht auf deren konservativen Charakter mehr Zeit, die Formen zu ändern, besonders um so unzivilisierter dieselben sind, so daß oft Jahrzehnte und mehr verlaufen können, ehe eine augenfällige Veränderung stattgefunden hat. Die Mode ist sogar so nachsichtig, daß sie z. B. bei den Warua westlich vom Tanganika gestattet, eine einmal dressierte Frisur unverändert fünf bis selbst zehn Jahre zu tragen, während welcher Zeit an der Frisur nur Ausbesserungen vorgenommen werden. In betreff der Gepflogenheiten der Mode unterscheiden sich die Schwarzen überhaupt im Prinzip gar nicht von uns, sondern nur in der Ausführung, und so ist es natürlich, daß auch die Haltung und der Gang durch die Mode beeinflußt werden. Die Männer haben den schon erwähnten Paßgang der Araber angenommen, den man auch bei unsern Landleuten häufig genug findet, unsre Unteroffiziere wissen nach ihren Erfahrungen auf den Exerzierplätzen davon zu erzählen. Dieser Paßgang gibt dem Schreitenden einen eigentümlich plumpen, wiegenden Gang, besonders wenn er dabei „mardadi“ (eitel) auch das Wiegen des Kopfes vom Araber abgesehen hat, und wie dieser den Spazierstock mit der Krücke nach oben, ohne ihn an der Schulter anzulehnen, balanciert. Noch sonderbarer aber ist der Gang der Weiber, der, wenn er richtig ausgeführt wird, das sprachlose Entzücken des Sansibargigerl erregen kann. Man sehe eine solche dicke, dralle Dame nur dahinwatscheln, mit tiefem Ernste bestrebt, das möglichste an Grazie, nach ihren Begriffen, aus sich „herauszuholen“, denn solchen Eindruck machen ihre Bemühungen. Als hätte sie Blei in den Füßen und doch leichten Schrittes schwebt, oder sagen wir lieber schiebt sich die „Bibi“, wie der Sansibarite die Frauen mit dem arabischen Worte anredet, dahin. (Weib heißt in Kisuaheli manamke in sonderbarem Anklange an die niederdeutsche

Aussprache Madamke des französischen Madame.) Schlenkernd wird ein Bein vor das andre gesetzt, wobei die ganz einwärts gestellten Füße kaum vom Boden erhoben werden. Bei jedem Schritt läßt sich das Weib in die Hüfte des aufgesetzten Beines sinken, so daß diese nach außen geschleudert wird und dementsprechend dieselbe Seite des immer stark ausgeladenen Gefäßes. Eine Schulter wird nach vorn getragen, die andre nach hinten herabsinkend, als seien beide ungleich hoch. Die Arme hängen schlaff am Körper herab und werden stark, hier nicht im Paßgang, geschlenkert, wobei es als besonders chic gilt, wenn während der Rückwärtsbewegung die Hand nach außen gedreht wird. Der Kopf macht infolge seiner eigentümlichen Haltung den Eindruck, als sei er ein mit Wasser gefülltes Gefäß, was sorgfältig im Gleichgewicht gehalten werden muß, um ein Überlaufen zu verhindern. Viele junge Mädchen haben recht hübsche Gestalten und besonders wohlgeformte Beine. Die manchmal erst elf bis zwölf Jahre alten Mütter tragen ihre Kinder in einem Umschlagtuche auf dem Rücken oder vielmehr dem vorstehenden Gefäß. Als Zeichen einer großen Unbildung würde es dabei gelten, wenn man das Umschlagtuch über eine Schulter schlingen wollte, wie es die Eingeborenen des Inneren thun.

Schreiten wir die Straße entlang, so vernehmen wir von weitem her rauhen eintönigen Gesang, dessen Unisono unheimlich, wie der warnende Chor in der alten Tragödie klingt, den Lärm der Straße übertönend. Es ist ein großer Zug der Irregulären des Sultans, Suri, Araber und Belutschen, welche man ihres Kriegstanzes wegen Wiroboto (Flöhe) nennt, denn sie führen dabei sonderbare Sprünge aus. Es sind arme Schlucker, welche Leib und Leben um einen Sündenlohn, zwei bis drei Dollar pro Monat, verkaufen und damit noch Weib und Kind ernähren sollen. Sie sind meist tapfer, unter ihnen ausgezeichnete Schützen. Der Verfasser sah selbst in Sansibar einen Belutschen mit seiner langen Luntenflinte, deren Lauf allerdings gezogen war, mit fast nie fehlender Sicherheit Bachstelzen und andern kleinen Vögeln den Kopf abschießen. Diese Irregulären standen während des Aufstandes an der Ostküste mehr wie einmal unsern Truppen gegenüber und sie waren es auch, welche sich am hartnäckigsten verteidigten.

Je näher die Kriegerschar kommt, desto vernehmlicher mengt sich dem Gesang ein eigentümliches Klappern und Rasseln bei; wenn sie in regellosem Haufen an uns vorüber eilen, erkennen wir die Ursache des merkwürdigen Geräusches, denn wir sehen eigentlich wandelnde Arsenale, in schmutzige Hemden gehüllt, zu denen bei den Belutschen nach unten enger werdende weiße Hosen kommen, welche durch ihren Schnitt den Beinen ihrer Träger die Form krummer Säbel geben. Was hängt und baumelt nicht alles an diesen meist kleinen braunen Gestalten mit den struppigen Bärten, wild rollenden Augen und den semitischen Gesichtern. Die Araber unter ihnen sind mit dem Krummdolch umgürtet, in dessen rotem Gurt die Patronenhülsen aneinander gereiht sind, unmittelbar unter der linken Achsel tragen sie das gerade, breite und haarscharfe Schwert, Upanga, welches sie wohl zu führen wissen. Auf der Schulter liegt eine Flinte, irgend welchem System seit Erfindung der Feuerwaffen angehörend, auf dem Rücken einiger hängt der kleine Faustschild aus Rhinozeroshaut, und manche tragen noch eine Lanze mit schöner vierschneidiger Klinge. Die Belutschen sind noch mehr behängt. Neben Schwert und Dolch, oft in schönen tscherkessischen und persischen Formen, selbstverständlich die Flinte. Im Patronengürtel eine Pistole, ein Besteck aus zwei kleinern Messern, auf dem Rücken ein großer, zwei Spann im Durchmesser führender, runder Schild aus Nilpferdhaut, ein Pulverhorn aus Holz oder Metall und eine große Wasserflasche, viele führen ebenfalls Lanzen, überall hängen noch kleine Gebrauchsgegenstände, Pulverpfannenräumer, Schwamm, Stahl und Zunder. Auf der Brust unter dem schmutzigen weißen Hemd fehlt bei keinem Araber oder Belutschen das Amulett, auf Papierschnitzel geschriebene Koransprüche, welche in ein kleines Ledertäschchen eingenäht sind. Alles das klappert und rasselt in sonderbarster Weise. Wie ein solchergestalt Bewaffneter zu kämpfen imstande, ist nicht recht begreiflich. Die Leute ziehen vor des Sultans Palast, um dort ihre Schwerttänze aufzuführen, was alle Freitage geschieht.

Bald merken wir, daß wir uns dem Markte nähern, wo ein dichtes Gedränge herrscht. Die Verkäufer kauern an der Erde, Männer und Weiber, und bieten ihre Waren, Früchte, Salz, Tabak und Betel zum Kauen, Reis, Kokosnüsse, Zuckerrohr, Papai, die herrlichen Orangen, die an Wohlgeschmack alle andern Sorten übertreffen,

sowie alle Erzeugnisse der Schamba, in den Seitenstraßen werden Kleider, Waffen, Stoffe, Sandalen, Bettgestelle, Brandy, Gewürze und Gebrauchsgegenstände ausgeboten. Ängstlich huschen einige Banianen durch das Gedränge, um jede Berührung mit einem Andersgläubigen zu vermeiden. Sie müssen sonst sogleich zum Wasser, um sich dort abzuwaschen, sonst sind sie unrein. Sie gehören der indischen Sekte der Battias an und führen die allgemein übliche Bezeichnung „Banian" Krämer eigentlich nur als Spottname. Die Banianen sind Vegetarianer, denn sie dürfen kein lebendes Wesen töten, und da sie in der Befolgung dieser religiösen Vorschrift sehr gewissenhaft sind, so pflegen sie selbst Ungeziefer sorgfältig vor die Thür zu setzen. Die Mahlzeiten nimmt jeder allein oder voneinander abgewendet ein. Als Tafelgeschirr dienen ihnen aus großen frischen Blättern des indischen Feigenbaumes zusammengefügte Teller und Schüsseln. Das Thongeschirr, in welchem die Speisen bereitet werden, muß alle Monate durch neues ersetzt werden. Der Baniane darf den Mund beim Essen nicht mit der Hand berühren, aber auch weder Messer noch Gabel benützen, er muß daher die Speisen in den Mund werfen. Ebensowenig darf er das Trinkgefäß an die Lippen bringen, er gießt daher Wasser und Brühen in den Mund. Ihre verbotreiche Religion bereitet ihnen manche Verlegenheit durch eigne Unachtsamkeit und durch böswilligen Scherz andrer, so daß sie sich dann umständlichen Reinigungen unterziehen müssen.

Die Kleidung der Banianen besteht in einem um die Hüften geschlungenen Lendentuche aus feinen weißen, rotgeränderten Baumwollstoffen, dessen einer Zipfel von hinten nach vorn zwischen den Beinen hindurch gezogen wird. Zu Hause bleibt der Oberkörper nackt, auf der Straße wird er mit einer dünnen Kattunjacke bekleidet, deren enganliegende Ärmel die doppelte Länge des Armes haben und in unzähligen Fältchen auf den Unterarm gezogen werden. Die Füße stecken in dicksohligen, leichtgeschnabelten Schuhen und auf dem Kopfe sitzt eine kleine cerevisartige Mütze aus bunten Seidenstoffen oder blumendurchwirktem Samt. Das schwarze Haar ist auf dem Vorderhaupte abrasiert und wächst hinten unbeschnitten. In einem gedrehten Zopfe liegt es unter der Mütze, zu Hause löst man es auf, und oft fällt es bis zum Gürtel herab. An Festtagen schmückt das Haupt ein

Sklavenhändler. Beludschen und Araber. Nach einer Originalphotographie.

(Der Mittelste wurde hingerichtet.)

aus dünnem, rotem, golddurchwirktem Stoff gewundener Turban, der von einem Turbanwickler für oftmaliges Tragen künstlich gewunden wird, so daß vorn eine hornartige Erhöhung entsteht und das Ganze nur aufgesetzt zu werden braucht.

Ihre Weiber lassen die Banianen immer in der indischen Heimat, nicht aber ihre angebeteten heiligen Kühe, welche sie noch in die Fremde mitnehmen. Mit ihnen wohnen sie unter einem Dache und lassen ihnen eine gradezu zärtliche Behandlung angedeihen. Ihre Toten verbrennen die Banianen und werfen die Asche ins Meer.

Neben ihnen leben sehr viele indische Mohammedaner, die Hindu, in Sansibar, welche in Kleidung und Lebensweise den Arabern ähneln. Sie tragen statt des Turbans eine geschmacklose cerevisartige Mütze oder einen häßlichen ringartigen Wulst aus Stoffen darüber, welcher an einen Turban erinnert. Hindu und Banianen sind durch ihren Fleiß und ihre kaufmännische Begabung von ungeheurem Einfluß auf die Entwickelung der Verhältnisse an der Ostküste. Wir werden davon noch hören.

Die Parsi aus Indien sind in der Minderzahl, sie gehören den Ariern an. Sie kleiden sich ähnlich wie Europäer und tragen einen sehr häßlichen Hut aus Wachstuch ohne Rand. Sie sind Feueranbeter und ebenfalls Kaufleute. Perser werden durch wenige Landsleute vertreten, welche als Artilleristen in des Sultans Diensten stehen und durch ihre hohe cylinderartige, randlose Kopfbedeckung auffallen.

Am meisten Leben bringt der Nordostmonsun nach Sansibar, dann wimmelt die Stadt von fremden Gästen aus Indien und Arabien, wobei die letzteren sehr gefürchtet sind, meist wilde Beduinen, welche überall, wo sich Gelegenheit bietet, Menschen rauben. Ihr Schwert, welches sie gut zu führen wissen, steckt locker in der Scheide, und vor Gewaltthaten schrecken sie nie zurück.

Zu derselben Zeit sind dann auch Somali häufige Gäste in Sansibar.

In der Stadt selbst und unter ihrer bunten Bevölkerung haben wir uns genügend umgesehen, wir sind fast erdrückt von der Mannigfaltigkeit des Geschauten und ziehen uns ermüdet in unser Haus zurück. Der nächste Tag ist einem Ausflug in die Umgebung der Stadt gewidmet. Auf Eseln geht's in den herrlichen strahlenden

Morgen, in die sogenannte Schamba hinaus, welche wir in der Umgebung von Bagamojo ebenfalls, wenn auch nicht so schön wiederfinden. Wir scheinen in einen unendlich ausgedehnten Park eingetreten zu sein. In tropischer Üppigkeit stehen auf weiten Rasenflächen Gruppen blaugrüner, dichtbelaubter, riesiger Mangobäume, zwar Kinder eines andern Erdteils, sind sie aus Indien hierher verpflanzt, gedeihen aber fast besser wie in ihrer Heimat, gelbgrüne Nelkensträucher, fruchtbeladene Orangen-, Mandarinen- und Limonenbäume, dazwischen schlanke zartgefiederte Kokospalmen, Urwalddickichte auf minder fruchtbaren Stellen, Felder von Maniok, Mais und Sorghum, Ananaspflanzungen, Wiesen mit mächtigem Graswuchs, gelber Hibikus und rote Winden an Sümpfen neben prächtigem Pandanus, Schilf, Binsen und Reisfelder, das Wasser kleiner Teiche mit prachtvollen weißen und blauen Nymphäen. Aus all dem herrlichen Grün tauchen arabische und indische Landhäuser oder die niederen strohgedeckten Negerhütten. Ein reiches Vogelleben entwickelt sich hier. In den Feldern die leuchtend roten, aber dem Korn schädlichen Feuerfinken, metallisch rot und grün schillernde Nektarinien, kleine reizende Vögel, welche an Kolibri erinnern, Goldkuckuck, Tauben, in den Sümpfen Enten, Reiher, die sonderbare Parra africana läuft emsig mit den riesigen Zehen auf den Blättern der Wasserlilie umher, prächtige Sultans und andre Wasserhühner knurren und gurgeln im Schilf. Wie zauberhaft ist das alles erst, wenn man bei Mondschein den Heimweg antritt, denn es ist wegen der Fieberluft nicht ratsam, in der paradiesisch schönen Schamba zu übernachten. Silberschein liegt auf der Landschaft und von unbeschreiblicher Schönheit ist der Riesenpark, durch den wir reiten. Prachtvolle Fernsichten und Perspektiven eröffnen sich. Auf den Sümpfen und Wiesen liegt leichter Duft, am Himmel funkelt ein Heer von Sternen, das ins Laub der Bäume seine äußersten Vorposten gesandt zu haben scheint, denn dort glüht und flimmert es ebenso wie am Himmel, es sind tausend und abertausend umherschwirrender Leuchtkäfer. Nachtschwalben und Fledermäuse huschen durch die lauen Lüfte, aus dem Sumpfe töntin in allen Tonarten ein Chor von Fröschen, ein Knarren, Gurren, Gurgeln und Quaken. Unzählige Cikaden vereinigen sich zu einem oft ohrenbetäubenden Konzert, und aus allen Richtungen kommt ein Klingeln, Geigen, Pfeifen und Schnarren mit einer nervenaufregenden Beharr-

lichkeit, so daß wir froh sind, dem betäubenden Lärm entwichen zu sein, wenn wir, zu Hause angelangt, den wundervollen Abend auf dem flachen Dache verbringen können und den Blick über die Stadt und das Meer schweifen lassend, wo die nächtliche Stille nur hier und da unterbrochen wird, wenn ein Windstoß aus dem Negerviertel her die Töne eines lärmenden, den Tanz begleitenden Gesanges herüber trägt.

Sansibar ist für den Neger der Inbegriff der Städte, alles Schönen und Guten, das Dorado, und war dasselbe für den Araber, der dort oder in Maskat geboren, bis zu der Zeit, da England begann sich in die inneren Angelegenheiten des Reiches zu mischen. Diese Vorliebe für Sansibar ist nicht etwa allein dem dort geborenen Neger eigen, sondern allen Schwarzen, welche als Sklaven dorthin kommen. Selbstverständlich interessieren sie sich dort für ganz andre Dinge wie Europäer, so hat besonders der Neger gar kein Verständnis für landschaftliche Schönheit. Wohl aber empfindet er mit großem Behagen das ewig gleichbleibende warme Klima, das ihm angenehmer wie das des Kontinentes erscheint. In verhältnismäßiger Ruhe und Sicherheit verbringt er auf der meerumflossenen Insel sein Leben, wenn ihn nicht eigne Wanderlust in die Ferne treibt. Ein angenehmeres Leben wie in Sansibar ist für den Schwarzen nicht denkbar, sei er Freier oder Sklave. Ist er Freier, so genügt der Anbau eines kleinen Stückchen Feldes und der Besitz einer Anzahl Kokospalmen, um ihm ein sorgenfreies Leben zu sichern. Er baut etwas Gemüse, Sorghum, Mais und Reis, sowie Tabak, und bringt die Erzeugnisse seiner Schamba (Feld) in die Stadt auf den Markt, wo er immer Käufer findet, nachdem er das zum eignen Gebrauch notwendige aufgespeichert hat. Er nimmt ein Weib, und wenn es dieses und seine Verhältnisse gestatten, ein zweites oder gar drittes, die Anzahl derselben bleibt uneingeschränkt, und fortan führt er ein wahres Schlaraffenleben, denn alle Arbeit bürdet er den Weibern auf. Den Tag über verbringt er mit Umherbummeln und Nichtsthun, besucht Freunde und Bekannte in der Schamba oder geht zur Stadt, um dort, angethan mit schönen reinen Kleidern, spazieren zu gehen, zu klatschen und zu trinken. Mit besonderer Vorliebe gibt er sich der letztgenannten Beschäftigung hin und genießt in der Schamba Pombe (einheimisches Bier) oder Palmwein und in der Stadt Brandy. Er unterläßt auch nicht, mit den

ſchwarzen Weibern auf der Straße, dem Markte und am Brunnen zu kokettieren, denn im Punkte der Treue nimmt er es ebenſo wenig genau wie ſeine Gattin, nur allzu geneigt iſt jede ſchwarze Schöne, auf ſolche Koketterie einzugehen. Trotz dieſer weitumfaſſenden Liebe für das ſchwache Geſchlecht kann der Neger eiferſüchtig wie ein Türke werden, und dann fährt das nie fehlende Meſſer ſchnell aus der Scheide, und die in Sanſibar an ſich ſchon beliebte Prügelei führt zu blutigem Ende. Die Abende ſind faſt immer dem Tanz geweiht, und unter Händeklatſchen, Geſang und Trommelbegleitung mit Weibern oder unter Männern allein findet das Morgengrau oft noch die Unermüdlichen ſich ihrer Paſſion hingeben. Das will mehr ſagen wie bei uns, wo zwar auch oft genug der weiße Lichtſchimmer der aufgehenden Sonne in den Tanzſaal fällt, denn in Sanſibar dauert die Nacht volle zwölf Stunden, und mit Beginn der Dunkelheit pflegen die Tänze ihren Anfang zu nehmen. Wenn auch genau dasſelbe ſchöne Leben in den Küſtenorten geführt werden kann, ſo zieht man doch den Aufenthalt in Sanſibar vor, aus denſelben Gründen, aus welchen der Nichtsthuer in Europa den Aufenthalt in der Großſtadt wählt. Mit demſelben Dünkel ſieht auch der Bewohner der Hauptſtadt auf den Provinzialen herab und erkennt ihn auf den erſten Blick als ſolchen, wie dies bei uns der Fall iſt. Sogar ſeine Bauernfänger hat Sanſibar, ſo gut wie etwa Berlin.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß alle ſchwarzen Einwohner der Stadt und Inſel Sanſibar Mohammedaner ſind, wenn auch kaum mehr als dem Namen nach. Damit iſt ihnen, ſeien ſie Freie oder Sklaven, ein Gefühl der Zugehörigkeit zu dem auf ſonſt unerreichbarer Höhe ſtehenden Araber gegeben, und ſo wie ein Schimmer vom Abglanze eines Herrſchers auf deſſen Diener, und ſei er der letzten einer, fällt und ihm nach der eignen Meinung einen etwas erhöhten Standpunkt gegenüber andern gibt, ſo dünkt ſich auch der Neger von Sanſibar als etwas Beſſeres wie ſeinesgleichen. Dies Gefühl eingebildeter Superiorität macht ihm faſt allein ſchon den Aufenthalt dort unvergleichlich, und mit unwiderſtehlicher Sehnſucht zieht es ihn immer wieder dorthin, um ſich unter den Fittichen des Arabertums zu bergen, auch wenn ihn deſſen Krallen verwunden. Sanſibar iſt

für ihn das Gelobte Land, und es gehe dem Neger, der einmal in Sansibar gelebt hat, noch so gut in der Fremde, im Inneren Ostafrikas, am Kongo, in Westafrika oder am Kap, immer wieder kehrt er zurück nach Sansibar.

Auch für den Araber läßt sich kein angenehmeres Leben denken. Hat er am Morgen sein Gebet verrichtet und die Milchsuppe getrunken, so beginnt er seine Besuchswanderung, indem er von einer Veranda zu andern zieht. Ehe er hinzutritt, begrüßt er die Versammlung mit feierlichem salaam alaikum, was mit alaikum salaam erwidert wird. Die Sandalen streift man sodann ab und stellt sie neben diejenigen der schon Anwesenden, ehe man den ausgebreiteten Teppich oder bei minder Begüterten die Matte betritt, um sich dort mit untergeschlagenen Beinen niederzulassen. Es herrscht ein sehr höflicher zuvorkommender Ton unter den Arabern, den sich auch der Geringste aneignet. Besonders angenehm berührt die Ehrerbietung gegen den Vater und das Alter. Den Arm aufs Knie gestützt, dreht man in raschem Wirbel seinen Spazierstock und beginnt, nachdem man die allseitigen Fragen nach dem Befinden beantwortet, seine Neuigkeiten auszukramen. Der Araber ist sehr unwissend und äußerst klatschsüchtig. Er erledigt daher immer zuerst das Neueste der chronique scandaleuse, ehe er zum zweiten Abschnitt seiner Unterhaltung, der Politik, übergeht. Dann kommen Handelsnachrichten und Geschäfte, und wenn dies alles besprochen ist und noch Zeit vorhanden, und dies ist meistens der Fall, so beginnen die mit großem Eifer gepflegten religiösen Gespräche, welche in Haarspalten, Spitzfindigkeiten und Sophistereien ihresgleichen suchen. Der richtige Bummler und Schmarotzer weiß es immer so einzurichten, daß er zur Essenszeit zufällig auf der Veranda eines reichen Mannes erscheint. Doch das legt ihm keiner übel aus, denn Gastfreundschaft wird uneingeschränkt gewährt, so daß ärmere Araber das ganze Jahr umsonst für ihre Person leben können, nur dem Neger und sei er selbst ein Freigeborener, ist das Betreten einer solchen Veranda nicht gestattet. Die Auftragplatte wird mit den zahllosen gesalzenen und süßen Speisen, welche man alle zusammen, nicht in verschiedenen Gängen, durcheinander genießt, vor die Anwesenden auf den Teppich gesetzt, und nachdem alle die

Hände gewaschen, greift man ungeniert zu, alles mit den Fingern zum Munde führend.

Wenn der Araber den übrigen Tag dazu verwendet, seiner Schamba (Plantage) ab und zu einen Besuch abzustatten, hat er sein Tagewerk vollendet. Die eigentliche Arbeit dort überläßt er meist seinem Verwalter und kümmert sich höchstens um den Verkauf des Ernteertrages. Die Weiber sieht man selten und dann immer verhüllt auf der Straße. Sie verbringen ihr Leben im Harem. Wenn der Mann zum Sommeraufenthalt auf sein Landhaus geht, d. h. während der regenarmen Periode, so folgen sie dorthin. Man glaube aber ja nicht, daß das Leben der arabischen Frauen in Sansibar und auch in Maskat ein bedauernswertes sei. Sie genießen so gut wie gar keine Erziehung. Wenn sie ein Drittel des Korans auswendig gelernt haben, so ist ihre Bildung vollendet. Schreiben dürfen sie überhaupt nicht lernen. Man fürchtet postlagernde oder andre sträfliche Liebeskorrespondenz. Die Ansprüche, welche daher das Weib vom geistigen Standpunkt aus ans Leben macht, beschränken sich auf ein Minimum und finden vollauf Genüge im Klatsch, welchen die sich fortwährend besuchenden Frauen ebenso pflegen wie die Männer. Putz, Toiletten, Bäder, Handarbeiten, Gebete, Bereitung von Naschwerk und Wahrsagerei füllen den ganzen Tag aus, und so hält die Langeweile kaum jemals ihren Einzug in die ohnehin indolente Seele der arabischen Frau. Sehnt sie sich jedoch nach Liebe, so müßte sie kein Weib sein, wenn sie es nicht möglich zu machen verstände, Mittel und Wege zu finden, diese Sehnsucht zu stillen, dagegen schützen weder Eunuchen noch die Mauern und Thüren des Harems. Die arabischen Frauen reiner Rasse sind in Sansibar wenig fruchtbar und leiden viel unter dem Klima, daher findet man selten in Sansibar geborene Vollblutaraber. Die meisten Kinder werden mit Negersuria (Konkubinen) gezeugt. Diese Kinder werden fast immer ebenso dunkel wie ihre Mütter und ihre Nachkommen nehmen erst nach einigen Generationen hellere Hautfarbe an. Es ist so allmählich eine Halbblutrasse entstanden, deren Charakter die Eigentümlichkeit hat, die schlechten Eigenschaften der beiden reinen Rassen in besonders hohem Grade in sich zu vereinigen. Alle Elemente, welche auch nur Spuren von arabischem Blute in sich haben oder zu haben

glauben, nennen sich ebenfalls Araber und sehen mit Verachtung auf den Neger herab.

Wenn wir der Stadt und ihrer Bevölkerung eine so eingehende Schilderung gewidmet haben, trotzdem sie nicht in unsern Kolonialbesitz einbegriffen ist, so geschah dies, weil von Sansibar aus das ganze Leben, aller Verkehr nach dem Innern hin- und wiederflutet, um immer wieder in Sansibar neue Kräfte zu gewinnen, ebenso wie vom Herzen aus das Blut in den Körper und wieder dorthin zurückströmt. Von Sansibar aus unternahm das Arabertum seinen Zug ins Innere, etappenweise vordringend, und wenn auch überall arabische Ansiedelungen entstanden, so hatten sie doch immer den Charakter des Vorübergehenden, insofern als die Gründer derselben nur in der Absicht auszogen, nach Erledigung ihrer Geschäfte, zumal niemals eine Auswanderung ganzer Familien stattfand, nach der Stadt der Städte, nach Sansibar zurückzukehren. Der Einzelne unternahm eine geschäftliche Expedition, die Angehörigen blieben in Sansibar. Zwang die Not, im Innern zu weilen, die Sehnsucht dorthin verblieb. Was sollte auch ans Innere Afrikas fesseln, das für die Begriffe des Arabers ein rauhes unwirtliches Land ist, Feindseligkeit der Eingeborenen, der Mangel an Bequemlichkeit machen den Aufenthalt unangenehm. Man war in der Fremde, das bedeutet in Afrika etwas ganz andres wie bei uns. Doch lassen wir diese vom Gefühl beeinflußten aufgeführten Gründe ganz außer acht, so bleiben andre um so schwerer wiegende, die geschäftlichen Rücksichten. Wer so glücklich war, auf eigne Rechnung ins Innere zu ziehen, der eilte, so schnell wie möglich seine Geschäftsreise zu beenden und ins Gelobte Land Sansibar zurückzukehren, um entweder neue Unternehmen in Angriff zu nehmen oder die Früchte seiner Bemühungen da, wo es ihm am besten gefiel, in Ruhe zu genießen, und das war immer wieder Sansibar. Derjenige, welcher mit fremdem Kapital arbeitete, war verpflichtet, nach Sansibar zurückzukehren, um mit seinem Gläubiger abzurechnen. Und zuletzt, wo anders sollte man die eingehandelten Waren absetzen, da half alles Drehen und Wenden nichts, das konnte mit Vorteil nur in Sansibar, dem großen Handelszentralpunkt Ostafrikas, geschehen. Nach Sansibar kamen die arabi-

schen Kaufleute aus Maskat, die Hindu und Banian aus Indien, die Somali und Galla, die Eingeborenen von den Komoren und diejenigen des Innern. Alle brachten die Erzeugnisse ihrer Länder, um sie dort zu verkaufen und gegen die Produkte andrer einzutauschen.

Und dasselbe, was für den Araber Geltung hat, ist auch nach jeder Richtung für den Schwarzen aus Sansibar geltend, der von einer Art kindlicher Ehrfurcht durchschauert wird, wenn er an sein geliebtes Sansibar, an Unguja, denkt. Sansibar ist und bleibt für ihn der Mittelpunkt seiner Welt, genau so wie für den Franzosen Paris. Gerade was den Neger angeht, kann man am deutlichsten erkennen, welch ungeheuren Einfluß die Stadt und Insel auf das Leben und Denken jener Menschen ausübt, und da müssen wir vor allem feststellen, daß der in Sansibar geborene freie Schwarze und die Wahadimu ihr heimatliches Eiland so gut wie nie verlassen. Unter hundert sogenannten Sansibariten, welche in die Welt hinausziehen, befindet sich immer nur ein wirklicher Sansibarer. Alle andern sind aus dem Innern importierte Negersklaven, welche sich durch den Aufenthalt dort erst in einen Sansibariten verwandeln, nach geschehener Metamorphose ihr Heimatland ganz und gar verleugnen und um keinen Preis dorthin zurückkehren möchten, um ihr Leben dort zu verbringen. Mit so hoher Begeisterung, wie er solcher überhaupt nur fähig ist, schwärmt er fortan von Sansibar, und wenn er als Begleiter der Araber oder, wie es sogar vorkommt, für eigne Rechnung ins Innere zieht, so treibt ihn ebenso große Sehnsucht nach Sansibar zurück wie den Araber. Er kann nicht satt werden, dem Eingeborenen von den Vorzügen, der Schönheit und dem herrlichen Leben der Hauptstadt zu erzählen, von dem ewig warmen Klima, den schönen, liebebedürftigen Weibern, dem guten Essen und Trinken und den geordneten Verhältnissen. Mit unsäglicher Verachtung und Mitleid blickt er auf alle herab, welche nicht dort wohnen oder es nie gesehen haben, und seien es seine eignen Eltern und Geschwister. Für wie unendlich hoch gebildet hält er sich, wenn er die Umgangssprache in Sansibar, Kisuaheli, erlernt hat, und sie in echt sansibarer affektiertem Jargon aussprechen kann, wenn er versteht zu gehen, zu essen, zu trinken, sich

zu kleiden, mit Weibern umzugehen, wie es in der Großstadt üblich. Wie stolz ist er darauf, Islamit geworden zu sein, wenn er es auch nur dazu gebracht hat, den arabischen Gruß und einige Vokabeln annähernd richtig auszusprechen und unter unendlicher Wiederholung der Formel Allah'h hu akbar (Gott ist groß), angeblich Suren aus dem Koran abzubeten und dabei die vorgeschriebenen Verbeugungen nach geschehener Reinigung zu machen. Damit haben wir zugleich ein Bild skizziert von dem Grade des Einflusses des Arabertums auf den Neger. — Mit aufgerissenem Mund und weitgeöffneten Augen lauscht der Eingeborene des Kontinentes den Schilderungen, welche der nunmehr als Sansibarite geltende Landsmann mit lebhaften Farben gibt, der Wunsch, die Stadt der Wunder zu schauen, wird mächtig rege in dem Zuhörer, und sein Blick wendet sich fortan dorthin; er ruht nicht, bis er die Stadt betreten hat, wenn ihn nicht, wie z. B. die Wanjamuesi, die Furcht vor dem Meere zurückhält. Es ist immer ein Beweis von geringer Intelligenz, wenn sich einzelne Stämme ganz von Sansibar fern halten, und dies sind immer die wildesten, wie die Massai, die Wagogo, die Wahähä. Dort hat sich auch Sansibars Einfluß am wenigsten geltend gemacht. Sonst aber ist die Parole, welche in Ostafrika alle Tage ausgegeben wird, immer und immer wieder erklingt: „Sansibar". Sansibar ist der geistige und der wirtschaftliche Mittelpunkt Ostafrikas, seine Lage, sein Hafen machen die Insel zur Vermittlerin des Handels mit allen andern Ländern. Von Sansibar strahlt alles nach dem Inneren Ostafrikas aus, dorthin fließt alles zurück, und dieses Sansibar, dieses Haupt des großen Rumpfes Ostafrika hat man mit einem Federstriche losgetrennt, zum Schaden für uns und nicht zum Vorteil Englands. —

Und sind nicht von Sansibar aus alle Expeditionen, die wichtigen, großartigen, sowohl als die kleinen unbedeutenden ausgegangen? Von Sansibar aus zogen Rebmann und Krapf, den Kilimandscharo zu entdecken, von Sansibar gingen Burton und Speke als die ersten Europäer an den Tanganika und entdeckten im Viktoria-Njansa den Hauptquellsee des Nils. Livingstone trat von Sansibar seine letzte Reise an, um den Nyassa, den Banguelo und Märusee zu entdecken. Stanley rüstete seine Expeditionen in Sansibar aus, um Livingstone zu suchen, um

später den Viktoria-Njansa und Tanganika zu umschiffen und seine weltberühmte Kongoreise anzutreten. Von der Decken begann seine Reisen in Ostafrika von Sansibar aus, um am Jubo sein Leben zu lassen. Die Unternehmungen der Association Internationale africaine unter dem König der Belgier sowohl wie die im Anschluß an diese ausgeführte große Expedition, an welcher der Verfasser teilnahm, gingen von Sansibar aus, und wurde nicht auch von Sansibar aus der Sklavenhandel lahm gelegt und endlich die Erwerbung Deutsch-Ostafrikas in Angriff genommen? Der Name der Stadt Sansibar wird für alle Zeiten in engster Verbindung mit der Geschichte und Entwickelung Ostafrikas bleiben, wenn auch die Insel jetzt in englischen Händen liegt, so ist doch nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, daß sie dereinst auch wieder politisch mit Ostafrika vereint wird.

Die Bedeutung der Araber und Inder in Ostafrika.

Afrika, pflegt man zu sagen, leidet an einer schweren Krankheit, und diese heißt „die Araber“. Sie ist ebenso schwer wie die Tuberkulose zu heilen. Um diese Geißel der Menschheit aus der Welt zu schaffen, hat man schon viele Mittel angewandt und glaubte in dem Tuberkulin endlich ein Palladium dagegen gefunden zu haben. Die Krankheit, „die Araber“, an welcher Afrika leidet, glaubt man mit der Aufhebung des Sklavenhandels und der Sklaverei heilen zu können. Beide Mittel, das Tuberkulin und dasjenige, welches man für Afrika anwandte, sind in ihrer Wirkung einander auffallend gleich. Das erstere hat die bedenkliche Eigenschaft, die verderbenbringenden Mikroorganismen in alle Organe zu treiben und in bis dahin gesunden Körperpartien neue Erkrankungen hervorzurufen. Die Aufhebung des Sklavenhandels und der Sklaverei hat die unangenehmen Folgen gehabt, die bis dahin nur an der Küste, den Inseln und an einzelnen Punkten Afrikas ansässigen Araber weit ins Innere nach allen Gegenden zu treiben und den ganzen Kontinent in ungeahnter Weise mit ihrem Sklavenraub und -Handel zu durchseuchen. Schwer wird es sein, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen, besonders da man keine Radikalkur anwenden, d. h. die Araber nicht vernichten kann, wie dies manche vorgeschlagen haben.

Der Araber ist von Haus und aus Neigung Landwirt und Krieger. Wenn schon er ziemlich ausgeprägten Sinn für Handel besitzt, so überläßt er diese Beschäftigung in seiner eigentlichen Heimat Arabien und auch früher an der afrikanischen Ostküste doch immer ganz gern andern Leuten. Anscheinend steht dies zwar im Wider-

spruch mit unsern Erfahrungen, bei tieferem Eingehen in die Verhältnisse bestätigt sich aber die Wahrheit der Behauptung immer wieder. Erst die Verhältnisse haben den Araber zum Händler gemacht, und wo es die Verhältnisse gestatten, greift er sofort zur Hacke, um wieder den Acker zu bestellen.

Bis zu Anfang unsres Jahrhunderts betrieben die Araber auf den Inseln und der Ostküste überall fast nur Plantagenbau und zwar in ausgedehntem Maße. Ihr Handel erstreckte sich nur auf den Vertrieb der landwirtschaftlichen Produkte, demgegenüber der Sklavenhandel mehr in den Händen einzelner Importeure lag. Der Plantagenbesitzer, wie überhaupt der ansässige, anständige Araber gab sich nicht gern damit ab, und es gilt von jeher nicht als anständig, einmal gekaufte Sklaven um des Gewinnes willen wieder zu verhandeln, wenn nicht etwa Not dazu zwingt. Der Elfenbeinhandel, früher noch unbedeutend, lag in den Händen einiger der wenigen dort angesiedelten Inder. Der ganze Handel Sansibars war überhaupt damals so unbedeutend, daß ein Schiff noch zu Anfang unsres Jahrhunderts mit Mühe eine volle Ladung in Sansibar zusammenbringen konnte. Im Jahre 1820 führten Araber die Gewürznelkenkultur in Sansibar und Pemba ein. Der Baum gedieh über alles Erwarten gut, besser sogar, wie in seiner eigentlichen Heimat, den Molukken, und gab äußerst ertragreiche Ernten. Ein großer Teil des übrigen Anbaues wurde durch Gewürznelken verdrängt. Besonders rodete man weitgedehnte, mit Kokospalmen bestandene Flächen. Nur das stetige Sinken des Preises für Gewürznelken setzte weiterer Ausdehnung eine Grenze. Die Araber bemächtigten sich um so lieber dieses neuen Zweiges der Landwirtschaft, als der Anbau fast mühelos war. Das allerdings viel Arbeit verursachende Einsammeln der Früchte konnte durch die zahlreichen Negersklaven leicht bewältigt werden. Kein Wunder, daß zu jener Zeit Sansibar einem blühenden Garten glich und allgemeiner Wohlstand herrschte. Der zunehmende Reichtum erzeugte jedoch ein üppiges Leben. Die Harems waren überfüllt, Unsittlichkeit riß ein und nahm bei den ohnehin leicht zum Sybaritentum neigenden Arabern immer mehr zu, worunter namentlich die schwarzen männlichen Sklaven zu leiden hatten. Unter Said Said herrschten noch erträgliche Zustände auf der Insel, aber unter seinem Nachfolger Madjid erhoben die einfluß-

reichen Araber immer übermütiger das Haupt, zweifellos beeinflußt durch den nach seines Bruders Thron lüsternen Bargasch. Sie begannen einander zu befehden, lieferten sich, besonders bei dem Erscheinen der jährlich aus Arabien wiederkehrenden Suriaraber, Straßenkämpfe und schreckten vor Schandthaten nicht zurück, welche zuletzt geradezu als Sport verübt wurden. Mit einem Haufen bis an die Zähne bewaffneter Sklaven lauerten trunkene Araber Vorübergehenden auf und zwangen dieselben unter andern, ob Sklaven, Neger oder Araber, die eignen Exkremente zu verzehren. Waren die Mißhandelten nicht dazu zu bringen, so schlug man ihnen den Kopf herunter. Einzelne besonders bestialisch veranlagte Individuen verlangten von paarweise Aufgegriffenen noch Schändlicheres, und Mordthaten waren gar nichts Seltenes.

Der Sklavenhandel nahm infolge des großen Verbrauches von Arbeitskräften immer größere Dimensionen an. Schon im Jahre 1839 hatte England einen Handelsvertrag mit Sansibar geschlossen und setzte, wie wir wissen, 1847 bei Said Said durch, daß der Sklavenhandel nördlich von Baraaua verboten wurde, vermochte aber weitere Zugeständnisse von jenem Herrscher nicht zu erhalten. Erst unter Madjid, seinem Nachfolger, glaubte die englische Regierung bessere Erfolge erzielen zu können. Dem Namen nach herrschte Said Madjid über ein Gebiet von Kap Delgado bis Mukdischa und weit ins Innere westwärts hinein. Thatsächlich war es anders mit dessen Macht bestellt. Schon in geringer Entfernung von der Küste waren die Eingeborenen ganz unabhängig. Selbst über die Insel Sansibar war er nicht unbedingter Herrscher. Er mußte seine Macht mit Muini Mku („der große Herr", nicht „Besitzer der Größe", wie es Otto Kersten übersetzt, das müßte muenje ukuba heißen) teilen. Muini Mku war der Häuptling oder Oberherr des seit Urzeiten auf Sansibar ansässigen Stammes der Wahadimu. Einer der bedeutendsten dieser immer denselben Namen führenden Oberherren war derjenige, welcher am 25. Juni 1865 starb. Wenn auch Muini Mku eine jährliche Kopfsteuer von 10000 Dollar entrichten mußte und im Kriegsfall Heeresfolge zu leisten hatte, so war sein Einfluß im Innern der Insel bedeutend größer wie derjenige des Sultans. Die Wahadimu sind echte Neger, noch ziemlich rein erhalten und sprechen einen vom

Kisuaheli wesentlich verschiedenen Dialekt. Die Araber hatten es wohl hauptsächlich deshalb für geraten gehalten, diesen Stamm unabhängig bestehen zu lassen, weil die Leute als fleißige Ackerbauer diejenigen Feld- und Gartenprodukte in Sansibar zu Markte brachten, welche für die Araber selbst anzubauen zu wenig lohnend waren, oder welche zu verkaufen sie unter ihrer Würde hielten.

Einem anscheinend so schwachen Regenten gegenüber wie Said Madjid glaubte die englische Regierung schärfere Maßregeln ergreifen zu dürfen und bereitete ihm im Jahre 1861 ernstliche Ungelegenheiten. Angespornt durch die hohen, für unsre deutschen Begriffe schmachvollen Prisengelder, erlaubten sich die in den ostafrikanischen Gewässern stationierten englischen Kriegsschiffe mancherlei Übergriffe. Sie nahmen und verbrannten fortwährend Schiffe friedlicher Kauffahrer unter dem Vorwande, daß sich dieselben mit Sklavenhandel beschäftigten. Widerrechtlich setzten sie sich in den Besitz des Eigentums jener Schiffer und störten in ganz unverantwortlicher Weise den Handel an der ganzen Küste. Dieses angeblich humane Vorgehen schädigte den erlaubten Handel, ohne den verbotenen auszurotten. Europäer, wie Eingeborene und Araber wurden davon betroffen, und allgemeine Mißbilligung machte sich geltend. Am meisten erregte dies Vorgehen die Wut der schwer betroffenen Araber, welche sich betreffs des Sklavenhandels in ihrem Rechte glaubten, denn der Koran verbietet denselben nicht. Es entstanden unter den mit dem Nordostmonsun erschienenen Suri derartige Unruhen, daß es zu einem Kampf zwischen den Engländern und Arabern kam, wobei drei der ersteren verwundet wurden. Die englische Regierung mußte sich entschließen, mildere Instruktionen an ihre Kreuzer zu erlassen, und wagte nicht, den Kommandanten des am meisten bei dem Unfuge beteiligten Schiffes weiterhin mit dem Kommando zu betrauen.

Said Madjid benutzte geschickt diese Vorfälle, die englische Regierung hinzuhalten, so daß sie bei ihm nichts mehr zu erreichen vermochte, trotzdem sie, wie wir wissen, in den letzten Jahren die Subsidien für Said Madjid an Maskat zahlte.

Im Jahre 1870 starb Said Madjid und sein Bruder Bargasch kam auf den Thron. Er hatte schon im Jahre 1869 einen Versuch

gemacht, die Herrschaft mit Gewalt an sich zu reißen, als ihn Said Madjid wegen seiner fortwährenden Wühlereien aus Sansibar verbannte. Statt das zu seiner Abreise fertige Fahrzeug zu betreten, besetzte er nachts eine mit Mauern umgebene Schamba im Innern der Insel, unterstützt von einer zahlreichen Anhängerschaft. Said Madjid war nicht im stande, gegen den Rebellen vorzugehen, und nun waren es die Engländer, welche ihm aus eignem Antriebe in der Gefahr beisprangen. Einige Marineoffiziere führten einen großen Haufen Araber und einige leichtere Schiffskanonen gegen die Verschanzung Bargaschs. Nach kurzer Beschießung wäre es ein Leichtes gewesen, das Haus zu nehmen, allein die angreifenden Horden hatten nicht den Mut zum Sturm. Als am andern Morgen englische Marinesoldaten erschienen, zeigte sich, daß Bargasch in der Nacht nach der Stadt entwichen war, wo er sich ohne Widerstand ergab.

Said Bargasch war erfüllt von grimmem Haß gegen alle Europäer, besonders gegen die Engländer, weil diese damals Partei gegen ihn ergriffen hatten. Wenn er auch stets Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit gegen die Europäer zur Schau trug, so gehorchte er nur dem Gebot der Not, sein Haß blieb immer derselbe. Wo er konnte, ohne sich Blößen zu geben, arbeitete er mit Nachdruck den Plänen der Engländer entgegen. Es wurde daher auch der englischen Gesandtschaft unter Sir Bartle Frere außerordentlich schwer, bei Said Bargasch die völlige Aufhebung des Sklavenhandels durch den Vertrag vom Jahre 1873 durchzusetzen, der Sultan unterzeichnete den diesbezüglichen Vertrag erst, als die Kanonen der englischen Kriegsschiffe drohend ihre Mündungen gegen die offene Stadt richteten.

Die Unterzeichnung dieses Vertrages war gleichbedeutend mit der Besiegelung des Ruines von Sansibar, denn damit war für die Araber eine ganz neue Situation geschaffen. Der plötzliche Umschwung stellte ihre ganze Existenz aufs Spiel, welche ohnehin schon von dem Tage an erschüttert war, als, wie vorerwähnt, im Jahre 1847 auf Betreiben der Engländer der Sklavenhandel in den nördlichen Gebieten verboten worden war. Doch danach fragte Said Bargasch nicht weiter, als er der Gewalt weichen mußte, wenn er nur seine Revenüen aus dem an Inder verpachteten Zoll bezog. Die Araber hatten, abgesehen von den Sklavenhändlern, sich fast

ausschließlich mit Plantagenwirtschaft befaßt. Die fortwährende Wegnahme von Sklavenschiffen durch die Engländer erschwerten die Zufuhr von Sklaven auf Sansibar und Pemba ungemein. Dadurch wurden die Preise für die Sklaven derart in die Höhe getrieben, daß allmählich die kleinen Plantagenbesitzer immer weniger in der Lage waren, ihre abgängigen Arbeitskräfte zu ersetzen. Einer nach dem andern ging zu Grunde, die Plantagen wurden entwertet und verwilderten, da sie nicht mehr bewirtschaftet werden konnten. Nun kam auch noch die Aufhebung des Sklavenhandels und Sklavenmarktes in Sansibar hinzu, und damit war der Niedergang des Arabertums unausbleiblich. Die früheren Landwirte mußten einen andern Beruf ergreifen, wollten sie nicht gänzlich verarmen. Ihr ganzes Kapital steckte in den jetzt wertlosen Plantagen. Zu sparen hatten sie nicht verstanden. Es würde auch wenig Zweck gehabt haben, denn der Koran verbietet dem Muselman aufs strengste, Zinsen zu nehmen oder zu geben. Etwa vorhandenes Bargeld war bald aufgezehrt, und die Not pochte an die schöngeschnitzten Thüren der arabischen Häuser und Villen.

Da gab es nur ein Mittel, man mußte borgen. Der Nelkenertrag der Schamba wurde verpfändet, ehe derselbe eingebracht, war natürlich das geliehene Geld längst aufgebraucht, nun wurden Hypotheken auf den Grund und Boden, auf die Häuser aufgenommen, immer schwerer wurde es den bedrängten Arabern, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, und eines Tages erfolgte der gänzliche Zusammenbruch. Sansibar, die einst so blühende Insel mit ihrem hohem Wohlstand, war wirtschaftlich zu Grunde gerichtet.

Die mitleidigen Seelen, welche den armen bedrängten Arabern so hilfreich beisprangen, waren die Inder. In ihnen griff ein ganz neues Element in den Entwickelungsgang der afrikanischen Ostküste ein. Bis dahin waren die Inder allerdings schon längst an der Ostküste ansässig, seit der Zeit der portugiesischen Herrschaft lebten einzelne derselben an den Hauptplätzen, aber bei ihrer geringen Zahl blieben sie ohne Bedeutung. Die Banianen trieben Kleinhandel, die mohammedanischen Hindu vermittelten den Großhandel und verstanden sehr gut die Koranvorschriften vom Zinsgeben und -nehmen zu umgehen. Sie kauften Elfenbein, Sklaven, Nelken, Kautschuk, Kopal und Kopra, und exportierten diese Artikel.

Der Elfenbeinhandel, zu Anfang unsres Jahrhunderts noch ganz unbedeutend, hatte inzwischen immer höheren Aufschwung genommen infolge des in Europa gesteigerten Verbrauchs. Früher waren es die Eingeborenen, welche den kostbaren Artikel zur Küste brachten. Das sollte anders werden, als das Elfenbein in den Küstengebieten seltener wurde. Die als Plantagenbesitzer zu Grunde gerichteten Araber bemächtigten sich nun in immer ausgedehnterem Maße des Elfenbeinhandels. In immer größerer Anzahl zogen sie nach dem Innern, und hier sehen wir die schlimmen Folgen des Aufhebens der Sklaverei. Anfangs nur auf Sansibar, Pemba und den großen Küstenorten sitzend, breiteten sie sich allmählich weiter nach dem Innern aus, und damit wurden die Sklavenräuber auf immer größere Gebiete verpflanzt. Bald sehen wir sie die Küstengebiete überschreiten. Die schon vor etwa siebzig Jahren als kleine Handelsstation gegründete arabische Niederlassung Tabora wurde zum Knotenpunkt ihrer Unternehmungen. Sie gingen hierauf zum Viktoriasee und nach dem Tanganika, überschritten denselben, setzen sich in Manjuema und am Kongo fest, verwüsteten die Gebiete im Süden des Sees, drangen zum Nyassa vor, wo sie ganze Länder entvölkerten, und bald war ganz Ostafrika von ihnen durchsetzt und ihrem Einfluß unterworfen. Nachdem sie einmal in großer Zahl ins Innere vorgedrungen und dort allmählich feste Siedelungspunkte gegründet, deren entferntesten am Kongo sowie diejenigen am Nyassa sich von der Küste unabhängig gemacht hatten, begannen sie den Plantagenbau als ihre eigentliche Lieblingsbeschäftigung dort in ausgedehntem Maße, und damit stieg der Sklavenbedarf wieder ganz enorm, so daß wieder eine Triebfeder zur Neubelebung dieses schändlichen Gewerbes vorhanden war. So haben wir eigentlich durch unsre Bemühungen, den Sklavenhandel an der Küste auszurotten, denselben im Innern zu neuer Blüte gebracht, wir haben den Teufel mit dem Beelzebub ausgetrieben.

Mit dem Vordringen der Araber wuchs der Einfluß der Inder, denn sie waren es, welche den mittellosen Arabern Kapitalien vorstreckten und sie allmählich vollkommen von sich abhängig machten. Europa hat sich immer nur wegen des Unrechtes aufgeregt, welches dem Neger durch den Araber zugefügt wird, niemals aber sich Kopfzerbrechen gemacht, daß auch den mit mehr oder weniger Recht so

übel beleumundeten Arabern ein Unrecht geschieht. Man vergegenwärtige sich nur die Lage der Araber. Was die Sklaverei angeht, glauben sie sich in ihrem guten Rechte. Einmal in festen Händen, befinden sich diese in einer durchaus erträglichen Lage, denn an den einzelnen werden durchaus keine zu hohen Ansprüche gestellt. Die Bekämpfung und Ausrottung der schwarzen Heiden, welche sich nicht unter die Fittiche des Propheten begeben, ist für sie ein seligmachendes Werk, so erscheint dem Araber die Sklavenjagd von diesem Standpunkte aus nicht als verwerflich. Zudem hängt ihre ganze Existenz von dem Besitz der Sklaven ab. Wir nehmen ihnen dieselben, zwingen sie damit, einen andern Beruf zu ergreifen. Die uns treibenden sittlichen Beweggründe verstehen sie nicht. Doch nicht genug damit, daß wir sie ihrer Existenzmittel berauben, überantworten wir diese Leute Wucherern schlimmster Sorte, deren Hilfe sie anrufen müssen als letztes Mittel, wenn sie nicht verhungern wollen. Und wie ist es mit dieser Hilfe bestellt: der Araber, welcher sich entschlossen hat, Elfenbein im Innern einzukaufen, geht den Inder um ein Kapital, sagen wir von 4000 Dollar, an. Er mußte zunächst Garantie leisten, indem er etwa eine Plantage verschrieb oder einen Bürgen stellte. Von den 4000 Dollar erhält der Araber in bar höchstens 2—300 Dollar, den Rest in landesüblichen Tauschwaren, welche dem Araber mit einem Aufschlag von etwa 100 % angerechnet werden. Dagegen muß er Elfenbein, in diesem Falle 80 Frassila à 35 Pfund engl. liefern. Der Inder rechnet dabei das Frassila mit 50 Dollar, während es in Sansibar 70—100 Dollar wert ist. Träger sind für ein solches Unternehmen bei einem Kapital von 4000 Dollar etwa zwanzig bis dreißig notwendig à 20—25 Dollar, welche der Inder ebenfalls anwirbt. Diese Träger kosten ihn nicht mehr wie 8—10 Dollar pro Mann. Den Gegenwert nimmt er von den Stoffen des Arabers zurück, wobei er dieselben höchstens zum halben Wert des angerechneten Preises zurücknimmt, so daß dem Araber eigentlich nur etwa der vierte Teil des geliehenen Kapitals zur Verfügung steht. Sein wie seines Gläubigers mohammedanisches Gewissen ist dabei vollständig rein, denn der eine hat weder Zinsen zu zahlen, noch nimmt sie der andre.

Im Falle des Gelingens der Expedition verdient der Inder 300—400 %. Liefert dagegen der Araber nur den vierten Teil des

bedungenen Quantums Elfenbein, so verdient der Wucherer immer noch 100 %.

Der gewöhnliche Verlauf derartiger Unternehmungen aber ist folgender: der Araber zieht nach dem Innern und kommt in Tabora, dem Haupthandels- und Stapelplatz dort, an. Hier erholt er sich zunächst von den ungewohnten Strapazen und gibt mehr Stoffe aus, als sein Vorrat erlaubt. Entweder handelt er für den Rest gleich in Tabora Elfenbein ein und ist dann der Klügere und wird wenigstens in der Lage sein, Schulden mit geringem Nutzen zu decken, oder aber er dringt weiter in das Innere vor und handelt dort das Elfenbein ein. In den wenigsten Fällen aber ist es ihm überhaupt möglich, das bedungene Quantum zu erlangen. Er muß außerdem auf dem Rückwege zur Küste in Tabora Elfenbein verkaufen, um sich mit Tauschwaren für Proviant zu versehen. Er gewinnt dabei zwar, aber sein Elfenbein, welches er dem Gewicht nach liefern muß, vermindert sich. In Sansibar ist er genötigt, um seine Schulden abtragen zu können, wiederum Geld zu nehmen und zwar zu denselben Bedingungen. Mit geringeren Mitteln zieht er zum zweitenmal aus, oft mit demselben Erfolg wie früher, oft gelingt es ihm, durch Erfahrung klüger gemacht, seine Schulden zu tilgen. Ein andrer Teil der Araber vermag jedoch den Verlockungen eines üppigen, ausschweifenden Lebens im Innern nicht zu widerstehen und gelangt auf den Punkt, sich eines Tages dem Nichts gegenüber zu sehen, ohne einen Zahn gekauft zu haben. Vorläufig kann er nun nicht mehr daran denken, seine Gläubiger zu befriedigen. Es bleibt ihm nur die Wahl, sich in Sansibar ins Schuldgefängnis werfen zu lassen oder im Innern zu bleiben. Natürlich zieht er das letztere vor.

In Tabora leiht er nun bei einem Araber, Inder gehen nie ins Innere, eine kleine Summe, doch selbstverständlich in Tauschwaren. Er kauft in der Umgegend einige Sklaven und bebaut etwas Feld, dessen Erträgnisse er an die Araber oder durchziehende Karawanen verkauft. Gelingt es ihm, ein kleines Kapital auf diese Weise zu ersparen, so kauft er Elfenbein und arbeitet sich allmählich wieder in die Höhe. Oft aber gerät er auch in Tabora so tief in Schulden, daß dort seines Bleibens nicht länger ist, und dann zieht er sich nach Ujiji am Tanganika zurück, wo er dasselbe Manöver wiederholt.

Schließlich muß er nach Nyangue in Manjuema flüchten, wo er sich dann mit Leib und Seele einem der großen Araber verkauft, d. h. derselbe übernimmt seine Schulden wenigstens zum Teil. Für seine Gläubiger ist er jetzt nicht mehr erreichbar, kann aber auch nie mehr zu größerem Besitz gelangen, da alles seinem jetzigen Gläubiger gehört. Gelingt es ihm aber, selbst dort am Kongo leihweise einige Gewehre, etwas Munition und Stoffe zu erhalten, so betreibt er fortan Sklavenhandel oder vielmehr Sklavenraub auf eigne Rechnung. Einzelnen unter diesen Arabern ist es gelungen, sich nach und nach bedeutende Elfenbeinvorräte aufzuspeichern, eine Menge Sklaven zu erwerben und große Plantagen anzulegen. Diese verschuldeten Araber im Innern und am Kongo sind die eigentlichen Sklavenjäger. Sie stehen außerhalb des Einflusses von Sansibar, sie sind losgelöst von allen Beziehungen mit der Küste und deshalb unsre gefährlichsten Gegner.

Die Ausbreitung der Araber hat in der unverhältnismäßig kurzen Zeit von fünfzig bis sechzig Jahren stattgefunden als unmittelbare Folge des Ansturmes zivilisierter Antisklavereifanatiker, welche sich ohne Rücksicht auf bestehende Verhältnisse und tiefgewurzelte soziale Zustände in den betroffenen Gegenden die Sklaverei mit Gewalt und mit einem Schlage aus der Welt zu schaffen vornahmen. Ihr Ziel war ein sittliches, dem wir alle unbedingt zustreben, aber ihre Mittel und die Ausführung waren unzweckmäßig und brutal, fast ebenso brutal wie die der Gegner. Wir können uns nicht ganz freisprechen von einem Anteil an der Schuld, welche das Arabertum im Innern auf sich geladen hat, in Ostafrika, am Kongo und nicht zum geringsten Teil im Sudan. Unsre Schuld aber beginnt erst da, wo wir den Araber nach überstürzter Bekämpfung des Sklavenhandels dem Inder überantwortet haben, diesem Urbild des Wucherers, welcher allen in seine Hände Gegebenen den letzten Blutstropfen aussaugt. Die einzige Entschuldigung, welche wir bei dem Inder gelten lassen können, ist, daß das Risiko, welches er bei seinen Unternehmungen läuft, ein ungeheures ist und er oft sein ganzes Kapital verliert.

Diese Inder aber sind englische Unterthanen, England wäre ebenso gut verpflichtet gewesen, dem wucherischen Treiben ein Ziel zu setzen und den Wucher seiner indischen Unterthanen auch im Auslande zu bekämpfen und unter dasselbe Strafgesetz zu stellen wie in Europa,

als es sich verpflichtet fühlte, Unterthanen andrer Herrscher vom Sklavenhandel abzuhalten und Sklaven zu befreien.

Wenn wir auch die durch die Araber im Innern erzeugten Mißstände aufs tiefste beklagen müssen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß sie ein gutes Stück Kulturarbeit verrichtet haben, indem sie diejenigen waren, welche überall dem Handel die Wege öffneten und da, wo sie sich ansiedelten, immerhin einen gewissen Grad von staatlicher Ordnung aufrecht zu erhalten bestrebt waren, wenn auch ihre Ansprüche in dieser Richtung ebenso gering wie die Erfolge waren. Wir haben den Arabern und ihrem Einfluß zu danken, daß es möglich war, die großartigen von Sansibar ausgehenden Entdeckungsreisen zu unternehmen und in so schneller Folge auszuführen.

Man hat sich bei uns in letzter Zeit allmählich gewöhnt, sich den Araber als einen bis an die Zähne bewaffneten Wüterich vorzustellen, der gar keine andern Gedanken verfolgt, als blutgierig Menschen zu morden und Sklaven zu erbeuten. Wer den echten Araber auf seinem Handelszuge beobachtet hat, wird ein ganz andres Bild dieser Menschen in sich aufnehmen. Man verwechsele ihn nicht mit jenen schwarzen Halbarabern, deren Charakter eine Mischung aller schlechten Eigenschaften der beiden Rassen ist, denen er entstammt. Alle ausgesuchten Schandthaten haben diese Mischlinge auf dem Gewissen, wie jener Gouverneur von Tabora, Abdalla bin Nasib, den kennen zu lernen noch der Verfasser das zweifelhafte Vergnügen hatte. Vor ungefähr 25 Jahren war derselbe, noch nicht mit dem Amte eines Wali betraut, als Händler ins Innere gezogen. Von Abstammung ein Halbblutaraber, seine Eltern waren beide schwarz und der Großvater ein Araber, wurde er im Mrima an der Küste geboren und erhielt den Namen Abdalla bin Nasib. Er hatte, wie die meisten seiner Landsleute, von einem Inder Kapital entliehen und gehörte auch zu jenen, denen es geglückt war, gute Geschäfte zu machen, so daß er als reich gelten konnte. Alljährlich zog er zur Küste, wo er seine eingehandelten Waren absetzte, um mit immer größerem Kapital und bedeutenderen Streitkräften zurückzukehren. Damals fand sich in Ostafrika, besonders in Unjamuesi, noch viel Elfenbein, vor allem in dem ehemals sehr elefantenreichen Ugalla, einem Lande, welches von Tabora aus für Karawanen in zehn-

tägigem Marsche nach Süden zu erreichen ist. Abdallah bin Nasib brach dorthin auf und wurde von dem mächtigen Häuptling Taka gastfreundlich aufgenommen. Da Abdalla mit unverhältnismäßig vielen Askari, Bedeckungsmannschaften, erschienen war, wurde Takas Mißtrauen erregt und dieser beruhigte sich nicht eher, bis Abdalla mit ihm Blutsbrüderschaft geschlossen hatte. Vor der Hütte seines Lieblingsweibes ließ der Häuptling eine Schilfmatte ausbreiten, auf welche jeder der beiden zukünftigen Blutsbrüder mehrere Unterarmlängen weißen Baumwollstoffes niederlegen ließ. Darauf nahmen die beiden, niedere Holzschemel als Sitze benutzend, einander gegenüber Platz, dann entblößten sie die Brust. Inzwischen mußte jeder dem Mjampara, d. i. dem Hauptmann oder Beirat des andern ein scharfes Instrument überreichen, und damit machte man beiden kleine Einschnitte in die Haut der Brust, so daß nur einige wenige Blutstropfen hervorquollen. Währenddessen hatte Taka eine schwarze Ziege durch einen von Abdallas Leuten nach mohammedanischem Ritus schlachten lassen, anders hätte Abdallah sich als Mohammedaner nicht persönlich der Zeremonie unterziehen können, was zwar nicht notwendig war, aber auf Takas dringenden Wunsch geschah. Zwei kleine Stückchen von der Leber der Ziege, am Feuer rasch geröstet, wurden den beiden gereicht und damit mußten sie sich gegenseitig das Blut von der Brust wischen, um die Leber mit dem Blut unzerkaut herunterzuschlucken. Dann wurden beiden zwei Lanzen derart auf den Kopf gelegt, daß auf dem Scheitel eines jeden ein Schaft und eine Klinge ruhten. Die Wanjampara (Plural von Mjampara) wetzten dann einer nach dem andern die Klinge auf dem Haupte desjenigen, dem sie die Hauteinschnitte beigebracht hatten, und hielten dabei eine lange Rede, wobei sie erklärten, daß beide nunmehr Blutsbrüder geworden, sich wie Kinder derselben Eltern betrachten müßten, daß beider Verwandtschaft, Sklaven und das ganze Eigentum gemeinsam wäre, ausgenommen die Weiber, mit welchen umzugehen, dem Blutsbruder als Blutschande ausgelegt wird. Beide Blutsbrüder waren verpflichtet, einander mit Geschenken zu unterstützen und sich in allen Lagen des Lebens, besonders in Kriegsfällen, zu unterstützen. Sollte aber einer der beiden die Bedingungen nicht erfüllen oder gar feindselig gegen den andern auftreten, so solle er dem Verderben anheimfallen, wie auch seine ganze Familie; sein

Eigentum solle in die Hände des früheren Blutsbruders übergehen. Unter Verwünschungen verdammte man solche Schlechtigkeit und schloß mit den drohenden Worten: „Wo du hintrittst, soll kein Gras mehr wachsen, Schlangen sollen dich beißen und dein Haupt wird dir abgeschlagen werden."

Wenn auch solcher an und für sich ganz feierlichen Zeremonie, welcher eine große Menge Zuschauer als Zeugen beiwohnen und die immer mit schrecklichem Flintenknallen, Gesang, Tanz und Zechgelage der Leute endet, im Grunde genommen kein allzugroßer Wert beigelegt werden kann und die Blutsbrüderschaft, vor allem von seiten des Negers, nur als Mittel zur Erreichung habgieriger Zwecke ausgenützt wird, so muß doch zugegeben werden, daß in den meisten Fällen der Aberglaube den Neger vor einem Bruch der Blutsbrüderschaft zurückschrecken läßt.

Taka glaubte sich vollständig sicher, da er den Abdalla als Araber für ein höheres Wesen hielt, und dieser erreichte leicht seinen Zweck, von Taka das Geheimnis anvertraut zu bekommen, wo dessen Elfenbein nach dortiger Gepflogenheit in der Erde versteckt und vergraben war. Die Vorräte sollen sehr bedeutend gewesen sein. Nun galt es, sich derselben zu bemächtigen. Um den Schein von sich abzuwälzen, als habe er, Abdalla, die Blutsbrüderschaft gebrochen, mußten seine Leute einen Streit provozieren. Einer aus Abdallas Gefolge legte einen Mehlreibstein ungebührlich lange in Beschlag, so daß die Besitzerin ihr Mehl nicht reiben konnte und schließlich noch den Stein verunreinigt fand. Der Mann der Besitzerin stellte den mutmaßlichen Thäter zur Rede, ein Wortwechsel entstand, der Eingeborene fuchtelte mit seinem Speer in der Luft umher, einige hinzugekommene Araber legten dies so aus, als sei ihr Leben bedroht gewesen. Ein Schuß streckte den Armen nieder, zugleich das Signal zu dem längst geplanten Gemetzel gebend, nachdem noch Abdalla sich selbst zu Taka begeben hatte, um ihn für den Streit verantwortlich zu machen. Taka wies die Zumutung energisch zurück, wollte, als er den Schuß hörte, aufspringend seinen Speer ergreifen, dies wurde auch ihm von seiten des edlen Abdalla als Angriff ausgelegt, und unter dem Rufe: „du hast die Blutsbrüderschaft gebrochen" schoß er den Negerhäuptling eigenhändig nieder. Was nun folgte, ist

leicht denkbar. Die nur mit Lanzen, Bogen und Pfeil und damals noch mit Holzschilden bewaffneten Wagalla wurden niedergemacht, Weiber und Kinder als Sklaven fortgeführt. Das Elfenbein verkaufte Abdalla an der Küste.

Lange Jahre durfte kein Araber das Land Ugalla betreten. Erst als der Verfasser jene Gebiete in den Jahren 1880—1885 durchstreifte und das ganze Volk unter wenig thatkräftigen Nachfolgern Takas allmählich immer mehr von seiner Widerstandskraft eingebüßt hatte, konnten die Wagalla den Durchzug arabischer Karawanen nicht mehr hindern. Elfenbein gab es aber nicht mehr, die Elefanten waren längst abgeschossen. In diesem Teile Ostafrikas, nach dem Tanganika hin, vollzog sich die arabische Invasion verhältnismäßig ruhig, die vorgefundenen Stämme lebten meist in größeren Staatsverbänden, welche sich gegenseitig weniger befehdeten wie die am Südende des Tanganika und Nyassa. Aus diesen Gründen kommen auch hier weniger ausgedehnte und weniger grausame Raubzüge der Araber behufs Erlangung von Sklaven vor.

Anders lag die Sache im Süden. Dort wurden von Kiloa aus jene scheußlichen Sklavenjagden am Nyassa und in dessen nördlichen Gebieten unternommen, hier zeigte das ganze Vordringen von Anbeginn einen andern Charakter. Die dichte Bevölkerung bekämpfte sich selbst ununterbrochen aufs heftigste, die erbeuteten Menschen wurden an Araber verkauft, welche ihrerseits von den Eingeborenen um Unterstützung in ihren Kämpfen angegangen wurden. Der Elefantenreichtum lockte noch ganz besonders, und so konnte es geschehen, daß ganze Länderstriche entvölkert wurden.

Wo der Islam seinen Einzug in Afrika hält, muß sich ihm alles beugen. Ganz Nordafrika und bis herunter zum 2° oder 3° Nordbreite ist ihm verfallen. Langsam, aber sicher ist es dem Arabertum im Norden Afrikas gelungen, alle Völker um die Fahne des Propheten zu scharen. Wo dies nicht auf dem friedlichen Wege allmählicher Bekehrung im Betriebe des Handels stattfinden konnte, da flog das Schwert aus der Scheide, um Mohammeds Willen Nachdruck zu verleihen. Der Fanatismus der Bekehrer teilte sich den neuen Jüngern mit, und wie eine Welle wälzt sich's von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk, dem neuen Glauben immer neuen Boden gewinnend.

Der Wali und der Kadi von Bagamojo.

Nach einer von Major v. Wißmann zur Verfügung gestellten Originalphotographie.

Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als ob die mohammedanische Welt zielbewußt nach allgemein verabredeten Plänen die Invasion Afrikas, sei es von welcher Seite immer, in Angriff genommen hätte. Dies ist keineswegs der Fall, sondern beruht einfach in der Befolgung der Lehren des Korans, nach welchen alle Bekenner des Islams leben und welche allen zur Richtschnur ihres Lebens dienen. Für alle Verhältnisse des Lebens hat der Koran seine Regeln bereit. Dieselben waren besonders gut verwendbar auf Afrika, dessen Bevölkerung viele kulturellen Berührungspunkte mit den Arabern haben. Der Boden war für das Arabertum etwa ebenso vorbereitet, wie im alten Germanien die Verhältnisse für das Christentum günstig lagen; dennoch haben es die Araber in Afrika ganz unterlassen, ihren Einfluß dahin geltend zu machen, den Islam dort zu verbreiten, und geradezu unbegreiflich gering erscheint dieser Einfluß in seiner Einwirkung auf die schwarzen Eingeborenen, die Bantustämme. Wenn der Araber auch verstanden hat, in Ostafrika, da wo es ihm notwendig erschien, seine Macht zu entfalten, vom Fanatismus finden wir keine Spur und so überschätzen wir leicht den Einfluß des Arabertums in Ostafrika auf den Eingeborenen. Fremd gehen Neger und Araber aneinander vorüber. Wenn der letztere auch die Töchter des Landes in seine Harems einschließt und Kinder mit ihnen zeugt, so daß eine neue Rasse entstehen will, wenn auch der Araber seinen schwarzen Sklaven zum Islam bekehrt, so ist es dem Arabertum nicht einmal an der Küste gelungen, die Gesamtbevölkerung zu bekehren, und dicht hinter Bagamojo, Dar es Salaam und andern Orten, halten die eingeborenen Negerstämme noch heute an ihren uralten Sitten und ihrem Aberglauben fest. Vom Innern gar nicht zu reden, dort ist noch kein einziger Fall bekannt, daß ein eingeborener Häuptling zum Islam bekehrt wurde. Wir rechnen Mtesas von Uganda Übertritt zur Lehre der Propheten nicht hierzu, da er nur aus Habgier sich zu diesem Schritt verstand und übrigens auch ebenso Katholik und Protestant geworden ist, wie Mohammedaner. Die Araber betrachten den Aufenthalt im Innern als etwas Vorübergehendes. Sie beschränkten sich darauf, Elfenbein und Sklaven zu kaufen oder beides zu rauben. Im Innern gingen sie nur insofern systematisch vor, als sie immer nur solche Gegenden aufsuchten, wo sie die besten Geschäfte machen

konnten. War eine Niederlassung zu einiger Bedeutung herangewachsen, so bestellte der Sultan von Sansibar einen Gouverneur, der für Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit verantwortlich war. Da der Sultan aber kein absoluter Herrscher in unserm Sinne, sondern mehr ein primus inter pares ist, so war es für ihn nicht möglich, die Herrschaft unbedingt aufrecht zu erhalten. Er brachte seine Landsleute dadurch in Abhängigkeit von sich, daß er ihnen Geschenke machte, deren Wert er ihnen dann bei jeder Gelegenheit vorrechnete, und daß er vor allem ihre immer vorhandenen Schulden bezahlte. Dadurch wurden seine Beamten ganz und gar von ihm abhängig, denn er hatte nunmehr das Recht, jeden Augenblick deren Angehörige in Schuldhaft zu nehmen, wenn er der Schuldner selbst nicht habhaft werden konnte.

Dem Gouverneur oder Wali stand im Innern keinerlei militärische Bedeckung zur Verfügung, er war in Streitfällen mit den Eingeborenen auf seine Hausmacht und die Unterstützung seiner Landsleute angewiesen, welche bei ihrem lebhaften Gefühl der Solidarität Schwarzen gegenüber immer zusammenhielten. Man muß den Arabern übrigens nachsagen, daß sie im allgemeinen immer bemüht waren, auf diplomatischem Wege ihre Angelegenheiten zum Austrag zu bringen, abgesehen von denjenigen, welche am Nyassa hausten. Am Kongo haben sich ganz eigenartige Verhältnisse herausgebildet, welche wir hier nicht weiter berühren können.

Wollten sich an irgend einem Punkte des Innern Araber niederlassen, so bedurfte es immer der Erlaubnis des Häuptlings hierzu. Nachdem diesem Geschenke übergeben worden waren, wartete man den Weiterverlauf ruhig ab, und die dann folgenden Unterhandlungen dauerten oft viele Monate. Da man inzwischen seine Geschäfte abwickeln konnte, so hatte es keine Eile. War die Erlaubnis aber einmal erteilt, so war dies gleichbedeutend mit Errichtung der arabischen Herrschaft. Die Araber gewannen ganz allmählich die Oberhand, und eines Tages sah sich der Häuptling genötigt, statt Tribut zu empfangen, solchen zu bezahlen. Vor Gewaltthaten hüteten sich die Araber an solchen Orten in Ostafrika, welche voraussichtlich von großer Bedeutung werden konnten, sorgfältig. Einmal mußten sie die Eingeborenen in

guter Laune erhalten, weil sie wegen Lieferung der Nahrungsmittel immer von ihnen abhängig waren, und dann muß man bedenken, daß alle Araber Händler, also Privatleute waren, denen von seiten des Sultans von Sansibar keinerlei Unterstützung zu teil wurde, sie also ganz auf sich und ihre Mittel angewiesen blieben. Dem Europäer zeigten sich die Araber immer höflich, liebenswürdig und gastfreundlich, und thaten ihm von Angesicht zu Angesicht gern den Gefallen, an die Harmlosigkeit seiner Forschungsreisen und Missionen zu glauben. Said Bargasch versah auch jeden Forscher auf dessen Bitten bereitwilligst mit einem Empfehlungsbrief an seine Gouverneure, worin dieselben in feierlichem Tone angehalten wurden, dem weißen Manne, dem Freunde des Sultans, in jeder Weise Vorschub zu leisten, und seine Pläne zu fördern, unter Androhung höchster Ungnade im Weigerungsfalle, denn der Weiße kam ja nur, um Insekten und Pflanzen zu sammeln, Wege zu erkunden, Berge, Flüsse und Seen in seine Karten einzutragen. Harmlose Gemüter unter solchen Reisenden waren immer sehr erstaunt, wenn der in schöner arabischer Schrift wie gestochen gemalte Brief, auch wenn er noch so oft den Beamten vorgezeigt wurde, niemals eine andre Wirkung haben wollte, als daß sich der Empfänger in höchster Ehrfurcht mit über der Brust gekreuzten Armen vor dem Schreiben verbeugte, himmelhoch beschwor, alle Wünsche des Reisenden und alle Befehle des Saidina erfüllen zu wollen, Inschalla'h (so Gott will) hieß es, und es dann dabei bewenden ließ. Im günstigsten Fall konnte sich der Reisende rühmen, den Mund gestopft zu bekommen mit einem leckeren arabischen Mahle, das war und blieb alles. Weder Drohungen noch Versprechungen vermochten, daß sich der Herr Gouverneur zu irgend etwas verstehen wollte, da hatte er einmal keinen Einfluß auf die Häuptlinge, das andre Mal selbst keine Leute, oder das niederschmetternde „kescho" (morgen) tönte dem Ungeduldigen entgegen. Es blieb nichts übrig, als die Angelegenheit fallen zu lassen oder selbst zu handeln. „Handeln", dazu war der Araber immer bereit — wenn er etwas dabei verdienen konnte. Man wollte die Wirkungslosigkeit der arabischen Briefe des Sultans von Sansibar als Ausfluß seiner Machtlosigkeit deuten. Wie einsichtslos! — Das war stillschweigendes Übereinkommen, denn längst schon mußte

sich der Araber sagen, daß die Forscher und Missionäre die Vorläufer und Vorposten einer feindlichen Macht waren. Und hatten sie nicht recht?

Das Arabertum hatte in Ostafrika in den letzten Jahren einen gewaltigen Anlauf genommen und stand im Zenith seiner Höhe im Anfang der achtziger Jahre. Zu jener Zeit, es war im Jahre 1880, machte ein Franzose Sergere an der Spitze einer großen Handelskarawane den Zug des Verfassers ins Innere nach Tabora mit als der Vertreter einer französischen, in Sansibar ansässigen Firma. Er hatte die Absicht, in Tabora Elfenbein aufzukaufen. Mit Neid und Mißgunst beobachteten die Araber an der Küste und im Innern sein Beginnen, vermochten aber seinem Vormarsch kein Hindernis in den Weg zu legen. Sergere hatte alle Vorbreitung zweckentsprechend getroffen und sogar in Tabora ein arabisches Haus gemietet, wo er sofort nach seiner Ankunft mit dem Einkauf begann. Von allen Seiten wurde ihm durch Eingeborene Elfenbein zugetragen, da er gute Preise und gute Tauschware zahlte. Die Araber ließen sich die Gelegenheit ebensowenig entgehen. Um sich aber keine Blöße zu geben, kamen sie bei Nacht. Gelang das Unternehmen, so war ein riesiger Gewinn zu erzielen. Da Sergere mit eignem genügenden Kapital arbeitete, konnten ihm die Araber keine Konkurrenz machen. Es lag aber die Gefahr für diese nahe, daß Sergere andre Europäer folgen würden und damit das Handelsmonopol der Araber gebrochen werde. Das mußte verhindert werden, man lauerte nur auf den geeigneten Augenblick. Dieser ließ nicht lange auf sich warten. Sergere beging die Unvorsichtigkeit mit einem Bruder des Häuptlings Sike von Unjanjembe Namens Sueto, mit dem Sike in Feindschaft lebte, Blutsbrüderschaft zu machen und dann unklugerweise dem Todfeinde der Araber in Ostafrika, dem berüchtigten Häuptling Mirambo, Geschenke zu senden. Das brach ihm den Hals; den Arabern war nun der Vorwand zum Handeln gegeben. Der damalige Gouverneur von Tabora, Abdalla bin Nasib, von dem wir schon gehört haben, sandte im Bunde mit Sike einen Kriegshaufen von Arabern und Eingeborenen vor Sergeres Wohnung mit der Erklärung, daß man ihm 24 Stunden Zeit zum Aufbruche nach der Küste gäbe und 15 Träger zur Verfügung stelle zum Trans-

port seines Zeltes, Bettes, Kochgeschirrs und einiger Lebensmittel. Träfe man ihn nach dieser Frist noch in Tabora, so werde er ohne weiteres als Bundes- und Kriegsgenosse Mirambos niedergeschossen. Das ganze Auftreten der Leute ließ nicht den mindesten Zweifel in ihre Entschlossenheit setzen. Sergere mußte in der Nacht aufbrechen. Zum Glück hatte er schon eine große Menge Elfenbeins unauffällig unter dem Elfenbein andrer Händler zur Küste abgeschickt. Den vorhandenen Vorrat sowie seine Tauschwarenbestände legte Abdalla mit Beschlag. Niemand hat je wieder etwas davon gesehen.

Die Angelegenheit würde auch fernerhin auf sich beruht haben, denn alle Reklamationen beim Sultan wollten nichts fruchten, wenn sich nicht die französische Regierung ins Mittel gelegt hätte. Abdalla bin Nasib sollte nunmehr „gerufen" werden, wie man sich dort ausdrückt, d. h. er sollte sich verantworten. Ein Befehl des Sultans nach dem andern ging nach Tabora, Abdalla rührte sich nicht. Erst als der Sultan Repressalien an Familienangehörigen und verwandten Vollblutarabern zu ergreifen drohte, entschloß sich Abdalla, zur Küste zu gehen. Mit den heftigsten Vorwürfen wurde er empfangen, denn — Said Bargasch hatte selbst im geheimen Kapital zu dem Unternehmen zugeschossen. Nach etwa einjährigem Aufenthalte in Sansibar sollte Abdalla jedoch gegen alles Vermuten aufs neue mit dem Gouverneurposten in Tabora, den bis dahin sein Bruder Schiache bin Nasib verwaltete, betraut werden. Eine große Karawane wurde ausgerüstet, aber nur einige Tagereisen von der Küste entfernt starb Abdalla ganz plötzlich, ohne vorher krank gewesen zu sein. Zweifellos hatte Gift hier eine Rolle gespielt. Einige Monate später starb auch Schiache in Tabora unmittelbar nach einer Mahlzeit, welche er bei einem kurz zuvor von der Küste angelangten Araber eingenommen hatte.

Später unternahm die Hamburger Elfenbein-Firma H. A. Meyer mehrere Handelsexpeditionen. Die erste gelangte glücklich nach Tabora, der Führer derselben erlag jedoch schon bald dem Klima, und gingen die Elfenbein- und Tauschwarenvorräte gänzlich verloren. Es verdient erwähnt zu werden, welch ungewöhnlichem Schicksal dieser Vertreter des Elfenbeinhauses in seiner Kindheit verfallen war. In Australien von eingewanderten Europäern geboren, wurde er als Kind von

chinesischen Piraten geraubt. Einige Tage später fand man den Kleinen wieder in der Nähe derselben Stelle, wo man ihn zuletzt bemerkt hatte, vergnügt lächelnd mit einem Zettel in der Tasche, worauf in englischer Sprache geschrieben fand, daß ihn die Piraten seiner in der Kindheit thatsächlich ungeheuerlichen Häßlichkeit wegen zurückerstatteten. — Eine zweite Expedition der ebengenannten Firma verlief ebenso resultatlos und scheiterte an dem bösen Willen der Araber, dem Vertreter der Firma Elfenbein zu verkaufen. Bei einem dritten Versuche wurde der hinausgesandte Europäer von einem Araber Mohammed bin Kassim in Tabora ermordet. Es glückte aber, desselben nach Beendigung des Aufstandes habhaft zu werden, und der Reichskommissar von Wißmann hat den Mörder im Jahre 1890 in Sadani zum Tod durch den Strang verurteilt. Dem Verfasser selbst haben sie unendliche Schwierigkeiten bereitet. Nur gegen Missionäre waren sie immer von gleichbleibender Freundlichkeit. Von diesen wußten sie ganz bestimmt, daß diese Leute ihnen im Handel niemals Konkurrenz machen würden, noch könnten, dazu schienen die Mittel der Missionäre zu gering, außerdem hatten sie sie sich überzeugt, daß politische Motive ihrem Handeln nicht unterlagen. Von der religiösen Seite fürchteten sie noch weniger, sie meinten, daß nach den bisherigen Erfolgen derselben an eine Gefahr gar nicht zu denken sei. Die englischen Missionäre waren ihnen allerdings unbequem, da diese sich immer demonstrativ in Sklavensachen mischten. Weil sie aber ohne jede Machtentfaltung auftraten, ließ man sie gewähren. Sonst sah man melkende Kühe in diesen englischen Missionären, welche unbedenklich die unsinnigsten Preise für alles zahlten.

Unannehmlichkeiten für die Missionäre begannen erst in Deutsch-Ostafrika, als die Unruhen von der Küste die Gemüter in Aufregung brachten. Am Nyassa griffen die Araber eine englische Missionsstation an, wurden aber zurückgeschlagen. Die französischen Missionäre wurden von den Arabern in Kipallapalla bei Tabora ausgewiesen und mußten nach Norden fliehen. Nur einem glücklichen Zufall hatten sie es zu verdanken, daß sie nicht in einen Hinterhalt fielen, den man ihnen zu legen gedachte, indem die Karawane an dem betreffenden Tage weiter marschierte, wie auf der Strecke üblich ist. Die Feinde kamen dadurch zu spät. In Uganda wurden schwere Kämpfe zwischen

Miſſionären und zum Chriſtentum übergetretenen Eingeborenen auf der einen Seite und Arabern und Waganda auf der andern ausgefochten, und in der Nähe der Küſte zerſtörten Araber die franzöſiſche Miſſionsſtation Mpugu.

Das Feuer, welches ſo lange unter der Aſche geglimmt hatte, ſollte endlich hell auflodern und Arabertum, nicht Islam, und Ziviliſation zu einem letzten Entſcheidungskampfe in Oſtafrika aufeinander prallen.

Die Araber haben uns in thörichter, eigenſinniger Weiſe den Fehdehandſchuh hingeworfen, ihr Untergang war damit beſiegelt, darüber konnte man keinen Augenblick im Zweifel ſein. Die einſichtsvolleren derſelben ſahen ihr endliches Schickſal klar vor Augen, aber die Fehler, welche wir begangen haben, blendeten unſern Gegnern die Augen, ſie ſahen unſre Macht nicht und gingen tollkühn ins Verderben.

Der Aufstand.

Mitte August 1888 liefen plötzlich in Deutschland höchst beunruhigende Nachrichten über den Stand der Dinge in Ostafrika ein. In Pangani waren Unruhen ausgebrochen. Für den Kenner der ostafrikanischen Verhältnisse waren damit längst vorausgesehene Ereignisse eingetreten. Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, wie die Macht- und Einflußsphäre der Araber allmählich von der Küste nach dem Innern verschoben worden war. Die Araber hatten sich über den Tanganika hinüber begeben, und am Kongo festgesetzt, wo sie unbedingte Herrschaft ausübten. Sie verwüsteten dort die unglücklichen Länder ebenso, wie am Nyassa und im Süden des Tanganika, und auch in Uganda hatten sie eine Katastrophe herbeigeführt. Trotzdem England ein mögliches gethan hatte, dem Sklavereiunwesen an der Küste ein Ende zu bereiten, blühte dasselbe im Herzen Afrikas zu neuem Leben empor und nahm ungeahnte Dimensionen an. Der ganzen arabischen Welt hatte sich seit lange große Unzufriedenheit bemächtigt, denn die Bekämpfung der Sklaverei, sowie die Zunahme europäischen Einflusses in Afrika hatte dieselbe mit Angst und Besorgnis um ihre Existenz erfüllt, ein Zusammenstoß zwischen Arabern und Europäern war unvermeidlich. Ein Aufstand, ein Krieg mußte ausbrechen.

Die Ursachen sind auf weit zurückliegende Ereignisse zurückzuführen, als im Jahre 1847 die Engländer bei Said Said einen Vertrag durchsetzten, wonach in den nördlich von Barawa gelegenen Gebieten der Sklavenhandel verboten sein sollte. Unablässig arbeiteten die Engländer an der Verfolgung ihrer Pläne, die Herrschaft über die Ostküste zu erlangen, und legten langsam, aber sicher Bresche auf

Bresche in die arabische Macht. Unter Said Bargasch gelang es ihnen, im Jahre 1873 durch Sir Bartel Frere den ersteren durch einen Vertrag zur Aufhebung der Sklaverei in Sansibar zu zwingen. Von da an datiert eigentlich erst das Mißtrauen, welches die Araber nunmehr in alle Handlungen der Engländer setzten, und in ohnmächtiger Wut mußten die Araber sehen, wie sie schrittweise nachgeben mußten, trotzdem die ganze Küste und das Innere in ihren Händen blieb. Die Überzeugung, daß einst Englands Flagge über Sansibar wehen würde, hatte sich aller bemächtigt, aber niemand dachte daran, dem mächtigen England Gewalt entgegenzusetzen. Nur im Innern hatten hier und da einige arabische Heißsporne englische Flaggen heruntergerissen, so Ende der siebziger Jahre in Ujiji. Als aber mit dem Erscheinen Deutschlands eine neue Macht in den Vordergrund trat, deren Kraft man noch nicht kennen gelernt hatte, da glaubten die Araber dieser gegenüber andre Saiten aufziehen zu müssen, umsomehr, als sie der Ansicht waren, daß Deutschland von England abhängig sei und dieses zu fürchten habe. Zur Verbreitung dieser Annahme hatten die Engländer, besonders deren Missionäre, geflissentlich beigetragen. So traute sich denn Said Bargasch die Kraft zu, Deutschland Gewalt entgegen zu setzen, als er, wie wir schon wissen, nach Kenntnisnahme des Vertrages, Truppen nach Usagara und dem Kilimandscharo sandte. Deutschlands Antwort war die Hinaussendung eines Geschwaders, welches am 7. August in Sansibar einlief.

Das Geschwader wurde aus allen Teilen der Welt nach Aden am Eingang des Roten Meeres zusammengezogen und bestand aus den Schiffen „Prinz Adalbert", „Stosch" „Elisabeth", und „Gneisenau" unter dem Befehl des Kommodore Paschen. Die Schiffe trafen am 7. August 1885 auf der Reede von Sansibar ein. Unter großem Zusammenlauf der Bevölkerung legten sie sich drohend vor den Palast des Sultans. Am 19. August erschienen noch die Korvette „Bismarck", mit dem Admiral Knorr an Bord, welcher alsdann das Kommando übernahm, ferner der Tender „Adler", auf welchem sich die Schwester des Sultans von Sansibar befand. Später gesellte sich noch die „Möwe" hierzu, auf welcher der berühmte Forscher Nachtigal kurz zuvor an der Westküste Afrikas gestorben war, nebst dem Tender „Ehrenfels". Der Sultan hatte sogleich in kluger Berechnung die Schiffe freundlich empfangen, denn es mochte ihm sowohl wie seinen Unterthanen ein heilsamer Schrecken in die

Glieder gefahren sein, als man sah, daß das angeblich so ohnmächtige Deutschland ebenfalls eine ganz imposantes Geschwader senden konnte. Kriegerische Macht erkennt man eben ganz besonders in Afrika an und man fürchtete damals allgemein, daß Deutschland Sansibar wegnehmen werde. Von dem Erfolg, den das Erscheinen des Geschwaders erzielte, haben wir schon gehört, der Sultan erkannte alle Forderungen Deutschlands an.

Der Verfasser hatte persönlich Gelegenheit, den tiefgehenden Eindruck des Erscheinens unsrer Kriegsschiffe an der Ostküste zu beobachten, und stolze Freude machte auch seine Brust wie die aller an der Ostküste Afrikas ansässigen Deutschen schwellen. Doch sollte sich diese Freude bald in Ärger und Verstimmung verkehren. Der Verfasser befand sich gerade auf der Rückkehr zur Küste von seiner großen Reise aus dem Innern. In einer Entfernung von drei Tagemärschen von Bagamojo wurden am Morgen auf dem Marsche mit einem Male Kanonenschläge vernehmbar. Nachrichten von der Ankunft des deutschen Geschwaders waren schon in unbestimmter Ferne ins Innere gedrungen, die abenteuerlichsten Gerüchte kursierten, alles war in höchster Spannung, und ernstliche Kämpfe schienen demnach in Aussicht zu stehen. Die bei günstigem Winde dumpf herüberhallenden Kanonenschläge, deren man fünfundvierzig zählte, konnten in dieser Anzahl keine Salutschüsse sein, besonders da sie ganz unregelmäßig aufeinander folgten und anscheinend, ihrer ungleichen Stärke wegen, von Geschützen verschiedenen Kalibers abgegeben wurden. Die ganze Karawane geriet in die höchste Aufregung, allgemeines Schweigen trat ein und Entsetzen malte sich auf allen Zügen, als der Verfasser die Ansicht äußerte, es könne möglicherweise Sansibar beschossen werden. Die Redseligkeit der Schwarzen gewann jedoch bald die Oberhand, und die geängstigten Gemüter machten sich Luft durch wirklich aufrichtige Bewunderung einer solch starken Macht, die wagen konnte, Sansibar zu beschießen. Die Bewunderung und Furcht hatte auch in Sansibar im Anfang geherrscht, um leider bald in das Gegenteil umzuschlagen, denn nach dem äußeren Anschein verlief für die Augenzeugen die ganze Flottendemonstration im Sand, und die damals gehörten Schüsse erwiesen sich als Scheibenschießen eines der Schiffe. Wenn schon es immer mit Freuden zu begrüßen ist, wenn es gelingt, Verwickelungen, wie sie hier vorlagen, auf

friedlichem Wege zu ordnen und dabei wie hier von der Gegenpartei Zugeständnisse zu erzwingen, so muß es doch als ein recht großer Fehler angesehen werden, daß wir damals jenen orientalischen und halb wilden Völkern gegenüber, mit denen wir es zu thun hatten, so stillschweigend über unsre Erfolge zur Tagesordnung übergegangen sind. Niemand in Sansibar wurde sich des von den Deutschen errungenen Sieges bewußt, England und der Sultan thaten ihr möglichstes zur Abschwächung des Eindruckes und wir unser möglichstes, nichts von unserm Erfolge merken zu lassen, die Sache schien im Sande verlaufen zu sein. Der ganze Vorgang sah sogar für den Uneingeweihten wie eine Niederlage aus, so daß sich unsrer Landsleute in Sansibar eine große Niedergeschlagenheit bemächtigte und alle nichts weniger wie stolz auf ihre Nationalität waren. Gegner wie die Araber müssen gedemütigt werden. Großmut und Zartgefühl legt der Orientale, Halb- und Ganzwilde als Schwäche aus. Welch andern Eindruck hätte es hervorgebracht und von welch unberechenbarem Vorteil für zukünftige Ereignisse wäre es gewesen, wenn wir unsern, wenn auch nur diplomatischen Sieg mit Freudenfesten und Feuerwerk, mit Kanonendonner und Flottenparade gefeiert hätten. Je mehr Spektakel, um so besser, dann hätten die Araber und Eingeborenen im Angesichte unsres Triumphes ein Gefühl der Niederlage beschleichen müssen und nicht, wie es thatsächlich der Fall war, in dem Vorgefallenen nur eine Bestätigung der Gerüchte gesehen, daß Deutschland von England abhängig sei und auf Englands Wunsch nachgegeben habe.

Wir haben oben gehört, daß auch eine Schwester des Sultan mit dem Geschwader erschien. Dieselbe hatte im Jahre 1866 Sansibar auf einem englischen Kriegsschiff heimlich verlassen, um in Aden bei einem spanischen Ehepaar Zuflucht zu finden und auch dort getauft zu werden. Ihr arabischer Name war Salme. In Sansibar wurde sie von der Bevölkerung Bibi Salima genannt. Salme hatte sich nämlich in Sansibar in einen Europäer Namens Ruete verliebt. Die Heirat fand nun in Aden statt. Das Ehepaar siedelte nach Hamburg, der Heimat des Mannes, über. Die nunmehrige Frau Ruete, geborene Prinzessin von Sansibar aus dem Hause Abu Said, lebte sich ganz und gar in europäische Verhältnisse ein und eignete sich bei ihrer großen Intelligenz eine ausgezeichnete Bildung an. Sie gebar drei Kinder,

zwei Töchter und einen Sohn. Ihr Glück sollte aber von nur kurzer Dauer sein, nach dreijähriger Ehe verunglückte ihr Mann beim Abspringen von der Pferdebahn und starb. Von da an wurde die arme Frau vom Unglück verfolgt. Durch fremde Schuld verlor sie den größten Teil ihres Vermögens. Said Madjd, ihr Bruder, welcher seiner Schwester trotz ihres Schrittes wohlwollend gesinnt blieb, starb, mit Said Bargasch war Frau Ruete seit langer Zeit durch Palastintriguen verfeindet, so daß sie mit ihrer Familie in recht bedrängte Lage kam. Eine Zeit des Unglücks machte die ehemalige Prinzessin durch, in Dresden und Berlin mußte sie durch Unterrichten ihren Unterhalt zu verdienen suchen. Als Said Bargasch nach London ging, hoffte sie dort eine Versöhnung mit dem Bruder herbeiführen zu können. Allein die englische Diplomatie verhinderte eine Zusammenkunft beider. Als Deutschland an der Ostküste von Afrika in Mitbewerb trat, glaubte Frau Ruete ihre Zeit gekommen. Sie wandte sich in Berlin an maßgebende Persönlichkeiten und erhielt eines Tages vom Auswärtigen Amt die Aufforderung, sich zu einer baldigen Reise nach Sansibar bereit zu halten, wo sie denn auch in Begleitung ihrer Kinder auf dem Tender „Adler" eintraf. Von seiten der Bevölkerung war der Empfang der arabischen Prinzessin ein herzlicher. Said Bargasch aber wollte nichts von ihr wissen, der damals übermächtige englische Einfluß brachte es zum zweitenmal zuwege, daß weder eine Aussöhnung zwischen den Geschwistern stattfand, noch die berechtigten Erbansprüche der Frau Ruete befriedigt wurden, und um eine schlimme Erfahrung und bittere Enttäuschungen reicher mußte sie die Rückreise nach Europa antreten.

Die Ereignisse brachten es nun mit sich, daß die Ostafrikanische Gesellschaft in rascher Folge eine Anzahl Expeditionen hinaussandte und eine Menge neuer Erwerbungen machte, unter andern auch an der Somalikküste. Einer der eifrigsten Pioniere war Dr. Jühlke, der Freund Dr. Peters, den er, wie wir wissen, schon auf seiner ersten Expedition begleitet hatte. Dr. Jühlke sollte im Dienste des Vaterlandes sein Leben lassen. Ehe er seine Reise nach der Somalikküste angetreten hatte, war am 11. November 1887 der Leutnant Günther bei dem Versuch, eine gute Einfahrt in den Juba zu suchen, mit dem Boote gekentert und mit allen Insassen in der Brandung ertrunken.

Dr. Jühlke ging mit Janke nach Kismayu an der Mündung des Juba, um dort, mit einem der berühmten Empfehlungsbriefe des Sultans Said Bargasch versehen, eine Station anzulegen und womöglich Erwerbungen zu machen. Der Wali des Sultans war wie alle seine Kollegen an der Somalikküste von den Somali eigentlich nur geduldet und mußte jährlich Tribut an dieselben zahlen. Er empfing Dr. Jühlke wenig zuvorkommend und machte der Expedition alle möglichen Schwierigkeiten. Er hetzte die Somali gegen die fremden Eindringlinge auf, so daß erstere bald eine drohende Haltung annahmen und Jühlke und Janke das Wort „Baruni", so wurde v. d. Decken dort genannt, zuriefen. Die Ermordung desselben steht noch lebhaft in der Erinnerung aller Somali und gilt noch heute dort als Heldenthat, während wir von den Somali gründlich verachtet werden, weil wir garnichts gethan haben, um die Schmach der Ermordung v. d. Deckens zu sühnen. Janke verließ sodann Dr. Jühlke, um in Sansibar Geschäfte zu erledigen, und kehrte bald zu ihm zurück. Währenddessen war es Jühlke gelungen, nachdem die Somali wieder beruhigt worden waren, verschiedene Verträge mit deren Häuptlingen bis Merka hinauf abzuschließen und für Kismayu das Recht der Anlage einer Faktorei zu erlangen. Jühlke und Janke trafen sofort Vorbereitungen zur Ausnützung dieses Rechtes und wollten ein leichtes Gebäude als Verkaufshalle herstellen. Am Flusse wollten sie zu diesem Zwecke Holz schlagen lassen und fanden bei einem Spaziergang dorthin einen aus neun schweren Wunden blutenden schwerverwundeten Somali, den Dr. Jühlke sogleich verband. Am andern Morgen beschäftigte sich Janke nochmals zwei Stunden mit dem Verwundeten und machte sich sodann zu einer abermaligen Fahrt nach Sansibar bereit. Während dieses Tages schossen die Araber den ganzen Tag aus dem befestigten Kismayu nach der gegen den Strand gelegenen Somalihütte, welche Dr. Jühlke bezogen hatte. Er beklagte sich selbst darüber bei Janke: „Mit den Sultansoldaten", sagte er, „wird es jetzt immer toller. Den ganzen Tag schießt das Gesindel, ohne daß ich jemals einen schießen sehe. Die Kugeln höre ich pfeifen, und heute morgen raschelte eine durch das Dach meines Hauses. Totschlagen wird uns das Gesindel schon nicht. Und wenn, nun dann hat hoffentlich die elende Wirtschaft hier ein Ende!" An demselben Tage fand, wie Ali bin Mohammed, ein er-

probter treuer Araber im Dienste der Ostafrikanischen Gesellschaft, erfuhr, eine große Volksversammlung in Kismayu statt, an welcher auch der Wali des Sultans teilnahm. Während derselben machten die Araber darauf aufmerksam, daß durch die Anwesenheit der Deutschen, welche im Besitze großer Warenvorräte seien, der ganze arabische Handel lahm gelegt werden müsse. Man müsse diesen Jühlke zwingen, wieder abzuziehen, oder ihn erschlagen. Am Morgen des 1. Dezember 1887, als Janke schon an Bord des Schiffes gegangen war, welches ihn nach Sansibar bringen sollte, erschienen bei Jühlke zwölf Somali mit dem dem üblichen Gruß: Jambo, jambo sana. Einer derselben hatte einen schlimmen Fuß und bat Jühlke um Arznei. Jühlke stand währenddessen ahnungslos mit lässig in die Seite gestemmten Armen und suchte sich mit den Somali verständlich zu machen, als plötzlich einer der neben ihm Stehenden sein breites Messer herausriß und dasselbe Jühlke mehrmals in Brust und Leib stieß, so daß der Getroffene sofort zusammenbrach und aus drei großen Wunden blutete, aus deren eine die Milz hervorquoll, während die Somali davonliefen. Juma, einer von Jühlkes Leuten, lief zum Strande, worauf sofort Ali bin Falli zum Hause kam. Er fand Jühlke noch am Leben. Dieser sagte: „O, Ali, mit mir ist's jetzt aus." Dann verlangte er, auf Fragen keine Antwort mehr gebend, einige Pulver aus der Reiseapotheke und nahm diese mit Hilfe des ebengenannten Ali bin Mohammed. In diesem Augenblick erhielt Janke, welcher in ein Boot steigen wollte durch einen Neger Namens Moses die schreckliche Nachricht: „O master, master, bana mkuba Somali killed." Am Land herrschte ungeheure Aufregung. Samoli standen in Haufen umher, wichen aber vor den arabischen Soldaten zurück, welche Janke zu dem Thatorte brachten. Dort fand er den armen Jühlke, im Sande liegend, unter dem Oberkörper ein Kissen, ohne jedes Lebenszeichen, die Gesichtszüge ruhig, von Totenblässe überzogen und die blauen Augen gebrochen gen Himmel starrend. Die Hände waren ohne Krampf, von Blut überströmt, wie die ganze Gestalt.

Janke brachte nun die Leiche an Bord des Dampfers „Isolde" und wollte sie in Lamu oder Port Durnford begraben, da der Wali, welcher inzwischen auch erschienen war, nicht gestatten wollte, daß Janke in Kismayu bleibe; er könne ihn vor den Somali nicht schützen.

Wegen der schwer rollenden See ging jedoch die Fahrt langsam, und die Leiche war nicht mehr zu erhalten. Jühlke mußte ein seemännisches Begräbnis zu teil werden. Janke wusch den Toten, kleidete ihn sauber an, schnitt für die Eltern drei Locken ab, streifte die Ringe vom Finger, und in einem am Fußende beschwerten Sarg, eingewickelt in die deutsch-ostafrikanische Flagge, wurde die Leiche auf Deck gestellt. Der Kapitän sprach ein Gebet, las den 90. Psalm, sprach das Vaterunser, thränenden Auges sangen die Leute einen Choral, und langsam ließ man dann den Leichnam ins tiefblaue Meer gleiten, nachdem als letzter Ehrengruß ein Schuß über den Toten gefeuert worden war.

Der Mörder war ein junger Somali, der von seinen eignen, in Kismayu wohnenden Eltern nach den Beweggründen seiner That gefragt wurde. Er behauptete, der Wali von Kismayu habe ihm hundert Dollar versprochen, wenn er den Deutschen ermordete, man könne mit ihm machen, was man wolle, er würde immer auf seiner Aussage verharren. Den Namen des Menschen konnte man nicht erfahren, da ihn kein Somali nennen wollte, aus Furcht, die Familie desselben der Rache der Deutschen zu überliefern.

Als man den Wali fragte, warum er nicht auf die fliehenden Mörder geschossen habe, deren man sogleich ansichtig geworden, als die Nachricht von der That sich mit Blitzesschnelle verbreitete, antwortete er, dazu habe er von Said Bargasch keinen Befehl gehabt. Und der Mord geschah unter dessen Flagge. Ein großer Teil der Somali war nach dem Morde landeinwärts geflohen; allerdings nur ein bis zwei Tagereisen, allein alle fürchteten das Erscheinen deutscher Kriegsschiffe. Kaum ein Zweifel besteht, daß Somali und Araber im Einverständnisse den feigen Mord begingen.

Leider muß gesagt werden, daß wir hier in unerhört schwächlicher Weise gegen die Mörder vorgingen und nicht alle Mitschuldigen zur Verantwortung zogen. Statt sofort Kriegsschiffe nach Kismayu zu beordern, ließ man sich auf monatelange Unterhandlungen ein, bis schließlich die Somali sich gnädigst dazu verstanden, einen Sklaven als angeblichen Mörder auszuliefern, welcher erschossen wurde. Damit glaubte man die Schmach getilgt. Auf die späteren Ereignisse hat unser damaliges Verhalten

den schlimmsten Einfluß geübt und den Mut der Empörer nur belebt. Wie anders hätte England in solchem Falle gehandelt. Es würde ein summarisches Verfahren eingeschlagen und durch den ehernen Mund seiner Kanonen den Mördern und ihren Spießgesellen klar gemacht haben, daß man nicht ungestraft einen englischen Mann erschlägt. Die Engländer selbst aber würden wie schon unzählige Male die Bestätigung gesehen haben, daß keiner der Ihren schutzlos dem Mordstahl irgend eines wilden Halunken preisgegeben ist. Umsonst ist England bei derartigen Völkern, wie Araber oder Somali, nicht gefürchtet. Nicht ohne Grund kann der Engländer das stolze Wort der alten Römer auf sich anwenden: „civis Romanus sum".

Der Tod des bedauernswerten Dr. Jühlke, der mit heiligem Eifer sein Leben der neuen kolonialen Sache gewidmet hatte, erinnert uns lebhaft an einen andern Landsmann, Klaus v. d. Decken aus Hannover, der im Dienste der Wissenschaft sein Leben ebenfalls in Afrika ausgehaucht hat, und zwar an demselben Flusse, an dem Jühlke gestorben war. V. d. Decken wurde wie Jühlke von Somali ermordet. Sein Tod blieb leider ungesühnt.

Im Besitze reicher Mittel hatte v. d. Decken schon mehrere Reisen an der Ostküste Afrikas unternommen, so versuchte er die Hinterlassenschaft des am Nyassa ermordeten Roscher zu retten, erreichte aber den See nicht; dann besuchte er eine Menge Punkte der Küste und den Kilimandscharo, bis er im Jahre 1865 eine großartige Expedition plante und auch antrat, zur Erforschung des Juba und Tana. In seinem Gefolge befanden sich acht Deutsche und Österreicher, sowie ein Engländer. Mit einem eignen, in Hamburg gebauten, in Sansibar wieder zusammengesetzten Dampfer gelang die Einfahrt in den Juba. Unter schlimmen Vorzeichen aber begann die Reise, denn ein kleiner im Schlepptau geführter zweiter Dampfer ging in der furchtbaren Brandung des Juba mit dem Maschinisten verloren, da die Trosse brach. Der „Welf", wie der große Dampfer hieß, ging den Fluß hinauf, strandete aber im September 1865 oberhalb des Somaliortes Berdera. Die Expedition mußte den leckgewordenen Dampfer entladen und schlug am Ufer ein Lager auf. Ein Haufe Somali überfiel nunmehr dies Lager, wobei vier Europäer getötet wurden. V. d. Decken und sein Begleiter Dr. Link hatten sich unterdessen

in Berdera befunden, um dort Lebensmittel einzukaufen, ohne eine Ahnung von dem Überfall zu haben. Die nach dem Kampfe lebengebliebenen Europäer flüchteten sich nun in einem kleinen Boot, ohne auch nur den Versuch zur Rettung ihres Chefs zu machen, den Juba hinunter nach Sansibar. Während die Flüchtlinge den Fluß hinab eilten und an Berdera vorbeikamen, lebten v. d. Decken und Link noch, wurden aber bald darauf, voneinander getrennt, durch die Somali ermordet. Die Ursachen des Mordes sind nie recht aufgeklärt worden, wahrscheinlich spielte die Habgier beutelustiger Somali die Hauptrolle. Der Verfasser fand im Jahre 1884 in Katanga, im Quellgebiet des Kongos, einen dorthin verschlagenen Msuaheli, Namens Ibrahim, aus Pangani, welcher v. d. Decken auf dessen zweiter Reise zum Kilimandscharo begleitet hatte. Ibrahim erzählte, daß an der Ostküste unter den Arabern, Somali und Wasuaheli folgende Auffassung der den Mord betreffenden Umstände herrsche: v. d. Decken sei, wie wir ja auch bestimmt wissen, nach Berdera gegangen, um Lebensmittel und Vieh zu kaufen. Die Unterhandlungen, mit dem Häuptling zu diesem Zwecke geführt, haben sich aber derart in die Länge gezogen, daß der sehr leicht erregbare v. d. Decken wütend geworden sei und sich mit dem Häuptling entzweit habe. Die Vertrauensmänner des Reisenden vermochten jedoch, auf eignen Antrieb, den Häuptling zu beruhigen und ihn sogar zu veranlassen, sich in die von v. d. Decken bewohnte Hütte zu begeben. Dort reichte er nach einigen freundlichen Worten dem Europäer die Hand zur Versöhnung hin. Nun aber habe v. d. Decken in die dargereichte Hand gespieen mit den Worten: „Einem Hunde reiche ich die Hand nicht." Tödlich beleidigt erhob sich der Häuptling, ohne ein Wort zu sagen, und die Dinge nahmen ihren Verlauf.

Unwahrscheinlich klingt diese Aussage nicht, ist aber ebensowenig verbürgt, wie alle andern zu uns gedrungenen Nachrichten über die Nebenumstände der beklagenswerten Katastrophe. Seit jener Zeit pflegten die Schwarzen und Araber an der Ostküste zu sagen: „Wasungu wana uauua burre kama ubusi", „Die Europäer lassen sich umsonst töten, wie Ziegen", d. h. sie lassen es sich ruhig gefallen, wenn einer der Ihrigen erschlagen wird, ohne Genugthuung zu fordern. Fand diese Ansicht nach der niederträchtigen Ermordung

Jühlkes nicht eine neue Bestätigung? Welchen Respekt konnten jene wilden Völker vor einem Volke haben, das einen der Ihrigen einem Sklaven gleichachtet, und einen solchen konnte man jeden Augenblick für zwanzig bis dreißig Dollar kaufen.

Alle bis zum Erscheinen unsrer Schiffe vor Sansibar gemachten Erwerbungen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft hatten nur einen zweifelhaften Wert, solange kein Hafen in Besitz derselben gelangt war. Der Sultan besaß aber die unbestrittene Herrschaft über den Küstenstreifen. Admiral Knorr, welcher die Unterhandlungen mit Said Bargasch während der Flottendemonstration führte, verlangte direkt den Hafen von Dar es Salaam für deutsche Schiffe. Der Sultan willigte ein, denselben für Deutschland zu öffnen. Nunmehr erst konnte ein direkter Verkehr mit den zahlreichen Stationen der Gesellschaft im Innern vermittelt werden, deren Zweck zunächst nur darin bestand, das Besitzrecht der erworbenen Länder faktisch auszuüben. Da später auch noch die Erwerbungen am Kilimandscharo und Umsambara hinzugekommen waren, mußte ein zweiter, mehr nordwärts gelegener Hafen zugänglich gemacht werden. Im Londoner Vertrag vom 1. November 1886 wurde nunmehr auch noch Pangani freigegeben. Damit war aber im Grunde genommen immer noch sehr wenig erreicht, denn das Hauptziel aller Bestrebungen in Ostafrika war und blieb die finanzielle Ausnutzung des Erworbenen. Nach diesen Grundsätzen war Dr. Peters weiterhin unermüdlich thätig und richtete nunmehr sein Augenmerk darauf, die Erhebung der Zölle zu erlangen. Diese Zölle bildeten bisher die Haupteinnahme des Sultans von Sansibar und eigentlich den ganzen Inhalt seiner Regierungsthätigkeit auf den Inseln und dem Festlande. Wenn es gelang, den Sultan zum Abtreten dieser bedeutenden Gerechtsame zu bewegen, so war damit neben der Aussicht auf sichere finanzielle Erträge der Angriffspunkt für einen Hebel gefunden, mittels dessen man ihm ohne große Schwierigkeiten allgemach die ganze Herrschaft entwinden konnte, indem man die Verwaltung und Gerichtsbarkeit und damit die thatsächliche Regierungsgewalt des Sultanats an sich riß.

Dr. Peters gelang es auch wirklich, seine Pläne zur Ausführung zu bringen und mit dem Sultan, der sich allerdings nur widerstrebend dazu entschloß, einen Vertrag zustandezubringen. Da aber Said

Bargasch verschiedene Paragraphen dazwischen warf, welche nicht annehmbar erschienen, verweigerten der Direktionsrat und das Auswärtige Amt in Berlin, welches mitzureden hatte, die Unterzeichnung. Said Bargasch glaubte sich nun von Dr. Peters getäuscht, denn er hatte in demselben einen Mann vermutet, welcher, mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen, zur Abschließung von Verträgen berechtigt sei. Erzürnt und enttäuscht machte Said Bargasch eine Reise nach Maskat, um weiteren Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, angeblich um dort Heilung von einem allerdings bestehenden alten Leiden zu suchen. Sein Zustand verschlimmerte sich aber derart, daß er sich zur Heimkehr gezwungen sah. Er langte aber noch ganz munter in Sansibar an. Am 27. März 1888, einen Tag nach seiner Rückkehr, starb er ganz unerwartet. Mit ziemlicher Bestimmtheit ist anzunehmen, daß der unglückliche Sultan an Gift gestorben ist. Sein Nachfolger war sein ältester Bruder Said Khalifa, ein schwacher, unselbständiger Charakter, welcher sich nicht entfernt an Fähigkeiten mit seinem Vorgänger messen konnte. Als Trunkenbold war er in Sansibar derart berüchtigt, daß ihn kein Europäer mehr empfangen wollte. Einige Flaschen Kognak genügten, den lästigen Besucher fernzuhalten, wie dies der Verfasser aus eigner Erfahrung bestätigen kann.

Said Khalifa war leichter zu überreden und gab schließlich dem unausgesetzten Drängen des deutschen Generalkonsuls Michahelles nach. Er unterzeichnete einen Vertrag, demzufolge der Ostafrikanischen Gesellschaft die gesamte Verwaltung an der Küste zwischen Wanga und dem Rowuma zunächst auf fünfzig Jahre übertragen wurde. Der Vertrag ist ein zu wichtiger Akt, als daß wir es unterlassen könnten, hier die Hauptpunkte kurz zusammenzufassen: 1. Dem Sultan sollen keine Verbindlichkeiten erwachsen, weder wegen der Kosten der Besitzergreifung noch auch wegen der daraus etwa entstehenden Kriegszustände. Dagegen willigt er ein, alle Akte und Handlungen, welche erforderlich sind, um die Bestimmungen des Vertrages zur Ausführung zu bringen, vorzunehmen und der Gesellschaft mit seiner ganzen Autorität und Macht zu helfen. 2. Die Gesellschaft wird ermächtigt, Beamte einzusetzen, Gesetze zu erlassen, Gerichtshöfe einzurichten, Verträge mit Häuptlingen abzuschließen, alles noch nicht in Besitz genommene Land zu erwerben, Steuern, Abgaben und Zölle zu erheben, Vorschriften

für den Handel und Verkehr zu erlassen, die Einfuhr von Waren, Waffen und Munition und allen andern Gütern, welche nach ihrer Ansicht der öffentlichen Ordnung schädlich sind, zu verhindern; alle Häfen in Besitz zu nehmen und von den Schiffen Abgaben zu erheben. 3. Die Verwaltung soll im Namen des Sultans und unter seiner Flagge, sowie unter Wahrung seiner Souveränitätsrechte geführt werden. Der Sultan erhält eine nach einem Jahre festzustellende Pachtsumme, ferner fünfzig Prozent des Reineinkommens, welches aus den Zollabgaben der Häfen fließen wird, dazu Anteilscheine der Gesellschaft.

Wenn auch in dem Vertrag nicht ausdrücklich bemerkt war, daß neben der Flagge des Sultans diejenige der Gesellschaft geführt werden solle, so war dies doch zur Aufrechterhaltung ihrer Autorität notwendig.

Dieser Vertrag barg die Keime künftiger Verwickelungen in sich, da der Gesellschaft gar keine Machtmittel zur Verfügung standen, welch letzterer Umstand besonders bedenklich war angesichts der Meinung, welche man sich allmählich unter den Eingeborenen über deutsche Macht gebildet hatte. Der Versuch zur Ausführung der Vertragsbestimmungen führte unmittelbar zum Ausbruch des Aufstandes.

Die Araber fühlten sich durch den Vertrag in ihrem Stolze gedemütigt, denn fortan sollte eine fremde Macht über sie gebieten, umsomehr gedemütigt, als man bisher nach allen Erfahrungen nicht gelernt hatte, diese Macht zu respektieren. Bei dem unter den Arabern herrschenden thatsächlich patriarchalischen Verhältnisse hatten sie überhaupt einen eigentlichen Herrscher nicht anerkannt. Ihre Herrscher nannten und titulierten sie ja auch niemals „Sultan" = „Herrscher", sondern immer nur „Saidina", d. i. „Herr". Sie betrachteten ihr staatliches Oberhaupt als primus inter pares. Der Zorn der Araber war daher um so größer, als man ihren Rat bei dem Abschluß des Vertrages gänzlich umgangen hatte.

Die Europäer, welche nunmehr über Ostafrika gebieten sollten, richteten ein Hauptaugenmerk auf die Ausrottung des Sklavenhandels; daß es nur eine Frage der Zeit sei, die Sklaverei ganz abzuschaffen, war ihnen ebenso klar. Dadurch sahen die Araber ihre ganze Existenz bedroht, ebenso die schwarze Bevölkerung, deren Interessengemeinschaft

mit den Arabern im Bestand des Sklavenhandels und der Sklaverei gipfelte. Die sehr zahlreichen englischen Inder, welche bis dahin die Zollverwaltung ausschließlich in Händen hatten, fürchteten für ihre Handelsinteressen und setzten sofort eine lebhafte Agitation gegen die Deutschen in Bewegung. Es stand also die Gesamtbevölkerung von Deutsch-Ostafrika der Gesellschaft und den Vertragsbestimmungen von vornherein feindlich gegenüber. Der Fanatismus des Islams spielte bei den weiteren Ereignissen so gut wie gar keine Rolle, was bei der bekannten Toleranz der dortigen Araber ganz natürlich war.

Man hat von wenig einsichtsvoller Seite oder aus Parteigründen bei uns ebenso wie von seiten der Engländer den Ausbruch der nun folgenden Wirren auf die Art der Durchführung des Vertrages und auf das Verhalten der Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft zurückzuführen versucht. Das war zum Teil Thorheit oder zum Teil böser Wille. Es kann allerdings nicht bestritten werden, daß das Vorgehen einzelner Beamten nicht ganz richtig war. Es kam thatsächlich zu Übergriffen; um einen solcher Fälle, der s. Z. viel Staub aufgewirbelt hat, zu erwähnen, diene folgendes: Einer der Beamten war in der Nähe von Pangani mit Einkauf von Lebensmitteln beschäftigt und berichtet über die Vorgänge dabei selbst: „Einen der Kerle, der es zu toll trieb, lockte ich ins Zelt, ließ ihn dort binden und knebeln, daß er nicht schreien konnte, und schlug ihn windelweich, dann warf ich ihn zur Abkühlung ins Wasser. Er schüttelte sich und lief davon.“ Das war von allen Gesichtspunkten verwerflich und würdelos. Es muß auch gesagt werden, daß sich die Beamten vielfach zu sehr auf den Rechtspunkt stellten, so vertragsmäßig und entgegenkommend sie auch verfuhren.

Die Ostafrikanische Gesellschaft ging unter der trefflichen Leitung ihres derzeitigen Generalvertreters, des Konsuls Vohsen, unverweilt an die Durchführung des Vertrages. Zwei Hauptbedingungen waren aber dabei nicht erfüllt, einmal fehlten, wie schon angedeutet, alle Machtmittel, um den Anordnungen den notwendigen Nachdruck zu geben, Widerspenstige zu bestrafen und unruhige Elemente einzuschüchtern; das Personal der Gesellschaft reichte kaum aus, um überhaupt die Zollverwaltung auf der langgestreckten Küste zu übernehmen, und zum zweiten mangelte eine bedingungslos nachdrückliche Unterstützung von seiten der Reichsregierung. Man hatte geglaubt, dem erst angeführten Nachteil dadurch

begegnen zu können, daß man den Sultan zur Stellung von Streitkräften und Truppenabteilungen in den einzelnen Orten zwang. Allein es war doch nicht anzunehmen, daß bei der thatsächlichen Machtlosigkeit Said Khalifas eine nachhaltige Unterstützung zu erwarten war, die irregulären Truppen, welche man zu diesen Zwecken beorderte, setzten sich aus Arabern und Beduinen zusammen, äußerst unzuverlässige Elemente. Said Khalifa war sich wohl selbst kaum der Tragweite seiner Handlungsweise bewußt, er faßte die Angelegenheit als Großkaufmann mehr vom kaufmännischen als vom politischen Standpunkt auf. Man würde ihn bei sicherer Garantie eines hohen Gewinnes mutmaßlich sogar zur Abtretung seines ganzen Sultanates haben bewegen können.

Als die Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft, gestützt auf je zehn bis zwölf Sultanssoldaten, in den Küstenplätzen erschienen, die Übergabe der Zollverwaltung verlangten und neben der Flagge des Sultans die eigne hissen wollten, machte sich der allgemeine Unwille sofort in Gewaltakten Luft.

Die Unruhen begannen in Pangani. Der Ort ist für die nördlichen Gebiete bisher nächst Bagamojo der wichtigste gewesen. Seiner Weiterentwickelung steht der Umstand entgegen, daß Pangani keinen Hafen besitzt und Schiffe auf der ganz ungeschützten Reede vor Anker gehen müssen. Es liegt am linken Ufer der Mündung des gleichnamigen Flusses. Die Mündung des etwa 110—150 m breiten Flusses wird durch ein querliegendes Korallenriff gesperrt, welches bei niederem Wasser nur $1{,}_3$ m unter der Oberfläche liegt. Es bedarf umfassender kostspieliger Sprengarbeiten, um eine auch für größere Schiffe passierbare Einfahrt herzustellen.

Die Stadt bietet vom Meere aus einen sehr hübschen Anblick. An den zahlreichen schneeweißen, massiv aus Korallenkalk in arabischem Muster, meist zweistöckig erbauten Häusern mit flachen Dächern, kann man sofort das Überwiegen arabischer Elemente erkennen. Den Hintergrund der Stadt bildete ein weitgedehnter dichter Palmenwald, welcher dem ganzen Bild ein tropisches Gepräge verleiht. Weiter stromaufwärts und den ganzen weiten Palmenwald bis zum Meere nordwärts anschließend, bildet ein ausgedehnter dichtbewachsener Mangrovensumpf, Kokotoni genannt, den Abschluß und macht Pangani nicht gerade zu einem klimatischen Luftkurort.

Schon dicht hinter Pangani beginnen anmutige Hügelreihen, welche den Fluß stromauf begleiten. Auf dem rechten Ufer gegenüber der Stadt liegt der kleine Ort Mbueni mit etwa 500 Hütten am Fuß eines zum Fluß und ostwärts zum Meer steil abfallenden Felsens. Landeinwärts reihen sich villenartig stattliche, aus Palmen und schattigen Baumgruppen hervorschimmernde, zahlreiche arabische Landhäuser inmitten äußerst üppiger Plantagen. Der Boden ist hier sehr fruchtbar. Die Berge vom Usambara und Tongwe schimmern aus blauer Ferne herüber.

Die Stadt Pangani ist wie alle ihre Schwestern an der Ostküste sehr unregelmäßig erbaut und war ehedem ebenso unreinlich wie jene. Die Straßen wetteiferten untereinander in Schmutz und Gestank, besonders in der während der Kämpfe niedergebrannten Negerstadt mit ihren zahlreichen strohbedeckten leichten Lehmhütten. In dem arabischen Viertel sind Araber, einige Inder und Belutschen, sowie mehrere griechische und Goakleinhändler ansässig. Dicht am Hafen finden wir das Zelthaus der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, dessen Vorhof mit schwarz-weiß-rot angepinselten Pfählen umhegt ist. Auf der östlichen Seite, wo sich früher ein zweites Negerviertel ausdehnte, springt schon von weitem ein ganz freiliegendes zweistöckiges Haus in die Augen, mit hohen Mauern und Bastionen umgeben. Es ist ein altes, sehr praktisch gebautes, zweistöckiges arabisches Haus, welches in das Fort der Stadt umgewandelt wurde und zwar meist mit Hilfe gefangener Aufrührer.

Auf der Höhe des der Stadt gegenüberliegenden Felsvorsprunges, Ras Muhesa genannt, von zwei Seiten von der tosenden Brandung umspült, liegt malerisch ein neuerbautes Fort, in welchem, von regelmäßigem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen, die Besatzung, aus fünfundzwanzig Mann und einem weißen Offiziere bestehend, gezwungen ist, ein beschauliches Einsiedlerleben zu führen, trägt aber das stolze Bewußtsein in der Brust, mit den Kanonen die Mündung des Panganiflusses vollkommen zu beherrschen.

Pangani bildet den Ausgangspunkt für alle nach dem Massaigebiet ziehenden Karawanen. Es haben sich dort ganz eigenartige Verhältnisse ausgebildet, der Elfenbeinhandel nach dem Massailand ist bis jetzt immer noch ein sehr lohnender geblieben, und deshalb war

es den dortigen Händlern, Negern und Arabern möglich, sich ziemlich unabhängig von Indern zu halten und eine große Selbständigkeit auch gegenüber Sansibar zu bewahren. An diesem Handel beteiligte sich die ganze Stadt und Umgebung, und große Freudenfeste wurden gefeiert, wenn alljährlich die Karawanen aus Massai zurückkehrten. Tagelang hallte die Stadt wider von den Freudenschüssen der auf der letzten Strecke immer den Panganifluß zum Transport benützenden Leute. Die Trinkgelage in Pangani wollten dann kein Ende nehmen, auf dem Wasser wurden in Booten Vergnügungen veranstaltet, nachts Feuerwerk abgebrannt und ein großer Teil des oft beträchtlichen Gewinnes in kürzester Zeit wieder verpraßt. Doch was kümmerte dies die leichtlebigen Panganineger, denn nur solche, niemals Araber, nahmen teil an den gefährlichen Handelszügen, auf denen alljährlich eine Menge ihr Leben lassen mußte. Die Neger hatten es bis in die neueste Zeit hinein verstanden, sich ein Art Handelsmonopol für die Massaigebiete aufrecht zu erhalten, indem sie die Gefahren und Anstrengungen solcher Reisen, welche allerdings bedeutende waren, ins ungeheuerliche übertrieben. Die Übertreibungen wurden um so eher geglaubt, als Massaihorden thatsächlich wiederholt bis zur Stadt Pangani raubend und plündernd vorgedrungen waren und überall namenlosen Schrecken verbreiteten. Araber wurden bei dem Versuche, selbst zu den Massai zu gehen, wiederholt derart mißhandelt, daß ihnen die Lust zu neuen Versuchen vollständig verging. Wahrscheinlich waren es die um ihr Monopol besorgten Neger, welche die Massai zu den Mißhandlungen veranlaßten.

Hier waren die Araber der Stadt die Kapitalisten und außerdem Großgrundbesitzer, welche aus ihren weitgedehnten, den Pangani entlang angelegten, sehr ertragreichen Schamba gute Rente zogen. Hier in Pangani hatten sie am tiefsten Wurzel gefaßt, konnten sie doch dort ihrer Lieblingsbeschäftigung, der Landwirtschaft, mit bestem Erfolge obliegen. Sie verwendeten dabei eine große Anzahl von Sklaven, welche sie, durch die Verhältnisse ungemein begünstigt, zu harter, anhaltender Arbeit zwingen konnten, derart aber, daß schließlich vor etwa fünfundzwanzig Jahren ein allgemeiner Sklavenaufstand ausbrach. Sicher ist derselbe aber auch darauf zurückzuführen, daß die Araber ihre Schuldner, handeltreibende Neger, welche infolge unvernünftiger Ver-

Pangani. Nach einer Originalphotographie.

schwendung nicht in der Lage waren, ihre Schulden abzutragen, zu Sklaven machten und zu Arbeiten in ihren Plantagen zwangen; allerdings stand ihnen ein Recht hierzu zu, allein in die Praxis lassen sich derartige Befugnisse nicht übertragen. Die Anzahl dieser zu Sklaven gemachten Schuldner wuchs in demselben Verhältnis, als es unter den schwarzen Elfenbeinhändlern Mode wurde, sich gegenseitig durch Festlichkeiten zu überbieten. Schließlich kam es zu einer Revolte dieser nunmehr zur Arbeit gezwungenen Schuldner und der gekauften Sklaven. Die rebellischen Sklaven entflohen und sammelten sich, um sich zur Wehr zu setzen. Die Araber vermochten die Leute nicht zur Rückkehr zu zwingen. Said Bargasch, unter dessen Regierung diese Vorgänge sich abspielten, war mit seinen Truppen ebensowenig im stande, Änderung zu schaffen. Er mußte den Sklaven sogar Zugeständnisse machen und wies ihnen bei Kikowa einen Platz zur Anlage eines Dorfes an, wo sich eine Art Negerrepublik bildete und ein stark befestigtes Dorf angelegt wurde, welches durch 3 m hohe Steinmauern mit in zwei Etagen angebrachten Schießscharten verteidigt wurde. Ecktürme flankierten ein gut befestigtes Thor. Es ist klar, daß ein solcher Ort der Herd fortwährender Zwistigkeiten zwischen den Arabern uud umliegenden Dörfern bildete, zumal immer neue Zuzüge von entlaufenen Sklaven dorthin stattfanden. Es bestand ein andauernder Kriegszustand zwischen diesen entlaufenen Sklaven und den Arabern und Umwohnern, wobei häufig Kämpfe stattfanden. Später verstanden es die Führer des Aufstandes, aus diesen Zuständen Kapital gegen die Deutschen zu schlagen.

In Pangani widersetzte sich der Wali, ein unangenehmer, zu Schikanen geneigter Araber der Hissung der Gesellschaftsflagge. Es war dies dort zu erwarten, denn in Pangani erkannte man nur ungern die Oberherrschaft von Sansibar an. Erst mit dem Erscheinen des deutschen Kriegsschiffes „Karola“ konnte man die Hissung der Flagge und Anerkennung der Gesellschaft durchsetzen, nachdem der Wali entflohen war. Nun beging man die Unvorsichtigkeit, keine Mannschaften zum Schutze der Beamten zurückzulassen. Damit hatte man zu den vielen alten einen neuen Fehler gefügt. In Pangani glaubte man diesen Umstand als eine Schwäche erkennen zu müssen, denn kaum hatte die „Karola“ die Reede von Pangani verlassen, so gewann die

Kriegspartei die Oberhand. Die Ermahnungen der reichen und vornehmen Araber Said Hamadi und Suliman bin Nasr fruchteten nichts, wenn schon alle begüterten arabischen Familien auf deren Seite standen. Damals war es nur der Zwietracht der arabischen Bevölkerung zu verdanken, daß das Leben der inzwischen in ihren Häusern eingeschlossenen deutschen Beamten geschont blieb. Konsul Bohsen gelang es erst nach größerer Mühe durchzusetzen, daß der Sultan, seinen Verpflichtungen gemäß, eine Abteilung seiner regulären Truppen dorthin sandte unter dem General Mathews, der als Engländer in seinen Diensten stand. Mathews vermochte nun zwar die deutschen Beamten aus der aufgeregten Bevölkerung zu retten, aber seine Truppen erwiesen sich als in so hohem Grade demoralisiert, so daß er selbst in Lebensgefahr durch die eignen Leute geriet. Die Aufständischen zwangen ihn, am 23. September mit seinen Truppen Pangani zu verlassen. Von da an behielt die Kriegspartei in Pangani die Oberhand, und fortan trat der Araber Buschiri an die Spitze der Bewegung, wenn auch im Anfang nicht in der ausgesprochenen Absicht, einen Aufstand zu organisieren, so wurde er doch allmählich in diese Lage gedrängt.

Buschiri bin Salim war ein Mischlingsaraber und beinahe so braun wie ein Neger. Seine kleine untersetzte Gestalt zeigte einen muskulösen Körperbau. Das lebhafte, intelligente Gesicht umrahmte ein langer weißer Bart und ließ ihn älter erscheinen, als er war, er zählte bei seinem Tode angeblich 55 Jahre. In früheren Jahren hatte er unter Said Madjid häufig Reisen ins Innere nach Tabora unternommen, wo er in dessen Diensten gegen Mirambo in Unjanjembe kämpfte und sich schon dort durch Tapferkeit und Mut auszeichnete. Als Said Bargasch die Regierung antrat, wollte Buschiri den neuen Sultan nie anerkennen. Er legte in der Gegend von Pangani eine große Boma an und schlug alle Angriffe von Said Bargaschs Truppen erfolgreich zurück, so daß er gewissermaßen als eine Art unabhängiger kleiner Fürst angesehen wurde, bis Said Bargasch, des ewigen Kampfes müde und vielleicht auch, weil er eine weitere Ausdehnung des Widerstandes fürchten mochte, Buschiri in Ruhe ließ. Buschiri hatte inzwischen auch wegen eines alten Leidens, Elefantiasis der Hände und Beine, seine frühere Beweglichkeit eingebüßt, so daß sich schließlich ein leidliches Verhältnis zwischen ihm und dem Sultan

von Sansibar herausbildete. Die Elefantiasis ist eine in Afrika weit verbreitete Hautkrankheit, welche in einer übermäßigen Wucherung der Bindegewebe der Haut besteht, an sich zwar nicht schmerzhaft sein soll, aber um so lästiger. Dieselbe ergreift meist nur die unteren Extremitäten und beim Manne das Skrotum, welches bis zu doppelter Kopfgröße anschwellen und dann durch das Gewicht allerdings schmerzhaft werden kann. Selten dagegen sieht man diese Krankheit an den Armen und Händen auftreten. Auch Said Bargasch litt daran. Der Name der Krankheit rührt daher, daß die Beine infolge des Wucherns des Gewebes manchmal so dick werden, daß sie die Füße fast verschwinden lassen und dann die Beine wirklich an Elefantenbeine erinnern. Europäer werden nie von Elefantiasis befallen. Bei Buschiri scheint in letzter Zeit einige Besserung eingetreten zu sein, doch litt er bis zu seinem Tode daran.

Buschiri war in Ostafrika längst vor Ausbruch des Aufstandes bekannt und eine populäre Persönlichkeit. Dies erklärt auch zum Teil die Größe seiner Gefolgschaft und die Schnelligkeit, mit welcher er dieselbe um sich scharte.

Zu jener Zeit hatte die deutsche Plantagengesellschaft in Lewa, landeinwärts von Pangani, eine große Tabaksplantage angelegt, auf welcher in letzter Zeit 600 Neger gegen Lohn arbeiteten. Die Ernte des anscheinend sehr gut geratenen Tabaks war zum Teil schon eingebracht, zum Teil wurde neuer ausgepflanzt, und man hatte die Unruhen in Pangani als beigelegt ansehen zu können geglaubt, als plötzlich die Beamten in Lewa wiederholt von Aufrührern angegriffen wurden. Es gelang aber, die Angreifer zurückzuschlagen und sich nach Pangani zu retten.

Man hat im Anfang die Bedeutung der Bewegung von seiten der Reichsregierung sehr unterschätzt und nicht von vornherein genügend durchschlagende Mittel aufgeboten, um die Unruhen niederzukämpfen. Die an der Küste lebenden Europäer und Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft erkannten jedoch gleich das Gefährliche der Lage und wandten sich sofort an den diplomatischen Vertreter des Reiches in Sansibar, um der schmachvollen Situation ein Ende zu machen. Die Deutschen wurden allgemein verhöhnt und verspottet, da sie gar keine Maßnahmen trafen, den unleidlich gewordenen Zuständen

ein Ende zu bereiten, und dies alles im Angesicht ihrer Marine. Am meisten kam diese Stimmung in Sansibar zum Ausdruck. Dr. Hans Meyer berührte, kurz nachdem die Unruhen ausgebrochen waren, Sansibar. Schon damals konnte er schreiben: „Auf den Straßen machten die Neger mit offener Absichtlichkeit viel mehr Lärm als vordem. Keinem fiel es mehr ein, dem begegnenden Europäer auszuweichen oder ihm ein begrüßendes Jambo entgegenzurufen, und that er es doch, so geschah es in spöttischem Ton, worauf gewöhnlich noch, falls in dem Europäer ein Deutscher vermutet wurde, eine höhnische Bemerkung folgte. Es lag ein Zug von Unverschämtheit und Geringschätzung im Wesen der Neger, der ihnen früher fremd gewesen." Im Auftrage aller Deutschen verfügte nun, um diesem schmachvollen Zustande ein Ende zu bereiten, eine Deputation von drei Herren sich zu dem derzeitigen Generalkonsul in Sansibar, um ein energisches Eingreifen der Marine herbeizuführen, welches unbegreiflicherweise nicht stattfinden wollte, und zu diesem Zwecke sollte der Generalkonsul veranlaßt werden, an den deutschen Kaiser zu telegraphieren, und als er dies ablehnte, bat die Deputation um die Erlaubnis, selbst zu telegraphieren, worauf er dieselbe aufs dringendste ersuchte, dies nicht zu thun, um nicht seine Pläne zu kreuzen. So kam es, daß die anfänglichen Unruhen bald in hellen Aufruhr übergingen und einen ernsten Charakter zuerst in Bagamojo annahmen.

Bagamojo liegt auf einem sanft ansteigenden niederen Rücken, unmittelbar am Meeresufer. Gegen Süden und Osten ist die offene Reede durch eine vorspringende Landzunge meerwärts geschützt, welche den Schiffen einen ziemlich guten Schutz gewährt. Es können aber wegen des niederen Wassers nur Schiffe von geringem Tiefgang näher herangehen, andre müssen weit draußen im Meere ankern. Die arabischen Dau laufen mit der Flut so nahe wie möglich an die Stadt heran und lassen sich bei Ebbe trocken fallen, um dann vom Ufer aus in bequemster Weise entladen zu werden. Seiner für den Dauverkehr so ungemein günstigen Reede und dem Umstande, daß Bagamojo Sansibar am nächsten von allen Küstenorten liegt und ebenso gut bei Südwest- wie bei Nordwestmonsun angelaufen werden kann, hat dieser Platz seinen hohen Aufschwung zu verdanken, und schwer nur wird es möglich sein, den Verkehr nach einem der guten Häfen

von Sansibar hinzulenken. Der Name der Stadt Bagamojo bedeutet „die Herzberuhigende", von dem Kisuaheliworte kubaga = beruhigen, besänftigen und mojo Herz, und zwar weil, wie die Eingeborenen sagen, sich das Herz beruhige, wenn den aus dem Innern zur Küste niedersteigenden Karawanen der Anblick der Stadt und des Meeres das Ende der Anstrengungen und Gefahren der Reise verkünde. Bagamojo bietet vom Meeee aus einen wenig malerischen Anblick. Zwischen Palmenhainen und Mangobäumen leuchten die ganz aus Korallenkalk erbauten Häuser hervor, mit Kalk schneeweiß getüncht, in arabischer Bauart mit flachem Dache errichtet; wie große, bunt durcheinander geworfene Häuservierecke. Bei Ebbe läuft der Strand weit hinaus trocken und wimmelt dann von Negern aus dem Innern, welche sich dort waschen. In nicht gerade angenehmer Weise hinterlassen sie Spuren ihres Besuches, welche die auflaufende Flut hinwegspült.

Die auf der Seite liegenden und durch einige Streben vor dem Umfallen geschützten arabischen Dau werden unter Lärm und eintönigem Gesang von Schwarzen entladen, auf der Reede weit draußen liegen vielleicht einige Dampfer, und allenthalben herrscht reges Leben; auch im Innern der Stadt, welche von Wanjamuesi und Wasuaheli wimmelt, Inder eilen geschäftig umher, die Araber gebärden sich, als seien sie noch vollkommen die Herren der Situation. Bagamojo besteht eigentlich nur aus einer langen Hauptstraße, welche sich in zahlreichen Krümmungen, dem Ufer in Entfernung einiger hundert Meter folgend, hinzieht. Die Häuser sind mit erhabener Verachtung jedweder Baufluchт hingestellt. Zahlreiche Neben- und Seitengäßchen führen allmählich in die Negerviertel und zuletzt in die Schamba. Alte Straßen werden von den Eingeborenen als Müllabladeplätze angesehen, wie die überall umherliegenden Kokosnuß- und Orangenschalen, sowie Schmutz aller Art beweisen. Manchmal sind dieselben kaum passierbar, zumal wenn der Regen den Boden aufgeweicht hat und stellenweise Wassertümpel zurückließ. Knochen sind dagegen nirgends sichtbar, dafür sorgen die zahlreichen gelben, kleinen Köter mit dem spitzen Fuchsgesicht und -Ohren. Wie überall im Orient üben sie auch hier eine Art Sanitätspolizei aus, eine Beschäftigung, die, nach ihrem mageren Zustande zu urteilen, wenig einträglich sein kann. Hier und da scheinen sie sich bitter darüber zu beklagen, denn so kann man fast ihr

vielstimmiges Geheul auffassen, welches die armen Kreaturen zuweilen ausstoßen. Vielleicht auch drücken sie damit ihr Bedauern aus, daß ihnen das Bellen versagt ist, Laute, die man übrigens von europäischen, nach Afrika gebrachten Hunden auch seltener ausstoßen hört, wie bei uns. Solche Hunde sieht man jetzt in allen Größen und Rassen häufig an der Ostküste. Die einheimischen Hunde haben einen ebensolchen Respekt vor ihnen, wie die Eingeborenen, und man muß den sprachlosen Schreck und die namenlose Angst gesehen haben, welche einen Schwarzen befällt, wenn er sich zum erstenmal einer Ulmer Dogge gegenübersieht, um das Komische einer solchen Situation ganz zu begreifen. Ihre Angst könnte nicht größer sein bei dem unerwarteten Anblick eines Löwen in der Wildnis. Man braucht übrigens gar nicht so weit zu suchen, um dicht bei Bagamojo auf den König der Tiere zu stoßen, und verhältnismäßig häufig hört man von Raubanfällen dieser großen Katze. Bagamojo war noch bis 1870 ein kaum genannter kleiner Ort, nur einige wenige Steinhäuser waren errichtet. Erst als Said Bargasch den Thron bestiegen hatte und das bis dahin von Said Madjid bevorzugte Dar es Salaam gänzlich verödet liegen gelassen worden, datiert der Aufschwung Bagamojos, dessen Einwohner man Anfang der achtziger Jahre auf 10 000 schätzte. Jetzt in aller jüngster Zeit ist es in mächtigem Aufblühen begriffen und dürfte nach den jüngsten Schätzungen 15 000 Einwohner zählen. Bagamojo macht jetzt, als Phönix aus der Asche entstanden, einen ganz andern Eindruck. Die frühere Unreinlichkeit ist jetzt verpönt. Die Beamten sehen auf strengste Reinlichkeit, und auch die Anlage der Stadt wird beaufsichtigt, in schnurgerader Flucht werden die Straßen angelegt. Besonders die Neger haben an diesen geraden Wegen eine geradezu kindische Freude, vor allem die Träger aus dem Innern. Diese sind nun nicht mehr wie früher in so hohem Grade von den Indern abhängig in bezug auf ihre Unterkunft. Dieselben zwangen die Träger früher, in scheunenartigen Gebäuden zu wohnen, gaben ihnen täglich je 1 Pesa für Unterhalt, und damit waren die Leute verpflichtet, in ihre Dienste zu treten. Jetzt können sie nach Gefallen in der neuerbauten großen Karawanserai der Ostafrikanischen Gesellschaft Unterkommen finden für täglich 1 Pesa Entschädigung. Diese Karawanseraien finden viel Anklang bei den Trägern, und dies spricht un-

gemein für die Güte und Zweckmäßigkeit der Einrichtung, denn der Wilde aus dem Innern entschließt sich nur sehr schwer zur Benutzung neuer Einrichtungen, so schwer wie unsre konservativsten Bauern. Die Ostafrikanische Gesellschaft hofft auf einen jährlichen Nutzen von 10 000 Rupien aus der Karawanserai.

Die Träger sind immer zu monatelangem Aufenthalt an der Küste gezwungen und verdienen unterdessen ihrem Unterhalt durch Feldarbeit, Holz-, Wasser- und Steinetragen.

An großen Gebäuden finden wir in Bagamojo noch einen Hindutempel und eine Moschee. Das frühere Gouvernementsgebäude ist jetzt in ein sehr festes Fort verwandelt, welches den dortigen Ansprüchen vollkommen genügt. Die Ostafrikanische Gesellschaft hat ihr schönes in Europa konstruiertes Haus an die deutsche Regierung gegen einen ansehnlichen Preis vermietet.

In der nächsten Umgebung Bagamojos haben die Neger ihre zahlreichen Giebelhäuser errichtet, aus Stangen und Rutenfachwerk, mit Kokospalmblättern eingedeckt. In der Schamba stehen die Hütten vereinzelt, wie auch arabische Steinhäuser, von Kokospalmen und riesigen Mangobäumen umrauscht und beschattet, inmitten grüner und üppiger Felder, Bananenpflanzungen, Ananasgärten und Zuckerrohrdickichten.

Nach Nordwesten liegt die berühmte französische Missionsstation „de la congrégation du saint Esprit et du saint coeur de Marie“. Ein schloßähnliches Gebäude bildet die Wohnung der Missionäre, ein ähnliches dient den Ordensschwestern zum Aufenthalt. Für die Zöglinge sind eine Menge guter luftiger Wohnungen errichtet. Schreinerei, Schlosser-, Schuster- und Schneiderwerkstätten, sogar eine Buchdruckerei findet sich vor. Was dem dortigen Boden mit Hilfe des heißen Klimas abgerungen werden konnte, ist in reichster Fülle vorhanden. Die ganze Anlage in ihrer Schönheit und weiten Ausdehnung bietet geradezu eine Sehenswürdigkeit. Die Gastlichkeit, Barmherzigkeit und Liebenswürdigkeit der dortigen geistlichen Herren und der Schwestern ist berühmt. Mehr wie ein Europäer hat der liebevollen uneigennützigen Pflege der Ordensbrüder das Leben zu verdanken, und unzählige haben die weitgehendste Gastfreundschaft dort genossen. Die Mission wurde schon 1869 gegründet und hatte mit

ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen, besonders mit dem Widerwillen der schwarzen und arabischen Bevölkerung, Grundbesitz an die Mission abzutreten. Die Missionäre haben es aber allmählich verstanden, sich immer festere Position zu schaffen, und erfreuten sich immer größerer Zuneigung. Ihr Verhalten sollte während des Aufstandes den schönsten Lohn ernten, indem die Aufrührer das ganze Anwesen aus Achtung gegen die Missionäre immer freiwillig als neutralen Boden betrachteten. Jetzt dürfte die Zeit der rechten Blüte dieser schönen Anstalt gekommen sein.

In Bagamojo erschien am 16. August 1877 Konsul Vohsen, um dort die Verwaltung zu übernehmen und die Gesellschaftsflagge zu hissen. Der Wali von Bagamojo machte auch hier Schwierigkeiten. Konsul Vohsen wollte aber dem im übrigen wohlgesinnten Beamten nicht gleich von vornherein schroff gegenübertreten und rief infolgedessen die Vermittelung des Sultans an. Das unentschlossene Verhalten desselben veranlaßte die Absendung eines deutsches Kriegsschiffes, doch wurde glücklicherweise noch alles friedlich beigelegt.

Am 21. August erschien Konsul Vohsen zum zweitenmal, verlas öffentlich den die Verwaltung betreffenden neuen Erlaß unter dem Schutze der Sultansoldaten. Die Situation war eine ziemlich ungemütliche, denn eine aufgeregte bewaffnete Bevölkerung umgab den Platz und nahm eine drohende Haltung an, als der Wali die Sultansflagge herunter holte, die Flagge der Gesellschaft hoch ging und darauf auch die des Sultan wieder. Die Ereignisse nahmen nunmehr einen ruhigen Verlauf, die Zollerhebung fand durch deutsche Beamte statt. Da brachen am 8. September in Tanga ebenfalls Unruhen aus. Die deutschen Beamten wurden gefangen gehalten. Die „Möwe", welche von diesen Vorgängen keine Ahnung hatte, ging am Abend des 7. September bei Tanga vor Anker und schickte eine Jolle an Land, um frisches Fleisch zu kaufen. Als das Boot ungefähr 50 m vom Land entfernt war, wurde es plötzlich von dort aus beschossen. Nur der Dunkelheit war es zu danken, daß niemand getroffen wurde. An Bord wurde alles klar zum Gefecht gemacht und am Morgen ein Kutter armiert. Als derselbe 200 m vom Lande war, wurde er heftig beschossen. Der Strand war jedoch mit den Revolverkanonen und den Geschützen von Bord aus schnell gesäubert. Die beiden deutschen

Fort von Bagamojo. Nach einer Originalphotographie.

Beamten hatten inzwischen die Verwirrung, welche einige platzende Granaten anrichteten, zur Flucht benutzt und wurden von dem nunmehr an Bord zurückkehrenden Kutter aufgenommen. Dann wurde nochmals eine Jolle armiert, und mit 60 Mann ging's an Land. Die sehr gedeckt stehenden Schwarzen wurden aus allen Stellungen vertrieben. Leider hatten drei Matrosen ziemlich schwere Verwundungen erlitten. Der Wali konnte nicht ergriffen werden. Nachdem die „Möwe" die beiden Beamten nach Sansibar gebracht hatte, erhielt das Schiff die Ordre, den Wali von Tanga unter allen Umständen festzunehmen, und fand, dorthin zurückgekehrt, die „Leipzig" und „Sophie" schon dort. Es wurde nunmehr ein Landungsmanöver befohlen. Nachts $11^1/_2$ Uhr fuhr ein Boot zur „Leipzig" hinüber, wo bereits zwei von der „Sophie" eingetroffen waren, mit noch drei Booten der „Leipzig", also im ganzen sechs Booten und 150 Mann ging es nach dem Land zu. Die Riemen waren umwickelt, Blendlaternen klar gestellt, Pechkränze und Handschellen bereit. Es herrschte tiefste Finsternis, kein Laut wurde vernehmbar außer dem leisen Plätschern der Wellen. Alles war in gespanntester Erwartung. Endlich langte die Expedition nach $^3/_4$ stündigem Rudern bei dem Dorfe an, und lautlos ging die Ausschiffung vor sich. In drei Abteilungen gingen die Angreifer gegen das schlafende Dorf vor. Das Haus des Wali wurde umstellt und Einlaß begehrt. Eine bewaffnete Gestalt, welche von der hinteren Seite aus entfliehen wollte und auf den Anruf nicht stand, wurde niedergestreckt. Die in die Wohnung Eindringenden fanden jedoch das Nest leer. Außer den beiden im Harem versteckten Frauen und drei kleinen Kindern fand sich niemand. Dieselben wurden natürlich unbehelligt gelassen. Nur der Pförtner, welcher die Thür geöffnet hatte, wurde mitgenommen, und so verlief das Unternehmen resultatlos, worauf die Schiffe nach Sansibar zurückkehrten. Inzwischen hatten die früher erwähnten Vorgänge in Pangani gespielt, welche mit dem durch die Rebellen erzwungenen Abzuge des Generals Mathews endeten. Man schien in Sansibar die Absicht gehabt zu haben, gegen den nunmehr in Aktion getretenen Buschiri vorzugehen. Es wurden aus den verschiedenen Schiffen starke Landungsabteilungen formiert von zusammen 700 Mann, sogar wiederholte Landungsmanöver dort ausgeführt, als plötzlich aus unersichtlichen Gründen Gegenbefehl erteilt wurde, so daß die Sache

unterblieb. Eine folgenschwere Unterlassung. Man fürchtete damals, jedoch allgemein mit Unrecht, den Ausbruch eines fanatischen Religionskrieges. Die Ereignisse im Sudan übten, so glaubte man, allmählich ihre Wirkung auch auf die übrigen Teile Afrikas aus, und Kreuz und Halbmond rüsteten sich zu einem letzten Entscheidungskampf. Für Kenner bestanden jedoch derartige Befürchtungen nicht; einmal war die arabische Welt Ostafrikas in Religionssachen viel zu gleichgültig, und dann hatte sich der ganzen mohammedanischen Welt seit einiger Zeit eine große Niedergeschlagenheit bemächtigt. Das ewige Kismêt wollte, daß in diesen Zeitläufen, so hieß es, die Giaur, die Ungläubigen, siegen sollten. Dennoch wuchs die Aufregung an der ganzen Küste von Tag zu Tag über alles Maß, ohne daß irgend welches Einverständnis unter den Leuten bestand. Die unsinnigsten Nachrichten wurden verbreitet. Die Deutschen beabsichtigten, alle, selbst die geringfügigsten Strafen in Deutschland verbüßen zu lassen. Dem Sultan hinterbrachte man lächerliche Märchen von angeblichen Mißhandlungen seiner Beamten bei Gelegenheit der Flaggenhissung, und da er selbst wenig guten Willen zeigte, für seinen Teil zur Beruhigung der Küste beizutragen, und die Bevölkerung dies bald herausfühlte, so wurde sie in ihrem Widerstande nur noch mehr bestärkt. Unbegreiflicherweise geschah aber von seiten der deutschen Regierung immer noch nicht das mindeste, dem schmachvollen Zustande durch energische Maßregeln ein Ende zu bereiten. Die Ostafrikanische Gesellschaft war mit ihren unzulänglichen Mitteln ganz außer stande hierzu. So konnte es kommen, daß der längst gefürchtete ernstliche Zusammenstoß stattfand, und zwar in Bagamojo.

Am 22. September bestand die Befürchtung vor einer bewaffneten Erhebung, da der Wali am Morgen dieses Tages die Beamten der Gesellschaft aufforderte, sich schleunigst in das Gesellschaftshaus zu begeben, da er nicht mehr im stande sei, seine Autorität aufrecht zu erhalten. Unglücklicherweise hatte sich an diesem Tage der Vorsteher der Station, Herr von Gravenreuth, und der Admiral Deinhard, dessen Schiff „Leipzig" vor Bagamojo lag, nach dem Kingani auf Flußpferdjagd begeben. Die Deutschen in Bagamojo, von einigen Arabern und nur zwölf schnell bewaffneten Askari unterstützt, bereiteten sich auf einen Angriff vor. Bald füllte sich die Stadt

mit Bewaffneten, welche sich auch in großer Zahl vor dem Gesellschaftshause sammelten, aber aus Furcht vor den drohend auf sie gerichteten Revolverkanonen einen Angriff nicht wagten. Als aber die Anführer sich in der unverkennbaren Absicht, das Boot der Gesellschaft zu zerstören, dem Strande näherten, eilte Herr Belke mit zwei Askari, welche sich unter beständigem Feuer in die Gebüsche zurückzogen, an den Strand und vertrieb die Rebellen. Die Führer derselben waren der Jumba Fimbo Mbili und Mavara, zwei tief verschuldete und übelbeleumundete Subjekte, welche, dem Trunke ergeben, nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatten. Diese ließen nunmehr ein heftiges Feuer auf das Stationsgebäude eröffnen. Die Angreifer, welche gut gedeckte Positionen inne hatten, wurden nunmehr mit Granaten beworfen und zu gleicher Zeit nach der auf der Reede liegenden „Leipzig“ Notsignale gegeben. Wahrscheinlich würden dieselben unter gewöhnlichen Umständen keinen Erfolg gehabt haben, da der strenge Befehl erteilt worden war, keine Truppen mehr zu landen, um nicht eine Wiederholung der Vorgänge in Tanga herbeizuführen. Da aber der Admiral Deinhard am Kingani auf der Jagd war, so entstand die durchaus berechtigte Befürchtung, daß dieser bei den nun ausgebrochenen Feindseligkeiten den Rebellen in die Hände fallen könnte. Nun war die Marine zum Eingriff gezwungen und von diesem Tage an datiert erst ein Umschwung in der Art des Vorgehens der Reichsregierung. Die „Leipzig“ sandte sofort Truppen an das Land, doch hatten die Herren der Ostafrikanischen Gesellschaft die Rebellen schon vertrieben, so daß die Marine nichts mehr zu thun fand, als die Rebellen mit Hurra weit über die französische Mission zurückzutreiben. Gegen fünf Uhr zog sich die Marine auf die „Leipzig“ zurück und ließ eine Abteilung von dreißig Mann unter Führung eines Offiziers in Bagamojo zurück. Am nächsten Tage wurden durch die Sultansoldaten des Wali, etwa hundert Tote, größtenteils Eingeborene, darunter aber auch einige Araber sowie einige Soldaten des Sultans, welche gegen die Deutschen gefochten hatten, beerdigt.

Admiral Deinhard hatte inzwischen thatsächlich in der Gefahr geschwebt, von den Rebellen gefangen genommen zu werden. Seine Rettung verdankte er dem Araber Said Magram, der den Herren eine Warnung hatte zugehen lassen. Der Admiral, Herr v. Gravenreuth und

der Marinepfarrer Wangemann waren mit zwei Booten und einigen Matrosen in die Kinganimündung hineingefahren. Der Admiral hatte zwei Nilpferde geschossen, deren eines man auch habhaft wurde und mit einem Tau festband, als Ebbe eintrat, die Boote trocken liefen und natürlich nicht weiter konnten. Während dieser Zeit erschienen die aus Bagamojo vertriebenen Aufständischen am Ufer und würden die Insassen wohl überlistet und zum Landen bestimmt haben, wenn ihnen nicht die Warnung zugegangen wäre. Erst am Abend mit auflaufender Ebbe konnten die in höchster Gefahr Schwebenden an Bord anlangen. v. Gravenreuth, welcher nach Bagamojo zurückgekehrt war, schritt nun zum Angriff. Am 25. September zog er mit vier Herren und zwei Kanonen, etwa dreißig Sultansoldaten, fünfundzwanzig schwarzen Bediensteten und dreißig Sklaven des Arabers Said Magram aus und stürmte ein wohlverschanztes Dorf, nahm den vom Feinde besetzten Übergang an einem kleinen Bache und ging zur Kinganifähre vor, wo die Flagge des Sultans allein wehte. Die Soldaten waren zum Teil ermordet, zum Teil entflohen. Dann wurde die Schamba eines Arabers am Kingani besetzt, worauf die Truppen nach Bagamojo zurückkehrten, wo sie mit Jubel empfangen wurden.

Daß der Aufstand trotz dieser Ereignisse weiter um sich griff, glaubte man dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß von Windi aus immer wieder Munition verteilt wurde. Der Ort wurde in Brand geschossen, und zahlreiche Explosionen schienen die Richtigkeit dieser Annahme zu bestätigen.

Ein merkwürdiger Zufall war es, daß an demselben Tage, an welchem die Unruhen in den nördlichen Küstenplätzen ausbrachen, die Bewegung in dem südlichen Teil Deutsch-Ostafrikas ihren Anfang nahm, und zwar in Kilwa Lindi und Mikindani. Hier kam es gleich von Anfang zu einem förmlichen Kriege. Alle genannten Plätze waren von jeher berüchtigt als Sklavenexportplätze. Die dort angesiedelten Araber erkannten sofort, daß mit dem Erscheinen der Deutschen ihrem ertragsreichen Sklavenhandel ein Ende bereitet werde, und da sie sich selbst zum Widerstand zu schwach fühlen mochten, so ist es nicht ausgeschlossen, daß sie die Wajao, einen großen und kriegerischen Stamm, aufstachelten, gegen die Deutschen zu kämpfen. Erwiesen ist diese Annahme jedoch nicht. Es ist ebenso möglich, daß die Wajao durch die

zu jener Zeit gegen die Engländer kämpfenden Araber des Nyassasees zu einem Vorstoß gegen die Küste bestimmt wurden, als sie auf eignen Antrieb dorthin zogen, um von den Arabern Tribut zu erpressen, wie dies fast alljährlich stattfand. Bei solchen Gelegenheiten begnügten sich die Wajao mit verhältnismäßig geringen Summen an Tauschwaren, Geld, Waffen und Munition und zogen dann wieder ab. Es ist daher das wahrscheinlichste, wenn wir annehmen, daß bei Gelegenheit des Erscheinens jener Wajao, welches zufällig zur Zeit der Übernahme der Küstenverwaltung durch die Ostafrikanische Gesellschaft stattfand, die Araber diese Wilden zum Angriff auf die Deutschen veranlaßten, indem sie ihnen große Beute in Aussicht stellten. Schon am 20. September zeigten sich dieselben vor Mikindani. Die gutgesinnten Araber bestürmten den Bezirkschef v. Bülow, die Flucht zu ergreifen, da er sich unmöglich schützen könne, ebensowenig wie die Araber, denn keiner ihrer Leute werde gegen die Wilden kämpfen. v. Bülow wollte anfangs von Flucht nichts wissen, als aber am 23. September Tausende von Wajao erschienen, bestiegen die Herren schleunigst eine Dau und wurden, noch während das Schiff vor Anker lag und im Anfang der Fahrt, zwei Stunden lang beschossen. Doch nur vier Kugeln schlugen in das Fahrzeug ein. Die Herren wandten sich nach Lindi in der Absicht, die dortigen Deutschen aufzunehmen, entkamen aber dort nur mit knapper Not der Gefangennahme. In Kilwa Kiwinja verbrachten sie die Nacht auf offener Reede, wurden dann von einem englischen Kriegsschiffe und später von der „Möwe" aufgenommen, welche sie nach Sansibar brachte.

In Lindi lagen die Verhältnisse für den Chef v. Eberstein von Anfang an sehr schwierig. Der Ort war von alters her ein berüchtigter Sklavenmarkt, um den Sultan von Sansibar hatte man sich nie viel bekümmert. Die Araber versuchten daher beim Erscheinen der Wajao, der Deutschen durch Verrat habhaft zu werden. Sie traten mit Kasseguro, einem Häuptling der Wajao, in Verbindung, er solle die Station überfallen. Die deutschen Beamten fühlten sich beim Erscheinen der Wilden anfangs ganz sicher, da es den Anschein hatte, als wollten diese, wie schon so oft, die Araber brandschatzen. Die Bevölkerung rüstete sich ebenfalls zum Widerstand. Der Akida weigerte sich aber aus hundert Gründen, der Aufforderung v. Ebersteins nachzu-

kommen, die Wajao anzugreifen. v. Eberstein glaubte dies Verhalten als Feigheit auslegen zu müssen und erklärte nunmehr selbst, mit seiner Truppe ins Gefecht gehen zu wollen. Der Akida nahm dies mit großer Freude an und erklärte sich nun auch mit seinen Leuten bereit. Zum Glück erfuhren die Deutschen durch den Inder Ratani Frienda, daß Verrat geplant sei, indem sie im Falle eines Kampfes von den Arabern und ihren eignen Sultanssoldaten ermordet werden sollten. Der Akide aber machte dem Wajaohäuptling im geheimen die heftigsten Vorwürfe, daß er nur mit 150 Mann erschienen sei. Er beabsichtigte nun, ein Scheingefecht mit ihm zu liefern, dann wolle er in die Stadt fliehen und dorthin sollten ihm die Wilden folgen. Die Wajao wagten dies aber nicht, wegen ihrer geringen Stärke, und so begannen Verhandlungen mit den Beamten, um diese in Sicherheit zu wiegen. Es wurde schließlich eine Summe vereinbart und auch ausgezahlt. Als der Friede geschlossen war, versuchte der Akida zum zweitenmal Verrat zu üben. Der Araber Isar bin Senàm vereitelte jedoch den Anschlag, und es gelang den Beamten und Ratani Frienda, dessen Auslieferung die Wajao verlangt hatten, auf einem kleinen Boote zu entfliehen. Sie wurden dann auf dem Meer von einer Dau aufgenommen und gelangten nach Sansibar.

Einen andern Ausgang nahm die Sache in Kiloa. Dort waren die Beamten Krieger und Hessel hinkommandiert. Noch am 21. September schrieb Krieger an einen Verwandten, daß die Lage keineswegs sicher sei, doch gäbe er die Hoffnung auf Wiederherstellung eines besseren Verhältnisses mit den Arabern nicht auf. Schiache Hamis unterstütze ihn aufs beste in seinen Bemühungen. Da erschienen am 23. September die Wajao in der Zahl von mehreren Tausenden vor Kiloa. Die rebellischen Araber gaben nun Krieger und Hessel eine Frist von 48 Stunden zum Verlassen des Ortes. Aus Pflichtgefühl aber und im Vertrauen auf die deutsche Marine weigerten sie sich, ihren Posten zu verlassen. Darauf hielten die Rebellen eine große Beratung, Schauri, wie es dort genannt wird, und sollen den beiden in einer Moschee den Tod geschworen haben. Die Streitigkeiten zwischen dem Chef und den Arabern begannen am 21. September schon als Einleitung der Feindseligkeiten.

In höchster Besorgnis zogen sich nun Krieger und Hessel in ihr Haus zurück, sie hatten schon gleich alle Hoffnung auf Rettung auf-

gegeben, wenn nicht ein Kriegsschiff herbeieilte. Die Wajao erschienen in immer größerer Zahl und verlangten die Übergabe der nunmehr in ihrem Hause eingeschlossenen Deutschen, welche unausgesetzt beschossen wurden. Sie ließen Krieger und Hessel mitteilen, daß die Küste von alters her den Wajao gehöre und daß sie auch jetzt wieder Besitz davon ergreifen wollten. Krieger und Hessel verteidigten sich mannhaft, vermochten aber der Übermacht gegenüber nichts auszurichten und sahen stündlich ihren Tod vor Augen. Da erschien mit einem Male ein deutsches Kriegsschiff, die „Möwe". Neuer Mut beseelte die Verzweifelten. Nun galt es, sich bemerkbar zu machen. Dies war aber schwer, weil das von der Gesellschaft gemietete Haus unter dem fortwährenden Feuer der Angreifer lag, so daß man nicht zu dem Flaggenmaste, auf dem die Gesellschaftsflagge noch wehte, gelangen konnte. Die beiden setzten aber in froher Zuversicht auf Rettung ihre Verteidigung fort, es gelang ihnen sogar schließlich, zu signalisieren, was auch deutlich von der „Möwe" aus beobachtet wurde. Die „Möwe" mußte zudem, so glaubten die beiden, das fortgesetzte Schießen hören und den Pulverdampf sehen und dann ohne Zweifel bald Boote landen lassen, um die beiden zu retten. — Doch der ganze Tag verstrich, ohne daß die „Möwe" irgend welche Anstalten dazu treffen wollte. Mit Sonnenaufgang begann am nächsten Tage der Angriff der Belagerer aufs neue, noch immer lag das deutsche Kriegsschiff unbegreiflicherweise ruhig auf dem Wasser, nur hier und da Rauchwolken ausstoßend. Da mit einem Male gab das Schiff Signale. Die Belagerten vermochten jetzt aber nicht mehr dieselben zu erwidern, ohne sich der Gefahr auszusetzen, bei dem wütenden Gewehrfeuer der Belagerer sich unfehlbarem Tode zu überliefern. — Doch was war das, stieren Auges lugten Krieger und Hessel aufs Meer, das Herz stand ihnen still, das Unglaubliche geschah; die „Möwe" dampfte ab, ins Meer hinaus, ohne einen Schuß gethan, ohne ein Boot gelandet, ohne auch nur irgend einen Versuch zur Rettung gemacht zu haben. Jetzt galt es noch ein letztes Wagnis. Krieger erstieg unter großer Anstrengung eine Kokospalme im Hofe des Stationsgebäudes und nahm die Gesellschaftsflagge mit hinauf, um von dort aus Signale zu geben. Von Kugeln durchbohrt stürzte er herab. Nunmehr drangen die Angreifer in hellen Haufen auf das Haus ein, und da Hessel keinen Ausweg, keine Rettung mehr

sah, erschoß er sich selbst, das einzige Mittel, um einem qualvollen Martertode zu entgehen. — Die Rebellen schnitten hierauf die Köpfe der beiden ab und steckten sie auf hohe Stangen.

Mit welchen Gefühlen mögen die beiden Unglücklichen aus dem Leben geschieden sein, welche Gedanken mögen ihre Brust durchwühlt haben, als sie das deutsche Kriegsschiff wieder abdampfen sahen, sie dem Verderben preisgebend.

Was hatte unsre Marine zu diesem unbegreiflichen Verhalten veranlaßt? Der Admiral des Geschwaders hatte die „Möwe" nach Kiloa beordert, aber dem interimistischen Befehlshaber die strengste Ordre erteilt, aufs Geratewohl kein Boot ans Land zu setzen, damit nicht etwa eine Wiederholung der in Tanga vorgefallenen Ereignisse provoziert würde. Diese Ordre hatte der Befehlshaber nicht zu überschreiten gewagt, trotzdem man vom Schiffe aus ganz gut bemerken konnte, daß die Deutschen in Kiloa in einer höchst bedrängten Lage sein müßten, und er recht wohl hätte verantworten können, nunmehr zu landen, denn niemand hätte sagen können, daß dies aufs Geratewohl geschehen sei. Der Admiral, ein sehr schneidiger energischer Seemann, war außer sich, als man ihm den Verlauf dieser Expediton meldete. Nach der Beschießung der Boote in Tanga wurde dagegen ein ganzes Geschwader nach Tanga beordert, um nächtlicherweile Boote zu landen, welche den Wali gefangen nehmen sollten. Hätte man den Befehl bei den Vorgängen in Bagamojo ebenso wörtlich befolgt, so würde wohl ein deutscher Admiral in die Gefangenschaft der Aufrührer geraten sein.

Der deutsche Generalkonsul ließ einen Bericht nach Berlin abgehen, demzufolge der Strand bei Kiloa beim Einlaufen des Schiffes dicht mit Bewaffneten besetzt war. Die Stadt sei mit Eingeborenen gefüllt gewesen, im Orte selbst habe man viel geschossen. Da das Stationshaus der Ostafrikanischen Gesellschaft nicht am Ufer, sondern mitten unter den übrigen Häusern gelegen war, so konnte es vom Hafen aus nicht beobachtet werden. Es war nur zu erkennen, daß die Gesellschaftsflagge noch wehte. Der Kommandant des Schiffes wartete daher ab, bis die Angestellten der Gesellschaft in irgend einer Weise mit ihm in Verbindung treten würden, was ja auch versucht wurde. Dennoch zog es der Kommandant vor, nichts zu thun, um nicht den Wortlaut seiner Ordre zu überschreiten.

Nördlicher Eingang zu Kilwa.

Nach einer von Major v. Wißmann zur Verfügung gestellten Originalphotographie.

Als Kommentar zu jenen Vorfällen möge der Bericht eines Augenzeugen von der „Möwe“ gelten. Die „Deutsche Kolonialzeitung“ vom 24. November 1888 hat diesen Bericht auf Seite 380 veröffentlicht: „Kiloa .... Kurz darauf kam uns der Befehl, mit der ‚Möwe‘ nach Kiloa zu gehen, wo die Deutschen von den Arabern hart bedrängt wurden, wir bekamen aber gleichzeitig den Befehl, Feindseligkeiten nicht anzufangen. Als wir nach zwei Tagen Seereise dorthin kamen, wurde auf dem Lande geschossen, und wie wir durch die Gläser deutlich wahrnehmen konnten, waren die Deutschen mit ihrem Gefolge eingeschlossen. Am nächsten Morgen ging das Schießen weiter, und wurden von uns Signale für die Deutschen gemacht, daß sie an Bord kommen sollten. Dieselben wurden nicht beantwortet und erfuhren wir zwei Tage später durch einen Neger, welcher zum Gefolge der Deutschen gehörte und nachts an Bord geschwommen kam, daß die Deutschen bei Abgabe von Signalen getötet seien.“

Niemand wird danach behaupten können, daß derartige Vorkommnisse zur Erhöhung unsres Ansehens beigetragen haben. Zweifellos nahm der Aufstand als Folge solcher Maßregeln so große Dimensionen an, was für uns um so beschämender ist, als wir es doch eigentlich nur mit einer Handvoll arabischer Bauern und Schacherer zu thun hatten, welche an einem ungeheuer ausgedehnten Küstenstreifen verteilt waren, unterstützt von einer wankelmütigen schwarzen Bevölkerung, welche bei einem sofortigen thatkräftigen Auftreten unsrerseits nicht weiterhin gewagt haben würden, die Waffen gegen uns zu erheben.

In Sansibar leben höchstens 5000 Araber reiner Abstammung. Eine gleiche Anzahl mag sich an der Küste des ganzen ostafrikanischen Gebietes, soweit dasselbe von Arabern besiedelt ist, sowie im Innern bis zum Kongo aufhalten. Ein ganz geringer Bruchteil, höchstens ein Fünftel von diesen 5000, beteiligt sich persönlich an dem Handel im Innern. Größer ist allerdings die Zahl der Mischlinge; gering angenommen, dürften sie eine zehnmal so große Zahl darstellen. Der größte Teil dieser Mischlinge befindet sich im Innern. Wegen ihrer Schulden wagen sie sich nicht zur Küste zurück, und der weitaus größte Teil zieht den Aufenthalt im Innern vor, da diese Leute in Sansibar gesellschaftlich doch nicht für ganz voll angesehen werden und mancher Demütigung ausgesetzt sind. Diese Mischlinge konnten natürlich nicht

an den Kämpfen teilnehmen. Die in Sansibar ansässigen Araber haben sich persönlich, mit Ausnahme einzelner, nicht an dem Aufstand beteiligt, ebensowenig ein großer Prozentsatz der an der Küste ansässigen, von denen ein Teil derselben sogar auf unsrer Seite stand. So hat die Zahl der aktiv feindlich eingreifenden Araber sicher 900 bis 1000 nicht überschritten. Dies hätte man von vorn herein nicht übersehen dürfen. Die Negerbevölkerung, welche sich zum Islam bekannte, stand allerdings zum größten Teil auf seiten der Araber, besonders die Jumbe oder Dorfvorsteher, deren Interessen in besonders hohem Grade mit denen der Araber gemeinsame waren. Die Araber verstanden es vortrefflich, diese Leute zu ihren Zwecken auszubeuten, und diese Jumbe mit ihrem Anhang waren es auch, welche die meisten Kämpfer gegen uns ins Feld führten und auf welche Buschiri seine Macht hauptsächlich stützte. Die heidnischen Stämme schlossen sich der Bewegung nur in Wahrung ihrer Sonderinteressen an, indem sie hofften, Beute zu machen, und würden ebensowohl gegen die Araber wie gegen uns gekämpft haben, je nachdem sie gute Aussichten auf der einen oder andern Seite gehabt hätten.

Der einzige Ort, welcher während aller bisherigen Kämpfe eine ruhige friedliche Oase in dem aufrührerischen Gebiete bildete, war Dar es Salaam. Nähert man sich vom Meere her diesem vortrefflichen Hafen, so bildet die Küste zunächst eine geschlossene Linie, und von einer Einfahrt ist nichts zu bemerken. Sehr gefährliche Korallenriffe liegen vor derselben. Da die Riffe aber jetzt alle mit Bojen gekennzeichnet sind, so können selbst die größten Schiffe durch die flußartige, gekrümmte Einfahrt in den vollkommen sicheren Hafen einlaufen, der einem größeren Binnensee gleich tief in das Land einschneidet. Schon von weitem leuchtet uns ein hoher weißer Obelisk entgegen, der mit einem schwarzen Kreuze gekrönt ist, dem Andenken des ertrunkenen Stabsarztes Dr. Schmelzkopf geweiht. Nicht allzugroße Dampfer können bis unmittelbar an das Land heran. Auf einer langen schmalen Landzunge, welche den Hafen vom Meere trennt, ist eine Missionsstation der evangelischen Missionsgesellschaft für Ostafrika errichtet. Ein herrliches Stückchen Erde. Von Kokospalmen und Mangobäumen beschattet erheben sich jetzt die schönen weißgetünchten Gebäude. Viel Not und Trübsal mußten die Gründer dieses herrlichen Anwesens

durchmachen, ehe sie es wieder so weit brachten, die Mission in den jetzigen blühenden Zustand zu versetzen.

In großem Bogen nach Norden und Westen zieht sich die Strandlinie dahin und verläuft mit dem östlichen Ufer des inneren Hafens weit südwärts, wo sich derselbe allmählich in einem langgestreckten Mangrovensumpf verliert, mit Palmen und hohen dichtbelaubten Bäumen reich bestanden. Eine Menge Gebäude beleben die Szenerie, die uns an Ort und Stelle von der britischen Mission errichtete Kapelle, ein neuer Gasthof, das große Holzhaus der afrikanischen Gesellschaft, das Fort, ein hohes solid konstruiertes Gebäude, das deutsche Hospital, dann eine Reihe langgestreckter ruinenhafter Gebäude, an denen jetzt aber eifrig gearbeitet wird. Das Negerviertel bildet nach dem Meere zu gelegen einen dichten Haufen kleiner palmenbeschatteter Hütten. Über die Häuser und Palmenkronen schauen aus weiter Ferne Bergzüge hervor.

Dar es Salaam war bei Ausbruch des Aufstandes ein ganz kleiner unbedeutender Ort. Said Madjid, der Vorgänger und Bruder Said Bargaschs, hatte die Wichtigkeit des leicht zu verteidigenden Hafens wohl erkannt und den Plan gefaßt, dorthin allmählich seine Residenz von Sansibar zu verlegen. Diese Stadt schien ihm für den etwaigen Ausbruch von Feindseligkeiten mit Europäern gar zu unsicher. Er war dort allen Angriffen schutzlos preisgegeben. Er ließ einen ganz zweckmäßigen Plan für die Errichtung einer Stadt ausarbeiten, und auf hunderten von Daus wurden viele tausend Sklaven dorthin gebracht, um den Bau eines großen Palastes in Angriff zu nehmen. Doch die Arbeiten schritten bei der Gemütlichkeit der Araber nur sehr langsam fort, und als Madjid 1871 starb, waren von den vielen in Angriff genommenen Häusern nur zwei in der Nähe des Strandes fertig geworden. Es waren auch eine Menge indischer Häuser entstanden, die Inder verließen aber fast sämtliche die Stadt, da Dar es Salaam schnell in Trümmer sank, und auf den Marmorfliesen des Sultanpalastes hörte man die Ketten gefangener Sträflinge klirren. Englische Unternehmer hatten begonnen, von Dar es Salaam aus eine Straße nach dem Innern anzulegen. An achtzig Kilometer waren davon hergestellt, als man die Arbeiten wegen des zunehmenden Verfalls der Stadt im Stiche ließ.

Erst jetzt geht Dar es Salaam anscheinend einer glänzenden Zukunft entgegen, denn man hat es für gut befunden, den Sitz des deutschen Gouvernements dorthin zu verlegen, und Mitte April dieses Jahres hat der neu ernannte Gouverneur, Herr v. Soden, unter Kanonendonner seinen feierlichen Einzug in Dar es Salaam gehalten. Hoffentlich macht nun der Ort seinem Namen Dar es Salaam, „Hafen des Friedens", Ehre. Ob die Wahl trotz des vorzüglichen Hafens eine glückliche ist, muß die Zukunft lehren, denn Dar es Salaam ist leider sehr ungesund wegen der im Süden ausgebreiteten Sümpfe, deren Pesthauch vom Südwestmonsun über die nördlich gelegene Stadt geweht wird.

Dem damaligen Chef von Dar es Salaam, Leue, gelang es sehr bald, ein gutes Verhältnis mit den Eingeborenen herzustellen. Sein Charakter vereinte große Energie, Gerechtigkeit, Ruhe und Geduld, alles Eigenschaften, welche ihn wie für seinen Posten geschaffen erscheinen ließen. Er verstand es, ohne jemals Unwillen zu erregen, eine eiserne Zucht aufrecht zu erhalten und einen guten Handel mit den Produkten des Landes, Kautschuk, Orseille und Kopal, in Gang zu bringen. Elfenbein gelangte wenig nach Dar es Salaam, da es nicht Endpunkt der Karawanenstraßen aus dem Innern ist. Der friedliche Zustand sollte aber von nur kurzer Dauer bleiben. Die Aufrührer drangen auch dorthin und griffen die Station an. Es gelang aber Leue unter den schwierigsten Umständen, unterstützt von unsrer Marine, den Ort zu halten, so daß dieser wie auch Bagomojo die einzigen Plätze waren, welche niemals in die Hände der Rebellen gekommen waren. Zuerst war es der Jumbe von Dar es Salaam Schindo (der Schuß), welcher die Umgebung des Ortes unsicher machte. Derartige Vorkommnisse würden aber bald zu unterdrücken gewesen sein, wenn nicht die Beutegier und der Rachedurst der Araber durch die Unterbringung von 240 Sklaven in Dar es Salaam, welche durch die „Leipzig" aufgebracht worden waren, gereizt worden wäre.

Der Aufstand hatte schließlich allmählich derartige Dimensionen angenommen, daß er auch in Deutschland allgemeines Bedenken erregte. Man begann, wie auch im Auslande, die Ursachen mit größerem oder geringerem Rechte auf die Übel und Folgen der Sklaverei, des Sklavenhandels und der Sklavenjagden zurückzuführen,

als Ausfluß des Widerstandes, welchen die nach dieser Richtung geschädigten Elemente den Europäern entgegensetzten. Schon längst hatte der Kardinal Lavigerie, Erzbischof von Karthago, eine lebhafte Agitation gegen die Scheußlichkeiten des Sklavenhandels eingeleitet und die abenteuerlichsten Pläne ausgedacht. So beabsichtigte er, einen echten und rechten Kreuzzug gegen die Araber Afrikas zu eröffnen. Er hatte aber, wie vorauszusehen war, wenig Glück mit dieser Idee, aber erreicht, daß die öffentliche Teilnahme für diese Sache wachgerufen wurde. Die damit verbundene Erregung benutzte Fürst Bismarck sehr geschickt als Ansatz für einen Hebel zu Maßregeln zur Bekämpfung des Aufstandes. Es gelang ihm thatsächlich, mit England und Portugal ein Abkommen über eine Blockade der afrikanischen Küste zu vereinbaren. Dadurch sollte einerseits die Sklavenausfuhr und demgemäß die Zufuhr menschlicher Handelsware vermindert oder ganz aufgehoben, anderseits eine Verhinderung der Einfuhr von Waffen und Munitionsvorräten herbeigeführt werden. Eine eigentümliche Rolle spielte bei diesen Vorgängen Frankreich, auf dessen Bereitwilligkeit zur Mitwirkung man zu früh gerechnet hatte. In der Deputiertenkammer erklärte im November 1888 der Minister des Äußern, Goblet, Frankreich habe noch keine Verpflichtungen zur Mitwirkung bei der Blockade eingegangen. Es werde nur Kriegsschiffe nach Sansibar schicken, aber niemals an der Blockade teilnehmen. Sollte die Blockade zur Ausführung kommen, so sei das Recht der Durchsuchung der Schiffe nach Waffen die natürliche Konsequenz, hinsichtlich des Sklavenhandels habe jedoch Frankreich niemals das Recht der Durchsuchung anerkannt. Das war um so eigentümlicher, als es längst erwiesen und eine allgemein bekannte Thatsache war, daß fast alle Sklavenschiffe unter französischer Flagge segelten. Trotzdem Anfang der achtziger Jahre in der Nähe von Sansibar eine Sklavendau, unter französischer Flagge laufend durch die Engländer aufgegriffen und der Kapitän aufgehängt worden war, wurden alle derartigen Übelstände von Frankreich einfach abgeleugnet.

Am 2. Dezember 1888 kam nach Übereinkommen unter den beteiligten Mächten die Blockade zustande. Das Blockadegeschwader bestand aus sechs deutschen Schiffen mit 54 Geschützen und 1337 Mann und aus sieben englischen Schiffen mit 52 Geschützen und 1510 Mann.

Unsrer Marine fiel das Gebiet längs der Küste zur Bewachung zu, welches ungefähr unserm heutigen Deutsch-Ostafrika entspricht.

Jetzt machten die Araber mit erneuten Kräften Anstrengungen, den Aufstand zu schüren, was ihnen nicht schwer wurde, denn infolge der Blockademaßregeln und außerordentlichen Wachsamkeit unsrer Marine wurden vielfach Sklavenschiffe abgefangen und dadurch viele Araber und wohlhabende Neger geschädigt, und die Durchsuchung sämtlicher Schiffe rief große Erbitterung hervor. Es muß hier gleich gesagt werden, daß die Erfolge der Blockade sehr zweifelhafter Natur waren, denn den Aufständischen wurden trotz aller Wachsamkeit Waffen und Munition zugeführt und nur der Sklavenhandel unmittelbar an der Küste und über See geschädigt. Im Innern blieben die alten Verhältnisse bestehen, denn dorthin erstreckte sich die Macht der Marinen nicht. Alle derartige Maßregeln zur See treffen die Mißstände nicht an der Wurzel. Es ist dasselbe, als wenn man Unkraut dadurch vernichten wollte, daß man immer nur die äußersten Blättchen abrisse und die übrige Pflanze unberührt ließe. Auf den Verlauf des Aufstandes erwirkte man durch die Blockade die entgegengesetzte Wirkung, welche man erzielen wollte, er wurde noch mehr angefacht.

Nun strömten vonallen Seiten Araber zu, sogar aus Maskat kamen Zuzüge. Buschiri setzte sich nach Süden in Bewegung. Mit einer großen Gefolgschaft von 800 Mann schlechtbewaffneten Gesindels brach er am 20. November von Pangani aus auf, denn dieser Ort war gänzlich in den Händen der Aufrührer, durch Palissaden und Gräben geschützt. Auf dem gegenüberliegenden Ras Muhesa war eine alte fortartige Anlage aufs neue befestigt und sogar mit einigen alten Schiffskanonen verteidigt, so daß die Rebellen glaubten, hier in aller Ruhe die Dinge abwarten zu können.

Buschiri nahm einem Inder eine Dau weg, belud sie mit einer Kanone, Munition und Gepäckstücken und landete damit bei Sadani, feuerte die Bewohner zum Widerstand und tapferen Ausharren an, besuchte sodann die Ruinen des in Brand geschossenen Windi und bezog Anfang September in der Nähe von Bagamojo ein Lager.

In Bagamojo hatten sich die Aufständischen in den letzten Wochen ziemlich ruhig verhalten. Nun kam neues Leben in ihre Operationen,

und schon am 7. Dezember unternahm Buschiri einen Sturm auf das Usagarnhaus der Ostafrikanischen Gesellschaft. Durch wohlgezielte Schüsse und die sofort zur Hilfe herbeigeeilten Mannschaften der „Leipzig" wurden sie zum Rückzuge gezwungen. Bei diesem Gefechte gingen sämtliche Hütten Bagamojos in Rauch auf, so daß nur noch die Steinhäuser stehen blieben. Die Schädigung der Aufständischen war eine derart empfindliche, daß sie sich zunächst auf den kleinen Krieg verlegten. In Bagamojo waren nach und nach eine Menge Wanjamuesi in Karawanen angelangt, welche sich an den Gefechten gegen die Rebellen beteiligten und von der Ostafrikanischen Gesellschaft unterhalten wurden. Herrn v. Gravenreuth war es gelungen, eine große Karawane derselben mit Gewalt durch die Aufständischen hindurchzubringen. Die Wanjamuesi zogen, ihrer Gewohnheit und ihrem unruhigen Wesen entsprechend, fortwährend in der Umgegend umher und wurden dabei viele derselben von Buschiris Leuten erschlagen.

Am Weihnachtsfest 1888 erschien Buschiri wiederum vor Bagamojo. Er wurde auch diesmal zurückgeschlagen, dagegen gelang es ihm, den Wanjamuesi empfindlichen Schaden zuzufügen, welche nun ihrerseits einen Kriegszug gegen Buschiri unternahmen, der aber, wie es bei dem Mangel einheitlicher Führung unter diesen Leuten vorauszusehen war, damit endete, daß sie mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen wurden. Sie brachten genaue Kunde darüber, daß Buschiri in der Nähe von Bagamojo ein sehr gut befestigtes Lager bezogen hatte, von dem aus er nun unausgesetzt die ganze Gegend beunruhigte.

Als einen Hort des Friedens sahen wir während dieser ganzen unruhevollen Zeit die französische Mission in Bagamojo. Sie blieb es auch bis zur Beendigung des Feldzuges.

Mit großem Geschick hatten es die Missionäre verstanden, volle Neutralität aufrecht zu erhalten, und die Aufständischen sowohl wie Buschiri hatten sich überzeugen lassen, daß sie der ganzen Bewegung gegenüber unparteiisch standen. Zum guten Teil gelang ihnen dies aber nur deshalb, weil die Bevölkerung schon seit der Gründung der Station im Jahre 1869 gewohnt war, nur Gutes von den Missionären zu hören. Araber, Neger und Europäer fanden dort liebevolle Aufnahme und Heilung von Krankheit und Wunden, und viele Hundert von Flüchtlingen hatte man Unterkunft gewährt in dem Kokos- und

Casuarienwalde der Station. Sogar der Unterhalt wurde ihnen durch die aufopfernden Missionäre gewährte, ohne deren Hilfe sie dem Hunger erlegen wären. Reis und die Nüsse der tausende von Palmen genügten im Anfang. Aber die Vorräte erschöpften sich. Père Etienne, der Obere, wandte sich bittend an die Europäer und reichen Inder Sansibars und bekam in kürzester Zeit 15000 Rupien zusammen. Der reiche Taria Topan, der frühere Zollpächter, gab allein 3000 Rupien. Auch die Offiziersmessen der englischen und deutschen Schiffe hatten bedeutende Beträge beigesteuert.

Dar es Salaam wurde nun, wie wir schon angedeutet haben, am 31. Dezember von einem feindlichen Haufen in einer Stärke von 1000 Mann angegriffen. Die Aufrührer wurden jedoch durch einige wohlgezielte Schüsse aus einer Kruppschen Schnellfeuerkanone vertrieben, aber nunmehr traten alle in Leues Dienst befindlichen Araber zu dem Feinde über, so daß nur zwanzig zuverlässige Leute blieben. Immer noch glaubte man nicht an den Ausbruch ernstlicher Feindseligkeiten, da erschienen in der Frühe des 10. Januar 1889 Feinde in Trupps von 60—70 Mann, welche gegen die evangelische Missionsstation auf der den Hafen abschließenden Landzunge vorrückten. Dort befand sich Missionär Greiner mit seinen Missionskindern. Als man auf der „Möwe", welche draußen auf dem Meere lag, die weißen Hemden der Araber zwischen den Bäumen hindurchleuchten sah, begann man sofort ein lebhaftes Granatfeuer dorthin zu eröffnen. Die Araber wichen zurück, und nun konnte Missionär Greiner mit den Seinigen ein am Strande liegendes Boot besteigen.

Greiner war schon am Abend vorher von der „Möwe" aus gewarnt worden, allein in Dar es Salaam glaubte man nicht an die Gefahr, und so blieb er mit seiner Frau und Nichte in der Mission. Doch hören wir Greiners eigne Schilderung:

„Alles war an die gewohnte Beschäftigung gegangen, und ich wollte mich eben ein wenig von den Anstrengungen der letzten Tage ausruhen, als in nächster Nähe zwei Schüsse krachten. Meine Frau kam hereingestürzt und rief: „die Kerle sind im Hof", daß ich Mühe hatte, in meine eben abgelegten Schuhe hineinzukommen. Als ich mit dem Gewehr in der Hand auf den Flur trat, tanzten die Kerle mit drei Fahnen, weiß und rot, vor dem Hause hin und her und schossen

Französische Missionsstation zu Longa bei Kondoa.

Nach einer Originalphotographie.

nach dem Strand, wo Herr v. Schönstädt bereits im Boote lag, um sich vor den Kugeln der Feinde zu decken. Ich zielte nun zwischen einem kleinen mich deckenden Zaun hindurch und schoß auf den nächsten Mann, der, wenn schon getroffen, doch nicht stürzte, aber ein fürchterliches Gebrüll erhob. Nun ward die ganze Bande auf mich aufmerksam, und ein fürchterliches Kugelfeuer wurde auf uns eröffnet, ohne aber jemand zu treffen. Da sauste eine 15 cm-Granate von der „Möwe" über uns hinweg und schlug in das Ökonomiegebäude, welches sogleich in Brand geriet. Nun mir nach um Gotteswillen", rief ich meiner Frau und Nichte zu, „sie schießen von der „Möwe", hinunter an den Strand, damit sie sehen, daß wir da sind. (Man glaubte auf dem Schiffe, daß sich Greiner mit den Seinen nach dem Stationshause gerettet habe.) Die Granate hatte uns jedoch trotz des Schadens, den sie anrichtete, das Leben gerettet, denn die Angreifer zogen sich jetzt weiter zurück. Wir erreichten das Boot, welches aber halb voll Wasser war. Einige der schwarzen Missionskinder hatten sich zu uns gerettet, diesen half ich ins Boot, als sich plötzlich das Revolvergeschütz der „Möwe" auf uns richtete, dessen Kugeln rechts und links ins Wasser schlugen. Eine aber ging dicht an meinem linken Ohr vorbei, zerschmetterte meiner Nichte zwei Finger und tötete eine Sklavin. Da man uns nun am Winken erkannte, warf man die Geschosse auf den Feind." Die „Möwe" nahm sodann die Geretteten auf.

Die Angreifer zerstörten inzwischen die Missionsanlagen vollständig, beschossen das Stationshaus und zündeten die Stadt an, wurden aber von Leue zurückgeschlagen. In der Nacht hatten die Rebellen die hohen Mangobäume in der Nähe des Stationsgebäudes erstiegen und schossen von dort aus. Einige wohlgezielte Granaten von der „Möwe" zersplitterten die Stämme, und wie Früchte stürzten die Schützen herab. Auch an diesem Tag zogen sich die Araber ohne Erfolg zurück.

Während dieser Vorgänge hatten die Rebellen die Missionsstation Pugu der katholischen bayrischen Missionäre landeinwärts von Dar es Salaam zerstört. Der Araber Soliman bin Sef schiffte sich nachts mit dreißig Genossen in eine Dau nach Dar es Salaam ein, kam glücklich durch den Blockadegürtel und überfiel am 13. Januar 1889 ohne

weiteres die Station. An dem genannten Tage waren die Brüder gerade vom Mittagstisch aufgestanden und schickten sich an, paarweise unter dem Gebet des „Miserere" zur Kirche zu ziehen, als plötzlich ein Schuß krachte, welcher den Bruder Petrus sofort niederstreckte.

Unter unausgesetztem Feuer drangen 150 Araber vor. Pater Benedikt flüchtete mit Schwester Martha zur Kapelle. Die andern Brüder liefen ins Schlafzimmer, um von da aus durch die Fenster zu entfliehen. Zweien gelang dies auch. Sie kamen, von Schwarzen geführt, nach vielen Ängsten und Gefahren einige Tage später nach Dar es Salaam. Ein kleiner spielender Negerknabe wurde ermordet und ein noch kleineres Kind wurde in seinem Bettchen mit einem Messer durchbohrt. Die Schwester Benedikta, welche fieberschwach auf dem Ruhebett lag, wurde über den Hof vor das Missionskreuz geschleppt und sollte dort von einem der Wütenden erschossen werden, als ein Araber den Schwarzen zurückhielt.

Zwei kranke Brüder wurden furchtbar mißhandelt. Einer erhielt drei Stiche in Arm und Kopf. Er sprang trotzdem zum Fenster hinaus, wurde aber niedergeschossen. Diese drei wurden dann zu der unter dem Kreuz liegenden Schwester Benedikta geschleppt, und dann begann unter dem wildesten Lärm die Plünderung des Hauses. Die Rebellen zogen sechs bis sieben Hemden und Nachtjacken übereinander, legten die Meßgewänder an, einer schlug den Baldachin als Mantel um, die Kruzifixe wurden zerschlagen, die heiligen Gefäße zusammengebunden, um weggeschleppt zu werden. Alle hatten etwas umgelegt, Beutestücke am Leib befestigt und nach dortiger Gewohnheit auf den Kopf gebunden, so daß manche der Räuber wie unförmliche dicke Klumpen aussahen. In der Kapelle vor dem Altar lagen die Leichname des Bruders Benedikt und der Schwester Martha, die Körper waren durch zahllose Schuß- und Stichwunden vollständig verstümmelt. Die Gebäude wurden den Flammen übergeben, und das Raubgesindel schleppte noch an die 300 Lasten mit. Die drei Brüder und die Schwester, welche man unter das große Kreuz gebracht hatte, wurden als Gefangene und Geiseln mitgeschleppt. Sieben bis acht Wochen schmachteten sie in der Gefangenschaft der Rebellen, wurden aber leidlich behandelt. Besonders nahm sich Buschiri ihrer an. Für die Freilassung forderten die Rebellen zuerst die Übergabe von Dar es Salaam, begnügten sich

aber schließlich nach langen Verhandlungen mit 6000 Rupien und zwei von den Deutschen gefangen genommenen Sklavenhändlern, die man ihnen auslieferte. Mitte März erhielten die gefangenen Missionäre ihre Freiheit wieder.

Am 25. Januar wiederholten sich die Kämpfe in Dar es Salaam, wobei zwei Matrosen der „Sophie", welche die „Möwe" abgelöst hatte, schwer verwundet wurden, da der Feind heftige Gegenwehr leistete. Der Kapitänleutnant Landfermann brach gleich nach Beendigung des Gefechtes bewußtlos zusammen und starb an Bord infolge eines Sonnenstiches. Er wurde bei Dar es Salaam begraben. Bagamojo wurde während dieser Vorfälle unausgesetzt beunruhigt, und nachdem Buschiri wieder von Dar es Salaam zurückgekehrt war, verging keine Woche ohne Scharmützel. Der Held des Aufstandes hatte damals eine merkwürdig ritterliche Art den Deutschen gegenüber bewahrt. So zeigte er fast jedes Treffen, das er liefern wollte, zuvor schriftlich an. So schrieb er unter anderm: „Ihr Deutschen seid feige Schakale. Ihr verbergt euch in euren Höhlen und fürchtet den großen Löwen. Wir werden euch aber herausholen!" Ein andres Mal ließ er mitteilen: „Ihr Deutschen seid Ratten, die sich vor der großen Katze fürchten. Ihr werft uns eure Kugeln entgegen, kommt aus euern Löchern und fechtet mit uns mit dem Schwerte. Wollt ihr aber nicht kommen, so werden wir uns ducken, wenn eure Kugeln über uns sausen, und dann zu euch kommen, um euch einzeln mit dem Dolche zu töten. Auch wollen wir Leitern und Fackeln mitbringen, damit wir eure Mauern ersteigen und euch zu finden wissen." Buschiri kam dann thatsächlich in der Nacht. Der Angriff wurde aber abgeschlagen.

Anfang März saß die Besatzung der Station eines Morgens beim Kaffee, als ein heftiger Knall ertönte und eine Menge Kugeln in die Wand des Hauses schlugen, eine zweite Detonation erfolgte. Die Besatzung war aber jeden Augenblick gefechtsbereit, Leutnant Meier ließ das Thor weit öffnen und rückte mit seiner weißen und schwarzen Mannschaft Buschiri entgegen. Nach kurzem Gefecht stürmten die Matrosen am Ratuhause vorbei und drangen in die Straßen ein, Leutnant Meier voran. Da sahen sie ein Geschütz vor sich, die Bedienungsmannschaft wollte gerade nochmals feuern, doch ehe sie dazu

kam, waren die Deutschen heran. Die Araber und Schwarzen flohen in großer Eile und ließen auch noch ein zweites Geschütz im Stich. Einige Tage später wurden wiederum zwei Geschütze erobert, welche die Aufrührer aus den Stationen der Ostafrikanischen Gesellschaft in Pangani und der verlassenen Station Madimola am Kingani mitgenommen hatten. Bei diesen Kämpfen that sich der Schwarze Schauch Komba rühmlichst hervor. Er führte eine Patrouille durch Bagamojo und stieß unvermutet auf einen starken Trupp Araber. Sofort griff er mit seinen wenigen Leuten die ehedem so gefürchteten Gegner an, und bedrängte sie derart, daß sie schließlich entflohen. Damit nicht zufrieden, lief er den Fliehenden nach und nahm drei derselben gefangen, um sie unter jubelndem Freudengeschrei nach dem Stationshause zu schleppen. Der Kaiser dekorierte den Schauch Komba für diese tapfere That mit dem Militärehrenzeichen II. Klasse, das erste Mal, daß einem Schwarzen diese Dekoration verliehen wurde.

Nachdem noch die „Schwalbe" den Ort Kondutschi, einen Hauptschlupfwinkel der Sklavenhändler, überrumpelt und zerstört hatte, wurde Ende März mit Buschiri ein Waffenstillstand abgeschlossen, und dann trat der Aufstand mit dem Erscheinen Wißmanns in eine neue Phase ein.

Niederwerfung des Aufstandes durch v. Wißmann.

Die ganze ostafrikanische Küste, soweit sie deutsche Interessen einschloß, war nun in vollstem Aufruhr. Die beiden einzigen Punkte, Dar es Salaam und Bagamojo, welche durch die heldenhafte Verteidigung der deutschen Besatzung mit ihrem kleinen Häuflein schwarzer Soldaten und weniger treu ergebener Araber dem Ansturm der hundertfach überlegenen Macht der Rebellen standhielt, konnte sich nicht auf die Dauer mit ihren geringen Machtmitteln halten. Der Sultan von Sansibar hatte zwar, dem diplomatischen Drucke nachgebend, zum Schein einen schwachen Versuch gemacht, den Aufstand zu dämpfen, aber der Volksbewegung gegenüber erwies sich seine Kraft als gänzlich wirkungslos, zumal es ihm doch nicht ernstlich darum zu thun war, den Deutschen, die im Grunde genommen seine Widersacher waren, zum Siege zu verhelfen. Die Gefahr rückte immer näher heran, daß ein mit großer Kühnheit und Thatkraft von unsrer Seite unternommenes Werk an dem Widerstand der Araber und Neger gescheitert wäre. Für diesen Fall hätte Deutschland für immer darauf verzichten müssen, zur Kolonialmacht heranzuwachsen und an großen zivilisatorischen Werken außerhalb des Vaterlandes mitzuwirken. Zum Glück verkannte aber die große Masse des Volkes die Tragweite der Ereignisse nicht. Zudem war die Ehre der Nation schon zu sehr in Ostafrika engagiert, als daß das deutsche Volk nicht mit allem Nachdrucke hätte darauf bestehen müssen, thatkräftig einzugreifen. Einmütig trat dasselbe für die Interessen seiner Landsleute ein und nahm den Kampf in ruhiger Zuversicht auf. Die Angelegenheit wurde in der Volsvertretung des Reichstages zur Sprache gebracht, dem Bundesrat

ging seitens des Reichskanzlers folgender Gesetzentwurf, betreffend den Schutz der deutschen Interessen und Bekämpfung des Sklavenhandels in Ostafrika, zu. Der Entwurf umfaßt drei Paragraphen, welche nach der dritten Lesung am 30. Januar 1888 in untenstehender Fassung angenommen wurden:

§. 1. Für Maßregeln zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika wird eine Summe bis zur Höhe von zwei Millionen Mark zur Verfügung gestellt.

§. 2. Die Ausführung der erforderlichen Maßregeln wird einem Reichskommissar übertragen.

§. 3. Der Reichskanzler wird ermächtigt, die erforderlichen Beträge nach Maßgabe des eintretenden Bedürfnisses aus den bereiten Mitteln der Reichshauptkasse zu entnehmen.

Bei den Debatten erklärte Graf Bismarck, daß es wünschenswert sei, auf dem Festlande ein amtliches Organ zu haben, und deshalb sei Hauptmann Wißmann für den Posten eines Reichskommissars in Aussicht genommen. Dieser traf ungesäumt seine Vorkehrungen, um an die Ausführung seiner Aufgabe zu gehen.

Am 4. September 1853 wurde Hermann Wißmann in Frankfurt an der Oder geboren. Sein Vater war Regierungsassessor Hermann Ludwig Wißmann, seine Mutter war eine geborene Elise Schach von Wittenau. Schon als Knabe legte der kleine Hermann vielfach Beweise eines selbständigen Charakters ab und ließ sich nur durch Güte lenken, während Strenge sofort seinen Widerspruch wachrief. Da der Vater in seiner Eigenschaft als Regierungsrat sich nicht viel um die Erziehung seines Kindes kümmern konnte, so lag diese fast ausschließlich in der Mutter Händen. Zuerst besuchte der Knabe die Bürgerschule zu Langensalza, und als sein Vater nach Erfurt versetzt wurde, trat er in die dortige Realschule und dann ins Gymnasium ein. Nach Beendigung des dänischen Feldzuges wurde Wißmanns Vater nach Kiel versetzt. Der wiederholte Wechsel des Wohnortes und der damit verbundene Wechsel der Schule war für den Studiengang des Knaben sehr nachteilig. Er mußte alle Energie aufwenden, um mit seinen Mitschülern gleichen Schritt zu halten. In Kiel hatte er anfangs viel unter dem Hasse der Dänen gegen alles Deutsche zu leiden. Es gelang jedoch Wißmann, sich die Achtung seiner Mit-

schüler durch sehr „schlagende" Beweise seiner Überlegenheit zu sichern. Doch sollte er sich derselben in Kiel nicht lange erfreuen, denn sein Vater erkrankte infolge von Überarbeitung und ging nach dem Süden, während Hermann nach Neuruppin in Pension gegeben wurde. Im Jahre 1869 erfolgte der Tod seines Vaters, den er schmerzlich betrauerte. Als im Jahre 1870 der große Krieg ausbrach, flammte in dem Jüngling hohe Begeisterung auf, sein glühender Wunsch war darauf gerichtet, als Soldat den Kampf gegen die Franzosen mitzufechten. Wegen seiner Jugend blieb ihm die Erfüllung dieses Wunsches versagt. Als aber im Herbste des Jahres 1870 der Erlaß bekannt wurde, daß die Reife für Obersekunda zum Eintritt in die Prima des Berliner Kadettenkorps berechtigte, ließ sich Wißmann nicht mehr davon abhalten, jene Anstalt zu besuchen. Seine Selbständigkeit brachte den ungestümen jungen Menschen oft genug in Konflikt mit dem strengen Reglement der Kadettenanstalt, er machte seinen Lehrern keine geringe Mühe. Aber schon Ostern 1873 bestand er sein Fähnrichsexamen und wurde dann zur Dienstleistung in das zu Rostock garnisonierende mecklenburgische Infanterieregiment Nr. 90 kommandiert. Zu Anklam besuchte Wißmann sodann die Kriegsschule, machte dort sein Offiziersexamen und kam nach Rostock zurück. Hier brachte ihn sein übersprudelnder Lebensmut manchmal in recht unangenehme Lagen. Er mußte sogar 1874 ein kurze Festungshaft wegen Zweikampfes mit ernstem Ausgang verbüßen.

In Rostock lernte Wißmann den bekannten Afrikareisenden Dr. Paul Pogge kennen. Pogge hatte schon im Jahre 1871 eine Reise nach Natal unternommen, jedoch nur zum Zwecke der Jagd. Als nun von seiten der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" in Berlin im Jahre 1874 eine Expedition nach Westafrika ausgerüstet wurde, hatte sich Pogge als Freiwilliger angeschlossen. Der Führer der Expedition war Homayer. Mit diesem und dem Botaniker Soyaux drang Pogge von Angola aus bis Pungo Andongo vor. Homayer und Soyaux kehrten aber dort um, und Pogge ging mit dem Leutnant Lux, welcher sich in Angola angeschlossen hatte, zu dem Häuptling Muata Jamvo. Von da kehrte Pogge nach Deutschland zurück.

In enger Freundschaft schloß sich Wißmann an Pogge an, und als beide eines Abends in fröhlicher Zechgenossenschaft zusammen-

saßen, kam die Rede auf die von Berlin aus aufs neue geplanten Expeditionen nach dem zentralafrikanischen Kongobecken südlich des Äquators, wohin von Westen und Osten aus Forschungsreisen unternommen werden sollten. Wißmann erklärte, die Reise mitmachen zu wollen, wenn ihm Pogge Gelegenheit dazu schaffen wolle. Er werde die in jenen Gegenden noch nicht besuchten Länder bereisen, „die entdecke ich", sagte er in übermütiger Laune, und er hat Wort gehalten.

Wißmann wandte sich auf Anraten seines Freundes Pogge an Dr. Nachtigal, den derzeitigen Vorsitzenden der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" zu Berlin. Auf den bewährten und verdienstvollen Reisenden machte Wißmann einen so guten Eindruck, daß er ihn sofort als Geographen der Expedition einreihte. Wißmanns vorgesetzte militärische Behörde bewilligte ihm den gewünschten Urlaub, worauf er sich während sechs Monaten auf der Seemannsschule zu Rostock astronomischen und meteorologischen Studien hingab, zugleich auf der dortigen Universität, so gut es gehen wollte, sich geologische und zoologische Kenntnisse aneignete.

Am 19. November 1880 verließen Pogge und Wißmann mit nicht allzu glänzender Ausrüstung Hamburg und langten am 7. Januar 1881 in San Paul de Loando an. Von hier aus gingen sie den Quanza aufwärts bis Dondo und gelangten nach Malange, wo beide mit dem eben aus dem Reiche des Muata Jamvo angelangten Dr. Buchner zusammentrafen. Wenige Tage später traf dort ebenfalls Major Mechow ein, welcher aus dem Lande Kassongos kam. Erst am 3. Juni konnte die Expedition mit nur einundachtzig Trägern und sechs Dienern aufbrechen, und zwar mit der Absicht, zu Muata Jamvo vorzudringen und dort eine wissenschaftliche Station zu gründen. In Kimbundu angelangt, mußte jedoch der ursprüngliche Plan aufgegeben werden, weil der am Delirium erkrankte Muata Jamvo niemand mehr den Durchzug durch sein Land gestatten wollte. Die Expedition wandte sich deshalb nach Norden in das Land der Baschilange, Lubuku, das Land der Freundschaft genannt. Die Karawane überschritt, nach Durchwanderung des Landes Kioque den Kassai. Um nun zwei mächtige in Fehde lebende Häuptlinge nicht zu beleidigen und sich nicht beide zu Feinden zu machen, mußte sich die Expedition teilen.

Wilhelm.

Pogge ging zum Häuptling Mukenge, Wißmann zu Tschingenge. Pogge legte bei Mukenge eine Station an. Dann zogen beide weiter, vereinten sich, besuchten den Mukambasee, welcher sich gegen alles Erwarten nur als ein sehr großer Teich erwies. Von da aus erreichten die beiden Forscher nach vielen Beschwerlichkeiten Nyangwe, die Hauptniederlassung der Araber am Kongo. Pogge ging seinem Auftrag gemäß nach seiner Station Mukenge zurück, während Wißmann seine Reise nach der für ihn schweren Trennung von seinem Reisegefährten weiter nach Osten fortsetzte. Er ging über den Tanganika und Ujiji, und besuchte den berühmten und berüchtigten Häuptling Mirambo. Zu derselben Zeit hielt sich der Verfasser, welcher mit Dr. Böhm und Dr. Kaiser einige Monate früher als Wißmann von Sansibar aus nach dem Innern aufgebrochen war, auf der Station Igonda in Uniamuesi auf. Dort feierte er mit seinem Kollegen Dr. Böhm (Dr. Kaiser war nach dem Rikwasee aufgebrochen, wo er bald darauf starb), ein nur kurzes, aber fröhliches Wiedersehen. Von Igonda aus erreichte Wißmann am 14. November 1882 bei Sadani den Indischen Ozean und dann Europa wieder. Er war nach Livingstone der erste Europäer und der erste Deutsche überhaupt, welcher Afrika auf dem viel schwierigeren Wege von Westen nach Osten durchquert hatte.

Doch nicht lange duldete es den kühnen Mann zu Hause. Der König der Belgier berief Wißmann als Führer einer Expedition zur Erforschung des Kongobeckens, und schon am 16. November 1883 schiffte er sich mit den Leutnants Hans und Franz Müller, Dr. med. Wolf und Leutnant von François, sowie dem Schiffszimmermann Bugslag und zwei Büchsenmachern, Schneider und Meyer, ein. Die Expedition nahm wieder von San Paul de Loando ihren Ausgang. Auf dem Wege nach Malange traf Wißmann mit dem zu einem Skelette abgemagerten Pogge zusammen. Pogge rang schon damals mit dem Tode und erlag am 17. März 1884 in Loando dem Fieber. Vordringend erreichte Wißmann den Häuptling Kalamba Mukenge, wo man bei seinem Erscheinen große Freudenfeste feierte, denn der Häuptling war ein alter Freund Wißmanns und hatte diesen auf seiner ersten Reise persönlich nach Nyangwe gebracht. Als Blutsbruder des Häuptlings mußte er diesen in einem Kriege unterstützen.

Am 7. Januar 1885 starb Leutnant Müller, der ältere, am Fieber. Die Reise ging dann auf selbstgezimmerten Booten den Kassai hinunter, wobei Wißmann feststellte, daß der früher entdeckte Sankurru ein Nebenfluß des mächtigen Kassai ist. Nach harten Kämpfen mit den Bassongo-Mino erreichte die Expedition unverhofft den Kongo. Wißmann erfuhr dort zu seinem Erstaunen von der kurz zuvor erfolgten Gründung des Kongostaates. Von hier aus mußte Wißmann seiner angegriffenen Gesundheit wegen Madeira aufsuchen. Dann kehrte er nach dem afrikanischen Kontinente zurück. Auf dem Schiffe „Peace" der englischen Missionäre ging Wißmann den Kassai aufwärts. Leutnant Müller war ebenso wie v. François nach Deutschland zurückgekehrt, während Dr. Wolf noch in Afrika weilte, aber bald nach Hause zurückkehrte.

Wißmann bahnte sich dann unter schrecklichen Gefahren und Strapazen seinen Weg durch neue Länder und erreichte Nyangwe zum zweitenmal, wanderte hierauf wiederum zum Tanganika, folgte dessen Westufer, ging von da nach dem Nyassasee, diesen entlang durch den Schire und Sambesi und erreichte bei Kilimane den Ozean. Über Ägypten kehre er nach Europa zurück.

Den Winter 1885 auf 1886 sah sich Wißmann genötigt, wegen seiner angegriffenen Gesundheit abermals Madeira aufzusuchen, und schrieb dort sein Werk „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika", nachdem das Werk „Im Innern Afrikas", zum größten Teil von den Offizieren seiner Expedition geschrieben, eben erschienen war. Von Madeira aus ging Wißmann im Auftrage des Königs der Belgier nach Kairo und wurde, da diese Mission sehr bald beendet war, mit der Führung des ersten Teils der Emin Pascha-Expedition betraut. Als aber der Aufstand in Ostafrika ausbrach, wurde Wißmann vom deutschen Reichskanzler Fürsten Bismarck berufen, als deutscher Reichskommissar den Aufstand niederzuschlagen und geordnete Verhältnisse dort herzustellen. Er wurde zum Hauptmann befördert und ging, nachdem der Reichstag für das Unternehmen die Mittel bewilligt hatte, mit einundzwanzig deutschen Offizieren, Ärzten und Beamten, sowie vierzig Unteroffizieren nach seinem Bestimmungsorte ab, und zwar zunächst nach Kairo, denn dort sollten Sudanesen angeworben werden, welche den Stamm der Truppen des Reichskommissars

zu bilden hatten. Die Zusammenstellung ging ungewöhnlich rasch von statten. Wißmann hatte sich in aller Stille, während man sich daheim durch alle möglichen Pläne, betreffs der zu wählenden Völkerschaften den Kopf zerbrach, in Übereinstimmung mit dem Auswärtigen Amte dazu entschlossen, Sudanesen anzuwerben. Schon nach wenigen Wochen stand ihm eine fertige Truppe zur Verfügung, welche nur einexerziert zu werden brauchte. Die rasche Erledigung dieser Frage hatte man dem für die vorliegenden Umstände glücklichen Zufall zu verdanken, daß die Sudanesen der ägyptischen Regimenter infolge des Mahdiaufstandes nicht in ihre südliche Heimat zurück konnten. Die ägyptische Regierung war froh, die unbequemen Esser los zu werden, und schaffte sich die Leute nun auf leichte Weise vom Halse, indem sie dieselben Wißmann überließ. Sie war dadurch auch der Pflicht der Dankbarkeit gegen diese Leute enthoben, indem sie nicht weiter dafür zu sorgen brauchte. Sorge hatte dies der ägyptischen Regierung eigentlich überhaupt nicht gemacht. Monatelang vorenthielt sie den armen Schluckern den Sold. Die deutsche Regierung hatte im geheimen mit der ägyptischen ein Einverständnis in der Sache erzielt, und durch die anerkennenswerte Unterstützung des englischen Gouvernements in Kairo waren alle etwaigen Hindernisse bald erledigt.

Wer die damals der Werbetrommel Wißmanns in Kairo folgenden zerlumpten und verkommenen Gestalten gesehen hätte, würde nie geglaubt haben, ein so vorzügliches Soldatenmaterial vor sich zu haben. Wißmanns afrikanische Erfahrungen ließen ihn mit sicherem Blick das Richtige erkennen.

Die früher im Sudan verwendeten Truppen stammten aus den südlichsten ägyptischen Provinzen von Bahr el Ghasal und Bahr el Abiad, und aus Darfur, die meisten waren Dinka und Schilluk Nigritier, welche sich nordwärts an die Grenze der Bantustämme anschließen. Es sind große hagere Gestalten mit unverhältnismäßig langen Extremitäten und sehr häßlichen eckigen Gesichtszügen. Sie sind alle Bekenner des Islams, natürlich nur dem äußeren Wesen nach. Lesen und schreiben können nur einige ihrer Offiziere. Sie kennen nichts als den Soldatenberuf und sind echte Söldner. Die meisten hatten schon eine Menge Kriege in Ägypten und Arabien mitgemacht, und viele trugen mit Stolz ihre Dekorationen, englische und ägyptische

Medaillen. Im ganzen waren sechshundert Mann angeworben worden. Natürlich waren alle verheiratet, und ihre Weiber mußten mitgenommen werden. Unter sehr schwierigen Umständen fand die Verladung der Truppe in Suez statt, und nach einer schrecklichen Fahrt, während welcher bei hohem Seegang die in zwei Dampfern untergebrachten Leute alle seekrank geworden waren, erreichte die Expedition Aden; dort brachen auch noch zum Unglück die Blattern aus, doch that die von Dr. Schmelzkopf sofort vorgenommene allgemeine Impfung gute Dienste.

Die militärische Ausbildung wurde sogleich in Aden in Angriff genommen. Die junge Kolonialtruppe bildete im Anfang in dieser Richtung ein besonders komisches Bild und würde uns gewiß zu erschütterndem Lachen gereizt haben, wenn uns Gelegenheit zur Beobachtung der dabei abspielenden Szenen geboten worden wäre. So mußte im Anfang jede Übung damit begonnen werden, daß man die Mannschaften zusammensuchte und förmliche Jagden auf unsichere Dienstpflichtige veranstaltete. Unterstützt wurden die europäischen Offiziere und Unteroffiziere darin, durch eine zwanzig Mann starke Polizeitruppe, aus Türken gebildet, wahre Galgengesichter, welche zu keinem andern Berufe tauglich waren, hier aber vortreffliche Dienste leisteten. Alle mögliche Ausreden wurden gebraucht, von Krankheit oder von Krankheit der Weiber und Kinder, welche gepflegt werden mußten, einer mußte das Mahl bereiten und konnte deswegen nicht antreten, ein andrer mußte die Kinder oder die Kleider waschen, oder Wasser holen und das Zelt reinigen. Es bedurfte im Anfange langer diplomatischer Unterhandlungen mit Hilfe eines Dolmetschers, ehe es gelang, den Leuten klar zu machen, daß außer wirklicher Krankheit keine Gründe für Fernbleiben vom Dienste existierten. Als die Sudanesen aber einmal die Überzeugung gewonnen hatten, daß ihnen derartige Unregelmäßigkeiten bei der Konsequenz der Weißen unter keinen Umständen durchgingen, gewöhnten sie sich sehr bald an große Pünktlichkeit und machten sogar eine Art Sport daraus. Die Kleidung bestand im Anfang, ehe die Uniformen geliefert werden konnten, aus allen nur denkbaren Toilettenstücken des Occidents und Orients. Fetzen von unbestimmbarer Form, Hosen, alte Plätthemden, arabische Tücher und Kaftane, Turban, Fez und Cylinder, türkische Pluderhosen und karrierte Gigerl-Unaussprechliche, alles war vertreten

und bot oft einen unsäglich lächerlichen Anblick, der noch dadurch erhöht wurde, daß im Anfang wegen Mangel an Gewehren mit Stöcken exerziert wurde.

Eine ganz unerhörte Schwierigkeit bot die Bearbeitung der Truppenlisten, wegen der oft sehr gleichklingenden Namen. Manche hatten mehrere Namen, die sie dann nach Gefallen beibehielten oder wechselten, der Geburtsort war bei den meisten nicht festzustellen, ihr Gedächtnis ließ die Leute hierin ganz und gar im Stich und nannten sie dann irgend einen beliebigen Ort. Auf Feststellung des Alters mußte von vornherein verzichtet werden, die von den Leuten nach eigner Schätzung darüber gemachten Angaben schwankten zwischen zehn und zweihundert Jahren. Wahrscheinlich variierte dasselbe zwischen fünf- undzwanzig und fünfunddreißig Jahren im Durchschnitte. Ganz besondere Schwierigkeiten boten im Anfang die Löhnungsverhältnisse, da die Leute hierin ein außerordentliches Mißtrauen an den Tag legten, was man ihnen aber, ehe sie sich eines Besseren überzeugen konnten, nicht übelnehmen durfte. Sie waren eben zu sehr an die türkische Paschawirtschaft, Bestechlichkeit und an Unterschlagungen gewöhnt.

Die Truppen wurden in Aden eingeschifft und bei Bagamojo gelandet. Die Sudanesen waren in Kompanien von je hundert Mann eingeteilt. Das gesamte Bataillon hatte eine Stärke von fünfhundertsechzig Mann. Eine Kompanie von neunzig Mann bildeten die Besatzungstruppe von Dar es Salaam, dazu kamen zwei Kompanien Sulu von je hundert Mann, so daß dem Reichskommissar im ganzen achthundertfünfzig Mann schwarze Truppen und fünfzig Europäer gleich zu Anfang der Aktion zur Verfügung standen. Die Sulu waren von Leutnant Ramsay in Inhambana in der portugiesischen Provinz Mosambik mit Erlaubnis der dortigen Regierung angeworben worden.

Im Anfange der Ausbildung hatten die Europäer Dolmetscher notwendig, um eine Verständigung herbeizuführen. Bald aber hatte sich ein eigentümlicher Jargon von Arabisch, Kisuaheli, Französisch und Deutsch gebildet, der allen verständlich war, und jetzt sprechen wohl alle mehr oder weniger fertig Kisuaheli, die Umgangssprache an der ganzen Ostküste. Diese Sprache wird auch am Orientalischen Seminar zu Berlin gelehrt. Sie ist eine Bantusprache, agglutinierend (zusammen-

leimende), d. h. Beziehungen werden durch Anfügen von Wortstämmen an eine Wurzel ausgedrückt, so daß oft ganze Sätze in ein Wort zusammengefügt werden, z. B. singalikwendako — ich würde nicht dorthin gegangen sein, von kuenda — gehen, oder nuimbani im Hause. Ferner ist Kisuaheli eine Präfixsprache, d. h. die Beziehungen zum Hauptwort werden durch anpassende Veränderung der Vorsilbe dargestellt, z. B. kitu kisuri, schöne Sache, die schöne Sache, mtu msuri, schöner Mann, der schöne Mann. Es wird nicht wie im Deutschen die letzte Silbe verändert; schöner Mann, schöne Frau, schönes Kind. Das Kisuaheli ist eine schönklingende sehr vokalreiche Sprache, welche in der Aussprache einigermaßen an Italienisch erinnert. Die Sprache ist nicht sehr wortreich und zeichnet sich durch große Armut an abstrakten Begriffen aus, weshalb es nicht leicht ist, dieselbe zu beherrschen und sich in den Ideengang der Leute einzuleben. Man kann sich zwar sehr bald durch Anwendung der Infinitivform des Verbs bei einfachen alltäglichen Dingen verständlich machen, da die Schwarzen sofort begreifen, was der Europäer meint; wenn es aber sich um verwickelte Verhältnisse, besonders solche politischer Natur handelt, so bedarf es doch, selbst wenn man die Grammatik beherrscht, jahrelanger Übung, um sofort ein über alle Zweifel erhabenes Verständnis herbeizuführen. Selbst die Schwarzen, welche nicht an der Küste geboren sind und das Kisuaheli erst erlernen mußten, bedürfen immer wiederholter und umständlicher Auseinandersetzungen, um ein genaues Verständnis in verwickelten Angelegenheiten herbeizuführen. Die wie das Kisuaheli ebenfalls den Bantusprachen angehörigen Sprachen des Innern, sind in dieser Beziehung noch mangelhafter. Ein Gedanke, der im Deutschen mit wenigen Worten wiedergegeben werden kann und sofort verstanden wird, muß in den Sprachen des Innern, soweit es überhaupt möglich ist, gedreht und gewendet werden, es müssen Vergleiche und Bilder zu Hilfe genommen und besonders durch weithergeholte Einleitungen allmählich erst auf den Kern der Sache hingeleitet werden. Aus diesen Gründen machen auch fast alle Schwarzen auf den der Sprache nicht Mächtigen den Eindruck ausgezeichneter Redner, was immer nur für die Lebhaftigkeit des Vortrages, der Betonung und der Gestikulation und Übung, nie aber für den Gedankenreichtum einer Rede der Schwarzen zutreffend ist. Um die Neger zu führen, bedarf es unter allen Umständen der Fertig-

keit, eine Rede zu halten, unter Anwendung möglichst drastischer Wendungen, wobei selbst die Zoten nicht auszuschließen sind. Bei der Wißmannschen Truppe war die Kommandosprache die deutsche, an welche sich die Leute bald gewöhnten.

Die Uniform der Schutztruppe war aus drapfarbenem Stoffe, sogenanntem Katli hergestellt, Jacke und Hose, die im Schnitt einigermaßen an die Drillanzüge unsrer Armee erinnert. Die Hosen aber reichten nur bis zur halben Wade. Vom Knie abwärts wird das Bein mit einer blauen wollenen Binde umwickelt, welche sich als sehr praktisch erwiesen hat. Diese sowie die Schuhe fielen bei den Sulu fort. Als Kopfbedeckung hatte man den roten Fez und einen Turban gewählt, aus hellgrauem, schleierartigem Stoff von 3 m Länge und 2 m Breite. Zu 12 cm breiten Streifen zusammengelegt, wird es auf einer Holzform gewickelt und auf den Fez gesetzt. Die Waffen bestehen aus dem Mausergewehr M. 71, an einem Lederkoppel ein kurzes Seitengewehr neuesten Modells und zwei Patronentaschen. Die europäischen Offiziere tragen weiße Baumwolluniformen mit gelben Knöpfen, Achselstücken und Gradabzeichen in Gestalt gelber Litzen auf den Ärmeln. Als Kopfbedeckung weiße Tropenhelme.

Die Sudanesen zeichnen sich durch außerordentliche Ordnung und Sauberkeit aus. Im Dienste sieht man an ihren Uniformen so gut wie nie Flecken, ebensowenig zerrissene Sachen. Anders die Sulu, bei welchen die Uniform große Verwunderung hervorrief, da sie in ihrer Heimat meistens gar nichts oder höchstens ein kleines Fell tragen. Die Einkleidung derselben rief denn auch allgemein die größte Heiterkeit hervor. Jacken und Hosen wurden von einzelnen verkehrt angezogen oder gar ganz vertauscht und die Arme in die Hosenbeine gesteckt und der Versuch gemacht, die Jacke als Hose zu verwenden. Schuhe konnten sie nicht ertragen, und ließ man sie barfuß. Die ganze Uniform erscheint den Sulu überflüssig und wird dementsprechend von ihnen behandelt. Da sie ihren Körper einölen, so ist die Uniform immer fettgetränkt. Daß hier und da die Uniform auszubessern sei, wollen sie nicht einsehen und so fehlen häufig ganze Stücke, besonders an Stellen, welche einer starken Abnützung ausgesetzt sind bei ihrer Gewohnheit, sich niederzukauern. So erschien eines Tages beim Exerzieren einer der Sulu mit nur einem Hosenbein. Da er im zweiten

Gliede stand, hatte man die sonderbare Toilette nicht gleich bemerkt, erst als beim Abschwenken der Delinquent nach vorn kam, erregte sein Aussehen allgemeine Heiterkeit. Als er vom Kompaniechef nach dem Verbleib des andern Hosenbeines befragt wurde, holte er dasselbe, fein säuberlich zusammengelegt aus der Tasche des angezogenen und deutete grinsend nach einer Kokospalme, wo er es beim Hinaufklettern eingebüßt hatte.

Das Einexerzieren ging sehr schnell von statten, und schon nach einem halben Jahre würde man eine Sudanesenkompanie unbedenklich neben einer Landwehrkompanie haben üben lassen können, ohne daß das Urteil zum Nachteil der ersteren ausgefallen wäre, wenn schon einzelnen zu Tage tretenden Erscheinungen ein Lächeln hervorrufen. So hatte das Gesicht der Schwarzen einen höchst komischen Ausdruck, wenn die Augen derselben beim Passieren der Vorgesetzten auf diesen gerichtet sein mußten, mit möglichst weit aufgerissenen Augen verwandelt sich bei den angespannten Gesichtsmuskeln das freundlich aussehen sollende Gesicht in eine ganz grinsend verzerrte Fratze, von erschreckend wildem Aussehen. Dazu kam, daß die Sudanesen sowohl wie die Sulu den Kolbenhals das Gewehres mit Perlschnüren und kleinen Holzstückchen bewickeln und zieren, was aber nicht zur Unterscheidung geschieht, sondern derartige uns unmilitärisch erscheinenden Anhängsel an die Waffen sind Amulette. Der Schwarze würde sein Gewehr, das er mit größter Liebe und Sorgfalt pflegt und reinhält, auch die sonst nicht gerade durch Reinlichkeit ausgezeichneten Sulu, aus tausenden herausfinden. An einer Menge von Merkmalen erkennt er dasselbe, auch ohne die Nummer entziffern zu können. Die Sulu legen ihre Eisen- und Kupferschmuckſachen, welche sie an den Armen, Knöcheln und in den Ohren tragen, nie ab. Die Sudanesen bilden eine ganz vorzügliche Truppe. In ägyptischen Diensten sind sie schon seit mehreren Generationen zum Kriegsdienste herangezogen worden und in vieler Herren Ländern in den Kampf geführt worden. Sie kennen keinen andern Beruf als den Soldatenstand. Sie entbehren jeder Selbständigkeit und beugen sich willig dem streng militärischen Zwang. In ägyptischen und türkischen Diensten ging es ihnen schlecht genug, der Sold wurde ihnen oft gar nicht, oft erst nach Monaten oder Jahren ausgezahlt, und für ihren Unterhalt mußten sie

Sudanesen in Kairo. Nach einer Originalphotographie.

ſelbſt ſorgen. Hatten ſie dann in hunderten von Gefechten ihr Leben aufs Spiel geſetzt und zwanzig bis dreißig Jahre lang treu der Sache des Vizekonigs oder des Sultans von Konſtantinopel gedient, waren ſie vom Alter und von Strapazen geſchwächt, kriegsuntüchtig und unfähig, ihren Unterhalt zu verdienen, ſo wies man ſie, mehr wie einmal ab, wenn ſie um Brot baten, und mancher verkam elend in irgend einem Winkel. Dieſen Verhältniſſen gegenüber empfanden ſie die Behandlung in deutſchen Dienſten wie eine Wohlthat. Sie lebten in geordneten Verhältniſſen, bekamen regelmäßig zur Stunde ihren Sold und wurden als Soldaten menſchenwürdig behandelt. Mit großer Hingebung widmen ſie ſich daher auch ihrem Beruf und übertreffen ſogar die gehegten Erwartungen. Die glänzendſten Eigenſchaften der Sudaneſen ſind ihre Zuverläſſigkeit und Anhänglichkeit. Wachvergehen ſind während eines Jahres kaum vorgekommen, trotzdem manchmal außergewöhnliche Anforderungen geſtellt wurden. Wo man einen Sudaneſen hinſtellte, da blieb er ſtehen, bis ein Gegenbefehl kam. So paſſierte in den erſten Tagen nach der Ankunft in Bagamojo eine Geſchichte, welche man für ein Märchen halten könnte, wenn ſie nicht durch Europäer verbürgt wäre. Einige pockenverdächtige Weiber und Kinder wurden bei Baganojo in einem Steinhauſe geſondert untergebracht. Als die Kranken nach dreiwöchentlicher Quarantäne entlaſſen wurden, meldeten ſich plötzlich bei einer Kompanie drei Sudaneſen, welche der Kompaniechef nicht kannte. Dieſe drei waren nämlich von Anfang an als Wache zu den Kranken kommandiert, und weil die Liſten damals noch unvollſtändig und unrichtig waren, hatte man ſie vollſtändig vergeſſen. Auf die Frage, weshalb ſie nicht zurückgekommen ſeien, um ſich zu melden, und von wem ſie ihre Nahrung erhalten hätten, machten ſie ſehr erſtaunte Geſichter und ſagten, man hätte ihnen ja befohlen, vor dem Hauſe Poſten zu ſtehen, das hätten ſie gethan. Das Eſſen hätten ihnen die Weiber täglich zugetragen. In allen Gefechten bewieſen die Sudaneſen den größten Mut und erwarben ſich unbedingtes Vertrauen in ihre Zuverläſſigkeit bei ihren Führern. Sie waren in allen Lagen zufriedener, heiterer Stimmung und ſtillvergnügt. Auf dem Marſche äußerte ſich nicht das laute, zum Lachen und Schwatzen neigende Weſen der Suaheli-Askari, und niemals hörte man ſie die triumphierenden Schlachtgeſänge

der Sulu vortragen. Die Sudanesen sind auch im Gegensatz zu den Sulu und Suaheli emsige Arbeiter in allen Dingen, und provisorische Befestigungsarbeiten sind ausschließlich von ihnen unter der Aufsicht ihrer Offiziere ausgeführt worden. Nur zum Patrouillendienst waren sie wegen ihres gänzlich mangelnden Orientierungsvermögens nicht zu verwenden. Hier traten die Sulu und Suaheli an ihre Stelle und leisteten darin vorzügliche Dienste. Die Sulu zeigen in allen Dingen den echten Bantunegercharakter. Im Verkehr mit den Europäern und Eingeborenen, welche sie bald zu Freunden gewannen, sind sie, wie alle Neger, ziemlich gutmütig. Sie haben aber im Gegensatz zu andern Negern ein ausgesprochenes Ehrgefühl und zeigen große Empfindlichkeit, so daß es des Studiums ihres Charakters bedarf, um sie mit Schonung ihrer Eigenart zu behandeln, dann aber sind sie lenksam wie Kinder, besonders wenn sie die unbedingte Konsequenz des Weißen erkannt haben. In Gefechten und Kämpfen aber kommt ihre Blutgier und Raubluft zum Durchbruch, so daß es oft der ganzen Strenge der europäischen Offiziere bedurfte, um sie davon abzuhalten, Verwundete zu töten und den Gefallenen die Köpfe abzuschneiden. Die Bedürfnislosigkeit und außerordentliche Ausdauer befähigt sie in hohem Maße zu Kriegsdiensten, besonders, da sie unter guter Führung den Sudanesen an Tapferkeit nicht nachstehen.

Die Suaheli sind die unzuverlässigsten und im Durchschnitt am wenigsten tapfersten. Sie folgen aber den Weißen, in die sie großes Vertrauen setzen, unbedenklich in den Kampf, besonders seitdem sie wahrgenommen haben, daß die Rebellen Schlag auf Schlag niedergeworfen werden.

Dies war das Material, welches Wißmann bei Inangriffnahme seiner Aufgabe zur Verfügung stand. Man vergesse nicht, daß sämtliche Truppen, sehr bald ins Feuer geführt, eine nur notdürftige militärische Ausbildung genossen hatten, daß die Kommandos zu Anfang in türkischen Worten gegeben wurden, und man den Charakter der Leute ebensowenig kannte, als man ihre Behandlung verstand. Umso höher sind die erzielten Erfolge anzuschlagen.

Wißmann war schon vor Eintreffen der Sudanesen und Sulu in Sansibar angelangt und hatte sogleich eine lange Beratung mit

dem Konteradmiral Deinhard, dem Befehlshaber des Blockadegeschwaders, und mit dem Generalkonsul Michahelles.

Wie wir gehört haben, war mit Buschiri, und zwar durch Vermittelung des Konteradmirals Deinhard, ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, demzufolge bis zur Ankunft des Reichskommissars Wißmann alle Feindseligkeiten eingestellt werden sollten. Zu gleicher Zeit hatte man aber auch Friedensunterhandlungen angeknüpft. Wißmann brach dieselben sofort ab. Rebellen gegenüber konnte und durfte er nicht an einen friedlichen Ausgleich denken, das wäre eine Anerkennung der Rebellion gewesen. Der Führer der Aufständischen hatte alle nur denkbaren Feindseligkeiten gegen deutsche Unterthanen unternommen, und zuletzt die weitgehendsten Friedenszugeständnisse der Ostafrikanischen Gesellschaft mit Hohn und Spott zurückgewiesen. Buschiri stellte übrigens bei Wißmanns Erscheinen selbst Friedensbedingungen. Auf seine bisherigen Erfolge pochend, glaubte er die maßlosesten Anforderungen stellen zu können. Seine Vorschläge waren in einer für Deutschland geradezu beleidigenden Weise gehalten, oder vielmehr trugen sie von vornherein den Stempel der Lächerlichkeit an sich. Den Waffenstillstand nahm Wißmann an, um in Ruhe seine Vorbereitungen treffen zu können.

Wißmann hatte in Deutschland fünf Dampfer gekauft für den Dienst an der Küste und in den Flüssen. Der eine derselben, die „Martha", brachte die gesamte Ausrüstung nach Dar es Salaam, als dem zur Ausladung am meisten geeigneten Hafen, von wo aus das ganze Kriegsmaterial nach Bagamojo gebracht wurde. Der Geschützpark bestand aus sechs Revolverkanonen und zwölf leichten Feldgeschützen, welche letztere zunächst nur als Strandgeschütze verwendet werden sollten. Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft besaß eine Anzahl kleiner Schnellfeuerkanonen von Krupp, welche auch von Wißmann übernommen wurden. Der mit Verschluß 63 Kilo wiegende Lauf wird von zwei Leuten an einer Stange getragen, die Lafette ebenfalls, je ein Mann trägt dann neben seinen Ausrüstungen ein Rad. Hundert Granaten dieses Geschützes bilden eine Trägerlast. Wißmann hatte 700 000 Mauserpatronen zu seiner Verfügung, welche in Dar es Salaam lagerten. Es war dies eine ungeheure Menge, das gesamte deutsche Blockadegeschwader führte deren nur 100 000.

Die Sudanesen waren in Kompanien von je hundert Mann eingeteilt, das gesamte Bataillon hatte eine Stärke von fünfhundertsechzig Mann. Eine Kompanie von neunzig Mann bildete die Besatzungstruppe von Dar es Salaam, dazu kamen noch zwei Kompanien Sulu von je hundert Mann. Die Gesamtstärke der Truppen für die ersten Aktionen betrug siebenhundert Mann Schwarze und fünfzig Europäer.

Der Waffenstillstand sollte von nicht langer Dauer sein. Buschiri brach denselben durch eine That empörender Roheit und Grausamkeit, wodurch er auch seinen Ruf als ritterlicher Kämpe einbüßte, den er sich durch sein früher gezeigtes Benehmen bei Absendung seiner Fehdebriefe bei den Europäern in gewissem Grade erworben und auch bei seiner Behandlung der Missionäre bethätigt hatte. Buschiris Leute hatten aus einer Patrouille einen Askari der Ostafrikanischen Gesellschaft aufgegriffen und diesen nach dem Lager geschleppt. Dort befanden sich zufällig Leute aus dem Dorf Kaule bei Bagamojo, dessen Bewohner zu Buschiri übergegangen waren. Anfangs hatten sie allerdings Neutralität bewahrt, auch in Bagamojo Nahrungsmittel verkauft und bei dieser Gelegenheit die Mannschaften der Station alle kennen gelernt. Einer dieser Leute sah den Gefangenen in Buschiris Lager und teilte diesem mit, daß der Gefangene an den Befestigungen der Europäer mitgearbeitet habe. Buschiri ließ daraufhin seinen Scharfrichter kommen, den Askari in die Mitte des Lagers führen und dort vor versammeltem Kriegsvolk zur allgemeinen Abschreckung beide Hände abhacken. Dann sagte er zu dem derart Verstümmelten: „Nun gehe zu deinen Wasungu (Europäern), erzähle ihnen, daß Buschiri es mit ihnen ebenso machen wird."

Der Askari, eine robuste Natur, stemmte seine beiden Armstummel in die Seite, um die Blutung zu stillen, lief, was er konnte, und langte auch in dem Stationshause an, dort brach er stöhnend zusammen, zeigte seine blutigen Stumpfe und ächzte noch „Buschiri", dann wurde er ohnmächtig. Die „Schwalbe" lag gerade auf der Reede von Bagamojo, und durch Signale erbat man den Schiffsarzt, welcher sofort kam und dem Schwarzen einen sorgfältigen Verband anlegte. Die erste Frage des wieder zum Bewußtsein gelangten Unglücklichen war: „Bekomme ich auch etwas zu essen." Man teilte ihm einen kleinen Jungen zur Pflege zu, und bald war er wieder ganz genesen.

Sehr bald fand er sich sogar vergnügt in seine Lage. Es wurde selbst von einigen seiner schwarzen Brüder um seine glückliche Lage beneidet. Der Mann, welcher durch seine Angabe die Verstümmelung des Armen herbeigeführt hatte, geriet bald darauf selbst in die Gewalt der Deutschen und büßte seine Missethat mit dem Tod durch den Strang. Seit jener That griff eine ganz außerordentliche Erbitterung gegen den elenden Buschiri um sich. Der günstige Verlauf der Heilung jenes Unglücklichen und die ihm innewohnende Kraft, nach einer solch entsetzlichen Verwundung noch einen weiten Weg zurückzulegen, steht nicht einzig in seiner Art da. Die Schwarzen haben eine ganz außergewöhnliche Heilkraft, sei es, daß dies in ihrer kräftigen widerstandsfähigen Natur liegt, oder vielleicht in dem Umstand, daß bei der verhältnismäßig dünnen Bevölkerung Afrikas oder den klimatischen Verhältnissen jene Fäulnis- und Krankheitserreger noch nicht die große Verbreitung wie bei uns erlangt haben. So zeichnen sich z. B. die Wawembastämme im Südwesten des Tanganika durch ungewöhnlich grausame Häuptlinge aus, welche sich besonders darin gefallen, diejenigen Männer, welche sich mit den zahlreichen Weibern eines Häuptlings in unerlaubte Verhältnisse einlassen, zu verstümmeln und ebenso die betreffenden Weiber. Je nach dem Grade der Intimität, den man bei derartigen Verhältnissen feststellen konnte, finden Verstümmelungen der Geschlechtsteile bei Mann und Frau, Abhacken der Füße und Hände, Abschneiden der weiblichen Brüste, der Lippen, Augenlider oder Ohren statt. Die meisten dieser Unglücklichen überstehen die schreckliche Operation, nachdem man die Blutung durch das Mehl einer Getreideart, des Panicum, dort Uläsi genannt, zum Stehen gebracht hat. Wenn die Füße oder Hände abgehackt oder aus den Gelenken ausgelöst wurden, so werden die Stumpfe in kochendes Öl getaucht, worauf die Blutung der großen Arterien sofort stillstehen soll, und dann erst wird das Mehl aufgestreut. Der Verfasser selbst konnte wiederholt unglaubliche Heilungsprozesse beobachten. Um nur ein paar Fälle anzuführen, sei erwähnt, daß bei einem Gefecht ein Askari des Verfassers sein Gewehr überladen hatte, so daß der Lauf platzte und dem Manne sämtliche Finger der linken Hand abgerissen wurden und ein Sprengstück durch die Hand schlug. Die gefährliche Lage nach dem Gefecht erlaubte nur das Anlegen eines Notverbandes

aus Baumwollstreifen und Durchtränkung mit schwacher Karbollösung in sehr schmutzigem Wasser. Der Verwundete marschierte hierauf die ganze Nacht, den ganzen folgenden Tag und bis zum Mittag des zweiten Tages, nachdem während der zweiten Nacht gelagert wurde. Wasser war erst am Nachmittag des zweiten Tages aufzutreiben. Nach fünf Wochen war, ohne daß das geringste Wundfieber eingetreten war und der Verband erst am fünften Tage zum erstenmal gewechselt wurde, vollständige Vernarbung eingetreten. Bei demselben Gefechte erhielt ein Träger sechs schwere Hieb- und Stichwunden. Demselben konnte aus Mangel an Verbandzeug und antiseptischen Mitteln gar kein Verband angelegt werden. Der Verwundete machte, ohne getragen zu werden, denselben schrecklichen Marsch mit, mußte dann allerdings liegen bleiben, war aber ebenfalls nach fünf Wochen wieder ganz geheilt.

Buschiri ließ es auch während des Waffenstillstandes nicht an Feindseligkeiten gegen die den Europäern treu gebliebenen Wanjamuesi fehlen und am 28. April überfiel er fast unter den Mauern Bagamojos das Dorf Kaule, plünderte dasselbe und ließ es in Rauch aufgehen. Die Einwohner flüchteten sich nach Bagamojo. Der Reichskommissar war somit aller Verpflichtungen betreffs des Waffenstillstandes enthoben. Zum Glück trafen am 6. Mai die Sulu von Mosambik ein, auf welche Wißmann gar nicht mehr gerechnet hatte. Sofort wurden die Vorbereitungen zum Überfall des Rebellenlagers getroffen. Über die Größe der feindlichen Streitkräfte war man ungenau unterrichtet. Die Angaben schwankten zwischen ein- und dreitausend Mann Arabern und Mischlingen. Die Stärke der Negertruppen konnte überhaupt nicht geschätzt werden, da dieselbe fortwährendem Wechsel unterworfen war.

Nach sorgfältig eingezogenen Erkundigungen und Auskundschaftung durch Wanjamuesi hatte man erfahren, daß sich das Hauptlager auf einer kleinen Anhöhe befand, angelegt auf einem kleinen Hügel inmitten weiter Grasebenen, $1\frac{1}{2}$ Meilen von Bagamojo entfernt, hinter dem breiten, die Stadt umgebenden Palmengürtel. Nach der ziemlich bedeutenden Ausdehnung der Umwallung zu urteilen, mochten sogar drei- bis viertausend Leute Schutz darin gefunden haben. Dieses Lager war mit einer sogenannten Boma umgeben, eine Befestigungsart, welche die

Araber von den Negern angenommen haben. Die Neger, welche in fortwährender Fehde miteinander liegen, sind verhältnismäßig kampfgeübt, wagen aber selten offene Feldschlacht, sondern ziehen eine Art Festungskrieg vor. Sie haben bei Anlage solcher Befestigungen eine ziemliche Geschicklichkeit erlangt. Die Kriege, welche die Schwarzen untereinander führen, fordern in der Regel sehr wenige Opfer und werden aus Mangel an guten Führern schlecht und wenig entschieden geführt.

Trotz der Verschiedenartigkeit der Befestigung kennt der Neger nur zwei Bezeichnungen dafür, wenigstens in dem größten Teil des deutschen Interessengebietes, die Boma und das Ipuri. Mit Boma bezeichnet er jede Art von Umzäunung, die einfachste Hecke zum Schutze eines Gemüsegartens bis zum uneinnehmbaren Dorf, das Ipuri, ein aus dem Kiunjamuesi entlehntes Wort, ist ein Gebäude mit flachem Dach, welches die Ortschaften als Befestigung umgibt.

Die Boma einfachster Art ist aus abgehauenen Zweigen, Dornhecken und Ästen hergestellt, welche zuweilen an eingegrabenen, übermannshohen Gabeln mit aufgelegten Querstangen angelegt werden Zuweilen schichtet man Astwerk nur bis zur Brusthöhe rings um ein Karawanenlager. Für diesen Fall ist die Boma in 1—1½ Stunden hergestellt. Diese Art von Boma hat nicht den Zweck, die dahinter Verborgenen vor einschlagenden Geschossen, Kugeln, Pfeilen oder geschleuderten Lanzen zu schützen, sondern den Verteidiger dem Feinde unsichtbar zu machen. Ist eine solche Boma mit zahlreichen Dornhecken durchsetzt, so kann man einem mit wenig Feuerwaffen versehenen Feind leicht stand halten. So genügt z. B. ein solcher Dornenhag vollständig, das Eindringen selbst an Zahl weit überlegener Massen zu verhindern. Kein Schwarzer wagt sich an die boma ja miba (Dornenumhegung) heran. Der für Karawanenlager gebrauchte Ausdruck mkoa bedeutet nicht den schützenden Hag, sondern den kreisrunden Grundriß der Anlage.

Dörfer werden mit der Boma ja miti (Palissadenumzäunung) umgeben. — Buschiri hatte bei seinem Lager 2½ m hohe Palmenstämme verwendet. — Da die Hütten der Negerdörfer immer zuerst angelegt, dann erst die Palissaden errichtet werden, so ist der Grundriß der Bomabefestigung immer ganz unregelmäßig, oft mit ein-

springenden Bogen und Winkeln. Die einfachste Art der Boma ja miti wird derart errichtet, daß mit der Hacke ein etwa metertiefer, zweispannbreiter Graben gezogen wird und in diesen hinein 4—5 m lange, arm- bis schenkeldicke Stämme der krummen und unregelmäßig gewachsenen afrikanischen Baumarten so dicht wie möglich, oft zwei bis drei Lagen, hintereinander gestellt und mit der ausgehobenen Erde festgestampft werden. In Abständen von 5 zu 5 m sind Stämme eingefügt, welche in ungefährer Höhe von 2 m vom Boden weit auseinander gabeln, so daß nach innen und außen der Gabelschenkel vorragt. In diese Gabeln legt man dünne Stangen, acht bis zehn Stück übereinander. Dadurch, daß diese Stangen innen und außen fest in den überragenden Gabeln die Palissaden auf der ganzen Länge der Boma festhalten, wird ein Umsinken der Stämme nach innen oder außen verhindert und ein sehr festes Gefüge hergestellt. Als Schießscharten benützt man zufällig aufgebliebene Lücken. Gegen Pfeile ist man hinter der Boma ebenso sicher, wie gegen Kugeln, wenn die Stämme in drei- bis vierfacher Lage gefügt sind. Der Platz vor der Boma ist entweder ganz frei gehalten oder mit einem undurchdringlichen Dickicht von Dornen und dichten Büschen bewachsen. Vielfach sieht man auch, besonders in Unjamuesi, einen seichten Graben vor der Boma, dessen nach den Palissaden aufgeworfene Erde in einiger Entfernung von diesen eine dichte Euphorbienheckenkrone trägt, welche oft 6—7 m hoch wird. Die Euphorbien bildeten früher bei ihrer Dichtigkeit und Höhe den Hauptschutz gegen Pfeile und sollen durch ihren giftigen Milchsaft den Eindringling schrecken.

Seit die Feuerwaffe so allgemein in Afrika und besonders in Ostafrika eingeführt wurde, kamen die Hecken vor den Palissaden immer mehr in Wegfall, und begann man um das Dorf einen 2—3 m breiten und bis $1\frac{1}{2}$ m tiefen Graben auszuheben. Die ausgehobene Erde wird an die früher beschriebenen Palissaden geworfen, so daß diese nur 2 m hoch sichtbar bleiben. Während des Aufführens eines damit entstandenen Erdwalles vergräbt man dabei armdicke, glatte Hölzer in Brusthöhe im Wall. Zieht man diese Hölzer, wenn die Erdarbeiten fertig sind, heraus, so entstehen Schießscharten. Oft wird der Graben tiefer und breiter ausgehoben, die Palissaden werden auf den Erdwall gesteckt, die Querstangen mit Dornen belegt und

ebenso der Fuß der Palissaden, um nackten Füßen eine Annäherung unmöglich zu machen und das Herausstoßen der Querstangen nach oben ebenso zu verhindern.

Ein derartig befestigtes Dorf, in Wanjamuesi gelegen, welches außerdem durch Fallgruben gesichert war, in deren Boden spitze Holzstäbe staken, hielt sich, durch nur zwölf Feuersteingewehre verteidigt, in wiederholten Belagerungen gegen eine Armee von fünf- bis sechshundert Gewehren des berüchtigten Häuptlings Mirambo.

Im Lande Kawende, östlich von Tanganika, also auch in Deutsch-Ostafrika, sah der Verfasser ein Dorf, welches ohne Eingreifen von Geschützen uneinnehmbar angelegt war. In dem sumpfigen Terrain war zur Anlage des Dorfes eine trockene Stelle ausgewählt. Der Erdauswurf des Grabens war an die fast 7 m hohen Palissaden bis zu einer Höhe von 2 m gehäuft, und innerhalb lief ringsum eine meterhohe Bank, mit einen halben Meter breitem Pfade. Die Palissaden waren von vierfacher Lage und innen gegen den Erddruck von außen abgestrebt. In 3 m Höhe lief innerhalb des Dorfes ringsum eine Galerie, aus Holzstämmen und Rundhölzern errichtet, als Standort für die Schützen. Das Dorf mit nur etwa dreißig Hütten war innen durch Palissaden abgeteilt. Die Dächer der Hütten verschwanden unter zahlreichen dichtbelaubten Fikrisbäumen vollständig und waren durch das vielverzweigte Astwerk gegen Brandpfeile geschützt, selbst wenn das Laub gefallen war. Ein breiter Graben hatte sich allmählich mit Schlamm gefüllt, und dichtes Buschwerk überwucherte die Oberfläche. Zu undurchdringlichem Dickicht von 30 m Breite auf schwankem Boden verflochten, machte es jede Annäherung unmöglich. Der einzige Zugang zum Dorfe führte durch eine schmale, lange Einbuchtung der Palissaden, nachdem man einen durch das umgebende Dickicht gehauenen mannsbreiten Pfad passiert hatte, dessen Boden durch aufgeworfene Erde trocken gehalten wurde. Die Pforte war so niedrig, daß man nur tief gebückt, zugleich über die kniehohe Schwelle schreitend, eintreten konnte. Die Thür selbst war aus einem dicken Baumstamm halbkreisförmig geschnitzt, hatte eine Breite von dreiviertel Meter und bewegte sich schwer in langen Angeln. Der Verschluß wurde durch einen schweren Klotz bewerkstelligt, welcher in ein Loch der Bortschwelle paßte. Der Besitzer dieser nur 60—80 m im Durchmesser haltenden

Festung beabsichtigte jedoch wegen der höchst ungesunden Lage des Ortes auszuwandern. Er selbst und seine Leute hatten viel am Fieber zu leiden.

In Bagamojo herrschte in den letzten Tagen vor dem geplanten Angriff des Lagers von Buschiri ein reges Leben, und die in Trümmer gesunkene Stadt, deren Straßen schon von Unkraut überwuchert waren, bildete ein großes Kriegslager. Aus allen Teilen Afrikas zusammengewürfelte Krieger zeigten sich, wohin man blickte: Die in weiße Uniformen eingekleideten Sudanesen und Sulu, denen man noch schnell einige Begriffe von deutscher Gefechtsweise beibrachte, Wanjamuesi in ihren bunten malerischen, echt wilden Kostümen, in kleinen oder größeren Trupps umherziehend, Weiber und Kinder, deutsche Offiziere und Unteroffiziere. Proviant und Lebensmittel, Waffen und Munition wurden verteilt. Wißmann hatte anfangs nicht darauf gerechnet, daß die Marine an dem Angriff teilnehmen sollte. Dies geschah aber doch, als der Admiral den Wunsch aussprach, seinerseits mit Mannschaften einzugreifen. Am 8. Mai sollte der Angriff stattfinden. Schon mit Sonnenaufgang waren sämtliche schwarze Truppen aufgestellt. Die Sudanesen verhielten sich ruhig, wie es altgedienten Soldaten ziemt. Die Sulu konnten nicht unterlassen, vor der Front ihre heimatlichen Kriegstänze aufzuführen. Die Wanjamuesi, welche in gedrängten Haufen hinter den in Reih' und Glied aufgestellten Sudanesen und Sulu standen, waren zur Hälfte mit Vorderladern, zur Hälfte nur mit Bogen, Pfeil und Lanze ausgerüstet und hatten alle durch Bemalen mit weißer und roter Farbe, durch Federn und Pelzschmuck sich ein möglichst wildes Ansehen zu geben versucht.

Eine Abteilung der Marine von der „Leipzig", neunzig Mann stark, übernahm nach getroffener Abrede die Besetzung der Station, und weitere dreißig Mann besetzten die Häuser, in welchen die Somali der Dr. Petersschen Emin-Pascha-Expedition untergebracht waren, welche als unsichere Leute bewacht wurden. Dr. Peters hatte die Somali vorläufig auf einen Monat dem Kommando des Reichskommissars unterstellt. Diese Somali hatten schon wiederholt ganz wirksame Verteidigung ihres Lagers geführt.

Dem Reichskommissar standen am Tage des Gefechts folgende Truppen zur Verfügung:

5 Sudanesen-Kompanien	550	Mann	geführt von 20 Offizieren und Unteroffizieren,
Somali, Bootsleute der Schutztruppe	40	„	
Askari der Station	60	„	
1 Kompanie Sulu	100	„	
Ein geschlossener Trupp von	40	Europäern,	
Marine-Abteilung mit	210	Matrosen, 10 Offizieren, 2 Ärzten,	
	1000	Mann reguläre Truppen,	

dazu kommen noch einige hundert Wanjamuesi.

An Geschützen wurden zwei $4{,}_7$ cm- und eine 6 cm-Schnellfeuerkanone mitgeführt. Voraus die Stationsaskari und Wißmannschen Truppen, in der Mitte die Matrosen und zuletzt die Wanjamuesi. In langer Reihe auf dem nur fußbreiten Pfade, einer hinter dem andern, ging's vorwärts, manche Hindernisse waren zu überwinden, einige tiefe Bäche und sumpfige Stellen in glühender Hitze. Alles ging aber in musterhafter Ordnung vor sich. Zuletzt lag vor der Truppe nur noch ein lichter Palmenwald, und in der weiten Grasebene auf der Anhöhe das imposante Kriegslager des Buschiri, ohne daß vom Feinde etwas zu sehen war.

Etwa tausend Schritte vor dem Lager schwärmte der Vortrupp von etwa fünfzig Stationsaskari unter Führung des Herrn v. Eberstein aus, langsam vordringend. Die andern Truppen zogen sich nach beiden Seiten hin. Die Artillerie hatte auf 500 m vor dem Lager Aufstellung genommen und war schußbereit. Chef Dr. Schmidt schwenkte mit einem Seitendetachement, bestehend aus zwei Sudanesenkompanien und der weißen Schutztruppe nach der linken Flanke ab und hatte Auftrag, von Süden her den Angriff auf das Lager zu unternehmen. Das Gros, geführt vom Premierleutnant v. Gravenreuth, war jetzt zur Entwickelung gelangt und schob sich zwischen die linke Flügelabteilung und den Vortrupp. Chef v. Zelewski hatte schon vorher den Befehl erhalten, mit einer Sudanesen- und einer Sulukompanie sowie dreißig Somali aus der Marschkolonne auszuscheiden und das Lager von Nordosten zu umgehen. Er sollte sich mit Dr. Schmidt vereinigen und so das Lager ganz einschließen.

Die Marinetruppen unter Korvettenkapitän Hirschberg hatten sich vorher herausgezogen und neben dem Gros und der Artillerie ent-

wickelt. Dieselbe stand in der Front und deckte die Artillerie, hinter welcher sie Aufstellung genommen hatte.

In dieser Formation rückten die Angreifer in der ganzen Linie, ohne zu schießen, vor. Beim ersten Aufrücken, welches die Truppen auf ungefähr 800 m an das Lager heranbrachte, eröffneten die Araber, durch ihre Palissaden und Erdwerke gedeckt, ein lebhaftes Feuer, welches aber auf Wißmanns Befehl zunächst nicht erwidert wurde. Erst als die Linie bis auf etwa 300 m an das Lager herangekommen war, wurde vom Reichskommissar das Zeichen zum Beginne des Angriffs gegeben, indem Wißmann den weißen Reitesel Buschiris niederstreckte. Buschiri hatte das Tier zum Hohn hinaustreiben lassen. Nun begann das Feuer sofort auf der ganzen Linie und wurde während einiger Minuten auf beiden Seiten mit großer Heftigkeit unterhalten, so daß alles in weißen Pulverdampf eingehüllt war und ringsum der Lärm und Donner der Schlacht hallte. Die Artillerie war bis auf 250 m herangegangen und versuchte eine Bresche in die Umwallung zu legen. Auch auf feindlicher Seite trat nunmehr ein schweres Geschütz in Thätigkeit, aus welchem mit großen Eisenstücken auf die Angreifer geschossen wurde. Die Offiziere, welche beritten waren, stiegen von den Pferden und führten die Truppen mit Säbel und Revolver ins Feuer gegen das Lager. Die Abteilung des Herrn v. Zelewski hielt sich unterwegs etwas zu lange auf, durch Schwierigkeiten aller Art aufgehalten, und so konnte leider eine völlige Umzingelung nicht bewerkstelligt werden. Alle Abteilungen griffen nun ein, der Höhepunkt des Gefechts war gekommen. Der Donner der Kanonen, das ununterbrochene Geknatter von mehreren tausend Gewehren, Kampfgeschrei und Geheul verursachten ein furchtbares Getöse. Dazu entwickelte sich ein ungeheurer Rauch, so daß zeitweise ganze Abteilungen dahinter verschwanden. In der ersten Reihe stand Wißmann, dicht neben ihm fielen mehrere Askari, Dr. Schmelzkopf und Hauptmann Richelmann wurden an seiner Seite verwundet. Die Artillerie hatte, in die vorderste Reihe vorgerückt, bald das 6 cm-Geschütz Buschiris zum Schweigen gebracht und eine breite Bresche in die Palissaden geschossen. Dicht neben dem Geschütz Buschiris wurden später sechs durch Granatsplitter getötete Araber aufgefunden. Die Truppen des Reichskommissars hielten sich musterhaft, nirgends

war während des ganzen Gefechtes ein Zaudern zu bemerken gewesen. Die Sudanesen schossen mit der Ruhe altgedienter Soldaten. Die Sulu hatten zwar noch kein rechtes Vertrauen in ihre neue Waffen, waren aber kaum zurückzuhalten. Wilde Raubgier blitzte aus ihren Augen, und mit dem Gewehr in der einen, dem Seitengewehr in der andern Hand, drängten sie, wie sie es auch in ihren eignen Kämpfen gewohnt waren, ungestüm vor, um Mann gegen Mann zu fechten. Die Wanjamuesi hatten wegen der dichten Schützenreihen nicht in das Gefecht eingreifen können. Sie schossen daher ihre Flinten ins Blaue und im Bogen ab und erhoben ein solch wildes Kriegsgeheul, in das auch die Sulu einfielen, daß selbst der betäubende Lärm des Gewehr- und Geschützfeuers übertönt wurde.

Nachdem das Geschützfeuer einige Minuten gewirkt hatte und sämtliche Truppen bis auf 120 Schritte an das Lager herangekommen waren, gab Wißmann das Zeichen zum Sturm. Mit aufgepflanztem Seitengewehr stürzten die ihm zunächststehenden Truppen des Herrn v. Gravenreuth, welche den Befehl anfangs allein verstanden hatten, vorwärts. Die dritte Sudanesenkompanie war zuerst an den Palissaden. Der erste im Lager war der Kompaniechef Leutnant Sulzer. Mit lautem Hurra stürzten nun die Matrosen unter Korvettenkapitän Hirschberg und die Askari unter Herrn v. Eberstein auf die Befestigung. Damit verstummte auf der ganzen Linie das Feuer, und von allen Seiten stürmten die Kompanien, die Offiziere weit voran, gegen die Befestigung. Während die Matrosen unter großer Anstrengung die Palissaden niedergerissen hatten, war ein Teil der Askari und Sudanesen durch ein Thor eingedrungen, und alles, was sich im Lager befand, wurde niedergemacht. Die Hütten, aus denen immer noch einzelne Schüsse fielen, wurden mit den Bajonetten aufgebrochen. Die Araber hatten sich teilweise in Schlupfwinkel verkrochen. Sie wurden von den erbitterten Soldaten, besonders den Sulus, niedergestochen. Die Offiziere waren kaum im stande, die Gefangenen vor der Wut der Schwarzen zu schützen. Die beiden Flankenabteilungen, besonders die von Herrn v. Zelewski geführte, hatten die Umzingelung leider nicht vollenden können; so war es einem großen Teil der feindlichen Besatzung gelungen, schon vor dem ersten Schützenanlauf zu entfliehen, indem sie aus dem Lager ausbrachen und nordwärts verschwanden.

Zwischen diesen Flüchtlingen und der Abteilung Zelewski entspann sich ein heftiges aber kurzes Gefecht, das mit der gänzlichen Auflösung und wilden Flucht der Leute Buschiris endete. Gleichzeitig gelang es einer andern Abteilung, südwärts durchzukommen, welche aber von den Truppen des Dr. Schmidt noch tausend Meter weit verfolgt wurde und erhebliche Verluste erlitt. Weitere Verfolgung der Fliehenden wurde wegen der Schwierigkeiten aufgegeben, welche durch das hohe Gras, durch Buschwerk und Dornen bereitet wurden und die Leute nur unnütz ermüdet haben würden.

Leider war der Rebellenführer Buschiri nicht in die Gewalt der Deutschen gekommen. Gefangene sagten aus, daß er schon unter den ersten Flüchtlingen gewesen sei, seiner Korpulenz wegen jedoch nicht weit habe gelangen können und ganz in der Nähe im Grase gelegen habe.

Der Kampf war beendet, und nur aus weiter Ferne hallten noch hier und da einige Schüsse herüber, blindlings von den Flüchtlingen nach rückwärts abgegeben, in dem Glauben, noch immer verfolgt zu werden. Weit und breit zeigte sich kein Araber mehr. Der Sieg war vollständig, die noch am Tage zuvor so übermütigen, frechen Araber waren gänzlich gedemütigt. Überall herrschte lärmende Fröhlichkeit, Siegesgeschrei und -Gesänge, und der gellende, gedehnte Kriegsruf u—ui der Wanjamuesi, welcher Hyänengeheul nachahmt, ertönte triumphierend durch das Lager. Man hatte dies den Truppen zur Plünderung überlassen. Proviant fand sich nur sehr wenig, Munition in ganz geringer Menge. Das erlassene Verbot, Lebensmittel einzuführen, und die strenge Kontrolle des Blockadegeschwaders betreffs der Munition, hatte sich demnach als sehr wirksam erwiesen. Dagegen fanden sich eine Menge Geschirr, Matten, Kleidungsstücke und Waffen aller Art in den Hütten des Kriegslagers vor. Zwei arabische Fahnen, zwei glatte Geschütze alter Konstruktion, mehrere Mausergewehre und zahlreiche Vorderladerflinten, allen möglichen Systemen und Zeitaltern angehörend, wurden erbeutet, von großen Wallbüchsen mit Auflegegabel bis zu feinen Doppeljagdflinten mit Hinterladersystem. Sie wurden teils verbrannt, teils von den Schwarzen mitgeschleppt. Arabische und Belutschenschwerter, arabische Speere und

Messer wurden von den Matrosen und Unteroffizieren als Erinnerung an das siegreiche Gefecht mitgenommen. In einer Hütte hatte man in drei Kisten 6000 Rupien gefunden, noch in derselben Verpackung, wie sie als Lösegeld für die gefangenen katholischen Missionäre von Pugu an Buschiri ausgezahlt worden waren. Die Soldaten hatten aber schon eine schleunige Verteilung unter sich vorgenommen, so daß an eine Rückforderung nicht zu denken war, ohne gegen einzelne ungerecht zu sein oder allgemeine Mißstimmung hervorzurufen. Die Belohnung war zudem den Leuten zu gönnen und wirkte für die Zukunft anspornend.

Die Zahl der gefallenen Rebellen, welche im Lager und in dessen Nähe aufgefunden wurden, belief sich auf siebzig. Später wurde aus ziemlich zuverlässiger Quelle der Verlust des Feindes auf 106 Tote festgestellt. Sicher sind aber später und auf der Flucht noch viel mehr zu Grunde gegangen, aus Mangel an geeigneter Pflege oder tödlichen Wunden erlegen, und manch einer mag einsam und verlassen im Gras oder Busch sein Leben ausgehaucht haben. Man schätzte die Verluste des Feindes auf 15—20 Prozent, ein sehr hoher Satz. Unter den Gefallenen befanden sich fast nur Hadramautaraber von der Südküste Arabiens. Tote Neger fand man nur drei. Auch einige sehr angesehene Araber aus Pangani und Bagamojo sowie einer der treuesten Anhänger Buschiris fanden sich unter den Toten. Gefangen wurden nur zwei Araber, acht Sklaven und zwanzig Weiber, welche man teilweise aus schon brennenden Hütten herauszerrte.

Aber auch auf seiten der Deutschen waren schwere Verluste zu beklagen. Leutnant Schölle von der „Schwalbe“ hatte, als er mit kühnem Mute den Matrosen voran die Palissaden erkletterte, einen Schuß in den Unterleib erhalten, der ihn auf der Stelle tötete. Der Matrose Foell aus Nürnberg erhielt einen Schuß durch das Gehirn. Von der Schutztruppe fiel der Feldwebel Peter, welcher einem Hitzschlage erlag; sodann waren sechs schwarze Soldaten gefallen. Verwundet war Stabsarzt Dr. Schmelzkopf durch einen Streifschuß an der linken Unterleibseite, und Hauptmann Richelmann hatte einen Schuß durch den linken Unterschenkel erhalten. Dem Matrosen Klebba wurde der Arm zerschmettert, so daß derselbe amputiert werden mußte, und

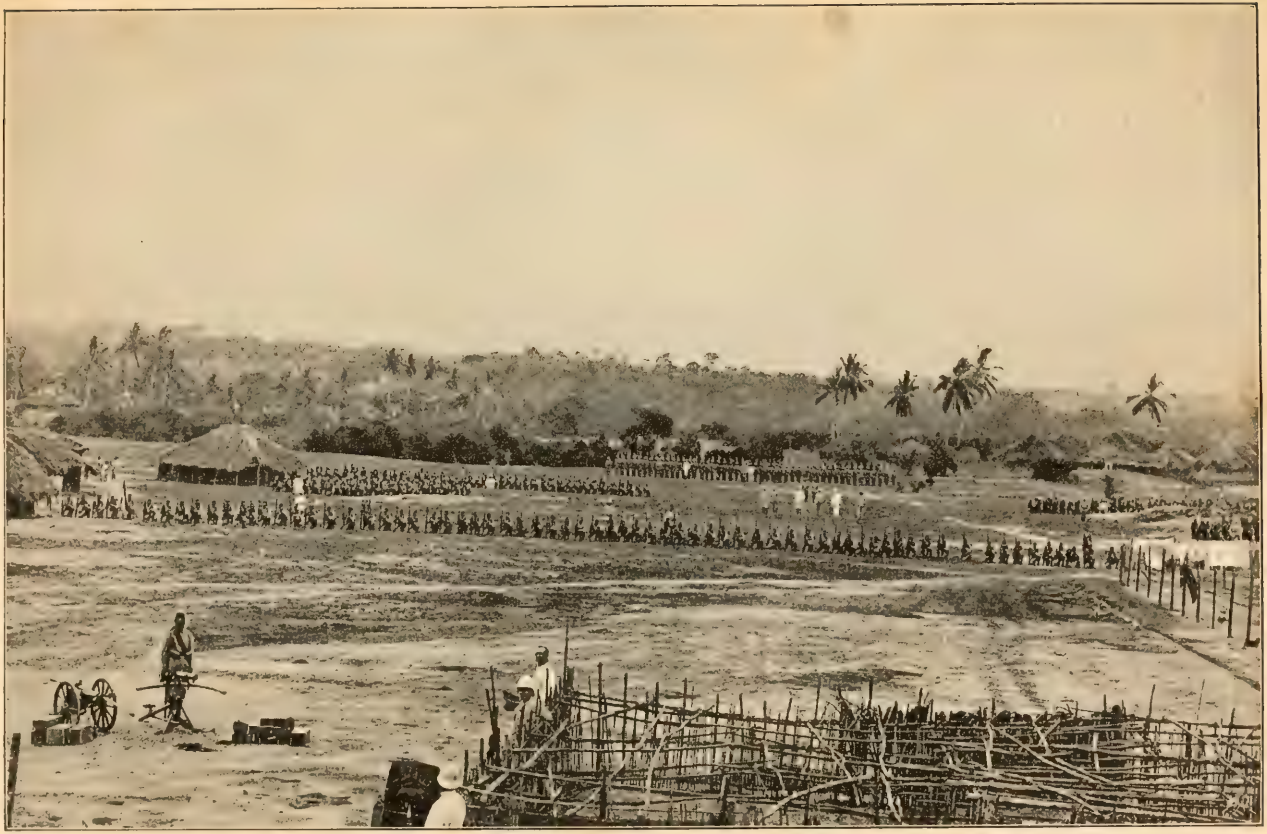
der Obermatrose Hinkelmann hatte es dem Umstand, daß er Schlüssel in seiner Tasche trug, zu verdanken, nur einen Prellschuß erhalten zu haben. Drei Sudanesen hatten leichte Wunden.

Nachdem die Truppen wieder gesammelt, zerstörte man das Lager. Mit großer Mühe wurden die Palissaden des 300 m langen und 200 m breiten Lagers aus der Erde gerissen und auf Haufen verbrannt, die Hecken angezündet, die Erdwerke, Wälle und Gräben geschleift und zugeschüttet, so daß an ein nochmaliges Festsetzen nicht mehr zu denken war. Das eine Geschütz, dessen Lafette zerschossen war, wurde vergraben, um später als Trophäe nach Bagamojo geführt zu werden, das andre wurde gleich mitgenommen.

Nach Verabredung mit Konteradmiral Deinhard waren am Morgen des Gefechtstages fünf Dampfpinassen den Kingani hinaufgeschickt worden, welche an der Fähre bei Windi und Mtoni, wo v. Gravenreuth das Fort angelegt, sämtliche Fährboote zerstörten und etwaige Flüchtlinge abfangen sollten. Es zeigten sich jedoch nur sehr wenige Araber, und diese ergriffen sofort die Flucht, als von den Booten aus auf sie geschossen wurde. Die meisten Flüchtlinge hatten die weiter stromaufwärts liegende Dundafurt benutzt, welche aber wegen des seichten Wassers nicht für die Dampfpinassen erreichbar war.

Nachdem die Truppen bei dem eroberten Lager sich alle gesammelt und etwas ausgeruht hatten, wurde der Rückmarsch angetreten. Nun erst zeigten sich die Folgen der kolossalen Anstrengungen, besonders da kein Wasser zum Löschen des brennenden Durstes in glühender Sonne zu haben war. Viele Weiße mußten deswegen wie die Verwundeten getragen werden, die Sulu und die Wanjamuesi waren die einzigen, denen man keine Ermüdung anmerkte. Die Sulu brachten, mit Beutestücken über und über beladen, einiges Leben in die langsam dahinschleichenden Truppen, in deren Mitte sie marschierten. Sie stimmten auf dem ganzen Wege mit den Wanjamuesi ihre melodischen Schlachtgesänge an.

In Bagamojo wurden die Truppen von den wenigen treugebliebenen Bewohnern mit lautem Jubel begrüßt, wobei sich die Weiber besonders durch ihr eigentümliches Freuden- und Siegesgeschrei auszeichneten. Dieses Geschrei, in Ostafrika „Wigeregere" genannt, hört man in ganz Afrika und selbst in den von arabischen



Das Expeditionskorps auf dem Exerzierplatze zum Gefechte entwickelt.

Nach einer von Major v. Wißmann zur Verfügung gestellten Originalphotographie.

Völkern bewohnten Nordregionen von Marokko bis Ägypten und selbst Arabien, bei freudigen Veranlassungen. Es wird dadurch hervorgebracht, daß bei einem hohen Fistelton die Zunge zwischen den Lippeninnenrändern mit der Spitze in schnelle wagerechte Vibrationen gebracht wird, wodurch ein weithin tönender schriller Laut vernehmbar wird. Wenn dies Geschrei von vielen hundert Weibern ausgestoßen wird, so macht es den Eindruck eines eigentümlichen Jubels. Während des Schreiens heben die Weiber begrüßend einen Arm in die Höhe.

Nachdem die Verwundeten in Bagamojo in dem provisorischen Lazarett untergebracht und an sämtliche Truppen Erfrischungen ausgeteilt worden waren, nahmen alle teil an der allgemeinen Fröhlichkeit. Die Wanjamuesi und Sulu führten ihre interessanten Kriegstänze auf, in ihren eigenartig klangvollen Chorgesängen von den Weibern begleitet. Die Marine schiffte sich unter den Klängen ihres Musikkorps ein und ging wieder an Bord.

Mit diesem Siege verschwanden die Rebellen weit und breit aus der Umgegend von Bagamojo, und wenn umherschweifende Patrouillen hier und da auf feindliche Abteilungen stießen, so ergriffen die letzteren sofort die Flucht, ebenso aber auch alle Eingeborenen, sobald sich nur ein einziger Soldat der Deutschen sehen ließ. Die Dörfer der Umgegend waren fast alle verlassen und von Buschiris Mordbrennerbanden ausgeraubt und zerstört worden. Wißmann mußte unbewaffnete Suaheli nach den wenigen noch bewohnten Ortschaften entsenden, um zu verkünden, daß, nachdem Buschiri geschlagen sei, der Krieg beendet wäre und man vor den Wasungu (Europäern) nicht fliehen sollte. Wenn auch die Nachricht einigermaßen beruhigend auf die unglücklichen Wasaramo wirkte, welche seit Monaten in steter Gefahr für Leben und Eigentum gelebt hatten vor den blut- und beutegierigen Räubern Buschiris, so war ihr Mißtrauen doch nicht leicht zu beseitigen. Sie fürchteten nicht etwa dasselbe von den Deutschen, was ihnen von Buschiris Leuten angethan worden war, wohl aber, daß man sie mit verantwortlich für dessen Unthaten machen werde. Daher waren sie anfangs auch nur sehr schwer zu bewegen gewesen, Ergebenheitsdeputationen nach Bagamojo zu senden. Einige solcher Abgesandter ergriffen sogar beim Anblick der vielen Soldaten sofort die Flucht. Erst als Wißmann mehrere schwarze Würdenträger

mit größter Freundlichkeit empfangen hatte und sie reich beschenkte, wich das allgemeine Mißtrauen allmählich. Die Dörfer bei Bagamojo besiedelten sich nach und nach, und ein regelmäßiger Verkehr leitete sich ein. Auch die Araber suchten sich möglichst unbemerkt aus der bösen Sache zu ziehen. Einige versicherten ihre Ergebenheit, erklärten, sich nur gezwungen den Rebellen angeschlossen zu haben, während andre sich durch die Flucht nach Sansibar der Strafe entzogen.

Buschiri hatte sich mit dem Reste der ihm treu gebliebenen Neger und Araber westwärts zurückgezogen und sich in einer Entfernung von etwa 60 km aufs neue verschanzt. Seine Lage war eine ziemlich verzweifelte. Er war von jeder Zufuhr von der Küste abgeschnitten, sein Ruf hatte unendlich gelitten, und seine Gefolgschaft bestand nur noch aus Arabern, welche gar nichts mehr zu verlieren hatten und selbst in friedlichen Zeiten nicht hätten wagen dürfen, zur Küste zurückzukehren. Seine übrigen Begleiter waren nichts wie ein Haufe schwarzen Gesindels, welches sich in Aussicht auf Beute, Raub und Plünderung zu Buschiri hielt. Fast alle vornehmen und einsichtsvollen Araber zogen sich gänzlich von ihm zurück. Vorläufig aber war in und bei Bagamojo vollständige Ruhe hergestellt, und die Truppen konnten für weitere militärische Unternehmungen vorbereitet werden. Dar es Salaam dagegen wurde unausgesetzt beunruhigt, und ohne militärische Bedeckung konnte sich niemand außerhalb der nächsten Umgebung zeigen oder Befestigungsarbeiten ausführen.

Im ganzen Lande herrschte eine wahre Anarchie. Die einzelnen Dörfer und Negerstämme, welche bisher gezwungen oder freiwillig Buschiri Heeresfolge geleistet hatten, gingen fortan ihre eignen Wege und verschafften sich, an die rechtlosen Zustände gewöhnt, durch Raub und Plünderung ihren Unterhalt. So wurden allmählich immer mehr Menschen in die Unruhen und den Aufstand hineingezogen, welche früher gar nicht daran gedacht hatten, an dem Aufstand teilzunehmen. Besonders thaten sich jetzt die Bewohner der Landschaft Ukwere und einige Ortschaften am unteren Kingani durch Diebstahl und Menschenraub hervor. Dort, am Kingani, hatte sich eine ganze Kolonie entlaufener Sklaven gesammelt, welche sich durch besondere Dreistigkeit hervorthaten. Schritte zur nachdrücklichen Wiederherstellung der Ruhe im Lande mußten auf später verschoben werden, denn es waren zeit-

raubende Vorbereitungen notwendig, um in weiten Gebieten die Ordnung und das Ansehen wiederherzustellen.

Zunächst wurde von Dar es Salaam aus ein Zug unternommen, wobei aber nirgends ein Feind zu Gesicht kam mit Ausnahme einiger hier und da flüchtenden Araber, Belutschen oder Schwarzen. Das einzige Ergebnis des Streifzuges war die Erbeutung einer sechzig Stück starken Rinderherde. Eine zweite Expedition von Dar es Salaam aus nach der Schamba des schon früher genannten rebellischen Jumbe von Dar es Salaam, Schindo, endete ebenso resultatlos mit einem mehr komischen Intermezzo. Der Führer der Expedition war von Behr, der Sohn des Grafen Behr, der sich, wie wir im ersten Kapitel gehört haben, mit großem Eifer für die Kolonialpolitik interessiert hatte. Als man in der Schamba Schindos ankam, hörte v. Behr plötzlich lautes Schreien und Schimpfen der Askari, welche an der Spitze marschierten. Bei Näherkommen befand man sich auf einem freien Platz, in dessen Mitte, von den Askari umringt, ein altes Weib in flatternden Gewändern stand. Bewaffnet mit einem Stock und einem Messer, fuhr es wie eine Furie umher, um sich schlagend hatte sie schon zwei Askari verletzt. Die Askari faßten die Sache als Scherz auf und umtanzten unter wildem Geschrei die Alte, welche sich wie eine Rasende gebärdete, unter dem Ruf: „Mama Schindo, Mama Schindo!“, denn sie war in der That Schindos Mutter. Bei v. Behrs Erscheinen wurde der komischen Szene schnell ein Ende bereitet, indem man der Alten von hinten eine Matte um den Kopf warf, sie schnell entwaffnete und als Gefangene mitführte. Später versuchte sie, aus ihrer Haft in Dar es Salaam zu entfliehen. Sie war im dortigen Stationsgefängnis in Bastion II. untergebracht. Es gelang ihr, das durch Gitter verschlossene Luftloch mittels eines Steines so weit zu vergrößern, daß sie schon den Oberkörper durch die schmale Öffnung hindurch gezwängt hatte, als die Schildwache, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, das Weib durch einige Kolbenstöße zurücktrieb. Spätere Befreiungsversuche wurden der „Mama Schindo“ durch angelegte Handschellen unmöglich gemacht.

Wißmann konnte Dar es Salaam schon sehr bald wieder verlassen. Die Negerbevölkerung, hier sehr schwach, zeigte sich weder

geneigt, irgend etwas gegen die Station zu unternehmen, noch wäre sie bei ihren gänzlich unzulänglichen Mitteln dazu im stande gewesen. Die Eingeborenen empfanden im Gegenteil die Vertreibung der Araber als eine Wohlthat, und bald erschienen von allen Seiten Jumbe, um wegen Friedensbedingungen zu beratschlagen. Es wurde ein Tag festgesetzt, an welchem alle pünktlich erschienen. Die Versammlung trug, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ein sehr feierliches Gepräge. Wißmann saß in der Mitte auf einem Stuhl, von seinen Offizieren umgeben, die Abgesandten und Jumbe hockten ihrer Gewohnheit gemäß auf Matten auf dem Boden. Die Bedingungen, welche Wißmann stellte, waren: Verbot des Waffentragens ohne Erlaubnisschein, welcher aber in den meisten Fällen gegeben wurde; Abbrechen aller Verbindungen mit den Rebellen. Ferner mußten sich die Jumbe alle Monate auf der Station melden. Denjenigen Jumbe, welche frühere Bewohner von Dar es Salaam bei sich aufgenommen hatten, wurde unter Strafandrohung zur Pflicht gemacht, jene Leute zum Verlassen ihrer Dörfer und zur Wiederansiedelung in Dar es Salaam zu veranlassen. Die ganze Versammlung hatte ein würdiges Ansehen. Die Befestigungen von Dar es Salaam, seine Kanonen und die zahlreichen Soldaten mit der guten Bewaffnung, deren zufriedenes und selbstbewußtes Auftreten hatten einen tiefen Eindruck auf die Jumbe gemacht und es ihnen rätlich erscheinen lassen, sich mit den Deutschen auf guten Fuß zu stellen. Diese Deutschen schienen doch, nach den zu allerletzt gemachten Erfahrungen, andre Leute zu sein, als man bisher zu glauben berechtigt war. Die Araber bestanden vor ihren Augen nicht mehr als das erste und bewunderungswürdigste Volk.

Die Jumbe, welche an der Küste überall die einflußreichsten Persönlichkeiten sind, können nicht als Häuptlinge bezeichnet werden. Eigentliche Häuptlinge gibt es in allen Ortschaften mit mohammedanischer Bevölkerung nicht mehr. Man kann als Häuptling nur noch denjenigen von Sansibar, den Muini mku, bezeichnen, dessen Titel eigentlich in Kisuaheli Mfalme ist, ein Wort, welches jetzt immer mehr in Vergessenheit gerät. Die Jumbe sind eigentlich mehr Dorfschulzen. Es können ihrer mehrere an einem und demselben Orte leben, wobei aber immer einer der Wortführer und ausschlaggebende ist. Die Jumbewürde ist erblich und wird äußerlich gekennzeichnet durch

Jumbe Muamgai und Familie.

Nach einer Originalphotographie.

eine hohe cylindrische Mütze mit dicker Wandung aus bunten Baumwollfäden, in Indien gewoben. Derartige Mützen dürfen nur die Jumbe tragen. Die Jumbemützen scheinen aber wie alles Irdische nach und nach der Vergessenheit anheimzufallen oder nicht mehr modern zu sein, denn die Jumbe umwickeln ihre Mützen jetzt meist verschämt mit einem Turban. Die älteren Herren unter den Jumbe halten aber noch fest an ihren alten Gebräuchen und tragen die „Kofia“ noch mit Stolz. Diese Dorfschulzen zeigen in ihrem Charakter die größte Ähnlichkeit mit dickköpfigen, bornierten Bauern bei uns, welche, in ihre Ideen verrannt, sich durch keine Macht der Erde davon abbringen lassen, von einer einmal gefaßten Meinung abzugehen, wenn nicht, wie während des Aufstandes, die Gewalt sie zu besserer Einsicht gebracht hätte. Es bestehen eine Menge sonderbarer abergläubischer Gebräuche unter ihnen, welche sich aber meist auf gegenseitiges Mißtrauen zurückführen lassen. So dürfen sich, soviel sich der Verfasser erinnert, die Jumbe von Kaule, dem nächsten südlich von Bagamojo gelegenen Ort, und der Hauptjumbe von Bagamojo niemals von Angesicht zu Angesicht sehen. Sie müssen, wenn sie miteinander persönlich zu verhandeln haben, durch eine Matte getrennt bleiben, und halten ängstlich an der strikten Durchführung dieser lächerlichen Zeremonie fest. So lange beide noch nicht zur Würde eines Jumbe erhoben sind, dürfen sie sich sehen, wenn sie auch schon dazu bestimmt sind. Wahrscheinlich entstand der Brauch durch Furcht vor gegenseitigen Attentaten.

Einige Tage nach Wißmanns Abmarsch aus Dar es Salaam teilten Boten dem nunmehrigen Chef der Station, Dr. Schmidt — Leue war zu seiner Erholung nach Europa zurückgekehrt — mit, daß der Jumbe, welcher sich an der Zerstörung der Station Pugu und Ermordung der dortigen Missionäre beteiligt hatte, sich in der Nähe aufhielt. Es wurde sofort ein kleines Expeditionskorps ausgesandt, um denselben gefangen zu nehmen oder wenigstens sein Dorf zu zerstören. Dies letztere geschah, ohne aber daß man des Jumbe habhaft werden konnte. Von der einst blühenden Missionsstation, welche fünf Stunden von Dar es Salaam am Fuße der Usaramoberge liegt, fand man nur die gänzlich in Ruinen liegenden Gebäudetrümmer. Unter den Trümmern des herabgefallenen Daches fand

man die Gebeine der beiden ermordeten Missionäre, welche Dr. Schmidt sorgfältig sammeln ließ, um sie mit militärischen Ehren zu letzter Ruhe zu bestatten. Unter einem schattigen Mangobaum ruhen die opfermutigen Sendboten christlicher Zivilisation. Ihrem Berufe waren sie treu geblieben bis zum letzten Atemzuge.

Am 6. Juli wurde Saadani gemeinsam von Wißmann und vier Schiffen der Marine angegriffen und gänzlich zerstört, und ebenso Uvindji. Dabei wurden auf deutscher Seite ein Matrose, ein Unteroffizier und ein Sulu schwer, ein Offizier, ein Unteroffizier und sechs Sudanesen leicht verwundet.

Wir haben schon gehört, daß in Pangani die Kriegspartei die Oberhand gewonnen hatte und der Ort gänzlich in Besitz der Aufständischen übergegangen war. Nach den jüngsten Ereignissen und der gänzlichen Niederlage Buschiris schien sich aber wieder die zum Frieden neigende Strömung dort geltend zu machen. Die Aussichten schienen eine Zeitlang um so günstiger, als Buschiri vollständig verschollen war. Es erschien sogar eine Friedensdeputation auf Wißmanns Aufforderung in Sansibar, um dessen Friedensbedingungen entgegenzunehmen. Die Unterhandlungen wurden jedoch jäh abgebrochen, als vom Kreuzergeschwader die Nachricht eintraf, daß trotz des abgeschlossenen Waffenstillstandes Banden der Aufständischen den Strand in herausfordernder Weise besetzt hielten und schließlich sogar eine an der Panganimündung kreuzende Dampfpinasse beschossen hatten. Es wurde sofort zwischen dem Reichskommissar Wißmann und dem Konteradmiral Deinhard ein Angriff auf Pangani beschlossen und dafür der 9. Juli festgesetzt. Am 8. abends erschien das Blockadegeschwader, bestehend aus den Korvetten „Leipzig", „Möwe", „Carola", „Schwalbe" und dem Kanonenboot „Pfeil", sowie dem gecharterten Transportdampfer „Cutsch". Ferner waren Wißmanns Schiffe „Harmonie", „München", „Vulkan" und „Max" zur Stelle. Eine Macht, wie sie von seiten Deutschlands noch nie an der Ostküste vereint und den Aufständischen gegenüber entwickelt worden war. Die Araber hatten die Anhöhen auf dem rechten Panganiufer bis zum Kap Muhesa durch Schützengräben befestigt, wie man dies in der Morgendämmerung deutlich durch die Gläser von den Schiffen aus bemerken konnte. Die Verhältnisse waren des seichten Wassers wegen für eine Annäherung

hier sehr ungünstig, und die steilen, mit dichtem Buschwerk bewachsenen Höhen boten, abgesehen von den Befestigungen der Araber, die bedeutendsten Schwierigkeiten. Die Araber hielten sich aber in ihren Stellungen unklugerweise gar nicht gedeckt und liefen in großer Aufregung hin und her, so daß sie ihre Positionen völlig verrieten und der Marine Gelegenheit zu scharfem Visieren gaben.

Um acht Uhr morgens ging auf dem Admiralsschiff die deutsche Flagge hoch, diesem Beispiel folgten sämtliche andre Schiffe, und wenige Minuten später fiel auf der „Möwe" der erste Schuß. Deutlich konnte man die Granate auf dem Kamme des Hügels explodieren sehen an dem aufwirbelnden Rauch und Staub. Sämtliche Schiffe nahmen dann das Feuer auf, und Schuß auf Schuß donnerte über das Wasser. Da man aber nicht beabsichtigte, sämtliche Punkte der Küste in Trümmer zu legen, so wurde die Stadt Pangani geschont und mehr das rechte Panganiufer mit der Vorstadt Mbueni bestrichen. Auf dem linken Ufer hatte man sich darauf beschränkt, längs des Strandes, von der halben Entfernung zwischen der landeinwärts gelegenen Stadt und dem Meere beginnend bis zu dem Palmenwald im Norden, eine doppelte Reihe Palissaden mit Schützengräben aufzuwerfen. Während der Beschießung wurden die schwarzen Truppen in die großen Kutter verladen, und die Landung auf den rechten Flügel der feindlichen Aufstellung gerichtet. Das erste Treffen unter Dr. Schmidt, aus zwei Kompanien bestehend, landete zunächst. Nachdem alle drei Treffen, durch tiefes Wasser watend, am rechten Panganiufer jenseit der Stadt gelandet waren, entwickelte sich auf der ganzen Linie ein sehr lebhaftes Gewehrfeuer. Die Araber zogen sich zuerst langsam sprungweise zurück und verteidigten ihre Stellung von Busch zu Busch. Bald aber endete der Rückzug in wilder Flucht, und hinterher donnerten die Salven der verfolgenden Schützen. Als eine Abteilung gegen das Ras Muhesa vorging, fand dieselbe die Stellung vom Feinde geräumt, welcher dem wohlgezielten Granatfeuer der Marine nicht standzuhalten vermocht hatte. Mbueni war ebenfalls schon vom Feinde verlassen, nachdem der Ort in Brand geschossen war. Auf dem jenseitigen Ufer, nahe dem Wasser unterhalb der Stadt, waren bei Beginn des Gefechtes hier und da weiße Gestalten aufgetaucht. Nachdem das ganze rechte Panganiufer, sowie

sämtliche Stellungen und Erdwerke der Aufständischen in Händen der Deutschen waren und besetzt gehalten wurden, erschienen plötzlich hinter einer Palissadenverschanzung mehrere Araberhaufen in ziemlich beträchtlicher Stärke, welche offenbar die Absicht hatten, dem offenen Flußufer entlang nach der Stadt zu entkommen. Für Gewehrkugeln war die Entfernung von Ras Muhesa aus zu beträchtlich. Da erschien auf dem Höhenzuge, welcher das rechte Panganiufer begleitet, eine Geschützabteilung der Maximkanonen neuester Konstruktion. Leutnant Böhlau, welcher die Artillerie befehligte, gab, um die Entfernung richtig zu ermessen, einige Probeschüsse ab und eröffnete sodann auf die ganz ungedeckt fliehenden Araber während zwei Minuten ein Schnellfeuer, wodurch die Unglücklichen im wahren Sinne des Wortes vernichtet wurden. Dies Geschütz vermag bei außerordentlicher Treffsicherheit in der Minute 600 Schüsse abzugeben. Die Wirkung war hier eine mörderische, von den zweihundert Arabern war nach zwei Minuten nur noch die Hälfte zu sehen. Dreißig Tote und ungefähr fünfzig Schwerverwundete bedeckten den Platz.

Inzwischen ging die „München" über die bis dahin für Schiffe von größerem Tiefgang unpassierbar gehaltene Barre des Panganiflusses und stieß in der Höhe der ersten Palissaden auf eine quer über den Fluß gespannte eiserne Kette, deren eines Ende jedoch durch ein altes Schiffstau ersetzt war. Ohne einen Augenblick dem Anprall des Schiffes zu widerstehen, sank das lächerliche Verteidigungsmittel ins Wasser. Die „München" ging flußaufwärts. Die Marine landete in starker Brandung dreihundert Mann, wobei ein Sanitätsboot umschlug und ein Landungsboot leck geschlagen wurde. Glücklicherweise geschah weiter kein Unglück dabei. Die Mannschaften erreichten schwimmend das Ufer. Der nunmehr geplante Sturm war aber durch das starke Geschützfeuer von den Schiffen derart gut vorbereitet, daß man nirgends mehr den Feind vorfand und die Marine ohne Verlust die Positionen besetzte. Das Feuer der Geschütze war trotz der hohen Dünung von großer Treffsicherheit. Die Deutschen konnten nun in die Stadt eindringen, mit lebhafter Freude von den Indern begrüßt, welche von den Aufständischen zurückgehalten worden waren. In der Stadt stießen die Marinetruppen schon auf Abteilungen, welche unter Führung des Herrn v. Elz von Westen her vorgedrungen waren.

Station Tanga vom Lande aus.

Nach einer von Major v. Wißmann zur Verfügung gestellten Originalphotographie.

Von der Wißmannschen Truppe waren ein weißer Unteroffizier und drei Sudanesen verwundet. Ein Sudanese war gefallen. Die Marinetruppen hatten gar keine Verluste. Es war somit, wie vorauszusehen, ein leichter Sieg. Die offen daliegende Stadt konnte europäischer Kriegskunst keinen Widerstand leisten. Die Araber dagegen hatten Pangani für ganz uneinnehmbar gehalten. Die Anzahl ihrer Gefallenen konnte man nur durch Schätzung ermitteln, da der Feind seine Toten und Verwundeten weggeschleppt hatte, man nimmt an, daß der Verlust der Rebellen sich auf sechzig Tote und hundert Verwundete belief.

Pangani wurde nun sofort von zwei Kompanien besetzt. Drei Kompanien bezogen Ras Muhesa. Trotzdem aber die Araber überall vertrieben und zerstreut worden waren, beunruhigten dennoch kleine Banden unausgesetzt die Umgebung. Doch hörte dies bald von selbst auf.

Pangani wurde nun in kurzer Zeit befestigt, und bald kehrte wieder Ruhe und Frieden in der Stadt ein. Verkehr und Handel nahmen neuen Aufschwung, mit der arabischen Herrschaft war es zu Ende.

Wißmann hatte mit Admiral Deinhard die Verabredung getroffen, eine gemeinsame Operation gegen Tanga vorzunehmen. Da er aber durch alle möglichen, sehr dringenden Geschäfte einige Tage länger in Anspruch genommen wurde, so ging der Admiral allein mit seinem Geschwader am 12. Juli nach Tanga ab und schickte, dort angekommen, sogleich eine Botschaft an Land mit einem Friedensbrief, welcher den Eingeborenen Straflosigkeit zusicherte, für den Fall, daß sie sich unterwerfen wollten. Auch in Tanga waren, wie zuvor in Pangani, die Einwohner in zwei Parteien gespalten. Die Araber baten sich Bedenkzeit aus. Die Neger wünschten Frieden. Der Admiral bestand auf sofortiger Erklärung. Als am nächsten Tage, dem 13. Juli, das Landungskorps von dreihundert Mann Stärke, am Südufer der Bucht landete, zeigte sich anfangs eine friedliche Stimmung. Ohne irgend welche Zeichen feindlicher Absicht hatten sich die Einwohner am Ufer versammelt, und eine Abordnung kam den landenden Truppen entgegen. Dennoch hielten sich die Marinetruppen voll Mißtrauen kampfbereit, in der Ungewißheit zu erwartender Feindseligkeiten. Diese

Vorsicht sollte sich als sehr wohl angebracht erweisen, denn wie auf ein gegebenes Zeichen feuerten plötzlich die Araber ihre Gewehre auf die Matrosen ab. Doch nur einer wurde durch Zerschmettern des Armes verwundet. Die meisten Kugeln flogen, ohne Schaden anzurichten, ins Wasser. Das Feuer wurde von der Landungstruppe sofort erwidert und unter Hurra die Höhe gestürmt. In wilder Flucht stob der Feind nach allen Seiten auseinander, bis in die Stadt und darüber hinaus in den Palmenwald verfolgt. Der Angriff auf die deutschen Truppen soll übrigens keineswegs beabsichtigt gewesen sein, die Araber waren nur hundert Mann stark und würden einer Streitmacht von der Stärke der ihr gegenüber stehenden keinen Widerstand entgegengesetzt haben. Durch irgend einen unglücklichen Zufall ging jedoch in ihren Reihen ein Schuß los, der von ihnen als Angriffssignal aufgefaßt wurde. Die Erklärung klingt sehr wahrscheinlich, wenn man an die Friedensdeputation denkt, welche den Truppen bis zum Strande entgegen kam.

Tanga wurde von der Marine besetzt. Auch hier gaben die Inder ihrer lebhaften Freude Ausdruck über die nunmehr zu erhoffende Wendung zum Besseren, und als am 13. Juni abends die „Harmonie" mit drei Kompanien und die „München", mit dem Reichskommissar an Bord, in Tanga eintraf, war für Wißmann nichts mehr zu thun. Die Marinewache wurde durch die Truppen Wißmanns abgelöst und sofort mit dem Bau eines Forts begonnen. In kürzester Zeit war alles vollendet und nur mit Hilfe der Truppen Wißmanns, denn die Eingeborenen waren alle entflohen.

Tanga war bis dahin ein weltvergessener Punkt an der ostafrikanischen Küste, kaum dem Namen nach bekannt, so daß sogar Brix Förster noch in seinem im Jahre 1890 herausgegebenen Buche schrieb, daß die Tangabucht keinen Hafen für größere Schiffe besitze. Das ist keineswegs der Fall, sondern wir finden hier derart günstige Wasserverhältnisse, daß Tanga geradezu als der beste Hafen der ganzen deutschen Ostküste Afrikas bezeichnet werden muß. Die Bucht von Tanga stellt ein zwei bis drei Quadratmeilen großes Becken dar, mit einer Länge von 8 km und einer Breite von $6\frac{1}{2}$ km. Die schmale Einfahrt mit vorliegender Insel schützt den Innenhafen vor jedem Seegang. Selbst die großen Kriegsschiffe können in den Hafen ein-

laufen und in nicht allzu großer Entfernung vom Ufer Anker werfen. Auf dem etwa einen Quadratkilometer großen Eiland, welches ebenfalls den Namen Tanga führt, lag früher die Stadt gleiches Namens in dem üppigen Bestande tropischer Bäume und Palmen. Einige Überreste von Mauerwerk und zahlreiche alte Fundamente deuten die Stätte ehemaliger Ansiedelung an. Die kleine Insel wäre vorzüglich zur Anlage einer kleinen Werft und Kohlenstation geeignet. Hügelketten im Norden und Westen schützen den Hafen vor Winden und Brandung vollständig. Die sehr bequeme Einfahrt läßt sich von der südlich vorspringenden Landzunge durch Strandbatterien sehr leicht verteidigen. Landschaftlich ist die Tangabucht der schönste Punkt der ganzen Küste. Der Hafen macht bei schönem klaren Wetter einen geradezu märchenhaft schönen Eindruck. Schön wie ein Schmuckkästchen hebt sich jetzt das neue Stationsgebäude aus den üppig grünen Palmen und Mango, den sonderbaren Baobab mit den grauvioletten Riesenstämmen, das massiv erbaute Haus der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft mit der ringsum laufenden Veranda, das reizend gelegene Missionshaus der deutsch-evangelischen Mission, die zahlreichen strohgedeckten Negerhütten, einige wenige arabische und indische Steinhäuser, im Hintergrunde Hügelketten und die hohen Berge von Usambara, die kleine Insel inmitten des tiefblauen Wassers, ein ganz unvergleichlich schönes Landschaftsbild. Früher wurde Tanga sehr stiefmütterlich behandelt, jetzt ist es in mächtigem Aufblühen begriffen.

Vom Strand aus führt uns der Weg zuerst über eine kleine Böschung von 20 m Höhe in das Araberviertel, welches erst jetzt nach der Beschießung durch die Marine aufgeräumt und an einigen Stellen wieder aufgebaut wird, was um so schneller geschehen kann, als es in Tanga bisher kaum Steinhäuser gab. Man baute bisher nur leichte Lehmhütten. An das Araberviertel schließt sich eine breite Straße, welche Haus für Haus nur von Indern und Banianen bewohnt wird. Die Stadt zählt ungefähr 5000 Einwohner. Das Negerviertel oder vielmehr Negerdorf Tschumbangi, unter welchem Namen allein der Ort bis vor fünfzig Jahren bekannt war, liegt getrennt von Tanga, so daß von dort nur einige Strohdächer zwischen der üppigen Vegetation hervorblicken. Tschumbangi besteht aus etwa hundert Hütten, welche zum Teil unregelmäßige Straßen bilden, zum

Teil um freie Plätze gruppiert sind. Eine angenehme Sauberkeit fällt sofort dem Besucher auf, wie auch die nette, zierliche Bauart der Hütten. Die vier- bis fünfhundert Seelen zählende Bewohnerschaft besteht nur aus sogenannten Watu wa Mrima, d. h. wörtlich Leute der Berge. Man versteht unter dem Mrima den hügeligen Küstenstrich von Tanga bis in die Nähe von Dar es Salaam, und unter der Watu wa Mrima die muselmanische Bevölkerung, welche auch ausschließlich Kisuaheli spricht. Die Leute sind sehr eingebildet und selbsteingenommen. Sie betrachten sich neben den Arabern als die Träger der dortigen Zivilisation und in ihrer Art als über den Arabern stehend. Auf den Verfasser machten diese Leute immer den Eindruck hochmütiger Bauern, welche nichts andres in ihrer Heimat gelten lassen und mit mitleidigem Stolz auf jeden herabblicken, der sich in ihr Gebiet hineinwagt. Die Mrimaleute bilden ethnologisch keinen Stamm. Sie sind mit allen möglichen fremden Elementen gemischt, und das Blut vieler Stämme des Innern, sowie arabisches und selbst indisches Blut fließt in ihren Adern. In ihrem Aussehen unterscheiden sie sich von andern Negern durch ein intelligenteres Gesicht. Im allgemeinen erfreuen sie sich einer gewissen Wohlhabenheit, wissen den Wert des Geldes sehr wohl zu schätzen und sind Händler, Fischer und Handwerker. Wie schon angedeutet, bekennen sie sich alle zur Lehre des Propheten, begnügen sich aber mit der Erfüllung äußerlicher Koranvorschriften, ohne einen tieferen Begriff von dessen Lehren zu besitzen. Die Mrimaleute kleiden sich wie die Neger von Sansibar und wie Araber, führen auch wie diese Waffen. Die Mrimaleute sind sehr regsam und haben hauptsächlich den kleinen Handel nach den in nicht zu großer Entfernung von der Küste gelegenen Hinterländern in Händen. Wie wir schon wissen, sind sie es, welche das Elfenbein im Massailande kaufen. Tangas Umgebung ist besonders fruchtbar, an Wasser fehlt es nicht. In die Bucht von Tanga münden der Sigi und Ndosu, welche das ganze Jahr über Wasser führen und sehr wohl zu künstlicher Bewässerung herangezogen werden können. Verfolgt man den Sigistrom aufwärts, so gelangt man an den vielbesuchten Marktplatz Amboni, und dann nach Muschesa, welches als Übergangspunkt für die von Magila nördlich nach Wanga Reisenden wichtig ist. In der Umgebung Tangas gedeihen in üppiger Fülle

alle Tropengetreide und Gemüse, sowie besonders schöne Bananen- und auch Tamarindenbäume wachsen wild in großer Menge. Die Tamarinde ist eine sehr gesuchte Zuthat zu Speisen und ausgezeichnet als süßes Kompott, zum Braten oder als angenehme Beigabe und zum Frühstück, wie man es in Indien genießt. Von der bewußten Wirkung, welche Tamarinden bei uns als Medikament hervorbringen sollen, spürt man dort bei dem Genuß der angenehm saueren Frucht nichts.

Hinter den letzten Häusern von Tanga dehnt sich ein weiter Kokospalmenwald aus, der den Ort in breitem Gürtel umgibt und im Norden und Süden ans Meer heranreicht. Derselbe harrt jedoch rationellerer Ausnützung. Jetzt wird in Tanga neben starkem Gartenbau hauptsächlich Viehzucht betrieben. Kein andrer Ort der Küste ist dazu mehr geeignet. Auch die militärische Station machte sich dies zu nutze und hielt auf den schönen, bis ans Meer heranreichenden Weidegründen fünfhundert Stück Rinder. Dieser Umstand hat der Station den Scherznamen „Landwirtschaftliche Versuchsstation" eingetragen. Aus diesem Scherz wird aber sicher einmal Ernst werden, denn unter allen Punkten der ganzen Küste ist Tanga derjenige, dem man die beste Zukunft prophezeien kann, da hier neben den günstigen Bodenverhältnissen, dem ausgezeichneten Hafen auch noch der Umstand hinzukommt, daß Tanga der gesündeste Punkt der Küste ist, so daß sich Kranke dort in verhältnismäßig kurzer Zeit ganz gut erholen.

Die Bevölkerung des Hinterlandes von Tanga ist infolge der günstigen Bodenverhältnisse eine sehr starke und in ethnographischer Beziehung eine der interessantesten der ganzen Küste. Der arabischen Bevölkerung gelang es nie, dort wie an andern Punkten der Küste Wurzel zu fassen. Wir finden in Bondei, der Name Usambara ist in Tanga und Umgegend beinahe unbekannt, den Volksstamm der Wadigo, welcher in Gestalt, Sitten und Gebräuchen von andern Küstenstämmen erheblich abweicht. Die unter dem Mittelmaß der übrigen Stämme kleinen Wadigo sind schlank und ebenmäßig gebaut, und ihre hübsche Gesichtsform unterscheidet sich wesentlich von dem breiten und gemein aussehenden Typus der übrigen Neger. Die Männer machen sonderbarerweise neben ihren auffallend wohlgestalteten Weibern, deren Gesichtszüge sehr ansprechend sind, einen zwerghaften Eindruck. Die Weiber tragen ein für den an derartige Verhältnisse Gewöhnten sonderbares

Kostüm. Dasselbe besteht in einem kleinen kurzen, bis zu den Knieen reichenden Röckchen, welches aus einer Menge feiner dichter Falten besteht. Diese Falten werden dadurch hervorgebracht, daß der Stoff, weißes Merikani, zwischen Steinen gepreßt wird. Diese Röcke zeigen große Ähnlichkeit mit der griechischen Fanfulla. Auf der Brust wird ein vorn zusammengeknotetes Tuch, unterhalb des Knies wird ein breiter Zeugstreifen getragen, welcher an Strumpfbänder erinnert. Die Ohrläppchen werden, wie bei vielen andern Stämmen, oft ungeheuerlich ausgeweitet zur Aufnahme von Eisen-, Kupfer- und Messingschmuck.

Die Männer tragen jetzt ziemlich allgemein ein baumwollenes Hüftentuch in weiß und blau oder in bunten Mustern, in abgelegenen Orten wohl auch noch Felle. Ihre Waffen bestehen ausschließlich in Pfeil und Bogen. Die Leute sind eifrige Ackerbauer, eine Beschäftigung, welche in den fruchtbaren Thälern Bondeïs recht lohnend ist, aber auch hier wie von allen Negerstämmen nur mit der Hacke betrieben wird. Die Wadigo produzieren solche Quantitäten afrikanischer Getreidearten, daß ein reger Tauschhandel mit der Küste stattfindet und Tanga dadurch als Ausfuhrhafen von Korn eine gewisse Bedeutung gewonnen hat, welche sich hoffentlich immer mehr steigern wird. Fast täglich sieht man die Wadigo mit ihren langen, spitzen Bastsäcken Mtama und Mais zum Verkauf auf den Markt nach Tanga tragen. In Amboni findet, wie schon erwähnt, ein großer Markt statt. Dort ist durch den lebhaften Verkehr ein umfangreicher freier Platz ganz von Gras gesäubert worden, und wohl an tausend Männer und Weiber finden sich dort häufig ein, um in Gruppen oder Reihen aufgestellt ihre Marktwaren feilzubieten, Mtama, Mais, auch etwas Reis, Hühner, Eier, geflochtene Matten, Holzschnitzwerk, wie Teller, niedere drei- und vierbeinige Schemel, aus einem Stück gearbeitet und auch Tabak in kleineren Quantitäten. Die Wadigo sind schon derart von der Kultur beleckt, daß sie fast nur Geld für ihre Waren nehmen. Die Häuser zeigen im Gegensatz zu den Giebelhäusern der Küstenorte schon die Konusform der echten Negerhütte, wobei der untere Dachrand fast den Boden berührt. Die einzelnen Dörfer sind Ortsschulzen unterstellt.

Nachdem in Tanga und Umgegend die Ruhe wieder hergestellt war, hielt sich Wißmann nicht lange mehr dort auf, sondern ging süd-

wärts, um auf der „München“ eine Besichtigung der Küstenplätze vorzunehmen.

Dr. Schmelzkopf begleitete ihn, um eine ärztliche Revision damit zu verbinden. Außer diesen beiden Herren befanden sich an Bord Dr. Bumiller, Wißmanns unzertrennlicher Begleiter und Adjutant, welcher sich durch seine Hingabe, seine Fähigkeiten und seinen Fleiß ganz außerordentlich hervorthat. Der Südwestmonsun wehte sehr stark, und bei der mächtigen Dünung konnte der Kapitän die offene See nicht halten. Er war gezwungen, in der Nähe von Dar es Salaam angelangt, im Schutze einer kleinen Insel vor Anker zu gehen. Wißmann ließ ein Boot klar machen und ruderte mit den beiden Offizieren und einigen Schwarzen nach der Insel, um zu jagen. Sehr bald aber zeigte sich, daß das schon lange nicht mehr benützte Boot ganz leck war und derart Wasser nahm, daß es nur den vereinten Bemühungen der Insassen gelang, dasselbe solange über Wasser zu halten, daß man den Strand noch erreichte, in dessen Brandung es dann völlig sank. Nur mit Mühe konnte es auf den Strand gezogen werden.

Der Vorgang war von Bord aus von Dr. Schmelzkopf bemerkt worden, er erkannte die gefährliche und peinliche Lage, in welcher sich die drei befanden, und glaubte schließlich, es habe ein feindlicher Zusammenstoß stattgefunden, da er Schüsse gehört zu haben meinte. Schwimmend wollte er vom Schiffe aus seinen Kameraden Hilfe bringen. Dem Kapitän gelang es jedoch, den Doktor von seinem waghalsigen Unternehmen zurückzuhalten. Am nächsten Morgen aber, gegen vier Uhr, beschloß Dr. Schmelzkopf, sein Wagestück dennoch auszuführen. Ausgerüstet mit einer Flasche Kognak, etwas Kaffee, einer kleinen Schachtel Nägel zur Reparatur des Bootes und etwas Chinin, sprang er entkleidet über Bord. Die Entfernung bis zur Insel betrug etwa 1000 m. Der Stabsarzt besaß zwar einen hohen Grad von Kraft nnd Gewandtheit, allein es gingen hohe überbrechende Wellen, und seine Bewegungen wurden durch die mitgenommenen Gegenstände sehr beeinträchtigt. Von Bord aus war er des Seegangs und der noch herrschenden Dunkelheit wegen bald nicht mehr zu sehen.

Auf der Insel hatte man von dem ganzen Vorgang nichts bemerken können. Erst später wurden die Schiffsbrüchigen aufmerksam, als der Kapitän drei Schüsse abgefeuert hatte und unter heftigen

Gestikulationen etwas hinüberrief, welches aber bei dem Tosen der Brandung unverständlich blieb. Bei Tagesanbruch kalfaterten die Schiffbrüchigen ihr Boot und machten es wieder flott. Trotzdem noch durch alle Fugen Wasser eindrang, gelang es dennoch, das Schiff zu erreichen, und in dem Moment, wo alles an Bord war, sank das Boot. Die erste Frage natürlich, welche der Kapitän an die Ankommenden richtete, war: „Wo ist Dr. Schmelzkopf?“ Alle waren aufs äußerste erstaunt und bestürzt. Jeder Zweifel war von vornherein ausgeschlossen, daß der mutige Mann ertrunken oder von einem der dort häufigen Haifische erfaßt und in die Tiefe gezogen worden. Bis acht Uhr forschte man nach ihm, der Strömung folgend, aber, wie gleich vorauszusehen war, vergebens. Ein pflichtgetreuer, aufopfernder, sehr befähigter Mann war verloren gegangen. Seinem Andenken wurde der Obelisk bei Dar es Salaam gesetzt.

Von Bagamojo aus wurde die Unterwerfung der unruhigen Eingeborenen, welche aus Raub- und Beuteluft sich in immer größerer Zahl den Aufständischen angeschlossen hatten, mit Energie fortgesetzt. Die Neger leisteten so gut wie gar keinen Widerstand, sondern flohen vor den anrückenden Schutztruppen, so daß deren Bemühungen, Schuldige zu bestrafen, meist erfolglos blieben. Es verdient hier des außerordentlichen Mutes Erwähnung gethan zu werden, den bei Gelegenheit des Streifzuges einer Truppenabteilung ein Sudanese an den Tag legte. Es war des Nachts, als die von Leutnant v. Behr geführte Abteilung durch aus der Ferne herüberhallende Schüsse beunruhigt wurde. Das Lager, am Kingani aufgeschlagen, wurde dadurch alarmiert, und kurz darauf erschienen am andern Ufer einige Soldaten mit der Meldung, daß sie einen Brief von Herrn v. Gravenreuth, der sich ebenfalls auf einem kriegerischen Streifzug befand, zu überbringen hätten. Die Angelegenheit konnte von höchster Wichtigkeit sein, der Brief mußte über den Fluß herüber. Guter Rat war teuer, ein vorhandenes Stahlboot war bei der gerade eingetretenen Ebbe, die sich hier vom Meere aus noch bemerkbar macht, so tief in den Schlamm gesunken, daß es selbst unter den vereinten Anstrengung der Leute nicht flott zu machen war. Ein Floß zusammenzustellen, war in der Dunkelheit nicht möglich. Es blieb nichts übrig, als den hier 200 m breiten Strom zu durchschwimmen. Die Gefahr bei einem derartigen

Wagnis war groß. Denn der Fluß wimmelte von Krokodilen. Weder unter den Wanjamuesi, Wasuaheli oder Sulu fand sich jemand bereit dazu, als man nach einem Freiwilligen Umschau hielt. Da trat aus der Reihe der Sudanesen ein großer starker Soldat vor und meldete sich zum Durchschwimmen des Flusses. Auf die Gefahr aufmerksam gemacht, schüttelte der Brave seinen Kopf und mit dem Ausruf All hamd ul illah (Wie Gott will, geschieht es) sprang er in die Fluten. Sämtliche Anwesenden erhoben ein furchtbares Geschrei, um die gräßlichen Saurier zu verscheuchen. Glücklich entstieg der Schwimmer am andern Ufer dem Fluß. Er nahm den Brief in Empfang, band ihn in sein Kopftuch und trat den Rückweg an. Die aufs höchste gespannten Zuschauer begannen von neuem zu schreien. Ruhig steuerte der Schwimmer nach dem diesseitigen Ufer, als mit einem Male in der Mitte des Flusses der Kopf eines Krokodils dicht hinter dem kühnen Manne erschien. v. Behr erzählt, daß ihm in diesem Moment der Atem stockte, das Blut zum Herzen strömte und ihm der Ruf in der Kehle stecken blieb, denn jeden Augenblick konnte der Ärmste unter der Oberfläche des Wassers verschwinden, von dem Untier hinabgezogen. Doch zum Glück verschwand der Kopf des Krokodils wieder, sei es infolge des furchtbaren Geschreies am Ufer, sei es, daß es durch den von einem Sudanesen mit großer Geistesgegenwart geschleuderten Feuerbrand fortgescheucht wurde. Der Tapfere erreichte ungeschädigt das Trockene und wurde von seinen Kameraden mit stürmischem Jubel empfangen und im Triumph ins Lager getragen. Die Offiziere drückten ihm voll Anerkennung die Hand, und einer der Herren wollte ihm zwanzig Rupien schenken, bescheiden aber trat der Mann zurück und sagte: „Nein, ich nehme kein Geld, ich habe nur meine Pflicht als Soldat gethan."

Den Schutztruppen gelang es nach und nach, in der Umgegend Bagamojos Ruhe und Sicherheit herzustellen, nachdem man eine Menge Dörfer überrumpelt und Gefangene gemacht hatte und schließlich das durch seinen Sklavenhandel berüchtigte Kondutschi zerstört worden war.

Buschiri war inzwischen verschollen. Seine Versuche, sich in der Umgegend von Bagamojo zu halten und neue Anhänger zu sammeln, scheiterten. Wenn er auch noch zahlreiche Freunde besaß, welche ihn unterstützten, so war seine Stellung dennoch erschüttert, besonders als

das Dorf Kuale, in dem sich vierzig seiner bei Bagamojo zersprengten Anhänger, Araber und Belutschen, verschanzt hatten, durch Dr. Schmidt erstürmt und das Lager zerstört wurde.

Buschiris Macht war so gering geworden, daß er eine Karawane von Wanjamuesi in der Stärke von tausend Mann nicht aufzuhalten vermochte. Er richtete nun sein Augenmerk auf die französische Missionsstation Sima in der Absicht, die Missionäre gefangen zu nehmen. Er wollte dann, wie sich später herausstellte, nach Mpapua ziehen, um die dortigen Anlagen der Europäer zu zerstören. Die Missionäre von Sima flohen zu dem einflußreichen Häuptling Kingo von Mragoro bei Simbamuene.

Seine Mutter war Häuptling von Simbamuene. Die Schönheit und Fruchtbarkeit der Gegend um Simbamuene ist außerordentlich. Der Ort Simbamuene liegt am Fuße der hohen romantischen und schön bewaldeten Ukamiberge, zahlreiche Ortschaften übersäen das Gelände und reichen bis hoch in die Berge hinauf. In üppiger Fülle gedeihen hier in Ukami alle afrikanischen Getreide- und Gemüsearten, Bananen und ganz besonders Zuckerrohr. Das Klima ist ziemlich gesund, scheint aber für Rinderzucht nicht geeignet. Von jeher herrschte in Ukami als Folge der günstigen Bodenverhältnisse ein gewisser Wohlstand, und so konnte es nicht ausbleiben, daß andre Häuptlinge neidisch ihre Blicke dorthin richteten. Vor 50—60 Jahren machte sich ein Häuptling, Namens Kisabengo aus dem Stamme der Waseguha, auf und drang, aus der Nähe von Sadaani kommend, nach Ukami vor, eroberte nach harten Kämpfen die herrliche Landschaft und legte sich wegen seiner Siege den Namen „Simba" d. i. Löwe bei. Sein Titel war Muene, Herr, Herrscher, Häuptling, ein Wort, das für Ostafrika auffallend ist, da es dort sonst nirgends in einer der vielen Sprachen zu finden, in Westafrika dagegen allgemein gebräuchlich ist.

Der frühere Kisabangu wurde fortan Simbamuene, d. h. Herr Häuptling Löwe, nicht Löwenhäuptling, angeredet. Dies ist die einzige richtige Erklärung der Entstehung und Schreibweise dieses Wortes. Simbamuene legte am Fuße der Ukamiberge einen großen Ort an, seine Residenz, am Ufer des Mrogorobaches, umgab dieselbe mit einer 4 m hohen, aus Stein und Lehm errichteten Mauer, deren vier Ecken mit Türmen flankiert waren. Die vier Thore wurden durch kunst-

Kingo von Mrogoro.

Nach einer Originalphotographie.

voll in arabischem Stil geschnitzte Thüren geschlossen. Die zahlreichen, späterhin ringsum errichteten Hütten zuziehender Unterthanen wurden ebenfalls mit einer niederen Lehmmauer umgeben. Simbamuene erhob hohen Wegezoll von allen durchziehenden Karawanen, und da er zugleich ziemlich geordnete Verhältnisse im Lande herstellte, so ließen ihn die Araber gewähren und zahlten ruhig den Hongo, wenn sie ihre Handelszüge nach dem Innern unternahmen. Nach dem Tode Simbamuenes geriet sein Reich, wie auch seine Residenz in raschen Zerfall. Seine Nachfolgerin, eine Tochter, führte denselben Namen wie er. Als diese starb, kam deren Tochter zur Regierung, und diese hat der Verfasser kennen gelernt bei Gelegenheit eines ihm von seiten der „Fürstin" abgestatteten Besuches. Sie bat, der Europäer möge doch Zauber machen, damit ihren Brunnen Wasser zuflösse, welche sie thörichterweise an einer ganz ungeeigneten Stelle angelegt hatten. Kingo, ihr Sohn, scheint mehr Energie wie seine Mutter zu haben. Jedenfalls hatte er Einsicht genug, sich auf Seite der Deutschen zu schlagen und den flüchtigen Missionären Schutz angedeihen zu lassen gegen Buschiri, welcher vergeblich Versuche machte, den einflußreichen Häuptling auf seine Seite herüberzuziehen.

Buschiri wendete sich inzwischen nach Mpapua, wo es ihm zum letztenmal gelingen sollte, Unheil anzurichten. In Mpapua war, wie wir gehört haben, eine Station der Ostafrikanischen Gesellschaft angelegt, und seit einer langen Reihe von Jahren bestand dort eine englische Baptistenniederlassung. Die englischen Missionäre hatten sich rechtzeitig zu einem Wagegehäuptling geflüchtet, als die Nachricht von Buschiris Anrücken lautbar wurde. Von den beiden Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft, Leutnant Giese und Nielson, einem Schweden, waren seit langem keine Nachrichten zur Küste gelangt. Von Sansibar aus hatte man deswegen Mitte Februar zwei Boten dorthin gesandt, welche kleingeschriebene Briefe in ihren dort allgemein gebräuchlichen Amulettbeutelchen verborgen trugen. Diese Vorsicht erwies sich als sehr wohl angebracht, denn die Leute wurden von Buschiri angehalten und untersucht. Ein anwesender vornehmer und strenggläubiger Araber verhinderte das Öffnen der Amulettbeutel, als die Boten angaben, es seien geweihte Koransprüche darin enthalten. Man ließ sie ihres Weges ziehen, und sie erreichten mit den Briefen

Mpapua. Man fing die Boten wieder auf, beraubte sie ihrer Gewehre und ließ sie laufen. Die Briefe lieferten sie richtig in Sansibar ab. Giese berichtete, daß zur Zeit des Abganges der Boten in Usagara alles ruhig sei. Er beabsichtigte aber, da ein Vordringen auf direktem Wege zur Küste unmöglich schien, sich nordwärts nach dem Kilimandscharo zu wenden, um von da die Küste zu erreichen. Noch vierundzwanzig Stunden vor Buschiris Erscheinen in Mpapua hatten die englischen Missionäre Warnungen an die beiden Beamten ergehen lassen, leider beachteten sie diese nicht, sondern schenkten einem Gerücht Glauben, demzufolge Buschiri in die Gefangenschaft der Deutschen geraten, auf dem Wege nach Deutschland begriffen sei, um dort seine Strafe zu verbüßen. Man unterließ es sogar, bessere Verteidigungsmaßregeln zu treffen, und so gelang es den Rebellen, sich in der Nacht des 23. Mai 1889 anzuschleichen und die Station zu überrumpeln. Ehe die Überraschten sich verteidigen konnten, war Buschiri mit seinen Leuten eingedrungen und schoß eigenhändig den unglücklichen Nielson, welcher mit seiner Büchse am Fenster erschien, nieder, das Gewehr des Leutnants Giese versagte. Er sprang durch ein Fenster und vermochte sich durch dichten Busch zu retten. Auf das Schießen hin waren sofort die Leute des Stationsdorfes zu Hilfe geeilt und hatten, fünfzehn Mausergewehre stark, ein derart heftiges Feuer eröffnet, daß Buschiri die Flucht ergriff. Giese hatte sich bei dem Sprung durchs Fenster die Füße verletzt und war, ganz von Dornen zerfetzt, zu dem Häuptling Chipangilo geflüchtet. Er vermochte zwar am andern Morgen die Station wieder zu beziehen, allein seine Leute verließen ihn, einer nach dem andern, eingeschüchtert durch Buschiris Drohungen. Es blieb Giese daher nichts anders übrig, als seine Vorräte an die englische Mission zu verkaufen, die Kanone dem Häuptling anzuvertrauen. Krank, von Dornen verwundet, marschierte er, auf selten betretenen Pfaden, der Küste zu. Seine Leute flohen zum größten Teil oder wurden aufsässig, von allen Seiten war er vom Feinde bedroht. Wenn es ihm auch gelang, in den französischen Missionsstationen Führer zu mieten und Lebensmittel zu erhalten, so war er doch oft der Verzweiflung nahe, wenn ihn der Marsch durch wasserlose Wüste führte und das Schreckgespenst des Durstes ihn plagte. Die größten Schwierigkeiten bereitete ihm

das Passieren des 100 m breiten Wami. Giese irrte mit seinen Begleitern umher, bis sie einige trockene Hölzer fanden, aus Lianen einen Strick drehten und daraus ein Floß zusammenbanden, mit dem sie das andre Ufer erreichten. Als Giese endlich die Glocken der französischen Mission in Bagamojo erklingen hörte, war er gerettet. Diese und andre schlimme Nachrichten drängten zu ganz entschiedenem Vorgehen gegen Buschiri, welcher, sich fortwährend nach neuen Verbündeten umsehend, mit den Wahähä Blutsbrüderschaft geschlossen hatten.

Eine große Expedition wurde von Wißmann ausgerüstet, um den Marsch nach Mpapua anzutreten, in der Absicht, Buschiri zu vernichten. Die Stärke der in mehreren Abteilungen mit nur leichtem Gepäck marschierenden Truppe bestand aus annähernd zweitausend Mann, von denen die Hälfte aus Wanjamuesi bestand. Diese waren seit Monaten an der Küste zurückgehalten und kehrten, nachdem sie in den Kämpfen gegen Buschiri manchen wesentlichen Dienst geleistet hatten, nach ihrer Heimat zurück. In Msua vereinten sich alle Abteilungen. Der Ort kann als typisch für die Anlage der dortigen Dörfer gelten. Inmitten des undurchdringlichen Urwaldbusches gelegen, der Msua auf weite Strecken nach allen Seiten umgibt, konnte man nur durch einen schmalen, eingehauenen Weg Zugang finden. Dicht gedrängt stehen die Hütten in ziemlicher Sicherheit vor feindlichen Angriffen. Der fruchtbare Boden des Landes bringt alles im Überflusse hervor, und der Häuptling der hier wohnenden Wadohä, Pasi Simba, brachte dem Reichskommissar, welcher die Expedition selbst befehligte, eine Menge Nahrungsmittel als Geschenk. Als Gegengeschenk wurden ihm die üblichen bunten Stoffe und Schmucksachen überreicht. Ein Schutzbrief stellte ihn unter deutsche Oberhoheit, und eine mächtige deutsche Flagge wehte fortan von einem hohen Baume lustig im Wind. Wie wir schon wissen, sind die Wadohä Menschenfresser, der Häuptling wollte dies jedoch auf Befragen keineswegs zugeben, sondern leugnete mit verschmitztem Lächeln. Der Verfasser hatte einen Koch vom Stamme der Wadohä, der als Sklave von ihm losgekauft wurde, und dieser gab die fatale Thatsache zu. Es scheint aber, daß die scheußliche Sitte allmählich im Abnehmen begriffen ist, denn die Opfer sind zu schwer zu beschaffen, und das Verspeisen geschieht mit

größter Heimlichkeit, um unliebsamen Erörterungen aus dem Wege zu gehen.

Der Weg von Msua bis Mpapua führt fast immer durch recht schöne, abwechselungsreiche Gegend, durch das Land Ukami über Simbamuene durch die palmenbestandene, glühend heiße Mkataebene. Der Mkata oder Wami wird auf einer Brücke überschritten, die durch einen umgestürzten Baumstamm gebildet wird. Die blauen zackigen Berge von Usagara kommen in Sicht, und dann geht es den Mkondokwa, der sich in den Wami ergießt, entlang. Das Thal wird von Kondoa an immer enger und romantischer. Vorbei geht es an Muini Msagara, der ersten Station der Ostafrikanischen Gesellschaft, dort mündet auch der Simabach, in dessen malerischem Thale Graf Pfeil einst an lieblicher Stelle eine idyllische Station angelegt hatte, doch der Aufstand ist darüber hinweggeschritten, und alles ist wieder zerstört. Das Thal des Mkondokwa geht bald in einen schluchtartigen Paß über, von hohen Felsen eingeschlossen. Borassus- und Hyphänepalmen, hochstämmige Bombaxbäume, Bambus- und Phönixpalmen vereinen sich mit dichtem Wald zu einem wunderschönen Vegetationsbild in der herrlichen Gebirgslandschaft.

Der Weg führt bald über den Fluß und dann über einen hohen Paßrücken, den die Träger zwischen Granitfelsen und Geröll nur mühsam erklettern. Hoch oben weht frischer scharfer Wind, und der Blick schweift in endlose blaue Ferne. Bis zum Horizonte dehnen sich Wald- und Savannenstreifen, weit in der Ferne rotes Gelände. Es ist schon Ugogo mit seiner öden Landschaft. Tief unten zu Füßen liegt still der Ugombosee, eine Lagerstelle für alle Karawanen. Er wimmelt von Nilpferden und Krokodilen. Hoher romantischer Reiz liegt darin, wenn sich dort am Abend die Wachtfeuer ausdehnen, der Rauch wie geisterhafter Nebel übers Wasser zieht und die Konturen der Ufer und der Berge immer undeutlicher werden. Das Brüllen der Nilpferde hallt übers Wasser und tausende von Vögeln streichen darüber hin, Enten fallen auf der Oberfläche ein. Der Mond gießt mattes Silberlicht über die Landschaft, und Frösche und Cikaden beginnen ihr tausendstimmiges Konzert.

Der See trocknet in sehr heißen, regenarmen Zeiten ganz aus, wie zuletzt im Sommer 1888; dann sind die Nilpferde zum Aus-

wandern gezwungen. Die Krokodile verkriechen sich im Schlamm, und die Fische werden leichte Beute der Eingeborenen.

Vom Ugombosee bis Mpapua geht es schon durch den häßlichen Dornbusch, dem wir noch in Ugago begegnen werden, und über rote harte Erde. Froh ist der Wanderer, wenn er in Mpapua anlangt, das südlich am Fuße der 1800 m hohen Granitberge liegt.

Mpapua gehört noch zu Usagara. Es bildet einen Hauptknoten- und Durchgangspunkt für alle Karawanen, welche auf dem Wege von Dar es Salaam, Bagamojo und Sadaani nach dem Innern, nach Tabora, dem Tanganika, Viktoria Njansa und nach dem Kongo wollen. Ebenso müssen alle Karawanen von dorther auf dem Weg zur Küste Mpapua passieren. Es mögen auf dem Hin- und Rückwege jährlich hunderttausend Menschen und mehr dort passieren, und da sich alle in Mpapua verproviantieren, so läßt sich daraus ein Schluß auf die Fruchtbarkeit der scheinbar ganz sterilen Gegend ziehen. Hier finden wir auch die ersten großen Rinderherden, welche vortrefflich gedeihen. Die Eingeborenen treiben bedeutende Viehzucht, leider ohne großes Verständnis. Hier ist dem rationellen Viehzüchter eine recht dankbare Aufgabe gestellt.

Wenn wir auf unserm Marsche westwärts, da, wo das Mkondokwathal sich verengt, den Ort Kiroa hinter uns haben, so begegnen wir bald den echten Tembe, einer andern wie an der Küste gebräuchlichen Hüttenform. Das niedere, außen oft nur $1\frac{1}{2}$ m hohe, innen vertiefte Gebäude umschließt immer einen rechteckigen Hofraum, welcher zur Aufnahme der Rinder während der Nacht dient. Das Tembe hat eine Seitenlänge, welche zwischen 40 bis 300 m wechseln kann, je nach dem Wohlstand des Besitzers, das Umfassungsgebäude ist aber nie breiter wie 3 m. Das flache Dach hat von der Mitte aus kaum merkliche Neigung nach unten und ruht in der Mitte auf einem Längsbalken, welcher durch zahlreiche Pfosten im Innern gestützt ist, ein fußdicker Erdbewurf, auf Scheite gelegt und gegen das Herabrieseln durch untergelegtes Stroh oder Schilf gesichert, bietet zwar einen sehr guten Schutz gegen die heißen Sonnenstrahlen, einen um so schlechteren aber gegen Regen, der bei heftigen Güssen überall Einlaß findet. Die Wände sind aus dichtgestellten Scheiten oder Stangen hergestellt, welche durch zwei längslaufende Rutenbündel fest zusammen gehalten

werden. Ein Thonbewurf stellt den Verputz dar. Im Innern ist der Raum in zahlreiche Abteilungen getrennt, welche zum Teil durch Thüröffnungen in Verbindung untereinander stehen. Die von außen führenden niederen Thüröffnungen werden durch Matten, aus Rinde oder Mtamastengel geflochten, und mittels eines vorgehängten Holzes verschlossen. Schlösser kennt man dort nicht, ein Umstand, der aber keineswegs auf große Ehrlichkeit der biederen Eingeborenen zu schließen berechtigt. Sie leisten im Gegenteil an Diebereien ganz Erkleckliches. Wer etwas besitzt, was mitgenommen werden kann, muß es eben verstecken oder bewachen. Neben den menschlichen Bewohnern finden sich eine Menge Ungeziefer aller Art und sehr viele Ratten in der Tembe, die aber hier nicht wie in Usaramo und andern Küstenstrichen Gefahr laufen, von ihren Wirten verspeist zu werden.

Die Eingeborenen sind in und um Mpapua keine Wagogo, wie allgemein angenommen wird, sondern echte Wasagara, welche allerdings in Gestalt und Charakter Ähnlichkeit mit diesem frechen Gesindel haben. Sie haben nur Sitten, Gebräuche, Lebensweise, Beschäftigung und sogar die Sprache ihrer Nachbarn angenommen, welche ihnen durch ihre Macht und Anmaßung derart imponierten, daß sie ganz auf ihre eigne Nationalität Verzicht leisteten, wie wir dies so oft in Afrika wiederfinden.

Als Wißmann mit seiner großen Expedition in Mpapua anlangte, nachdem man bei Madimola am Kingani das Dorf des Pangiri zerstört hatte, machte der Häuptling Chipangilo sofort seine Aufwartung unter Überreichung von Geschenken. Da jedoch sein Verhalten Buschiri gegenüber in recht zweifelhaftem Lichte erschien, so ergriff er das Hasenpanier, als ihn andre Häuptlinge anklagten, mit Buschiri Freundschaft geschlossen zu haben. Als sehr vorsichtiger Mann, der auch in die Zukunft blickt, lieferte er jedoch vor seiner plötzlichen Abreise alles ihm von Giese anvertraute Material und auch die Kanone aus. Chipangilos Flucht mußte als Beweis seiner Schuld angesehen werden, und so wurden die Truppen aus seinen umfangreichen Getreidevorräten verproviantiert; was umso zweckmäßiger erschien, als sich die übrigen Wagogo sehr ablehnend verhielten und keine Lebensmittel zum Verkauf bringen wollten, wohl aus Angst, derselben einfach beraubt zu werden. Vieh wurde requiriert, später aber vergütet.

Ankunft von Wapua abgelöster Mannschaften in Bagamoyo. Nach einer Originalphotographie.

Am Tage nach der Ankunft in Mpapua wurde sogleich mit dem Bau eines neuen Forts begonnen. Die frühere Station, von der kaum noch die äußeren Umfassungsmauern erkennbar waren, lag derart ungünstig auf einem Hügel, daß es von einem höheren Berge aus vollkommen beherrscht wurde.

Zur Sühne für die Ermordung des Gesellschaftsbeamten Nielson, dessen Grab mit einem Kreuz versehen wurde, ließ Wißmann drei gefangene Araber und Belutschen wegen erwiesener Beteiligung an der Ermordung der Missionäre in Pugu und wegen Spionage an der Stelle, an welcher Nielson ermordet war, hängen.

Die Wanjamuesikarawane zog nach einigen Ruhetagen unter vielen Danksagungen und Freundschaftsbeteuerungen in die Heimat. Anfang Oktober wurde mit dem Bau des Forts begonnen, und schon am 19. war es, nachdem täglich sechshundert Mann daran gearbeitet hatten, soweit fertig, daß es im Notfall ganz gut verteidigt werden konnte. Wißmann trat sofort seinen Rückweg zur Küste an, nachdem eine hinreichende Besatzung unter einem deutschen Offizier zurückgelassen worden war, und erreichte dieselbe sehr bald nach forcierten Eilmärschen. Auf Buschiri war er während des ganzen Weges nicht gestoßen.

Die Mafiti.

Ehe noch Wißmann Anfang Oktober seine Operation nach Mpapua hin unternahm, hatte sich allmählich das Gerücht verbreitet, daß sich Buschiri von dort aus südwärts gewandt habe, um sich, mit den Wahähä verbündet, wieder der Küste zu nähern. Man schenkte derartigen Nachrichten anfangs keinen Glauben, in der Annahme, daß es Buschiri nach seinen wiederholten Niederlagen, abgeschnitten von aller Zufuhr an Kriegsmaterial, nicht wagen werde, derartige Pläne in Angriff zu nehmen. Die Meldungen mehrten sich jedoch, und bald trafen sogar aus den entlegenen Grenzen Usaramos Flüchtlinge ein, welche unter dem Eindruck großen Schreckens erzählten, daß sich Buschiri mit bedeutenden Streitkräften auf Bagamojo zu in Bewegung gesetzt habe. Alles geriet in unbeschreibliche Aufregung und machte sich fluchtbereit, und die Inder beratschlagten, ob es nicht angemessen sei, unter solchen Umständen die Küste zu verlassen. Für die an der Küste zurückgebliebenen wenigen Schutztruppen war für den Fall, daß sich die Nachricht bewahrheiten sollte, die Lage eine nicht unbedenkliche. Mitte Oktober zeigte sich Buschiri thatsächlich, er hatte mit seinen Horden den Kingani schon bei Madimalo überschritten und etwa sechs Stunden von Bagamojo entfernt ein festes Lager bezogen. Nach allen bisher erhaltenen Angaben schienen diese Horden eine Stärke von 5—6000 Mann zu haben. Es waren Mafiti. Dieser Name hatte in den südlichen Teilen des heutigen Deutsch-Ostafrika einen fast noch schrecklicheren Klang wie im Norden der Name Massai. Mafiti ist eigentlich eine Verstümmelung des Wortes Masitu, der Name eines den Wajao sehr ähnlichen Kaffernstammes; die Wajao sind wahrschein-

lich ebenfalls Kaffern. Die echten Masitu saßen als vereinter Stamm noch bis vor 60—80 Jahren im Westen des Nyassa, als nördlichste Ausläufer der südlichen Kaffernstämme. Da starb einer ihrer mächtigsten Häuptlinge, und unter seinen zwei Söhnen und Erben brachen, wie fast immer in Afrika, Streitigkeiten aus wegen der Häuptlingswürde, der Rinder und wegen seiner Weiber. Zu einem eigentlichen Kriege kam es jedoch nicht, da der eine seiner Söhne einsah, daß er mit seinen geringen Mitteln und Anhängern werde unterliegen müssen, und es vorzog, mit Hab und Gut, Rindern, Weibern und Genossen auszuwandern. Viele tausend Köpfe stark begann die Völkerwanderung. Anfangs vereint drangen die kriegsgeübten Scharen vor, dann aber gingen einige in der Höhe des Tanganika an dessen Westufer entlang, fanden aber dort keine geeigneten Verhältnisse, besonders keine Rinder, und gingen wieder zurück. Der Verfasser fand in dem von ihm erstürmten Dorf Kalimbas, im Gebirge von Marungu, zwei echte, allerdings sehr von Insekten zerstörte Kaffernschilde. Der größere Haufe hatte unterdessen den Weg nach Urori und Mahenge eingeschlagen, fand dort aber Widerstand, wendete sich weiter westwärts und ließ einen Teil der Stammesgenossen dort zurück. Schon sehr vermindert, zogen andre weiter nach Norden und gelangten durch Unjamuesi bis nach Süduſukuma, wo sie gegen Ende der sechziger Jahre eintrafen und sich unter harten Kämpfen mit den dortigen Häuptlingen schließlich verteilt im Lande niederließen. Ein weiterer Teil war bis Ujiji vorgedrungen und wollte auch in Urundi, am Nordende des Tanganika, einfallen, fand aber derart hartnäckigen Widerstand, daß es die Masitu vorzogen, sich ihren Stammesgenossen in Usukuma und Uramba anzuschließen. Auf der langjährigen Wanderung hatten sie allmählich andre Namen erhalten, so nannte man sie in Urori und Mahenge Masiti, was keineswegs, wie vielfach angenommen wird, mit „Kriegsleuten“ zu übersetzen ist, denn das ähnlich klingende Wort in der Suahelisprache heißt vita = Krieg, es müßte demnach Wavita heißen, wenn das Wort die ihm untergeschobene Bedeutung hätte. Bei den Mahenge und Warori sowie den Wanjamuesi heißt Krieg = urugu. Außerdem erleiden in den Bantusprachen nicht die Vokale, sondern die Konsonanten Umwandlungen. In Unjamuesi wurden die Masiti, welche dorthin noch unvermischt gelangten, Watuta und Wangoni genannt.

Es ist klar, daß sich derartige Völkerwanderungen nur auf gewaltsamem Wege vollziehen konnten. Unaufhaltsam, raubend, plündernd und mordend drangen die tapferen, kriegsgeübten Scharen vor, überall namenlosen Schrecken verbreitend. Ganze Völker und Stämme trieben sie vor sich her nordwärts, so die Wahähä. Wie wir schon erwähnt haben, eigneten sich andre Stämme die Sitten und Gebräuche der Masitu an, da sie bald an den Erfolgen merkten, wie praktisch es sich erwies, als Masitu aufzutreten. Die Erfolge gaben ihnen immer mehr Mut, so daß Stämme, welche früher schon kriegerisch geartet waren, wie die Wahähä und Mahenge, noch blutgieriger und beutelustiger wurden, andre friedliche Ackerbauer fortan zum Kriegsspeer und Schild griffen und ebenfalls Räuber wurden. Besonders paßten sie sich dem Kriegswesen der Masitu an, wie dies in hohem Maße bei den Wanjamuesi der Fall ist, deren ganze Kriegführung, Kriegstänze und zum Teil auch Kriegsgesänge den Kaffern nachgeahmt sind. Mit den Sitten nahmen die Nachahmer schließlich den Namen ihrer Vorbilder an, so daß man ohne genaue Untersuchung oft nicht unterscheiden kann, ob man echte oder nicht echte Masitu vor sich hat. Derartige Anpassungen vollziehen sich oft ungeheuer schnell. So hat der Verfasser noch im Jahre 1885 die früher so harmlosen Wakutu in ihrer alten Tracht, welche derjenigen der Wasaramo ähnelt, gesehen, und schon drei Jahre später galten sie als Masiti, mit gänzlich verändertem Wesen und Aussehen. Solche unechte Masiti waren es auch, welche nun Buschiri mit sich führte. Nur waren es die recht wenig harmlosen Wahähä, Mahenge und zum Teil auch Wajao, welche unter dieser Maske Buschiris Fahne folgten.

Die Bewaffnung der Masitu besteht aus einem spitzovalen Lederschild aus Rindshaut, durch welchen der Länge nach der Stab hindurchgesteckt ist, Wurfspeeren und Keule. Den ganzen Kopf umgibt ein Schmuck aus unzähligen, dicht zusammen auf ein kappenartiges Leder genähten Schwanzfedern vom Hahn, deren Fahne vom Schaft heruntergestreift ist. Außer diesem Kopfschmuck verachtet der echte Masitu jede Kleidung. Die Masitu oder Masiti, hatten nach ihrem Erscheinen dort schon sehr bald raubend, mordend und plündernd binnen kurzem einen Teil von Usaramo in eine Wüste verwandelt. Die Zahl der Flüchtlinge, welche

Bana Heri und Söhne. Nach einer Originalphotographie.

von dorther in Bagamojo und Dar es Salaam eintrafen, wuchs von Tag zu Tag. Durch ihre Erzählungen verbreiteten sie panischen Schrecken, und wenn nicht Herr v. Gravenreuth energische Gegenmaßregeln getroffen hätte, so würde alles in kopfloser Angst geflohen sein. Es wurde zunächst in Bagamojo ein Kordon gezogen, um das Verlassen der Stadt zu verhindern. Aus den Stationen des Nordens wurden alle disponiblen Truppen abgeholt und in Dar es Salaam ein Korps formiert. Die Besatzung von Bagamojo hatte die Marine übernommen. Von Bagamojo aus wurde die Dundafähre des Kingani besetzt. Herr v. Gravenreuth beabsichtigte, Buschiri im Rücken anzugreifen, und marschierte in der Nacht des 14. Oktober bei Mondaufgang mit nur 120 Mann und 20 Trägern ab. Herr v. Bülow sollte von Mbumi aus Osten her mit ihm zusammenstoßen. Auf diese Weise wollte man ein Ausweichen Buschiris nach dem oberen Kingani verhindern. Die Abteilungen marschierten unter den größten Vorsichtsmaßregeln. Unter Gewaltmärschen ging's vorwärts. Überall fand man Spuren der Banden Buschiris. Der Führer wurde beim Anblick der Zerstörungen, welche die Masiti angerichtet hatten, ganz unzurechnungsfähig und mußte gebunden werden, damit er nicht in einem unbewachten Augenblicke verschwand. In Wisimbo sollten die Masiti ihr Lager aufgeschlagen haben. v. Gravenreuth marschierte in der ersten Morgendämmerung, als der günstigsten Zeit zum Überfall, direkt auf Wisimbo los, fand aber das Nest schon verlassen. Von da an war die Spur leicht zu verfolgen, der nur fußbreite Pfad war auf eine Breite von drei Metern erweitert, alles Gras niedergetreten. Einzelne Gegenstände, wie abgenagte Maiskolben, leere Kokosnüsse, unbrauchbares Gerät bedeckten förmlich den Boden. Bald stieß man auch auf die ersten blutigen Opfer der Räuberbande. Auf die grausamste Weise hingemordete Menschen, Weiber, Männer und Kinder lagen am Wege mit gespaltenem Schädel oder aufgeschlitztem Bauch, den Weibern hatten die Bestien die Brüste abgeschnitten, sie gepfählt oder in gräßlicher Weise verstümmelt. Kinder waren von Speeren durchbohrt, deren Widerhaken die kleinen Körper ganz zerfleischt hatten. Säuglingen hatte man den Schädel an Bäumen zerschmettert, so daß noch das Hirn und das Blut an der Rinde klebte. Die an dem Wege sehr zahlreich liegenden Dörfer schienen die Zerstörungswut der

Horden immer mehr gesteigert zu haben, denn alles, was nicht des Mitschleppens wert war, wurde vollständig zertrümmert und zerschlagen mit Messer und Beil, die Hütten niedergebrannt, die Felder zerstampft, überall lagen Leichen umher. Über dem Ganzen wehte ein abscheulicher Moder-, Leichen- und Brandgeruch. „Der Ekel vor dem Leichengeruch, welcher uns fortwährend umgab, die Entrüstung über diese Greuelthaten, verübt an ganz unschuldigen Menschen, und der Wunsch nach Rache ließ uns den Weg so schnell wie irgend möglich fortsetzen", schrieb v. Behr, der den denkwürdigen Zug mitmachte. Unterwegs stieß man auf einen erschöpft liegengebliebenen sudanesischen Offizier der v. Bülowschen Abteilung. Dieselbe hatte ebenfalls Wisimbo schon verlassen gefunden und war den Spuren der Mafiti gefolgt. Es wurde Halt gemacht, eine kleine Abteilung vorgeschickt und gleich darauf wurde heftiges Gewehrfeuer vernommen. Die Patrouille war auf eine kleine Abteilung Araber und Mafiti gestoßen und wurde langsam zurückgetrieben. Herr v. Gravenreuth, welcher mit seiner ganzen Abteilung vorging, verjagte nach kurzem Feuergefecht die feindliche Truppe, welche nur einige hundert Mann stark sein mochte.

Es hatte nun zunächst den Anschein, als sei es Buschiri abermals gelungen, auszuweichen. v. Gravenreuth und seine Offiziere hatten schon die Hoffnung aufgegeben, in nächster Zeit eine Entscheidung herbeizuführen. Es wurde Befehl erteilt, vorläufig Rast zu machen, man befand sich in der Nähe von Jomba, und dann beabsichtigt, nach Bagamojo zurückzukehren, von welchem Orte man nur noch vier Meilen entfernt war, v. Behr sollte mit seiner Kompanie zur Aufklärung des Terrains nach Süden, wo man die Rauchsäulen aus einem brennenden Dorfe aufsteigen sah, vorgehen. Nach ungefähr viertelstündigem Marsche mußte von dieser Abteilung eine niedere Hügelkette erstiegen werden. Kaum war man oben angelangt, als man aus dem jenseitigen Thalgrund ein brausendes Geräusch, wie das Stimmengewirr einer großen Volksversammlung vernahm. Zu sehen war vorläufig nichts, da dichter Busch und hohes Gras jede Aussicht sperrte. Es blieb aber kein Zweifel, es mußte ein Teil der Mafiti sein. v. Gravenreuth hatte zwar der Abteilung den Befehl erteilt, sich in keine ernsten Unternehmungen einzulassen, v. Behr aber konnte es nicht über das Herz bringen, die sich so selten bietende Gelegen-

heit zu selbständigem Handeln vorübergehen zu lassen. Die Situation war allen sofort klar, froher Kampfesmut belebte die ermüdete Truppe, alle Abspannung und Erschlaffung waren sofort vergessen. Noch hatten die Mafiti, denn diese hatte man in der That vor sich, nichts bemerkt. Die Kompanie marschierte auf, das Zeichen zum Ausschwärmen wurde gegeben und langsam ging die ganze Linie auf das Lager zu und durchschritt in guter Ordnung den etwa hundert Meter breiten Busch, hinter welchem das Gras niedriger war. Eine schmale Thalsohle lag den Angreifern zu Füßen, und auf der jenseitigen Erhöhung lag, halb zwischen Buschwerk versteckt, ein nach Negerart errichtetes Hüttenlager. Nach der beträchtlichen Ausdehnung desselben zu urteilen, mochte es von einigen Tausend Kriegern erfüllt sein. Der Platz vor demselben wimmelte förmlich wie ein Ameisenhaufen von schwarzen halb- und ganz nackten Gestalten, deren phantastischer Feder- und Fellaufputz und deren Bewaffnung mit Speer und Schild sofort Mafitikrieger erkennen ließ.

Als die hellen Uniformen der Schutztruppe drüben zwischen dem Gras und Busch bemerkt wurden, stimmte die Mafitibande sofort ein betäubendes Kriegsgeheul an, und wie ein aufgestörter Ameisenhaufen lief und wimmelte alles durcheinander. Aus den Hütten, den Büschen, dem Gras, von benachbarten Höhen strömten Scharen hinzu. Die ganze Umgebung schien lebendig zu sein, die Erde schien schwarze Gestalten auszuspeien. Es mochten im ganzen wenigstens zweitausend Menschen sein, welche nur durch eine Entfernung von sieben- bis achthundert Schritte von dem kleinen Haufen der Schutztruppe getrennt war. Die Mafiti verkürzten die Entfernung in wütendem Anlaufe so schnell, daß v. Behr nur noch Zeit hatte, die 400 m-Visier nehmen zu lassen und Schnellfeuer zu kommandieren. Die Wirkung auf die ganz ungedeckt in hellen Haufen daher rasende Schar war vernichtend. Die Flut kam augenblicklich zum Stehen.

Nun gingen die Truppen einen Sprung vor, und wiederum prasselte das Schnellfeuer. Die Mafiti hatten sich von ihrem ersten Schrecken erholt und stürzten mit doppeltem Wutgeheul dem Feinde entgegen. Die Lage war eine höchst kritische, aber die braven Sudanesen wichen nicht um Fußbreite zurück, alle ohne Ausnahme hatten das Gefühl, daß der Augenblick der Entscheidung gekommen war, daß

in wenigen Augenblicken die Mafiti nach allen Himmelsrichtungen auseinander gejagt, oder aber die Truppe selbst überrannt und bei der großen Gewandtheit des Feindes im Einzelkampf vollständig vernichtet und massakriert wurde.

Mit mörderischem Feuer wurden die Mafiti entschlossenen Mutes empfangen, jeder einzelne war nun auf sich angewiesen. Ein betäubender Lärm erfüllte die Luft von Gewehrsalven, Wut- und Schmerzensgeheul der Mafiti. Einem letzten Ansturm derselben sauste Kugel auf Kugel entgegen, die Entfernung betrug nur mehr sechzig Schritte, schon tauchten einige schwarze Gestalten in dem Pulverdampfe, welcher wie eine dichte Mauer alle Aussicht benahm, auf. — Aber die Verluste der Mafiti waren doch zu groß. Als ein leichter Wind den Pulverdampf hinwegführte, sah man die Wilden in eilender Flucht nach allen Seiten auseinander stieben. Mit aufgepflanztem Seitengewehr ging's nun mit Hurra gegen das Lager vor, wo man schon mit der zweiten Abteilung zusammentraf, welche die Anstürmenden mit lauten Freudenrufen begrüßte.

Herr v. Gravenreuth hatte natürlich sofort die Einleitung des Gefechtes gehört und griff dann ebenfalls ins Gefecht ein. Auf dessen Seite wütete der Kampf sogar noch heftiger. Die Mafiti griffen dort ungestüm an, einige derselben waren sogar in die Schützenlinien eingedrungen und hatten dort inmitten des furchtbaren Feuers zwei Sudanesen mit ihren Speeren verwundet.

Das Lager bestand aus kleinen Strohhütten, welche sämtlich mit Beutestücken, fast nur wertlosen Gerätschaften, angefüllt waren. Gefangene und nun wieder befreite Weiber kamen, ihr schrilles Schreien ausstoßend, den Siegern entgegen. Einige der Weiber waren durch verirrte Kugeln leicht verwundet, ein kleiner Knabe hatte eine ziemlich erhebliche Wunde davongetragen. Von der Schutztruppe war mit Ausnahme der zwei durch Speerstiche verwundete Sudanesen keiner im Gefecht verwundet worden.

Nun erst, nachdem sich die erste Aufregung etwas gelegt hatte, machten sich die ausgestandenen Mühen und Anstrengungen nach dem elfstündigen Marschieren bemerkbar. Seit dem vorhergehenden Tag war die Truppe fast ohne Nahrung geblieben. Dazu gesellte sich brennender Durst, denn Wasser war in der Nähe nicht zu finden.

Alles hatte sich durch das weite Lager zerstreut, mit Beutestücken bepackt und mit allem möglichen Plunder behängt, so daß eine momentane Wehrlosigkeit entstanden war, dadurch erhöht, daß v. Gravenreuth eine Abteilung zur Deckung des zurückgebliebenen Gepäckes abgeschickt hatte. Die Lage war recht bedenklich, denn auf dem jenseitigen Hügel hatten sich die Mafiti wieder gesammelt, und deutlich konnte man unter ihnen die weißen Hemden einiger Araber unterscheiden. Kleinere Haufen verwegener Mafiti umschwärmten schon das erstürmte Lager und tauchten, sich schlangenartig bewegend, hier und da im Grase auf. Auf Signale und Rufen liefen zwar die nächsten Soldaten herbei, doch war die Gefahr eines plötzlichen Angriffes zu groß, als daß man in Ruhe eine Abteilung hätte sammeln können. Mit einigen schnell herbeigelaufenen Soldaten ging v. Gravenreuth und v. Behr vor das Lager. Es schien, als habe Buschiri, welcher wirklich in der Nähe weilte, die Mafiti wieder gesammelt, um zu einem Angriff auf die verlorene Position zu drängen. Auf dem gegenüberliegenden Hügel wimmelte es schon wieder von schwarzen Gestalten, welche aber unentschlossen hin und her liefen. Jetzt war ein außerordentlich günstiger Moment gekommen. Einige Mafiti tauchten dicht im Grase auf, verschwanden aber sehr bald wieder, von den Kugeln aus den Büchsen der Europäer erreicht. Dicht neben v. Behr erhob sich plötzlich ein riesiger Mafiti, dem es gelungen war, durch einen Busch geschützt, sich bis auf 20 m anzuschleichen. Über und über mit Fellen, Federn und Affenschwänzen behängt, hatte der Kerl ein wirklich grimmiges, unheimliches Ansehen. Gerade erhob er seinen Speer, ließ ihn, wie es Brauch, einmal in der Hand vibrieren und wollte ihn nach den beiden dicht bei einander stehenden Offizieren schleudern, als ihn v. Behrs Kugel niederstreckte. v. Behr konnte es sich nicht versagen, später nochmals zu der Stelle zurückzukehren, wo der Gegner in ehrenvollem Zweikampf niedergefallen war. Er hatte einen Schuß durch die Brust, neben ihm lagen seine Waffen, Schild und Speer. Der Federschmuck war von seinem Haupte gefallen und lag zerdrückt im Grase, aus den noch jugendlichen Zügen war alle Wildheit gewichen. Ängstlichen Blickes folgte er den Bewegungen seines Überwinders, schwer ging sein röchelnder Atem, er rang mit dem Tode, seine Qualen konnten noch Stunden dauern. v. Behr bedeckte des sterbenden

Mannes Antlitz mit seinem Hut und gab ihm, von Mitleid erfüllt, mit dem Revolver den Gnadenschuß ins Herz. Nachdem noch einige acht bis zehn der Verwegensten, die sich in der Nähe umhertrieben, niedergestreckt waren, machten sich die übrigen aus dem Staube, so daß nun die nächste Umgebung von Feinden gesäubert war. Die Araber schienen indessen drüben die Oberhand zu haben, sie eröffneten ein lebhaftes Feuer aus ungefähr fünfzig Gewehren. Die Kugeln schlugen in der Nähe ein, und deutlich vernahm man das scharf zischende pßt' der Mauserkugeln, welche jedoch meist weit über ihr Ziel hinweg pfiffen, während die Vorderlader kraftlos in den Boden schlugen. Eine Sudanesenkompanie schwärmte aus, gab auf 300 m Salven, welche unter den feindlichen Haufen große Verwirrung anrichteten und sie auseinander stieben machten. Damit war der Sieg vollständig entschieden. An weitere Verfolgung konnte aus Mangel an Munition nicht mehr gedacht werden. Die Mafiti zählten etwa zweihundert Tote, die Zahl der Verwundeten war nicht festzustellen. Leider erreichte die Zahl der Verluste auf deutscher Seite die Höhe von 10 Prozent, ein Beweis für den Ernst der Situation und die Tapferkeit der Leute, welche einer mehr wie zehnfachen Übermacht nicht nur standgehalten, sondern sogar einen glänzenden Sieg erfochten hatten. Am erbittertsten hatten die Sulu gefochten, welche in geradezu fanatische Wut geraten waren, beim Anblick ihrer alten Feinde, der Wahähä und Mahenge, denn solche hatte man vor sich. Angesichts der Erbfeinde ergriffen sie die Erinnerungen an die heimatlich gewohnte Kriegführung mit außerordentlicher Macht. Das Vertrauen in die ihnen unbekannte und ungewohnte Waffe, die Mauserbüchse, war nicht sehr groß, da sie deren Wirkung nicht sehen konnten, und so ergriffen sie das Seitengewehr und Schilde gefallener Gegner, um sich damit auf den bittergehaßten Gegner zu stürzen. Die Offiziere konnten, da sie selbst gänzlich in Anspruch genommen waren, nicht verhindern, daß die Sulu ihre Wut in altgewohnter Weise an Toten und Verwundeten ausließen und dieselben verstümmelten. Die bestialische Lust am Mord und Töten kam hier völlig zum Durchbruch, denn ohne Ströme von Blut, Hals- und Kopfabschneiden oder Bauchaufschlitzen ist diesen ein richtiger Kampf nicht denkbar.

Das eroberte Lager wurde niedergebrannt, und nachdem man die Nacht unter den Qualen des Durstes in der Nähe verbracht hatte, in der steten Erwartung eines Angriffes, wurde der Rückmarsch nach Bagamojo angetreten. Unter unbeschreiblichem Jubel zogen die Sieger am andern Tage dort ein und an demselben Nachmittag brachte der Dampfer „Max" die Nachricht nach Sansibar und der Telegraph die Siegesbotschaft nach Deutschland. Herr v. Gravenreuth berief eine große Volksversammlung in Bagamojo und und teilte der nach vielen Tausenden zählenden Menge durch einen Dolmetscher den glücklichen Erfolg der Expedition mit, welche mit der gänzlichen Vernichtung der Mafiti endete. Die Truppen präsentierten, v. Gravenreuth brachte ein Hoch auf Se. Majestät den Deutschen Kaiser aus, in welches die Menge mit tosendem Jubelgeschrei einfiel.

Die nach Bagamojo geflüchteten Wasaramo wurden nun wieder in ihre Heimat entlassen nnd ihnen die weitere Verfolgung der zersprengten Mafiti überlassen, wobei man ihnen nicht gerade Schonung der frechen Mordgesellen anempfahl. Mit Nachdruck setzten sie auch das Werk der Vernichtung fort, um Rache zu nehmen an der Ermordung der Ihrigen.

Die Vernichtung der Mafiti hatte sich mit Windeseile durch das ganze Land verbreitet und wurde überall mit lautem Jubel begrüßt. Die sonst so wenig kriegerischen Wasaramo schlugen die Kriegstrommel und machten auf die Mafiti Jagd, welche nunmehr keinen Widerstand leisteten und der Gegend unkundig, ihren Verfolgern scharenweise in die Hände fielen und erschlagen wurden. Man darf jedoch nicht glauben, daß damit den Einfällen der Mafiti für immer ein Ziel gesetzt ist, dieselben werden uns sicher noch viel zu schaffen und mehr wie einmal den Versuch machen, die erlittene Niederlage zu rächen. —

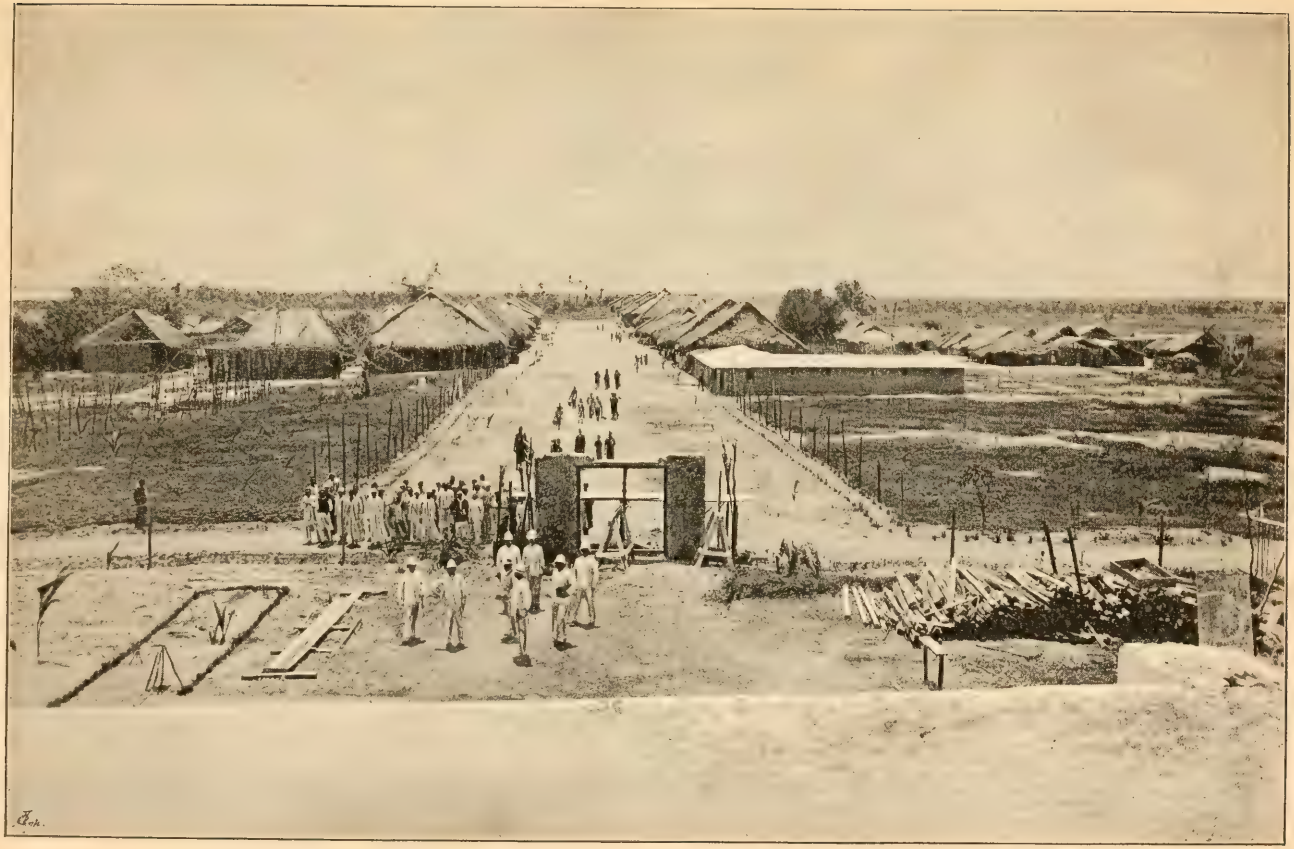
Bana Heri und Buschiris Ende.

Sadani bildet nächst Bagamojo den wichtigsten Endpunkt der von Mpapua sich nordwärts abzweigenden Karawanenstraße, welche nach dem Meere führt. Es ist eigentlich kaum zu erklären, wie gerade dieser Ort zu solcher Bedeutung kommen konnte, denn nach keiner Richtung hin ist er dazu geeignet. Der Strand zieht sich ganz gerade von Norden nach Süden und ist nach keiner Seite gegen die Brandung die Dünung und den Wind geschützt, selbst ganz flachgehende Dau müssen $1\frac{1}{2}$ km vom Strand abbleiben, und Dampfer können sich nur bis auf eine halbe deutsche Meile nähern. Ebenso ungünstig liegen die Verhältnisse am Land. In reizloser, öder, trockener Gegend liegt der Ort am Strand, selbst den allen andern Ortschaften am Meere nicht fehlenden ausgedehnten Kokospalmenwald würde man hier vergebens suchen. Nur einige wenige Steinhäuser, die Wohnungen besitzender Inder, eine Moschee, in Ostafrika Msikiti genannt, erhebt sich aus dem Gewirr der unscheinbaren Negerhütten, welche von nur wenigen Kokospalmen beschattet sind.

Der Boden ist schlammig, Mangrovegebüsch wächst an einem im Norden sich ausdehnenden Creek und gestattet von dort her keine Annäherung. Eine aus Baumstämmen hergestellte Boma schützt gegen Angriffe, und meerwärts sehen wir hohe Dünen.

Landeinwärts breitet sich zehn Meilen nach Westen eine trostlose Ebene aus, nur von Gras, Krüppelholz und Zwergpalmen bestanden.

Die Einwohner, die Waseguha haben einen etwas kriegerischeren Charakter wie andre Stämme. Sie lieben es sich noch mit Fell-



Saadani von der Station aus.

Nach einer von Major v. Wißmann zur Verfügung gestellten Originalphotographie.

schürzen oder gar Blättern zu kleiden und schlagen die einen Ecken der oberen mittleren Schneidezähne aus, nicht aber werden sie ausgefeilt, wie man immer wieder berichtet. Die Waseguha hatten sich vom arabischen Einfluß fast ganz unabhängig gehalten, was sie besonders ihrem jetzigen Häuptling oder „Sultan", Bana Heri zu verdanken haben. Bana Heri ist ein schon älterer Mann, dessen häßliches aber intelligentes Negergesicht von einem weißen Bart umrahmt ist. Seine Hautfarbe ist sehr dunkel. Er kleidet sich immer in kostbare arabische Gewänder und ahmt das Benehmen der Araber in allen Dingen nach.

Bana Heri hat es verstanden, sein Verhältnis zum Sultan von Sansibar so zu gestalten, daß er nicht als dessen Unterthan, sondern als sein Vasall gelten mußte. Er stand in nur sehr loser Abhängigkeit von ihm und ließ dies auch nur dann gelten, soweit es seinen Interessen entsprach. Er führte mehrere glückliche Kriege gegen seine Nachbarn und besiegte sogar im Jahre 1882 die Truppen des Sultans von Sansibar, welche gegen ihn zu Felde gezogen waren, so daß fortan dieser bemüht sein mußte, den Bana Heri durch Geschenke in guter Laune zu erhalten. Wegen des geringen Handelsumsatzes hatte man bei Übernahme der Küstenverwaltung durch die Ostafrikanische Gesellschaft Sadani zunächst unberücksichtigt gelassen. Der Zoll wurde nach wie vor durch Inder erhoben und ohne Schwierigkeit an die Gesellschaft abgeliefert.

Als die Unruhen an der Küste begannen, beteiligte sich Bana Heri sofort auf Buschiris Veranlassung an den Unternehmungen gegen die Deutschen.

Im Januar 1889 kam der englische Missionär Brooks mit einer Karawane aus dem Innern und wollte von Sadani aus nach Sansibar hinüberfahren. Er wurde mit fünfzehn Begleitern von Waseguha in Sadani ermordet, indem ihn die Leute bei lebendigem Leibe in Stücke schnitten. Dieses Verbrechen sowie das sonstige Verhalten der Bevölkerung verlangte eine strenge Bestrafung des Ortes. Sadani wurde von der Marine bombardiert, allein ohne sonderlichen Erfolg, da die Bewohner sofort entflohen und die leichten Hütten sehr schnell wieder aufgebaut werden konnten.

Wißmann beschloß nun, im Verein mit der Marine Sadani gänzlich zu zerstören. Anfang Juni 1889 erschienen das Blockadegeschwader unter Admiral Deinhard und sämtliche Wißmannschen Truppen

vor der Stadt und zerstörten Sadani und Uwindji vollständig. Bana Heris konnte man aber nicht habhaft werden, ebensowenig bei einer zweiten Expedition, welche nach Wißmanns Rückkehr von Mpapua nach Useguha unternommen wurde. Man zerstörte bei dieser Gelegenheit eine Menge Dörfer, erreichte aber sonst nichts weiter. Im Januar 1890 sandte Wißmann unter Chef Schmidt II eine Expedition von Bagamojo über den Wami nach Useguha, um über Bana Heris Verbleib Nachrichten einzuziehen. In der Nähe von Sadani stieß die Abteilung unerwartet auf eine stark besetzte Boma, welche in dem dichten Busch versteckt gelegen, von den heranrückenden Truppen gar nicht bemerkt worden war. Die Boma wurde so gut verteidigt, daß die Sulu sich weigerten, fernerhin anzugreifen. Chef Schmidt mußte das Gefecht abbrechen und unter dem Hohngeschrei der Verteidiger den Rückzug antreten. Es war das erst Gefecht, welches zu ungunsten der Schutztruppe ausfiel. Damit Bana Heri diesen Mißerfolg nicht zu seinem Vorteil ausbeutete, und um die Rückwirkung des unglücklichen Gefechtes nach Möglichkeit abzuschwächen, zog Major Wißmann sämtliche disponiblen Truppen zusammen, um von dort aus einen Angriff zu unternehmen.

Anfang Januar brach die Expedition nach Mlambula, Bana Heris feste Boma, auf, die Marine besetzte wieder wie immer in solchen Fällen die Küste.

Nach kurzem Marsch wurde ein kleines befestigtes Rebellenlager genommen und bald kam Mlambula in Sicht, dessen Befestigung indessen weiter ausgebaut war. Schwarze Gestalten hielten die Feste dicht besetzt und brachen bei dem Erscheinen der feindlichen Streitmacht in höhnisches Geschrei aus. Die einzige zugängliche Stelle war ein 50 m breiter Palissadenzaun. Von allen andern Stellen war es wegen des ausgedehnten Urwaldbusches unmöglich heranzukommen.

Die Artillerie begann nun mit Granaten in die Boma eine Bresche zu legen. Einzelne ausbrechende Trupps wurden durch heftiges Gewehrfeuer zurückgetrieben, wobei Wißmann, um eine möglichst gute Wirkung zu erzielen, die Europäer in erster Linie feuern ließ. Es bedurfte eines mehrstündigen Feuergefechtes, um den Angriff wirksam vorzubereiten. Als das Feuer des Feindes schwächer und schwächer geworden war, gab Wißmann den Befehl zum Sturm. Eine Kompanie

und die Artillerie blieben in der Front, um dort den Feind zu beschäftigen, die übrigen Abteilungen mußten sich den Weg durch den Busch bahnen. Der Feind fühlte, daß sich die Entscheidung nahe und in den kurzen Feuerpausen hörte man ihn Allah anrufen.

Auf ein gegebenes Zeichen gingen sämtliche Kompanieen mit lautem Hurra zum Sturm gegen das Lager vor. Die Palissaden wurden sogleich erstiegen, der Gegner, aus allen Stellungen getrieben, suchte in wilder Flucht in den Buschwald sein Heil. Der Verlust war auf beiden Seiten unbedeutend. Der Feind war gegen die Geschosse und selbst Granaten durch einen zweiten inneren Erdwall vollkommen gedeckt.

Bana Heri war wiederum entkommen. Bei der gänzlichen Auflösung seiner Truppe aber stand mit Sicherheit zu erwarten, daß er bald seine Unterwerfung anzeigen werde. Er verschanzte sich jedoch nochmals in einer schlecht gewählten Position.

Eine anfangs März mit großer Streitmacht von Wißmann unternommenen Expedition gelang es, mehrere Boma schnell im Sturm zu nehmen, wobei der Feind vierzig Tote auf dem Platze ließ, und damit war Bana Heris Macht gebrochen. Er selbst war abermals entkommen, vollständig eingekeilt zwischen den deutschfreundlichen Stämmen von Nguru und Ukami und den Wißmannschen Truppen an der Küste, in einer verödeten Gegend seines Landes, von aller Zufuhr an Lebensmitteln und Munition abgeschnitten, geriet er in die Gefahr zu verhungern. So kam es, daß schon wenige Tage später in Sadani Boten Bana Heris eintrafen, um dessen Unterwerfung anzuzeigen und für ihn und seine Leute um Lebensmittel zu bitten, da das ganze Lager dem Verhungern nahe sei.

Der Reichskommissar ließ Bana Heri auffordern, nach Sadani zu kommen, damit er persönlich seine Unterwerfung anzeige, man werde dann Frieden mit ihm schließen und ihm seine Länder zurückgeben. Da Wißmanns Anwesenheit zu jener Zeit im Süden notwendig war, so beauftragte er Herrn v. Gravenreuth, die Friedensverhandlungen zu führen. Herr v. Gravenreuth begab sich mit Soliman bin Nasr, dem Wali von Pangani, dem Schwiegersohn Bana Heris und dem Halbaraber Omar nach Sadani, um Bana Heris Unterwerfung entgegen zu nehmen.

Anfang April erschien der erste Rebellentrupp, etwa Hundert mit Bogen, Speeren und Keulen bewaffnete Waseguha, welche in ihren zerrissenen Kleidern sehr verhungert und heruntergekommen aussahen. Zwei Tage später folgte Bana Heri selbst mit seiner ganzen Macht. Schon von weitem war der Zug sichtbar. Voran sprang nach dem Takte einer Negertrommel der Zauberer, geschmückt mit einem Löwenfell und zwei großen, zu beiden Seiten des Kopfes angebrachten Adlerschwingen; ihm folgten der Trommler, einige Diener und Weiber, dann Bana Heri selbst mit seinen Unterführern und einer großen Anzahl weißer Fahnen. Der Häuptling machte einen würdigen, selbst vornehmen Eindruck in seinem gelbseidenen arabischen Hemd, dem blauen Turban auf dem Haupte und dem wertvollen Maskatdolch im Gürtel. Ein buntes Gemisch aller jener Volksstämme, welche unter des Häuptlings Fahne gegen die Deutschen gefochten und bei ihm ihre letzte Zuflucht gefunden hatten. Alle in der Absicht, sich nach dem vergeblichen Kampf zu unterwerfen.

Nachdem Bana Heri geschworen, die Friedensbedingungen anzunehmen und getreulich zu halten, wurde er nebst seinen sämtlichen Anhängern begnadigt und ihm die Erlaubnis erteilt, Sadani und Uwindji minder aufzubauen und sich dort anzusiedeln. Der früher nie besiegte Häuptling, um dessen Gunst nicht nur die Araber von Pangani und Bagamojo, sondern sogar der Sultan von Sansibar gebuhlt hatten, suchte demütig um Frieden nach und fügte sich ohne Widerrede allen Friedensbedingungen des Reichskommissars.

Bana Heri zog es vor, sich mehr in Mtembele bei Sadani aufzuhalten und kam auch von dort her, von seinen beiden Söhnen begleitet, um den neuen Gouverneur Herrn v. Soden in Sadani zu begrüßen. Große Feierlichkeiten fanden bei dieser Gelegenheit statt, Schwerttänze und andre Vergnügungen, Mtschesa genannt. Nach deren Beendigung ließ ihm der Gouverneur ein Geschenk von 300 Rupien machen, welches er mit Freuden entgegennahm.

Bei Bana Heri war die von Wißmann geübte Milde wohl angebracht, man hatte es hier mit einem Häuptling zu thun, welcher mehr um seine Unabhängigkeit kämpfte, als daß er gradezu ein Rebell war, wenn er auch mit Buschiri gewissermaßen gemeinsame Sache machte.

Anders war es mit Buschiri, dieser hatte den Aufruhr über weite Gebiete verpflanzt, war raubend, mordend und plündernd umhergezogen und hatte kein Mittel gescheut, war es noch so verwerflich, in Anwendung zu bringen. Es mußte nun alles daran gesetzt werden, sich dieses Rebellen und Sklavenjägers zu bemächtigen. Ehe man seiner nicht habhaft geworden, war überhaupt nicht daran zu denken, Ruhe und Frieden in den weiten Gebieten zu stiften.

Nach dem für Buschiri so unglücklichen Gefecht bei Jombo, hatte sich dieser anfangs den Mafiti auf der Flucht angeschlossen. Bald aber fühlte er sich in der Gesellschaft dieser Wilden nicht mehr sicher genug, da sich der Groll derselben gegen ihn, den Urheber des verunglückten Raubversuches, wendete. Buschiri wendete sich nordwärts gegen Usagara und blieb fast einen ganzen Monat verschollen. Alle Nachforschungen nach ihm blieben vergebens, und man fürchtete schon, daß es Buschiri gelungen sei, nach Tabora hin zu entkommen. Da verbreitete sich Anfang November das Gerücht, daß der Rebellenführer sich mit dem damals noch nicht besiegten Bana Heri und seinem, Buschiris, Schwiegervater, dem berüchtigten Simbodja von Massinda, zu einem Angriff auf Pangani zu verbinden gedenke. Er habe sich zu diesem Zweck an der Grenze von Nguru mit fünfzig Eingeborenen in einem Lager verschanzt.

Mit einem schnell zusammengezogenen Expeditionskorps brach Chef Dr. Schmidt am 2. Dezember 1889 von Pangani auf, um die Verfolgung Buschiris aufzunehmen und ihm den Weg zu verlegen. Es gelang jedoch nicht, Buschiris habhaft zu werden.

Dr. Schmidt ging nun nach Makororo zurück, um weitere Nachforschungen anzustellen. Da trafen Anfang Dezember Boten vom Jumbe Magaya ein mit der Meldung, Buschiri sei in Quamkoro an der Grenze Ngurus gefangen genommen. Dr. Schmidt brach eiligst dorthin auf. Während zwei Tagen je zehn deutsche Meilen zurücklegend, erreichte er den betreffenden Ort. Der Jumbe kam der Expedition schon mehrere hundert Schritte entgegen und führte die aufs höchste gespannten Offiziere nach einer Hütte, in welcher sich der Gefangene befand. In dem dunklen Raum lag eine halbnackte Gestalt, nur mit einem Kikoi (weißes feines Baumwollhüftentuch mit rot und gelbem Rand) bekleidet, Hände und Füße mit schweren Eisenketten gefesselt,

der Hals lag in einer schweren Holzgabel. Einige hinzugerufene Askari erkannten in dem Gefesselten sofort Buschiri und brachen unwillkürlich in ein Triumphgeschrei aus. Dr. Schmidt und Leutnant Johannes traten jetzt zu Buschiri in die Hütte und wünschten ihm guten Tag, was er ganz freundlich erwiderte. Auf alle Fragen gab er bereitwilligst Auskunft, schien aber über die Anwesenheit der Deutschen hier in Nguru, zwanzig Meilen von Muenda, aufs höchste erstaunt zu sein. Die Sudanesen straften ihn mit Verachtung oder warfen ihm seine Schandthaten vor.

Am nächsten Morgen schon trat Dr. Schmidt den Rückmarsch an. Unterwegs traf man die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln, um die Beute auch sicher zur Küste zu bringen. An der Spitze der Kolonne marschierte Dr. Schmidt, dann folgte zwischen Leutnant Johannes und Herrn Illich auf einem Esel Buschiri. Um seine Hüften war ein breiter Lederriemen geschlungen, welcher seine Arme zusammenschnürte und jede Bewegung unmöglich machte. Das Ende des Riemens hielt der Soldat in der Hand, welcher zugleich den Esel führte. Während der Nacht band man Buschiri an das Bett des Dr. Schmidt fest, dicht daneben waren Lagerwachen aufgestellt, bei welchen stets noch zwei Europäer wachten.

Geschlossen marschierte die Kolonne in Pangani ein, wo sich bereits die ganze Garnison am Strande versammelt hatte, da das Gerücht von Buschiris Gefangennahme der Truppe längst vorausgeeilt war. Der Panganifluß mußte überschritten werden und als das Boot mit dem Gefangenen landete, brach die ganze Besatzung in hellen Jubel aus. Europäer und Inder beglückwünschten Dr. Schmidt zu seinem Erfolg, die Weiber stimmten ihr Sieges- und Freudengeschrei an, sogar die Sudanesen sangen Schlachtenlieder. Am lautesten äußerte sich die Freude bei den Sulu. Dieselben baten um die Erlaubnis, einen Kriegstanz aufführen zu dürfen.

Wißmann befand sich gerade in Sansibar und erschien nach erhaltener Nachricht sofort am nächsten Tage mit seinem Stab in Pangani. Er begab sich sogleich nach seiner Ankunft ins Stationsgefängnis, wo Buschiri auf einer Kitanda, einem Bettgestell, saß. Er erhob sich bei Wißmanns Eintritt und beantwortete alle Fragen höflich und bestimmt. Über seine Absichten und Pläne während des Aufstandes

Die erste Exekution in Bagamojo. Nach einer Originalphotographie.

entwickelte Buschiri ein klares Bild, welches erkennen ließ, daß er zielbewußt mit vollem Verständnis der Lage vorgegangen war. Als Wißmann die Frage stellte, ob er im Auftrage des Sultans von Sansibar gehandelt habe, als er den Aufruhr begann, gab er zuerst ausweichende Antwort, erwähnte aber später im Verlaufe des Gesprächs, daß der Sultan ihm vor dem ersten unglücklichen Gefecht bei Bagamojo hätte sagen lassen, er wolle ihn zum Wesir der ganzen Küste machen, wenn er sich gegen die Deutschen halten werde. Beweise für die Richtigkeit dieser Aussage sind niemals erbracht worden.

Über sein eignes Schicksal war Buschiri vollkommen im unklaren. Er bat den Reichskommissar am Schluß der Unterredung, daß er ihn als Offizier in der Schutztruppe einstellen solle, er werde ebenso tapfer für ihn kämpfen, wie er früher gegen ihn gekämpft habe. Als sich die Sonne zum Untergang neigte, bat er Wißmann, ihn allein zu lassen, er müsse jetzt sein Gebet verrichten.

Schon am nächsten Tage teilte man ihm sein Todesurteil mit. Anfangs schien er sehr erschrocken, behielt aber dann seine volle Fassung. Für den 15. Dezember 1889 war die Hinrichtung auf Nachmittag vier Uhr festgesetzt. Auf einem freien Platz hinter dem Stationsgebäude wurde der Galgen errichtet. Die Truppen von Pangani hatten in offenem Viereck Aufstellung genommen. Zu festgesetzter Stunde erschien Major Wißmann mit seinem Stabe, und einige Minuten später wurde Buschiri gefesselt auf den Richtplatz gebracht, geführt von den türkischen Polizeisoldaten. Seine Ruhe und vornehme Zurückhaltung, welche er auch noch im Gefängnis zur Schau trug und die unwillkürlich sympathisch berührte, hatte ihn jetzt angesichts des Todes vollständig verlassen. Seine Bewegungen waren hastig und unsicher, mit angstvollem Ausdruck musterte er den Galgen und die Vorbereitung zur Hinrichtung; dann schweiften seine Augen suchend über die lange Reihe der Truppen, und als er Wißmann erblickte, rief er: „Bana mkuba, Bana mkuba (wörtlich großer Herr, d. h. Leiter, Höchstkommandierender) ich habe dir etwas mitzuteilen.“ Wißmann trat einige Schritte vor und winkte dem Polizeioffizier, welcher Buschiri zu ihm führte. Die Todesangst schien ihm alles Ehr- und Schamgefühl geraubt zu haben, und um noch einen letzten Versuch zu seiner Rettung zu machen, beschuldigte er im letzten Augenblick seinen

ihm treu ergebenen Begleiter Gehasi der Anstiftung zu dem Aufstande. Der Adjutant des Reichskommissars Dr. Bumiller trat jetzt vor und verlas das Todesurteil: „Der Araber Buschiri bin Salem ist der Rebellion, mehrfachen Menschenraubes und des Mordes überführt, zum Tode durch den Strang verurteilt.“ Wenige Sekunden später war Buschiri gerichtet. Die Araber Panganis hatten sich begreiflicherweise während der Hinrichtung ferngehalten. Sie baten nachträglich um die Erlaubnis, den entseelten Körper nach mohammedanischer Sitte bestatten zu dürfen. Der Reichskommissar erteilte ihnen hierzu die Erlaubnis, ließ ihnen den Leichnam aushändigen, welcher noch in derselben Nacht von Anverwandten beerdigt wurde.

Mit Buschiris Tod war der letzte Widerstand der Araber gebrochen, denn nur bei seiner zähen Ausdauer, seinem Organisationstalent und seinen militärischen Gaben war es möglich, die Ostküste fast ein ganzes Jahr lang gegen die deutschen Truppen zu halten. Nur unter seiner Leitung konnte das verrottete, niedergehende Arabertum zu einem letzten Versuche aufgerüttelt werden, um das Vordringen der Europäer zu verhindern und sie aus Ostafrika zu vertreiben. Daß er den Versuch überhaupt wagte, lag zum Teil in dünkelhafter Selbstüberschätzung, zum Teil in der Unkenntnis europäischer Kriegstüchtigkeit, zum guten Teil aber auch, wie schon dargelegt, an unserm anfänglich zu nachsichtigen Verhalten gegenüber den ersten Unruhen.

Die südlichen Distrikte der Nyassa- und Rikwaseen.

Wißmann hatte bisher den südlichen revoltierenden Teilen Deutsch-Ostafrikas keine Beachtung geschenkt. Er wollte seine Operationen nicht über ein zu großes Gebiet ausdehnen und begann seine Thätigkeit dort erst, nachdem der Aufstand im Norden mit Buschiris Hinrichtung gänzlich gedämpft war. Ende April 1889 verließ er mit seinen sämtlichen Dampfern Bagamojo, um mit Unterstützung der Marine auch dort Ordnung und Ruhe zu schaffen. Es gab leichte Arbeit, denn alle Plätze von Bedeutung, welche in den Händen der Aufständischen befindlich waren, lagen offen am Meere, schutzlos den Granaten der Kriegsschiffe preisgegeben. Am 10. Mai wurde Lindi, der nach Kiloa bedeutendste Sklavenhandelsplatz, nach wirksamer Beschießung von den deutschen Schutztruppen gestürmt und besetzt. Man hatte anfangs Besorgnis gehegt, in den südlichen Plätzen ernsteren Widerstand zu finden, doch war dies unbegründet, auch für den Kenner nicht zu erwarten, denn die Kriegsmittel der dortigen feindlichen Partei waren nach jeder Richtung hin viel zu unzulänglich, als daß an ernsthafte Schwierigkeiten gedacht werden konnte.

Lindi, an einer malerisch wundervollen Bucht gelegen, bietet sonst wenig Reiz, und außer einem alten, portugiesischen Fort, hat es nichts Bemerkenswertes. Dasselbe wurde von einem uralten, halbblinden Wali, einem Vollblutaraber bewohnt, der dort in den gewölbten, halbzerfallenen, burgartigen Hallen sein Heim aufgeschlagen hatte.

Bei Lindi mündet ein Fluß, der Ukawedi, welcher anscheinend sehr groß, nur etwa 20 km weit landeinwärts mit Schiffen von geringem Tiefgang befahren werden kann.

Die Bevölkerung macht einen etwas trägen Eindruck und scheint unter dem schlechten Klima zu leiden, nichts deutet auf Betriebsamkeit oder nennenswerten Handel. In der Umgegend und dem Hinterland von Lindi, welches ziemlich bevölkert ist, wird nur wenig Handel betrieben, ist doch der Ort nach statistischen Ausweisen, wobei allerdings die unruhigen Zeitläufe in Rechnung zu ziehen sind, nach Mikindani in Handelsbeziehung der unbedeutendste an der Küste. So wurde innerhalb eines Jahres in Lindi, vom August 1888 bis August 1889 im ganzen für 63 766 Dollar, gegen 280 679 Dollar in Bagamojo eingeführt. Darunter sind alle nur denkbaren Waren einbegriffen. Nach Tanga wurde in demselben Zeitraum eingeführt für 53 555 Dollar, Pangani 58 222 Dollar, Dar es Salaam 156 095 Dollor, Kiloa Kiwindji 138 467 Dollar, und nach Mikindani nur für 28 896 Dollar. Im ganzen für 778 680 Dollar.

In der Umgegend von Lindi fanden sich nach einigen siegreichen Scharmützeln die sämtlichen Araberchefs ein, um ihre formelle und thatsächliche Unterwerfung anzuzeigen.

Vier Tage später wurde Mikindani ohne Kampf durch den Reichskommissar besetzt. Mikindani, der südlichste, zum deutschen Schutzgebiete gehörige Ort, liegt in der Nähe von Lindi, auf dem halben Wege zum Kap Delgado und dem Grenzflusse Rowuma, in einer noch herrlicheren Lage wie Lindi.

Kiloa wurde von der „Schwalbe“ und „Carola“ aufs heftigste beschossen. Der Ort war nach der See hin durch starke Verschanzungen gedeckt. Während der Nacht brach infolge des Bombardements eine große Feuersbrunst aus, und als Major v. Wißmann von Süden her mit 1200 Sudanesen (die Schutztruppen waren inzwischen bedeutend verstärkt worden) gegen die Stadt anrückte, fand er dieselbe gänzlich geräumt. Die Aufrührer hatten sich zurückgezogen, nachdem sie die Läden der indischen Kaufleute zum Teil geplündert hatten. Die Inder waren mit Gewalt zurückgehalten worden und mußten eine schreckliche Nacht inmitten der platzenden Granaten, brennender Gebäude, bedroht von der erbitterten fanatischen Besatzung, zubringen. In allen diesen Kämpfen zeigte sich die merkwürdige Thatsache, daß Granaten eigentlich verhältnismäßig geringen Schaden anrichteten und Menschen nur sehr wenige durch die umhersausenden Splitter getötet

wurden. Es war mehr die moralische Wirkung der Geschosse, welche dem Gegner Furcht und Schrecken einjagte. Mit der Eroberung des Ortes Kiloa war der Tod unsrer beiden Landsleute, Krieger und Hessel, gerächt.

Es sei gestattet, hier einige Streiflichter auf vergangene geschichtliche Ereignisse zu werfen, welche die Erinnerung auf dieselben in dem alten ehrwürdigen Kiloa mächtig wach rief. Wir gewinnen beim Durchblättern jener alten Chronik, welche ein glücklicher Zufall dem portugiesischen Vizekönig d'Almëida im Jahre 1505 bei der Einnahme von Kiloa in die Hände spielte, den Eindruck, daß zu jener Zeit das Arabertum seine höchste Kulturstufe in Ostafrika erklommen hatte. Kiloa hat früher eine große Bedeutung gehabt. Heute ist es nichts als eine öde, von einem Hochwald überragte, verlassene Trümmerstätte, von der Burton mit vollstem Rechte sagt, daß man statt des Lärms einer lebhaften Stadt nur noch hin und wieder den Schrei einer einsamen Möwe höre. Wenn man den Berichten jener alten Chronik und den Beschreibungen zweier deutscher Landsleute aus Nürnberg lauscht, welche im Jahre 1505 mit einem großen portugiesischen Geschwader Lissabon verließen, um als Handelsleute an der Expedition teilzunehmen, so klingen deren Aussagen fast unglaublich. Man empfängt überhaupt den Eindruck, als seien damals alle Verhältnisse, auch die klimatischen, besonders in bezug auf das Fieber, bessere gewesen. In den Berichten jener Leute, welche uns Beschreibungen von Ostafrika hinterlassen haben, hören wir nichts oder wenig von Klagen über Fieber. Unzählige portugiesische Bauten, in der ganzen Region der Küste, deuten auf ausgedehnte langjährige Besiedelung durch Europäer. Unter arabischer Herrschaft entfaltete sich sogar eine üppige Kultur. Hören wir von den genau verzeichneten Beutestücken, welche bei der Eroberung Kiloas im Jahre 1505 durch die Portugiesen den Soldaten derselben in die Hände fielen, im Werte von 60—80000 Mark, und vergleichen damit die Scherben, welche Wißmanns Truppen dort, beinahe vierhundert Jahre später, fanden, so zeigt sich, daß ein ungeheurer Rückgang stattgefunden hat.

Unwillkürlich wenden wir bei Betrachtung der Vorgänge an der Ostküste unsre Blicke noch weiter rückwärts. Manches Volk schon hat in Ostafrika um den Besitz des Landes gekämpft, dort geherrscht,

und ist dann wieder vertrieben worden. Die allererste Erwähnung der Ostküste finden wir bei dem großen Geographen des Altertums, Claudius Ptolemäos, welcher dieselbe bis zum Vorgebirge „Prason" kennt. Es war damals vermutlich der südliche Grenzpunkt aller Seereisen. Die berühmte Geschichte von der Umsegelung Afrikas durch die Phöniker ist sicher, wie auch Ruge meint, ein Märchen. Schon die Angabe allein, daß die Phöniker unterwegs zweimal Feld bestellt haben sollen, ist genügend als Beweis gegen die Fahrt. Die erste Ernte soll an der Westseite des Kaplandes eingebracht worden sein. Als ob dieses Ernten unterwegs so leicht zu ermöglichen wäre. Einmal würden sicher die Eingeborenen Schwierigkeiten gemacht haben, und dann kann man, unbekannt mit Klima, Bodenverhältnissen und Behandlung der einheimischen Getreidearten, nicht ohne weiteres Ackerbau treiben, und günstige, genügende Ernte erzielen für solch große Menschenmengen, wie sie angeblich die phönikische Expedition mitführte, dann würde ja auch uns das Kolonisieren nicht so viel Schwierigkeiten bereiten. Der afrikanische Boden gibt zwar immer gleich Ernte, verlangt aber dennoch Vertrautheit mit seinen Eigentümlichkeiten. Die Eingeborenen würden sich aber, so wie wir sie heute kennen, und ebenso waren sie bestimmt sechshundert Jahre v. Chr., nie dazu herbeigelassen haben, für Fremdlinge Felder zu bestellen. Wir wissen nicht, ob die bei den Phönikern gebräuchlichen Ackergerätschaften dort Verwendung finden konnten. Die Ackerbau und Viehzucht treibenden Phöniker würden wohl vergeblich den Versuch gemacht haben, den Pflug in Afrika anzuwenden, wegen des Mangels an Zugtieren, und die Ruderknechte würden sich bestimmt geweigert haben, den Pflug zu ziehen. Für mitgeführte Tauschwaren hätten die Phöniker ebensoviel Lebensmittel kaufen können, als sie für Hacken eventuell ausgeben mußten, welche zur Feldbestellung notwendig waren. Diese Ackergeräte waren sicher den damaligen Negern schon bekannt. Die ganze Geschichte hält Ruge, wenn auch zum großen Teil aus andern Gründen, für ein ägyptisches Pfaffenmärchen, und sicher ist es auch nichts andres.

Ptolemäos setzte seinem Vorgebirge Prason die Insel Menuthias gegenüber, in welcher man Sansibar erkennen will. Sansibar liegt aber gar keinem Vorgebirge gegenüber, und warum sollte er gerade die winzige Insel Sansibar hervorgehoben haben. Sollte er mit

Station Mikindani von der Stadt aus.

Nach einer von Major v. Wißmann zur Verfügung gestellten Originalphotographie.

Praſon nicht die vorſpringende Ausladung des Landes bei dem heutigen Moſambik, und mit der Inſel Menuthias Madagaskar gemeint haben? Dieſe Annahme gewinnt einige Wahrſcheinlichkeit, wenn wir dem griechiſchen Seefahrer Dioskuros Glauben ſchenken, welcher bis zum Vorgebirge Praſon gelangte, und zwar von einem von ihm Rapta genannten Punkte an der Oſtküſte aus. Er berichtet, von Rapta nach Praſon trete die Küſte des Feſtlandes gegen Südoſten vor, was ja hier der Fall iſt.

In den erſten Jahrhunderten des Mittelalters gingen die während des Altertums gewonnenen Kenntniſſe von Afrika faſt ganz verloren. Unwiſſenheit in geographiſchen Dingen galt im Mittelalter ſogar als verdienſtlich und gottgefällig. Die Welt wurde zu jener Zeit auch von ganz andern Ideen bewegt. Die Entdeckung Amerikas und die Reformation lenkten alle Blicke auf ſich. Die Erben des geographiſchen Wiſſens der Alten wurden die Araber. Auf Befehl des Kalifen Al Manum wurden die Werke des großen alexandriniſchen Gelehrten Ptolemäos ins Arabiſche überſetzt.

Die Araber gelangten ſchon im 10. Jahrhundert bis zum Kap Corrientes, von ihnen Dſchebel en Nadama, Vorgebirge der Reue genannt. Sie gründeten Malindi, Mombaſſa, Moſambik, Kilwa, Makdaſchu (Makdiſchu), Maurka (Merka), Barawa und Sofala. Weiter ſüdwärts wagten ſie ſich nicht, weil ſie, an Ptolemäos Weltbau feſthaltend, glaubten, die Sonne nähere ſich zur Zeit des nördlichen Winters auf ihrer Bahn der Erde am meiſten, aus dieſem Grunde beſitze die ſüdliche Halbkugel zu jener Zeit enorme Hitzegrade, und deswegen ſeien die Länder dort unbewohnbar und die dortigen Meere nicht zu befahren. Sanſibar war ihnen bekannt, aber unter anderm Namen. Sendſch (Sklave) bedeutete bei ihnen die ganze bekannte Oſtküſte, denn ſchon damals wurde lebhafter Sklavenhandel dort getrieben. Auch Madagaskar war ihnen unter dem Namen Ouamarare bekannt.

Im Jahre 1403 faßte der Araber Bakui eine große Beſchreibung des Kaffernlandes ab, mit ethnographiſchen Beſchreibungen der Kaffern. Mit dieſem Volk müſſen die Araber ſchon ſehr frühzeitig in engerer Berührung geſtanden haben, derart, daß die Kaffernſprachen ſogar noch heute eine Menge nachweislich arabiſcher Elemente in ſich bewahrt

haben. Wer weiß, ob nicht die jetzt wieder mehr beachteten uralten Ruinen von Simbaye von Arabern herrühren oder arabischem Einfluß ihre Entstehung zu verdanken haben. Zum Teil gleichzeitig, zum Teil nach der Periode der Araber, standen die italienischen Republiken Genua und Venedig in engster Beziehung zu Afrika. Ein eigentümlicher Umstand bildet zu jener eine starke Triebfeder zur Erforschung Afrikas, nämlich die Nachricht von der Existenz eines christlichen Negerfürsten in Abessinien, des sogenannten Erzpriesters Johannes. Man wußte schon im 11. Jahrhundert, daß dort ein christlicher Herrscher existierte, und interessierte sich schon wegen des im 13. Jahrhundert ausbrechenden Kampfes der Christenheit mit dem Islam ungemein für die abessinischen und Gallaländer, welche damals beide christlich waren. Allein der Erzpriester Johannes galt immer noch als eine halb mythenhafte Gestalt. Die Portugiesen bemächtigten sich dann auf ihren großen Entdeckungsfahrten der gebietenden Macht auf den Meeren. Ein Hauptmotiv ihrer Fahrten war neben der Erschließung neuer Handelswege die Auffindung des Erzpriesters Johannes, dessen Aufenthalt man noch immer nicht hatte mit Sicherheit ermitteln können. Es war nicht so sehr der Wunsch, auf dem Seeweg nach Indien, als zu Johannes zu gelangen. Nachdem aber einmal auf der Suche nach diesem im Jahre 1486 die erste Umschiffung Südafrikas durch Bartolomeo Diaz geglückt war und der Seeweg nach Indien gefunden, wurde auch die Ostküste regelmäßig besucht. Allmählich eroberten unter d'Almeida und Albuquerque die Portugiesen sämtliche früher arabischen Städte, so daß schließlich die portugiesische Herrschaft tiefe Wurzeln schlug. Der König Emanuel von Portugal hatte zu diesem Zwecke eine Flotte ausgerüstet, um den Handel der Araber, der Feinde des Christentums, zu vernichten und das Christentum dort auszubreiten. Vasco de Gama war der erste unter den portugiesischen Seefahrern, welcher die arabischen Städte besuchte. Sansibar war damals den Portugiesen gut gesinnt. Eine Menge andrer Städte aber, darunter Kiloa, stellte sich ihnen feindselig gegenüber. Vasco de Gama kehrte 1502 von Lissabon zum zweitenmal nach der Ostküste zurück und ging dann nach Indien. Unterwegs griff er ein großes Schiff des Sultans von Ägypten auf, plünderte dasselbe und tötete, mit Ausnahme der Kinder, alle darauf befindlichen

Personen. Mit dieser häßlichen That begann im Indischen Ozean der Kampf zwischen Kreuz und Halbmond.

Die Portugiesen hatten ganz allmählich gegen das zweite Drittel des 16. Jahrhunderts den Schwerpunkt ihrer Unternehmungen nach der Westküste von Afrika verlegt. Aus diesem Grunde mochte der zu jener Zeit beginnende Verfall der portugiesischen Herrschaft an der Ostküste in erster Linie herbeigeführt worden sein, neben dem Umstande, daß die Portugiesen in gewissenloser Weise durch ihre Raubwirtschaft das Land ausbeuteten und die Eingeborenen zu ihren bittersten Feinden machten. Doch nicht nur in Afrika, auch in Indien und dem ganzen Gebiete des Indischen Ozeans, wo sie überall wertvolle Besitzungen erworben hatten, verloren sie immer mehr Boden und wurden zuletzt überall vertrieben.

Zunächst wurden die nördlichen Küstenplätze durch den Türken Ali Bey beunruhigt, welcher sich bereits durch einen kühnen Handstreich in Maskat gefürchtet gemacht hatte. Allein es gelang, die Ruhe wieder herzustellen, indem Cutinho den Ali Bey vernichtete und dadurch den schon ins Schwanken geratenen portugiesischen Besitz in Ostafrika rettete. Zu derselben Zeit waren alle auf Pemba ansässigen Portugiesen von Arabern und Suaheli ermordet worden. Auch hier stellte Cutinho die Ordnung wieder her.

Im Jahre 1591 erschienen zum erstenmal Engländer vor Sansibar unter dem Kapitän Lancaster. Sie fanden dort ein kleines portugiesisches Kontor und einige Faktoreien. Allen Hetzereien der Portugiesen zum Trotz traten sie mit den Eingeborenen in Handelsbeziehungen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts erschienen auch noch die Holländer an der Ostküste. Sie griffen wiederholt das zum Hauptplatz gemachte Mosambik an, wenn auch vergebens. Nachdem auch noch einige englische Schiffe Unannehmlichkeiten ausgesetzt waren, hörten die Unternehmungen dieser beiden Nationen gegen das portugiesische Afrika wieder auf.

Der Scheik Achmed von Mombas, ein der Regierung treu ergebener Mann, wurde von portugiesischen Beamten in schmählicher Weise verfolgt und dann ermordet. Sein Sohn Jussuf wurde getauft und später zum Nachfolger seines Vaters gemacht. Als solcher rächte er sich, indem er alle auf Mombas anwesenden Portugiesen ermorden

ließ. Später, im Jahre 1632, erschien eine portugiesische Flotte vor Mombas, welche aber unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Schließlich entfloh Jussuf, und die Stadt wurde zerstört, um nach und nach wieder von Portugiesen aufgebaut und besiedelt zu werden.

Die Macht Portugals an der Ostküste war nun rasch im Sinken begriffen. Den Beginn erfolgreicher Kriege eröffnete Sultan bin Sif von Oman. Es gelang ihm nach fünfjährigem Kampf, Mombas zu erobern, er mußte es aber bald wieder aufgeben. Erst sein Sohn Sif bin Sultan nahm im Jahre 1698 die Feste Mombas und hielt sie in Händen. Als die damalige Hauptstadt der Ostküste endgültig gefallen war, wurden alle Portugiesen nördlich von Kap Delgado ermordet und vertrieben, so daß die ganze Küste in Abhängigkeit von Oman geriet. Die Araber befehdeten sich dann lange untereinander, die Portugiesen versuchten zwar ihre Herrschaft noch zu behaupten, aber im Jahre 1786 mußte die ganze Ostküste bis zum Kap Delgado herab die Herrschaft von Oman anerkennen und fiel damit wieder den Arabern zu, bis diese der deutschen Macht weichen mußten.

Wenn man sich die öde Wildnis vergegenwärtigt, welche jetzt allenthalben an der afrikanischen Ostküste herrscht, und die erbärmlichen Negerhütten dort ins Auge faßt, so erscheint es kaum faßbar, daß nach glaubwürdigen Angaben des Vasco de Gama unter andern Malindi aus nett aus Steinen gebauten Häusern bestand mit schönen Zimmern und gemalten Decken. Auch Täfelungen und Wandmalereien waren allgemein gebräuchlich. Wie anders sieht es jetzt an der Küste aus. An uns ist es jetzt, alle jene zahlreichen Trümmerstätten wieder neu aufzubauen und die heruntergekommene Bevölkerung auf eine hohe Stufe der Gesittung zu führen.

Nachdem Wißmann auch im Süden schnell Ruhe geschaffen, kehrte er im Juni 1890 nach Deutschland zurück, um für einige Zeit ein andres Klima aufzusuchen, begleitet von seinem Freunde, dem Araber Soliman bin Nasr. Wißmann hatte sich dauernden Ruhm erworben. Aus dem unerschrockenen Forscher und Geographen, der als der erste Deutsche den Kontinent durchquerte, war ein Mann von politisch hoher Bedeutung für die Entwickelung unsrer afrikanischen Ostküste geworden. Sein Talent als Militär und Organisator machte es ihm möglich, in solch kurzer Zeit eine vollständige Umwandlung der ganzen

Küsten zu bewerkstelligen und die höhnenden Araber niederzuschlagen, seinen raschen Zug nach Mpapua zu unternehmen und dem Sklavenhandel einen tödlichen Stoß zu versetzen.

Die Blockade hatte nur zum geringen Teil ihren Zweck und dies nur innerhalb einer sehr beschränkten Zone erreicht. Wißmann hatte es verstanden, sich bei den Eingeborenen beliebt, bei den Arabern, mit denen er in seinem diplomatischen Verständnis umzugehen wußte, geachtet zu machen. Der Kaiser verkannte denn auch die Verdienste seines ehemaligen einfachen Leutnants nicht. Nachdem er ihn schon während des Aufstandes, wie wir gehört haben, zum Major befördert hatte, erhob er ihn in den erblichen Adelstand. Bald darauf kehrte Wißmann abermals nach Ostafrika zurück. Ehe wir aber seine weitere Arbeit verfolgen, ist es notwendig, daß wir uns dem Innern zuwenden. Wir wollen zunächst die Hinterlande der südlichen Orte untersuchen, welche Wißmann zuletzt pacifiziert hatte. Diese Hinterländer sind bis heute noch die am wenigsten erforschten in unserm ganzen Gebiete, und zwar auf ihrer ganzen Ausdehnung bis zum Nyassasee. Wir finden einen anscheinend im großen und ganzen wenig fruchtbaren Boden, auf weite Strecken wasserloses Land und wilde unbändige Eingeborene, welche der Hauptsache nach vom Sklavenraub leben. Gesunde und friedliche Verhältnisse konnten sich dort nie entwickeln.

Wir haben gehört, daß durch Vertrag mit Portugal im Jahre 1887 die Südgrenze des deutschen Schutzgebietes durch den Lauf des Rowuma bis zu dessen Zusammenfluß mit dem Msinjebach und von da auf dem Breitengrade des Zusammenflusses bis zum Nyassa verläuft. Der Rowuma geriet, seitdem Livingstone den Sambesi, Schire und Nyassasee entdeckt hatte, ganz in Vergessenheit. Der Fluß ändert fortwährend seinen Lauf an der Mündung. Wo früher drei Faden tiefes Wasser zu finden war, entstand eine Barre, die unmöglich zu passieren ist, da, wo früher ruhiges Wasser sich ins Meer ergoß, steht jetzt tosende Brandung. Englische Missionäre waren die einzigen, welche die Gegend von Mikindani flußaufwärts betraten. Die äußerste Station, Masasi, der Universitätsmission gehörig, lag auf einem Viertel des Weges von der Küste zum Nyassa. Der Rowuma entspringt ungefähr 100 km vom Nyassa, wo er als winziges Bächlein den Ausfluß eines Sumpfes darstellt. Einen Bogen nach Westen beschreibend, nähert er sich dem

Nyassa bis auf eine Entfernung von 50 km und fließt dann seewärts. — Die in Afrika immer wiederkehrende Frage, ob gewisse Flüsse und Bäche nicht vielleicht mit irgend einem See, aus dessen Richtung sie herabkommen, in Verbindung gestanden haben könnten, ist auch hier aufgeworfen worden und gewiß ebenso müßig wie anderwärts, denn nichts spricht dafür. Die Gegend an den Ufern des Rowuma ist heute gänzlich entvölkert. Als Livingstone in den sechziger Jahren den Fluß befuhr, wurde er noch von den zahlreichen Uferbewohnern bedroht, heute könnte man die Reise machen, ohne einen Menschen zu treffen, wenn man sich nicht die Mühe nähme, die zahlreichen Schilfinseln abzusuchen, auf denen sich spärliche Reste der ehemaligen Bevölkerung der Wajao angesiedelt haben. Ihr kümmerliches Dasein fristen sie in steter Furcht vor den räuberischen Mafiti; denn diese waren es, welche die Wajao, die Makua und andre Stämme auf ihrem schon erwähnten Zuge fast ganz aufrieben.

Die ethnologischen Verhältnisse, sowie die sprachlichen der Mafiti sind im ganzen Rowuma- und Rufidjigebiete dieselben. Die Sulusprache wird nur noch von einigen wenigen und zwar meist den Häuptlingen gesprochen. Bei den Magwangwara findet sich noch eine kleine aber einflußreiche Schar echter Sulu, während es bei den Wahähä und Mahenge kaum noch welche geben dürfte. Die Frauen der echten Wajao, welche noch dort sitzen, sind recht hübsch, weshalb sie allgemein von Magwangwara geheiratet werden, sogar von den Häuptlingen, daher kommt es wohl auch, daß die Wajaosprache die allgemeine ist. Man nennt die Magwangwara deswegen auch an der Küste allgemein Wajao. Es waren auch Magwangwara, welche unter dem Namen Wajao die Vertreibung der Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft in Kiloa und den andern Orten veranlaßt hatten.

Die weiter westwärts gegen das Nordende des Nyassa zu gelegenene Gebiet stellen ein Hochplateau dar, dessen höchste Erhebung im jetzigen englischen Gebiet liegt. Das Land ist zum weitaus größten Teil mit Grasebene bedeckt, einer Art Parklandschaft. Es ist wasserreich, so daß man selbst in der heißen Zeit eine Menge wasserführende Rinnen findet. Wißmann passierte während seiner zweiten Durchquerung des Kontinentes zwischen Tanganika und Nyassa eine Stelle, wo er während zehn Marschstunden die Zuflüsse dreier Seen, des

Tanganika, des Bangweolo und des Rikwa überschritt. Die Wasserscheide zwischen diesen drei Abflüssen bildet eine nur wenige Meter hohe Erhebung.

Die Bewohner dieses Landstriches, die Wamambue und Wanika oder Awanika, sind mager und schlank mit dicken Köpfen, immer ein Zeichen, daß sie im schlechten Nährzustande sind, und dies wiederum läßt auf wenig geordnete und unsichere Verhältnisse schließen. In der That sind die Eingeborenen gezwungen, ihre Dörfer alle mit fester Boma zu umhegen. Sie legen dieselben mit Vorliebe an Zusammenflüssen von Bächen an und umziehen sie außerdem mit tiefen Gräben. In den südlicheren Teilen dieser Gebiete, welche im ganzen einen nur schmalen Streifen darstellen, treiben die Eingeborenen Viehzucht, leben aber mit ihren Rindern innerhalb der Umzäunung. Die Ausdünstungen der Tiere machen sich in der Regenzeit schon von weitem höchst unangenehm bemerkbar. Die Dörfer liegen weit zerstreut umher, man findet oft auf viele Meilen nicht eines. Dieser Zustand verdankt seine Ursache der großen Unsicherheit im Lande, veranlaßt durch die Einfälle der räuberischen Wawemba, welche, Sklaven und Vieh raubend, die Gegend verwüsten, besonders das Thal des in den Nyassa strömenden Songwe. Auch Wißmann fand die Spuren dieser Räuber. Täglich berührte er auf seinem Marsche niedergebrannte Dörfer, verwüstete Felder, am Wege liegende Schädel. Die eigentlichen Urheber dieser Greuel sind wie überall die Araber, die, am Nyassa sitzend, bedeutenden Sklavenhandel treiben. Selbst aber kommen sie nur selten, da ihnen die Sklaven von den Eingeborenen gebracht werden. Die Araber zogen mit ihren Sklavenwaren früher nach Kiloa, Lindi und Mikindani. Jetzt sind ihnen diese Plätze glücklicherweise gänzlich verschlossen, der Häuptling Kitete, dessen Dorf gleiches Namens am Songwe liegt, steht mit den Sklavenhändlern im Bunde und unternimmt von seiner Residenz aus fortwährend Raubzüge. Auch der Jagd wird gelegentlich obgelegen, da die Gegend sehr wildreich ist, besonders nach dem Rikwasee zu.

Hier existiert auch eine ziemlich verbreitete Eisenindustrie. Das Erz findet sich in ganz Afrika als Raseneisenstein mit sehr wenig oder gar keinem Phosphor, welcher bekanntlich das Eisen kaltbrüchig macht. Raseneisenerze sind sehr leichtflüssig und bedürfen wie der Roteisen-

stein keiner Reduktionsmittel, letzterer wegen seines, wenn auch geringen Kalkgehaltes, der gute Schlacken bildet. Roteisenstein kam am Westufer des Tanganika vor. In den Gegenden zwischen dem Nyassa und Tanganika soll nach dem Missionär Croß Hämatit vorkommen.

Zum Ausschmelzen des Erzes bedienen sich die verschiedenen Stämme, welche sich damit abgeben, hier die Awanika, auch die Wassukuma am Viktoria Njansa, 2—3 m hoher Hochöfen, mit oder ohne Rast. Die meisten haben die Gestalt eines steilen, oben leicht gewölbten Kegels, welcher an der Basis 2—$2^1/_2$ m, an der Spitze $1^1/_2$ m Durchmesser besitzt. Der Boden ist muldenförmig mit einem seichten Abflußkanal. 8—10 Düsen werden am Boden in eine entsprechende Anzahl Löcher eingesteckt. Die Düsen sind zwei Spannen lange Thonröhren von Faustdicke mit einer Öffnung von Flaschenhalsweite. Die Düsen öffnen sich da, wo das Gebläse eingeführt wird, kelchartig.

Das Gebläse ist entweder ein Sackgebläse, wahrscheinlich von Arabern entlehnt, oder ein hölzernes Schüsselgebläse, wie wir es nennen können. Ersteres besteht aus zwei weichgewalkten Ziegenfellen, welche in einem Holzrohre oder dem Abschnitt eines Gewehrlaufs enden und an dieser mit der Halsöffnung angebunden sind. In den Boden geschlagene Pflöcke halten beide Röhren zusammen und geben ihnen die entsprechende Richtung auf die Düse. Die andre Seite des beim Abhäuten der Ziege nicht aufgeschnittenen Felles ist offen und mit je zwei geraden Leisten versehen, an welchen auf der Außenseite Riemen zum Einstecken der Finger auf der einen und zum Einstecken des Daumens auf der andern Seite angebracht sind. Beim Gebrauch drückt die Hand die Leisten, welche die Ventile darstellen, zusammen, womit die Öffnung geschlossen ist. Zugleich wird der Sack zusammengedrückt, die Luft durch die Röhre pressend. Die andre Hand öffnet gleichzeitig die Leisten des zweiten Sackes, hebt denselben in die Höhe und füllt ihn so mit Luft. Durch abwechselndes Öffnen und Zusammendrücken wird ein kontinuierlicher, ziemlich starker Luftstrom erzeugt. Der echte Negerblasebalg, dessen Form in ganz Afrika wiederkehrt, besteht aus zwei kleinen Schüsseln, von spannweiter Öffnung und einer Höhe von Handbreite, welche nebeneinander auf einem Brett stehend aus einem Stücke herausgearbeitet sind. Von denselben laufen zwei kon-

vergierende Röhren aus, welche von Unterarmlänge mittels eines dünnen Eisens hohl gebrannt sind. Auf die Schüsseln ist schlaff je ein weiches Ziegenfell gebunden, in deren Mitte, durch außen und innen angebrachte Scheibchen aus Flaschenkürbisschalen festgehalten, meterlange dünne Holzstäbchen oder Schilfröhren angebunden sind. Am Boden hockend, stößt der Arbeitende die Stäbe abwechselnd schnell auf und nieder. Ein Ventil ist nicht vorhanden, die Luft tritt durch die Röhren stoßweise aus und ein, mit flatterndem, puffendem Geräusch. Diese am meisten bei den Hochöfen zur Verwendung kommenden Blasebälge werden wie auch die andern in 8—10facher Zahl angewendet. Die Blasebälge müssen wegen ihrer Leichtigkeit immer mit Pflöcken an der Erde festgehalten werden und liegen in zweifingerbreiter Entfernung von den Düsenkelchen. Wenn der aus Termitenbautenthon über ein leichtes Stabgerüst sehr dickwandig hergestellte Hochofen in der Sonne gut ausgetrocknet ist und die Risse wiederholt zugeschmiert sind, so wird er mit Holz gefüllt und trocken gebrannt, worauf man die Asche entfernt. Sodann wird die Holzkohle eingefüllt. Diese wird immer nur aus dem harten Akazienholz hergestellt. Meiler sind gänzlich unbekannt. In meterlangen Scheiten stellt man das Akazienholz pyramidenartig zusammen in nicht allzugroßen Haufen und zündet diese mittels Reiser an. Wenn alles Holz in der freien Luft durchglüht ist, stößt man die Scheiterhaufen auseinander, worauf die glühenden Scheite schnell von selbst verlöschen. Die gewonnene Kohle ist dicht und hell metallisch klingend. Sie wird durch Schläge mit einem Holze zerkleinert. Die Erze, Raseneisenstein, Hämatit oder Roteisenstein werden auf einer Steinplatte mittels eines Hammers oder eines andern Steines zu Nußgröße zerschlagen, um dann abwechselnd mit Holzkohle geschichtet in den Ofen eingeführt zu werden. Die Gebläse werden Tag und Nacht in Gang erhalten von Leuten, welche sich abwechseln. Das zuersterhaltene Produkt ist eine dickflüssige Schlacke, welche aus dem Abzugskanal abfließt und nach dem Erkalten, wie früher das Erz, zerkleinert wird. Erst nach 5—6maligem Umschmelzen kommt das Eisen zuletzt als dickflüssiges Schmiedeeisen aus dem Ofen, braucht nicht mehr gepuddelt zu werden und wird sofort zu Hacken, Speeren und Beilen verarbeitet. Alle Neger ziehen es dem importierten Eisen vor. Es ist zwar immer unrein, hier und da

etwas blätterig aber höchst geschmeidig und läßt sich besser schmieden als unser gewöhnliches Stabeisen.

Hier in dem Gebiet der Awanika wurde auch die wild in ziemlicher Menge wachsende Baumwolle zu shawlartigen, grobgewebten Stoffen verarbeitet mit schwarzen, gelben und roten Streifen, Würfeln und Mustern, wie wir dies auch noch bei den Wanjamuesi finden. Die Stoffe werden auf einem höchst primitiven Webstuhl mit einfachem Geschirr gewoben. Die Kette ist demgemäß kreuzweise gespannt. Das Schiffchen wird hier durch einen flachen Stab dargestellt, der in seiner Länge die Breite des Stoffes um weniges überragt und nicht durchgeschleudert, sondern durchgesteckt wird. Der Faden wird mittels einer langstieligen Spindel gesponnen, welche auf dem nackten Oberschenkel in Drehung versetzt wird. Die Arbeit ist sehr zeitraubend. Diese einheimischen Gewebe werden jedoch fast ganz durch eingeführte Ware verdrängt. Die Weber der Eingeborenen können mit den billigen europäischen Stoffen nicht konkurrieren.

Wenn wir das Hochplateau zwischen Tanganika verlassen und dabei ungefähr 400 m ziemlich schnell abwärts in südlicher Richtung steigen, so befinden wir uns bald an den Gestaden des großen Nyassasees. Der See wurde bekanntlich von Livingstone am Mittag des 16. September 1859 entdeckt, Livingstone ging den Sambesi und Schire hinauf und erreichte den See am Ausflusse des Schire. Damit stellte er zugleich das Vorhandensein einer Verbindung des Sees mit dem Meere fest, und später gelang es auch, einen Dampfer, den „Ilala", nach dem Nyassa zu bringen, nach Überwindung der Stromschnellen des Schire. Einen Monat später wie Livingstone erreichte der Hamburger Forscher Roscher den See, derselbe wurde aber dort schon sehr bald ermordet. Er hatte sich mit nur einigen wenigen Leuten ins Innere gewagt und fiel als Opfer der Habgier eines Schwarzen, der ihn in der Nacht durch zwei Pfeilschüsse tötete.

Livingstone muß man entschieden die Ehre der Entdeckung zusprechen, da er der erste war, welcher seine Entdeckung der wissenschaftlichen Welt zugängig machte. Die Portugiesen beanspruchten zwar, die ersten Entdecker des Sees zu sein, und der portugiesische Geograph Bandeira wies nach, daß der Schire thatsächlich schon im 16. und 17. Jahrhundert von Portugiesen und der große

See, der „Nhanja Mkuro“, schon im 17. Jahrhundert von ihnen befahren wurde, allein die Welt erfuhr nichts davon, ebensowenig wie von dem Umstand, daß schon Normannen viele Jahrhunderte vor Kolumbus Amerika entdeckt hatten. Letzterem wird der Ruhm der Entdeckung jenes Erdteils dennoch bleiben, wie dies für Livingstone mit dem Nyassasee der Fall ist.

Wenn wir dem Nyassasee weniger Aufmerksamkeit schenken, so geschieht dies, weil nur ein kleiner Teil seiner Ufer in die deutsche Interessensphäre einbezogen ist und leider nicht der beste.

Die Ostküste des Sees ist derart felsig, daß man fast nirgends Sandstrand findet. Himmelragende Berge erheben sich steil in die Wolken bis zu 3000 m, und kein einziger Hafen ist an der Ostküste zu finden. Es ist unmöglich, die Küste entlang zu marschieren. Auf der 200 km langen Strecke finden sich nur zwei bewohnte Punkte, den See entlang muß man, wo es überhaupt möglich ist, streckenweise im Wasser waten, an andern Stellen Boote, wie bei einer Überfahrt, benutzen.

Erst im Norden, im Lande Konde, finden sich bewohnbare Uferpartieen, welche sich durch üppigste Fruchtbarkeit auszeichnen, zahlreiche Dörfer, deren kleine, aber saubere Hütten sich unter durchaus reinlich gehaltenen Bananenhainen stundenweit dahinziehen, werden von den Wakonde, einem schönen Menschenschlage, bewohnt. Ein guter Hafen scheint an dem deutschen Ufer des Nyassa nicht vorhanden zu sein, ein großer Mangel, der um so empfindlicher ist, als der Nyassa, ein äußerst stürmischer See, oft ganz unerwartet zu hohem Seegang aufgewühlt wird, verderblich den Fischern in ihren winzigen Einbäumen. Der Nyassa liegt 400 m über dem Meere, von den ihn umgebenden Bergen kann man in bezug auf Fruchtbarkeit und Klima dasselbe sagen, wie von allen Bergen in Deutsch-Ostafrika. Die Sohlen der zahllosen Thäler und Thälchen sind mit einer äußerst fruchtbaren Humusschichte belegt, Wasser ist in großer Menge, das ganze Jahr über, vorhanden, und wo immer man sich befindet, hört man es plätschern und rauschen. Die niedriggelegenen Abhänge sind mit lichtem Wald bestanden, die Ufer der Wasserrinnen mit oft prachtvollem Urwald und Bambus, und weiter oben finden wir die feuchtigkeitsschwangeren Regenurwälder meist nur in kleineren Parzellen.

Je höher man steigt, um so üppiger ist die Vegetation, bis man plötzlich in 1800—2000 m die Waldgrenze erreicht, und nur der ganz dichte Urwald an Wasserläufen fortkommt. Die Höhen sind kahl, nur mit Gras und hier und da mit einem dichten Busch bestanden. Die Landschaft nimmt entschieden alpinen Charakter und alpines Aussehen an, feierliche Stille herrscht in den weiten Hochthälern, die oft einen großartigen Eindruck machen, moorartige Thalsohlen, deren krüppelige Akazien an unsre Föhren erinnern. Die Flora zeigt fast nur Kräuter, Gräser und eine große Menge buntfarbiger Blumen und behaarte Blätter. Eiskaltes, kristallklares Wasser, von 3—5° C., rauscht und rieselt über ein steiniges Bett, und die Luft ist bei stets wehenden Winden so kalt, daß man dicke Kleider anzulegen genötigt ist. Nebel und Nebelregen stellen sich oft ein, Wolken umhüllen die Gipfel, und kaum begreift man, wie es die nackten Eingeborenen in diesen kalten Regionen aushalten, besonders da es ihnen meist schwer wird, Holz zu beschaffen, welches sie oft viele Stunden weit aus den Urwäldern, bergauf und -ab schleppen müssen. Sie schützen sich gegen die Kälte in ihren mit großer Sorgfalt und Reinlichkeit angelegten Hütten, in welchen das Feuer nie ausgeht. Länder der Zukunft sind diese Nyassaberge, wie auch die an der Küste gelegenen Bergländer, denn so lange keine Eisenbahn dorthin führt, sind sie uns in fast unerreichbare Ferne gerückt. Das Klima ist in den Bergen des Nyassa nicht besser und nicht schlimmer wie anderswo, und gesunde Punkte wechseln mit fieberschwangeren. — Nordwestlich vom Nyassa und östlich am Südende des Tanganika liegt der Rikwa- oder Hikwasee, wie er auch genannt wird. Thomson hat ihn im Jahre 1879 zum erstenmal von den Höhen der Ufipaberge aus in der Ferne schimmern sehen. Der unglückliche Kollege des Verfassers, Dr. Kaiser, war der erste Europäer, der das Wasser des Sees trank, als er im Herbst 1882 von Igonda in Unjamuesi aus mit einer kleinen Karawane dorthin reiste. Unterwegs erlag er mit seinen Leuten fast dem Durst in der wasserarmen Gegend, und als er Anfang Oktober den See erreichte, erkrankte er und ist wahrscheinlich zwischen dem 25. und 28. Oktober unter Lähmungserscheinungen gestorben. Bei Kia, am Nordende des Sees, haben sie ihn begraben. Ein kleiner Hügel, eine niedere Boma darum, sind alles, was an den treuen Kameraden, den gewissenhaften, aus-

gezeichneten Forscher und Astronomen erinnert, und statt des fröhlichen, von ihm so heiß erwünschten Zusammentreffens am Tanganika empfingen die Gefährten nur die Todesnachricht. Man weiß eben in Afrika nie, ob man sich selbst nach kurzer Trennung wiedersehen wird. Da, wo Kaiser den See an seinem Nordende erblickte, dehnte er sich nach Süden und Osten in unabsehbare Weite aus. Von Westen her schimmerten in der flimmernden zitternden Sonnenglut blaue Höhenzüge herüber, die Ljamba la Ufipa. Der Strand ist durchaus flach und sandig. Auch weithin kein Baum, kein Strauch, das warme Wasser ganz süß und trinkbar. Landeinwärts finden sich ganze Baobabwälder, als die am weitesten westwärts vorgeschobenen Repräsentanten dieser Baumart in Deutsch-Ostafrika, der See wimmelt von Krokodilen und Nilpferden. Der englische Missionär Karr Croß stieß bei Kitete am Songwebach 1889 mit dem englischen Konsul H. H. Johnston zusammen, welcher von Nyassa nach Tanganika reisen wollte. Beide marschierten vereint durch das Mirungugebiet. Der Abstieg von dem Plateau bot viele Schwierigkeiten, die Eingeborenen waren unfreundlich, das Wasser schlecht und das nur mit Akazien bewachsene Land dürr und verbrannt. Ein Häuptling hielt die Reisenden mit Tributforderungen auf, denn seine Leute waren wohlbewaffnet. Der Aufenthalt in der glühendheißen, ungesunden und an Nahrungsmitteln armen Tiefebene war daher für die beiden Engländer ein sehr unbehaglicher. Johnston sah dies sofort ein, konzentrierte sich infolgedessen nach einem ergebnislosen Schauri (Beratung) mit seinen hundertfünfzig Leuten rückwärts und überließ in bescheidener Weise dem Missionär die Ehre des Vordringens, indem er in der Nacht spurlos verschwand und Karr Croß mit zehn Leuten zurückließ. Später schien aber H. H. Johnston seine übergroße Bescheidenheit zu bedauern, denn er erweckte in seinen Berichten an die Proceedings den Glauben, als sei er bis zu dem See herangekommen, was keineswegs der Fall gewesen ist.

Karr Croß wußte sich mit dem Häuptling zu stellen und blieb eine volle Woche in dessen Dorf. Von dort erreichte er, eine Anzahl kleiner brackiger Bäche überschreitend, deren Umgebung von Wild wimmelte, das kleine, auf einem Hügel am Südende des Rickwasees liegende Dorf Kigindi. Die Ufer des Sees waren hier sumpfig, das

Wasser salzig und ungenießbar. Ein Knabe, welcher für Karr Croß eine Flasche mit Wasser aus dem See füllen sollte, mußte etwa 300 m weit durch knietiefen Schlamm waten, ehe er das Wasser erreichen konnte. Der See ist zweifellos in einer Periode des Austrocknens begriffen, was schon Kaiser konstatierte. Er scheint übrigens schon früher einmal von geringerem Umfange gewesen zu sein, da Kaiser im Wasser Baumstumpfe gefunden hat. Croß ging vom See aus zum Songwe zurück. Bei dem Dorfe Mireya hat sich nach seinen Angaben der Fluß durch Kalksteinfelsen hindurchgearbeitet, welche mehrere hundert Fuß hoch und reich an einer Menge Arten von Muscheln sein sollen. Es wäre dies ein bemerkenswertes Vorkommen dieser Gesteinsart im Innern, welche man bis dahin nirgends in jenen Gegenden gefunden hat. Croß hat über seine Reise eine Beschreibung veröffentlicht, wobei er am Schlusse auf die Verdienste englischer Reisenden um die Erforschung der Nyassagegenden hinweist. Es hatte den für ihn und seine Landsleute erfreulichen Erfolg, daß man die englisch-deutsche Grenze in jenem Gebiet statt wie anfänglich beabsichtigt, an den weit südlicher gelegenen Rikuro mehr nach Norden verlegte. Die Verdienste deutscher Forscher haben leider in Afrika fast nirgends derartige Folgen nach sich gezogen.

Wenn wir die obenerwähnten Gebiete und diejenigen auf der ganzen Länge der südlichen Grenze Deutsch-Ostafrikas verlassen, und uns nordwärts wenden, so kommen wir in das Gebiet des Rufidjiflusses, der mit seinem ganzen Stromgebiet innerhalb unsrer Interessensphäre liegt. Es ist ein deutscher Reisender, dem wir die beste Auskunft über diesen Fluß verdanken, Graf Joachim Pfeil, welcher sich große Verdienste um die Erforschung des Rufidji erworben hat.

Graf Pfeil hat den Ulanga eine Strecke weit aufwärts befahren, von dessen Zusammenfluß mit dem aus dem Süden kommenden Luwenga der vereinigte Strom den Namen Rufidji führt. Der Rufidji ist wegen seichter Stellen in kurzer Entfernung von der Küste aus nicht gut befahrbar, von den Pangu- bis zu den Schugulifällen wahrscheinlich überhaupt nicht. Von da an ist, nach Graf Pfeil, der Ulanga bei der Breite des Rheins, an der schmalsten Stelle maß er trigonometrisch 68 m breit und war 3—6 m tief, also selbst für große

Schiffe zu befahren, und zwar bis zu den ungeheuren Sümpfen an seinem Oberlauf, aus denen er wahrscheinlich entspringt. Zu beiden Seiten begleiten hohe Berge den Strom. In der Regenzeit werden streckenweise ungeheure Gebiete überschwemmt. Ein ungemein reiches Tier- und Wasserpflanzenleben entwickelt sich dort.

Graf Pfeil erwähnt in seinem Berichte, daß er in den Niederungen des Ulanga eine in ganz Afrika vorkommende schwarze Raubameise, die Treiberameise (Anomma arcens), in ungeheurer Menge angetroffen habe und er sowohl, wie seine Leute viel von diesen Siafu genannten Insekten geplagt worden sei. Auch der Verfasser weiß davon zu berichten. Die Siafu nehmen nur animalische Nahrung, entweder selbsterbeutete oder von kurz zuvor eingegangenen Tieren, sei es ein winziger Käfer, eine Larve oder ein toter Büffel. Die Siafu bewohnen in ungeheuren Scharen alte Termitenbauten, da sie selbst sich nicht mit Bauen abgeben, sondern höchstens die viel von ihnen betretenen Wege in der Mitte glattarbeiten und an den Rändern erhöhen. Man kennt über ihr Geschlechtsleben noch sehr wenig, wahrscheinlich existieren auch bei ihnen sogenannte Königinnen. Ferner gibt es unter ihnen Arbeiter und Soldaten, welche beiden Kasten, wenn man so sagen darf, fast die ganze Summe des Volkes ausmachen, gegenüber einigen geschlechtlichen Männchen. Die Arbeiter sind klein, 6—8 mm lang; die Soldaten haben eine Länge von 8 bis selbst 11 mm und sind an ihrem großen Kopf mit außerordentlich starken Mandibeln bewehrt. Auch die Arbeiter besitzen deren sehr starke und scharfe. Wenn ein Zug der Ameisen auf Wanderung ist, so stellen sich die Soldaten seitwärts mit nach außen hoch empor gerecktem Kopfe und weit aufgerissenen Mandibeln auf. Graf Pfeil hat beobachtet, daß sich manchmal einer der Soldaten auf irgend einen Arbeiter im Zuge stürzte, um ihn zu zwicken. Der Anlaß war nicht ersichtlich. Alles Lebende, was sich diesen Insekten nähert, überfallen sie, Arbeiter wie Soldaten mit unbeschreiblicher Wut. Mit ebensolcher Wut bohren sie ihre scharfen Zangen, womit sie einen heftigen Schmerz verursachen können, ins Fleisch, ohne daß dabei aber Säure oder sonst eine ätzende Flüssigkeit ausgeschieden würde. Sie bemühen sich dabei, ihrer Kraft und ihren Zangen entsprechend, große Stücke Fleisch durch Beißen und Hin- und Herzerren loszureißen. Niemals lassen sie aber los, sondern

lassen sich jedesmal den Kopf abreißen, wenn man sie entfernen will. Die Züge dieser Ameisen bewegen sich in handbreitem Strome, am liebsten über feuchte Stellen im Grase, doch auch oft über trockenes Gelände. Die Wanderungen werden fast nur in der Regenzeit auf größere Entfernungen hin ausgeführt. Wenn ein solches Volk aus einem Bau auswandert, was häufig vorkommt, so erstreckt sich der Zug auf mehrere Kilometer weit. Häufig genug kommt es vor, daß ein Karawanenlager von einem Raubzuge der Ameisen überfallen wird, dann gibt es kein Mittel, als schleunigste Flucht, und selbst der König der Tiere ergreift, während des leckersten Mahles von ihnen überfallen, das Hasenpanier. Die Ameisen vermögen ganze Kadaver von großen Antilopen zu verzehren und da, wo sie sich eingestellt haben, wagt sich nicht einmal die gefräßige Hyäne an ein gefallenes Tier.

Im Gebiete des Rufidji zu beiden Seiten seines großen Nebenflusses, des Ruaha, sitzt ein eigenartiges Volk, die Wahähä, welches wir aus den verschiedenen Stämmen des südlichen Deutsch-Ostafrika allein herausgreifen wollen, als die wichtigste und bedeutendste jener Völkerschaften. Alle andern, wie die Mahenge, sind ihnen ähnlich, oder andre wie die Wabena und deren Nachbarn, die Wandandu, sind entweder, wie die letzteren, zum größten Teil ausgewandert oder dem Untergang, der Aufsaugung verfallen. Sie haben für die Entwickelung der Verhältnisse wenig oder keine Bedeutung mehr. Das Land Uhähä ist ein weites, ziemlich ebenes Lateritmeer, das sich von Westen sehr sanft von den Rubäho- und Usagarabergen aus senkt. Dichter Dornbusch, Baobab, einige Palmen und Kronleuchter-Euphorbien bilden die am meisten ins Auge fallenden Formen der Flora. Rot und grau sind die Farben des Landes, und das Grün, mit dem es sich in der Regenzeit überzieht, sieht mehr wie eine zufällige Erscheinung aus.

Die Bewohner dieses rauhen sechs Monate lang von heftigem Südostpassat überwehten Landes sind ebenso rauh, ebenso unangenehm von Charakter wie dieses selbst. Sie treiben hauptsächlich Viehzucht, Ackerbau nur so viel, um die Feldfrüchte für die Bereitung ihres Bieres zu gewinnen. Die Rinder sind Buckelrinder, die Tiere gedeihen vortrefflich, doch scheinen die Wahähä ebensowenig einen Begriff von Zucht zu haben, wie alle andern viehzuchttreibenden Stämme

Leute von Rufidji. Nach einer Originalphotographie.

Deutsch-Ostafrikas. Die Rinder sind klein, unansehnlich und geben kaum den zehnten Teil der Milch unsrer Kühe. Die Milch wird in Flaschenkürbisse gemolken und von den Wahähä roh oder sauer genossen, diese Flaschenkürbisse werden entweder durch scharf oder widerlich riechenden Rauch einer Holzart oder mit Rinderurin geräuchert und desinfiziert, daher kommt es auch, daß ihre Milch einen so unangenehmen Geschmack hat. Übrigens hält es äußerst schwer, Milch von ihnen zu kaufen, da diese neben den vielfach gezogenen Gemüsen, wie Bataten, Wassermelonen, Gurken, Kürbisarten, selten etwas Mehl, die Hauptnahrung für sie selbst bildet, wenn wir von Pombe, dem einheimischen Biere, absehen, das in großer Menge genossen wird. Fleisch liebt der Mhähä sehr, entschließt sich aber ungern, seine Rinder zu schlachten und zieht es vor, geraubte zu verspeisen. Die Wahähä bewohnen große weitläufige Tembe, wie wir sie schon beschrieben haben. Sie bringen auch ihr Vieh darin unter.

Der Mann geht vollständig nackt, der echte Mhähä verschmäht sogar jeden Schmuck, nicht einmal die in ganz Afrika gebräuchlichen Amulette trägt er, deren verbreitetste Form, zwei kleine cylindrische Hölzchen nebeneinander an einer Schnur befestigt, am Arm, Hals oder den Knöcheln getragen wird. Ältere Leute tragen Felle und neuerdings vielfach importierte Stoffe, hauptsächlich weiß und blau. Weder Beschneidung, noch Tättowierung, noch Zahnverstümmelung kennt der Mhähä, so, wie ihn Gott geschaffen hat, läuft er umher. Manchmal kommt es vor, daß sich die Leute phantastische Frisuren dressieren, doch der echte Vollblut-Mhähä verschmäht auch dies, er läßt entweder die Haare einfach zu Pudellocken wachsen oder schneidet diese mittels eines scharfen Messers ab, so daß die Haare immer kurz bleiben. Wenn's hoch kommt, steckt er eine gefundene Feder hinein. Die übrigen Haare unter den Achselhöhlen und an den Schamteilen werden wie bei allen Afrikanern abrasiert, der Bart mit feinen Zangen ausgerissen. Vom Waschen hält der Mhähä ebensowenig etwas wie vom Einölen der Haut, und so kommt es, daß die Leute meist dunkelgrau aussehen, besonders da sie es lieben, in warmer Asche zu schlafen. An Komfort macht der Mhähä gar keinen Anspruch. Zu Hause schläft er allerdings auf einer Art von Bettgestell. Unterwegs aber legt er sich einfach auf die Erde und nimmt auf die Reise nichts wie seine Waffen mit, welche man fast seine Kleidung nennen könnte, da er sie nie ablegt. Der französische Reisende Giraud

beobachtete in der Residenz des Häuptlings Muanika, daß dort die Wahähä in der Nähe ihrer Behausung unbewaffnet umhergingen, um zu vermeiden, daß sie sich bei ihrer ausgesprochenen Händelsucht untereinander bekämpften. Die Weiber tragen nur ein weich gewalktes Fell um die Hüften, sie sind sehr häßlich und wie alle Negerinnen mit dem zwanzigsten Jahr alte Weiber, während die Männer von recht negerhaftem Typus bei gutem, nicht allzuhohem Körperbau von schönem Wuchse und guter Gesichtsbildung sind. Die Waffe besteht in dem spitzovalen Schild aus Rinder-, Antilopen- oder Zebrahaut, durch die Mitte ist ein Stab gesteckt, um dem Schild Halt zu geben. Der Stab ist in der Mitte mit einer Biegung versehen, welche als Handhabe dient, und diese zeigt durch ihre Kleinheit, daß die Wahähä, wie fast alle Neger, kleine schmale Hände haben. Es ist notwendig, darauf hinzuweisen, daß alle Afrikaner, welche Schilde führen, diese mit nur einer Handhabe versehen, welche genau in der Mitte des Schildes angebracht ist, so daß der Schild nur mit der Faust, nicht aber etwa noch durch Riemen zum Durchstecken des Unterarms gehalten wird. Der Schild der Wahähä ist höchstens brusthoch und am Rande nicht ausgenäht oder versteift, auch wird er nicht bemalt. Die Hauptwaffe der Wahähä sind die Mpalala, die Wurfspeere, deren jeder sieben bis acht mit sich führt, ferner der Ndula oder Stoßspeer. Die Mpalala werden meist mit dem Ndula zu einem Bündel zusammengefaßt getragen, doch befindet sich im Schild eine schmale Ledertasche zur Aufnahme der Spitze und oben ein Riemen zum Halten. Der Mpalala ist kaum über $1{,}_4$ m lang und hat eine sehr gefällige Form. Der Schaft ist aus einem dunklen, sehr zähen, festen Holze hergestellt, am oberen Ende, welches die Klinge aufnimmt, nicht dicker wie ein schwaches Schilfrohr und verjüngt sich nach unten allmählich ganz fein, so daß er nunmehr die Dicke einer Holzhäckelnadel hat. Das dünne Ende ist immer von einem kugeligen oder dreikantigen Ring umfaßt, welcher mit großer Geschicklichkeit durch Hämmer ohne Schweißung der Naht hingestellt wird. Die Klinge ist fingerlang, myrtenblattförmig und daumenbreit, sie läuft in einen gut eineinhalbe Spanne langen Stiel aus von höchstens Bleistiftdicke, welcher in den Schaft eingebrannt und dann mittels eines naß übergezogenen Hundeschwanzes festgehalten wird, der bis zum völligen

Eintrocknen mit einer Schnur umwickelt wird. Da der Bedarf an Hundeschwänzen in Uhähä ein außerordentlicher ist, so halten sich die Leute eine Menge Hunde, hacken den Kötern die Schwänze aber nicht etwa ab, sondern verbinden das Angenehme mit dem Nützlichen und verspeisen diejenigen Hunde, deren Schwanz für die Lanze verwendet werden soll. Der Schaft des Mpalala wird durch aufgewickelten feinen Draht und durch aufgesteckte Posen von Straußfedern geziert. Der Ndula ist etwas länger wie der Mpalala, hat einen überall gleichstarken fingerdicken Schaft. Die Klinge ist spannenlang. Der Mpalala ist, wie man schon der Form und Leichtigkeit nach schließen kann, ein Wurfspeer, eine sehr gefährliche Waffe in den Händen des Mhähä. Der Verfasser hat selbst gesehen, daß der Mpalala auf hundert Schritte geschleudert eine festgewickelte Strohpuppe traf und gänzlich durchbohrte, so daß die Waffe auf der andern Seite im Sande stak. Bei einem Gefechte beobachtete er, wie ein Mhähä einen fliehenden Feind auf vierzig Schritte mit einem Mpalala von hinten traf, so daß die Waffe das linke Schulterblatt und das Brustbein durchbohrte. Mit einem hohen Satz brach der Getroffene lautlos und blutüberströmt zusammen. Der Ndula wird nicht geschleudert, sondern dient dazu, den Gnadenstoß zu versetzen, oder wird bei nahem Aufrücken als Stoßlanze gebraucht und dabei am äußersten Ende und nicht in der Mitte gefaßt, ähnlich, wie die Somali ihre Speere handhaben. Die Wahähä lösen erschlagenen Feinden die rechte Hand aus, dabei dient der Ndula als Messer, ebenso wenn sie ein Stück Rind- oder Hundefleisch mit den Zähnen fassen und mit der Lanzenklinge abschneiden. Aus dem Kampfe heimkehrend legt der Mhähä den Schild auf den Kopf.

Trotz ihres händelsüchtigen Wesens muß gesagt werden, daß den Wahähä ein gewisses ritterliches Wesen nicht abzusprechen ist, andern Negern gegenüber eine auffallende Erscheinung. Doch ist damit nicht gesagt, daß ihnen nicht auch alle Fehler der Schwarzen anhaften, besonders Roheit, Brutalität und Raubluft. Was ein Mhähä, der irgend eine Würde bekleidet, verspricht, das hält er, wenn er irgend wie dazu im stande ist. Ruhig, gemessen und würdevoll benehmen sich die Leute, nie zeigen sie jenes freche, lärmende und unverschämte Benehmen ihrer Nachbarn der Wagago. Nur in ihren Dörfern und im Rausch sind sie zudringlich. Die Häuptlinge, welche den Titel

Mssangirra führen, gebieten über weite Strecken und führen ein straffes Regiment, dem sich ihre Leute willig beugen. Es herrscht ein kriegerischer Geist unter den Wahähä und entschieden eine Art Disziplin, welchen Zustand der Verfasser nicht allein dem Einfluß der Mafitu zuschreiben kann.

Die Häuptlinge vermögen ihre Macht jedoch nur nach der militärischen Seite hin, hier aber in fast absoluter Weise zur Geltung zu bringen. Willig folgen alle seinem Aufgebot, keiner weigert sich, dem Kriegsruf Folge zu leisten, und wenn der Häuptling die Kriegstrommel ertönen läßt, strömen seine Unterthanen aus allen Teilen des Reiches zusammen. Während des Feldzuges wird den Führern unbedingt Folge geleistet. Der Angriff erfolgt nach einem Plan und nach alterprobter Taktik. In Eilmärschen nähert man sich dem feindlichen Dorf oder Lager derart, daß die Umzingelung immer unbemerkt stattfindet. Dieselbe wird in der Nacht vollkommen und lautlos ausgeführt. Hierin unterscheidet sich die Taktik der Wahähä wesentlich von derjenigen aller andern Neger, auch von der der Kaffern und Mafiti, welche in der Nacht zwar marschieren, aber kein Manöver vor Tagesanbruch ausführen. Diese Taktik macht auch die Wahähä zu solch gefährlichen Gegnern. Sobald der erste lichte Schimmer des jungen Tages im Osten aufdämmert, ertönt von allen Seiten das unheimliche u — u — u — i! der Wahähä, die Umzingelten stürzen aus ihren Hütten, an deren Thür sie schon der nackte Feind mit seinen Speeren erwartet, um im nächsten Augenblick seine Waffen den Unglücklichen in den Körper zu schleudern oder sie zu durchbohren, und ehe die Überfallenen zur Besinnung gekommen sind, ist der größte Teil derselben getötet. Die Metzelei wird fortgesetzt, die gefangenen Weiber und Kinder werden als Sklaven weggeführt, die Rinder als willkommene Beute heimgetrieben. So ging es den Wagogo, als die Invasion ihres Landes durch die Wahähä begann, so geht es den überfallenen arabischen Karawanen und allen, die sich unvorsichtig oder ohne genügende Streitmacht in das Land Uhähä hineinwagen, wenn man es nicht versteht, sich auf guten Fuß mit den Leuten zu stellen, indem man Tribut zahlt. Was übrigens am meisten bei den Wahähä zu fürchten ist, das ist ihre zweifellose persönliche Tapferkeit, das

einzige Negervolk außer den Massai und Kaffern, welche Anspruch auf dieses Prädikat haben.

Der Verfasser hatte unter anderm im Schlußabsatz des vorliegenden Kapitels gesagt „— und es ist die Frage, ob sie (die Wahähä) sich die Schlappe, welche ihnen v. Gravenreuth beigebracht hat, gefallen lassen. Wir meinen, daß sie wiederkommen und uns noch manche Schwierigkeiten bereiten werden." —

Noch ehe die Korrektur des betreffenden Bogens bewerkstelligt worden war, sollten sich leider die angeführten Worte vollauf bestätigen, denn der Telegraph brachte uns die Schreckensnachricht von dem Untergang der Expedition Zelewski.

Darauf werden wir am Schlusse des Buches zurückkommen.

Der Kilimandscharo und dessen Nachbargebiete.

Wir haben im vorhergehenden Kapitel in großen Zügen einiges über die südlichen Länder Deutsch-Ostafrikas erfahren und hätten unsre Wanderung eigentlich nordwärts durch Ugogo fortsetzen müssen. Wir wollen diesem Gebiete aber unsre Aufmerksamkeit erst schenken, wenn wir unsern Marsch westwärts lenken und zuerst eines der wichtigsten Gebiete unsrer Kolonie ins Auge fassen, den Kilimandscharo und seine Umgebung.

Kilimandscharo ist eine Kisuahelibezeichnung und bedeutet „Berg des Geistes Ndscharo". Der Geist Ndscharo ist eine Art afrikanischer Rübezahl. Die Wadschagga haben keinen zusammenfassenden Namen für den Gebirgsstock, sondern nennen den eisbedeckten Westgipfel „Kibo", d. h. der Helle, den felsigen, eislosen Ostgipfel „Mawensi", d. h. der Dunkle.

Wenn wir absehen von den mehr wie vagen Nachrichten aus dem grauen Altertum über den interessanten Berg und die einschlägigen Streitfragen auf sich beruhen lassen, so erfahren wir, daß die erste bestimmte Erwähnung des Kilimandscharo durch den spanischen Geographen Fernandez de Encisco geschieht. Derselbe war auf einer Küstenreise in dem damals seit 1507 portugiesischen Mombas gewesen und berichtete: „Westlich von Mombas liegt der äthiopische Olympos, der sehr hoch ist. . . ." Auf den späteren Karten sehen wir den Berg bald verzeichnet, bald verschwinden je nach der persönlichen Ansicht des Zeichners über das Vorhandensein dieses Riesen. Deutschen

Landsleuten sollte es vorbehalten bleiben, den äquatorialen Schneeberg als erste Weiße zu schauen. Die beiden Missionäre Krapf und Rebmann hatten im Auftrag der Church Missionary society an der Ostküste bei Mombas eine Station gegründet, und von dort aus unternahm Rebmann im April 1848 seine erste größere Reise landeinwärts, um dem vielgenannten Lande Dschagga das Evangelium zu predigen. Am 11. Mai desselben Jahres erblickte er den Kilimandscharo mit dem schneebedeckten Haupte zum erstenmal. Krapf sowohl wie Rebmann besuchten dann wiederholt die Gegend und stellten mit unumstößlicher Gewißheit das Vorhandensein eines Schneebergs fast unter dem Äquator fest.

Nach den beiden ebengenannten Forschern erreichte v. d. Decken im Jahre 1861 den Kilimandscharo und erklomm den Berg bis zu einer Höhe von 8000 Fuß, im folgenden Jahre gelangte er mit Dr. Otto Kersten bis zu einer Höhe von 13000 Fuß.

Viele haben es nach v. d. Decken versucht, den Berg zu ersteigen. Charles New gelang es ebensowenig wie Joseph Thomson und dem uns durch seinen etwas übereilten Rückzug vom Rikwasee bekannten H. H. Johnston, „dessen phantastischer Bericht über den Berg geradezu eine Mystifikation wäre, wenn man nicht seine auf englische Erwerbung hinzielenden Bemühungen durchschaute", sagt Dr. Hans Meyer von ihm.

Nach ihnen gelangten Graf Teleki und v. Höhnel bis zu 4800 m Höhe am Kibogipfel des Berges. Erst Dr. Hans Meyer gelang es, nach einem vergeblichen Versuch, die beiden äußersten Gipfel des merkwürdigen Berges ganz zu erreichen, und wollen wir uns seiner Führung anvertrauen, wenn wir im Geiste jene denkwürdige Reise mitmachen.

Trefflich schildert uns Dr. Hans Meyer den Eindruck beim ersten Anblick, als er sich von Mombas aus dem Berge näherte und die Nacht hindurch wegen Wassermangels marschiert war: Als aber die ersten Strahlen der Sonne aufglühten, teilte sich schnell der kalte, auf der Gegend liegende Nebelschleier und aus Nordwesten strahlte herrlich, groß und überirdisch das Schneehaupt des Kilimandscharo zu uns herüber. Mag man tage- und wochenlang das sichere Eintreten eines Ereignisses erwartet haben, und noch

so gefaßt dem Nahenden entgegensehen, es packt uns doch mit unwiderstehlicher Gewalt, wenn es mit einem Mal zur Thatsache wird. So ergriff mich hier die plötzliche Erscheinung des sehnlichst erstrebten Zieles, des Kilimandscharo. Das Auge war tagelang über die weiten graubraunen Ebenen der Steppen und Savannen geschweift, vergebens die ersehnte Gebirgslinie am Horizonte suchend, und hatte sich an der beständigen Einförmigkeit ermüdet. Da plötzlich öffnet sich vom Kamm eines Höhenzuges ein wundersames Panorama. Einige Meilen vor uns erstreckt sich der schmale, hell schimmernde Ipesee (oder Dschipe, wie Meyer schreibt) nach Süden, dahinter ragen die dunklen schroffen Mauern der Ungumoberge bis in die grauen Schichtwolken empor. Rechts hin zieht sich im Mittelgrund der dunkle Streifen der Wälder, welche den Lumifluß umsäumen und Taweta einschließen. Hinter diesen Wäldern steigt die Steppe leicht an und verläuft in dunstiger Ferne zu dem unteren Teil des mächtigen Gebirgsstockes, des Kilimandscharo, der nun mit einem Mal zu der Riesenhöhe von 6000 m ganz unvermittelt aus der Steppenebene emporwächst. Ziemlich deutlich lassen sich unterhalb der breiten Wolkenschichten, welche den mittleren Teil des Gebirges umhüllen, die waldigen Hügel der Dschaggalandschaft erkennen, und über den Wolken strahlt plötzlich aus dem Himmelsblau ein wunderbar erhabenes Bergbild in schneeblendender Weiße hervor, wie eine Erscheinung aus einer andern Welt. Es ist der Kibo, der Hauptgipfel des Kilimandscharo. Sein kleinerer Zwillingsbruder, der Mawensi, ist durch einen langgeschweiften Sattel mit dem schöngewölbten Dom des Kibo verbunden, der Mawensi ist ein wild zerrissener, zackiger Gipfel.

In der Richtung von Osten nach Westen beträgt die Basis des Kilimandscharo 90 km, von Norden nach Süden 70 km. Im Profil hat der Berg, abgesehen von seinem Doppelgipfel, einige Ähnlichkeit mit dem Ätna. Aus der im Mittel nur 800 m über dem Meere liegende Ebene steigt er vom äußersten Umfange in schön geschwungenen Linien erst allmählich, dann etwas steiler an, um gegen den Gipfel zu steil emporzuwachsen. Die Böschung steigt dem entsprechend zuerst von dem 800 m hohen Fuß bis zu dem 1450 m hochliegenden Dschaggaland in 5—6°, von da bis zu der 4300 m hochgelegenen Basis des Kibokegels in 8°, weiterhin bis zu dem 6010 m hohen

Gipfel in 21° an. Nicht immer zeigt sich der Berg unverhüllt dem Beschauer. Gewöhnlich hüllt er sich schon einige Stunden nach Sonnenaufgang in einen dichten Nebelschleier, den er manchmal tagelang nicht ablegt.

Die Entstehung des Kilimandscharo läßt sich leicht nach unsern jetzigen Kenntnissen seiner Verhältnisse erklären. Wie schon angedeutet, verdankt er dieselbe vulkanischen Kräften. Zweifellos ist der Mawensi bei einer Höhe von 5355 m der ältere der beiden Gipfel, seit vielen Jahrtausenden vor der Entstehung des Kibo haben die Naturkräfte an seiner Zerstörung gearbeitet und ihn zu einem wild und zackig zerrissenen Skelett zerstört. Er entstand aus einer westöstlichen Querspalte des großen von Nord nach Süden verlaufenden Grabens. Ausbruch auf Ausbruch baute den Berg immer höher, bis er eine Höhe erreichte, welcher die eruptiven Kräfte nicht mehr gewachsen waren. Sie mußten sich neuen Ausgang verschaffen, spalteten den Westabhang und schleuderten dort im Laufe der Jahrtausende die Massen des Kibo ans Licht. Die Ausbrüche scheinen aber nie von großer Heftigkeit gewesen zu sein. — Der Mawensi ist derart verwittert, daß er seine ehemalige Kratergestalt kaum noch erkennen läßt, der Kibo dagegen zeigt sie noch deutlich. Als Vulkan ist der Kilimandscharo erloschen. Nur hier und da erinnern noch einige Erdstöße an seine ehemalige Natur. In allerjüngster Zeit aber haben sich dieselben vermehrt, als Wißmann seinen Feldzug gegen den Häuptling Sina von Kibosa unternahm. Es wurden damals im Februar 1890 häufige, ziemlich heftige Stöße verspürt. Einige heiße Quellen sprudeln noch an seinen Abhängen.

Wenn wir die Ebene mit ihrer dürren Steppe, den Busch und die lichten Akazienbestände verlassen und den Berg emporsteigen, so kommen wir zuerst in die Region der Bananen. Am Rande von Schluchten entlang wandernd, hören wir in den Tiefen unzählige Bergwasser rauschen. Das Wasser ist am Südostabhang in reichster Fülle vorhanden. Die Bananen des Kilimandscharo bilden hier große Wälder.

Steigen wir den schmalen Eingeborenenpfad höher hinan, so lassen wir in 17—1800 m die Bananen hinter uns, denn höher hinauf kommen sie nicht mehr fort. Die Busch- und Farnenzone beginnt

nunmehr, welche aber das Ergebnis der periodischen Brände sein dürfte, durch die Dschagga angelegt, um Boden für ihre Kulturen zu gewinnen, denn da wo die Brände nicht angelegt werden, zieht sich der Urwald, der bald beginnt, weit abwärts, wird aber immer lichter und geht schließlich in die Steppenflora über. In der Farnenzone finden wir Urwald und Steppenflora häufig noch vereint vor. Weiter oben, wo in der Region der mittleren Wolkenhöhe ewige Feuchtigkeit herrscht, entwickelt sich am Kilimandscharo wie allenthalben in der Welt innerhalb seiner Wärmegrenzen der tropische Urwald in üppigster Großartigkeit. Hier ist alles naß und feucht, und die staudenartige Untervegetation schlägt dem Wanderer über dem Kopf zusammen, ihn bis auf die Haut durchnässend. Es bedarf dazu nicht der Tropfen aus den himmelanstrebenden Baumriesen, welche von Lianen umschlungen und durchzogen, mit langen Bartflechten an ihren Ästen bewachsen sind. Der schmale Pfad windet sich durch saftgrünes Polster niedlicher Farne. Die Stämme sind überzogen mit Schmarotzern aller Art, am meisten von einem gelbbraunen Hängemoos. Manchmal tritt man aus dem Waldesdunkel, in dem tiefes Schweigen herrscht, wenn nicht hier und da rauschende Wasserrinnen zu überschreiten sind, auf scharf abgegrenzte kleine Grasfluren, wo man, der drückenden feuchten Schwüle entrinnend, freier atmen kann. Rote und grüne Erdorchideen, rote Iris, rote und gelbe Strohblumen mischen sich ins Gras.

Überall zeigt der Wald die Spuren und Losung von Elefanten. Ihre Riesenstapfen hinterlassen fußtiefen Pfuhl, dem man vorsichtig ausweichen muß. Auch Büffelspuren sind zahlreich. Als einziges Geräusch erklingt manchmal der Ton eines Affen oder das klägliche Geschrei eines Buceros, gleich dem Schreien eines wimmernden Kindes. Die Ähnlichkeit ist derart groß, daß derjenige, welcher zum erstenmal den Vogel hört, nach dem vermeintlichen Kinde zu suchen beginnt. Sonst ist von Tierleben auffallend wenig in diesen Regenwäldern zu finden. Je näher wir uns der Grenze dieses Laubmeeres nach oben nähern, welches nun, weiten mächtigen Hallen ähnlich, etwas lichter wird, um so mehr dehnen sich die anfangs kleinen Grasfluren aus. Doch können wir mit unsern Trägern nicht weiter. Nebel umwallen die Höhe, und die Sonne neigt sich immer mehr dem westlichen Horizonte, wie wir an dem Eintreten der Dämmerung bemerken, denn zu sehen ist die

Sonne nicht. Der Negerpfad folgt oben dem Urwaldrand fast um den ganzen Berg herum, vom Useri bis zur Landschaft Madschame, er gilt als neutrale Straße, welche die Gebiete der immer in Feindschaft lebenden Stämme verbindet. Zwischen einer Anzahl Parasitkegel windet er sich hindurch, welche sich an der Südostflanke herunter aneinander reihen.

Nun muß sich die kleine Karawane durch dichtes Unterkraut hindurch selbst den Weg bahnen, die Bäume stehen nicht mehr dicht, an ihre Stelle treten allmählich kolossale Rododendren, palmenartige Dracenen, sowie Schilfgräser, denn in 2900 m Höhe ist die obere Urwaldgrenze und Waldgrenze überhaupt erreicht. Hier beginnt die Region der baumartigen Heidekräuter, welche uns anfangs in ihren kolossalen Dimensionen, den Charakter des uns gewohnten Heidekrautes getreulich beibehaltend, geradezu unheimlich anmuten, als wandelten wir durch vorzeitliche Vegetation. Vom Wind zerzaust, vielfach geknickt, wehen die langen grauen Bartmoose, mit welchen sie bewachsen sind, gespenstisch im Wind. Niedere Sträucher, manchmal zur Undurchdringlichkeit verwachsen, müssen mühsam durchbrochen werden, wenn wir uns den Weg weiter bahnen. Dabei sind wir genötigt, eine Menge eiskalter Bächlein zu überschreiten, welche durch sumpfigen Grund oder über Lavablöcke dahinrieseln und rauschen. Von den Höhen weht kalter Wind, uns unwillkürlich an die Heimat erinnernd. Bald umhüllen uns graue Nebel, die nicht mehr weichen wollen.

Dr. Hans Meyer schlug in diesen Regionen ein Lager auf, sein sogenanntes Mittellager, von dem aus er mit seinem Gefährten, dem Österreicher Purtscheller, und von nur einem Schwarzen begleitet weiter vordrang. In den Tiefen der Schluchten stehen an Wasserlachen einzelne Senecio Johnstoni, fremdartige Pflanzenformen, wie aus vergangenen Erdperioden. Aus einiger Entfernung glaubt man in den mannshohen, von einem grauen Mantel abgestorbener Blätter umgebenen Stämmen verhüllte menschliche Gestalten vor sich zu haben. Der Blick ist nun freier, und stundenweit ausgedehnte Grasfluren lassen sich überblicken. Manchmal zerreißt den Nebelschleier und vom Kibo sehen wir die Eishaube oder ein Stückchen der Zackenkrone des Mawensi. Ist man erst aus dem Grase heraus, welches immer niedriger und weniger dicht ist, so geht es schneller die sanft steigende

Fläche hinan, denn das blockige Lavageröll hindert weniger, da man sich leicht passierbare Stellen auswählen kann.

In der Regenzeit plätschern die Bäche lustig dahin, in der trockenen Periode enthalten sie in Lachen und Becken nur Sickerwasser. In einem breiten Bachthale mit sanftneigenden Hängen wurde das Mittellager aufgeschlagen. Eine melancholisch-ernste Landschaft umgibt uns hier. So weit der Blick reicht, lange Flächen mit großen schwarzgrauen Lavablöcken, mit sandigem und kiesigem Grund. Kein höheres Gras noch ein Strauch unterbrechen die Öde, keines Tieres Laut erreicht mehr das menschliche Ohr; die letzten munteren Vögelchen haben wir in der Buschregion zurückgelassen, wo sie zwitschernd von Blume zu Blume huschten, um Insekten zu suchen oder Körnchen aufzupicken. Nur ein von unten her streichender Wind flüstert in den Felsen und kleinen winzigen Stauden und zieht helle Nebel über die dunkelgraue Fläche. Nur 200 m tiefer unten sind die Gesteine noch von Grasteppich überzogen. Hier oben schlugen die drei Bergsteiger in schützenden Felsblöcken ihr Lager auf. Die fünf Träger, welche die Bagage hierher befördert hatten, wurden nach dem Mittellager entlassen.

Von dem Lager aus unternahmen Dr. Hans Meyer und Purtscheller als die ersten Europäer die so wohl geglückte Besteigung der beiden Gipfel.

Dr. Hans Meyer und Purtscheller brachen in finsterer Nacht um $^1/_2$3 Uhr auf, um zuerst den Kibo zu besteigen. Nach sehr mühsamem Klettern, anfangs im Finstern, trafen sie bei 5000 m Höhe unter dem Schutze von Felsen den ersten Schnee. Der Blick über die von mächtigen Blöcken übersäten Schuttkegel zur Eiswand hinauf und hinab ins Thal, das weit unten nach Süden abbiegt, ging es an den hoch sich hebenden Thalwänden entlang, an denen die Erosion wunderliche Lavawindungen und Höhlenformen hat zu Tage treten lassen und stellenweise Schrammen und Glätten auf Gletscherschliff hindeuten, während von Zeit zu Zeit das Rauschen des Windes und das Prasseln von rutschendem Schutt die nimmer rastende Thätigkeit der Naturkräfte verrät, ist von eigenartigem Reiz.

Man hatte schon über 5200 m erreicht und mußte während des Kletterns alle zehn Minuten stehen bleiben, um den Lungen und dem Herzschlag eine kurze Beruhigung zu gönnen, da sich die zunehmende

Luftdünne bemerkbar machte. Bei 5480 m fand man sich an der Grenze des geschlossenen Kiboeises. Der Aufstieg auf das 35° ansteigende Gletschereis mußte mittels eingehauener Stufen bewerkstelligt werden. Es gelang, den Gletscher zu überschreiten. Dr. H. Meyer nannte ihn Ratzelgletscher. Hier oben in 5800 m wurde die Atemnot so groß, daß die beiden alle fünfzig Schritte mit vorgebeugtem Oberkörper nach Luft geradezu röcheln mußten. Endlich gegen zwei Uhr näherten wir uns dem höchsten Rand, schreibt Dr. H. Meyer. Noch ein halbes Hundert mühevoller Schritte in äußerst gespannter Erwartung, da that sich vor uns die Erde auf, das Geheimnis des Kibo lag entschleiert vor uns: den ganzen oberen Kibo einnehmend, öffnete sich in jähen Abstürzen ein riesiger Krater. Diese längst erhoffte und mit allen Kräften erstrebte Entdeckung war mit so elementarer Plötzlichkeit eingetreten, daß sie tief erschütternd auf mich einwirkte. Der höchste Gipfel war jedoch noch nicht erreicht, das wurde wegen der abnehmenden Kräfte auf ein andres Mal verschoben, und unter unsäglichen Mühen gelangten die beiden todmüde abends gegen sieben Uhr im Lager an. Die Nacht war dort oben empfindlich kalt — 9° C. In einem näher zu der Spitze herangeschobenen Lager sank in der Nacht das Thermometer sogar bis zu — 12° C.

Am 6. Oktober wurde nach ungeheuren Anstrengungen der höchste Gipfel richtig genommen. Dr. H. Meyer betrat als erster diese Spitze. Er pflanzte auf dem verwetterten Lavagipfel mit dreimaligem Hurra eine kleine im Rucksack mitgenommene deutsche Fahne auf und rief frohlockend: „Mit dem Rechte des ersten Ersteigers taufe ich diese bisher unbekannte namenlose Spitze des Kibo, den höchsten Punkt afrikanischer und deutscher Erde: ‚Kaiser Wilhelm Spitze‘“. Es mußte ein ergreifender Anblick gewesen sein, der ungeheure von Gletschern erfüllte Krater. Dr. H. Meyer nahm noch ein Felsstück vom alleroberſten Gipfel mit und hat dasselbe später dem deutschen Kaiser überreicht. Späterhin gelang es auch noch, den zerklüfteten Mawensi zu besteigen. Dieser trägt keinen Gletscher mehr, sondern wird nur von Schnee bedeckt, welcher aber wieder in der Sonne zerschmilzt. Der Gipfel ist über alle Beschreibung zerrissen, und wundersam scheint es, wie das Gestein an den zerklüftetsten Stellen noch zu halten vermag. Die Wirkung der Sonnenwärme auf das-

selbe ist eine ganz enorme. So geschah es, daß während des Aufenthaltes oben, bei völliger Windstille, nach allen Seiten Steinschläge hinabsausten. Der höchste Gipfel dieses Berges konnte jedoch nicht genommen werden.

Dr. Hans Meyer konnte dennoch nach jeder Richtung hin aufs höchste mit dem Ergebnis seiner Wanderung zufrieden sein. Er erreichte wohlbehalten wieder die Küste.

Es soll übrigens, wie uns v. d. Decken berichtet, auch durch Neger einst eine Besteigung des Kilimandscharo bewerkstelligt worden sei auf Geheiß des Häuptlings Runga von Madschame, um das Wesen der weißen leuchtenden Masse auf dem Gipfel zu untersuchen. Nur einer kehrte mit erfrorenen Händen und Füßen zurück. Er berichtete, die andern seien oben vom bösen Geiste getötet worden und das vermeintliche Silber sei ihm durch Teufelstrug in den Händen zerronnen.

Wenden wir uns nun zu den Bewohnern des Kilimandscharo. Wir haben es hier mit einem ethnographisch höchst interessanten Gebiet zu thun, indem am Kilimandscharo zwei verschiedene afrikanische Rassen zusammenstoßen. Im Westen und Süden des Berges, dessen südliche Abhänge bewohnend, sitzen Bantustämme. Wir führen, um den Leser nicht mit Namenaufzählung zu ermüden, nur deren meistgenannte, die Wadschagga und die Wapare im Paregebirge auf. Zu der nilotischen Sprachgruppe gehören die Massai und Wakuafi, sowie die Wanderobo.

Das Gebiet, von dem wir hier sprechen, gehört zu einem der nach afrikanischen Verhältnissen bevölkertsten. Wenn wir das Gebiet der Wadschagga genauer umziehen, so bewohnen sie den südöstlichen, südlichen und südwestlichen Abhang des Berges, der Nordabhang ist ganz trocken, wald- und wasserarm. Die Wadschagga wohnen von 1000—2000 m über dem Meere in einem etwa 800 qkm großen Gebiete. Die Zahl der Bevölkerung schätzt man auf 30—40000 Seelen was vierzig bis fünfzig auf den Quadratkilometer ausmacht.

Die ganze Bevölkerung ist in achtundzwanzig Staaten eingeteilt, deren namentliche Aufführung wir dem Leser ersparen wollen. Der mächtigste Häuptling war bisher Sina von Kiboso, mit dessen Herrlichkeit es aber in diesem Jahre zu Ende ging. Der kriegerischste ist Mandara von Moschi, soweit diese Eigenschaft einem Neger inne-

wohnt. Er verfügt jedoch nicht über das größte Gebiet. Bei ihm wurde auch die erste Station der Ostafrikanischen Gesellschaft angelegt. Der anständigste und sympathischste aber ist unstreitig Mareale von Marangu.

Die Bodenverhältnisse sind in den einzelnen Gebieten sehr verschieden, was auf die Entwickelung der Bevölkerung naturgemäß zurückwirkt. So gibt es Staaten, welche infolge dieser Bodenverhältnisse von Händlern kaum jemals besucht wurden und sich noch auf recht niederer Kulturstufe befanden, während andre, wie die fortwährend von Händlern, Reisenden und Missionären besuchten glücklichen Unterthanen Mareales und Mandaras, schon derart von der Kultur beleckt worden sind, daß sie nach allen Regeln der Kunst, Männlein und Weiblein, an den Höfen der Häuptlinge Karten spielen, und keinem Zweifel dürfte es unterliegen, daß bei der jetzt immer weiter schreitenden deutschen Invasion demnächst Abgesandte solcher Wadschagga auf einem deutschen Skatkongreß erscheinen werden, um sich Rat über schwierige Fälle zu holen. Derartige Kulturfortschritte wären doch nur mit Freuden zu begrüßen. Die Wadschagga befassen sich mit Ackerbau und Viehzucht. Ihre Hauptnutzpflanze ist die Banane. Die Banane, welche am Kilimandscharo die köstlichsten Früchte liefert, ist die Musa paradisica *L.* Sie entsprießt einem dicken Wurzelknollen mit Pfahlwurzel. Nur durch Versetzen solcher Wurzelknollen oder dadurch, daß man absterbende Stämme abhackt und aus dem Wurzelstock neue Pflanzen sprossen, kann die Vermehrung bewerkstelligt werden, da die Samenkerne infolge der auf Fruchtfleisch gerichteten langen Kultur zu winzigen Körnchen verkümmert sind. Bei der wilden Banane finden sich dagegen bohnengroße schwarze Kerne, doch ist das Fleisch der wilden Banane nicht genießbar.

Zunächst entwickelt sich bei der Staude ein etwa handgroßes, zartes Blatt von hellmaigrüner Farbe. Die junge Pflanze muß sehr vor den Angriffen von Hühnern, Ziegen, Schafen und Rindern geschützt werden, welche alle gierig die jungen Schößlinge abfressen. Auflegen von Dornenzweigen schützt vollkommen. Allmählich schießt ein Blatt nach dem andern fest gerollt aus dem Herzen der Pflanze hervor, und wenn es etwa Meterlänge erreicht hat, beginnt es sich aufzurollen, um sich, wie am Kilimandscharo, bis zu 3 und 4 m Länge bei einer Breite von 60 cm zu entwickeln. Sobald ein Blatt auf-

gerollt ist, zeigt sich in dessen Scheide schon ein neues und ist in der Regel in acht bis zehn Tagen entwickelt. Die Blätter liegen wechselständig, sich dabei in doppelter steiler Windung übereinander stellend. Man kann jedes Blatt bis zur Wurzel zurück verfolgen. Am Grunde sind die Stiele scheidenförmig und fest. Alle Teile der Bananenstaude sind sehr zart, so daß man einen Stamm mit einem gewöhnlichen Messer abschneiden kann. Von der starken Rippe, welche bei der wilden Banane karmoisinrot ist, laufen die Nerven senkrecht zum Stiel. Die Blätter sind stumpf abgerundet, bei der wilden laufen sie spitz zu, und legen sich unten lanzenförmig an die Rippe. Die Blattscheiden bilden, ringsum übereinander gelegt, den doppelt schenkeldicken Stamm, in Dschagga oft von Leibesumfang, der massig und von grüner Farbe mit rotbraunen und schwarzen Streifen und Flecken besetzt ist. Die unteren und äußeren Blätter werden nach und nach gelb und dürr, hängen hernieder und sterben dann ab, während die Scheide noch lange anliegt. Da die Blätter sehr zart sind, so werden sie vom Winde in der Richtung der Blattnerven gänzlich zerschlissen.

Die ganze Staude zeigt lockeres grobes Zellengefüge, welches von Saft strotzt, so daß es erstaunlich ist, wie selbst auf trockenem Lateritboden wachsende Bananenpflanzen so mit Wasser gefüllt sind. Sie verdanken dies ihrer Eigenschaft und Fähigkeit, Wasser in großer Menge aus der Atmosphäre aufzunehmen. Ihre großen, weitgespannten Blätter eignen sich ganz besonders dazu. In der Nacht kühlen sie sich sehr stark ab, da sie zur Ausstrahlung große Flächen bieten. Bei Sonnenaufgang mit rasch zunehmender Wärme schlägt sich dann das in der Luft enthaltene Wasser als Tau an den Blättern nieder und wird von der Pflanze an der Blattunterseite aufgesogen. Bis gegen zehn Uhr morgens triefen daher Bananenhaine vom Tau wie nach einem Regenguß. Zum Teil rinnt noch das Wasser die Stengel entlang in die Blattscheiden und verschwindet im Stamm. Die Stauden erreichen eine Höhe von 4—10 m, am Kilimandscharo bis zu 15 m. Sie wachsen nie einzeln, sondern immer als Bündel gruppenweise in einer Anzahl von zehn bis fünfzehn Stämmen auf einem Wurzelkomplex. Schon nach drei bis vier Monaten beginnt die überaus schnell wachsende Banane, aus der Mitte heraus einen 4—6 cm

langen Blütenstiel in 2—4 m Höhe im Bogen nach unten zu treiben. Schraubenförmig, in doppelten Gruppen sind die Blüten angeordnet. Die gelblichen und weichen Blütenscheiden sind an der Spitze rot und die Dachscheiden lang überhängend von lebhaft purpurbrauner und purpurvioletter Färbung. Diese letzteren fallen ab, sobald die Blüte Frucht angesetzt hat. Unten befinden sich die weiblichen Blüten, in der Mitte die unfruchtbaren Zwitterblüten, während die männlichen oben sitzen. Die Befruchtung übernehmen Bienen, welche in großer Menge die Blüten umschwärmen, und deren lautes, oft melodisches Summen zur Zeit der Blüte schon auf einige Entfernung vernehmbar ist. In Dschagga findet man während aller Jahreszeiten reife Bananen. Während die oberen weiblichen Blüten schon Früchte angesetzt haben, sprießen unten immer neue weiter, was einen eigentümlichen Anblick gewährt und den Eindruck strotzender Fruchtbarkeit hervorbringt. Die leicht nach oben gekrümmten, von Gestalt gurkenartigen Früchte mit rundlich quadratischem Querschnitt haben eine Länge von 20—30 cm im Durchschnitt, doch gibt es auch kleinere und bedeutend größere. Man zählt in den Tropengegenden vierzig bis fünfzig Varietäten. Die Fruchttraube der Banane enthält zwischen zwanzig bis einhundert Früchte und wird manchmal gegen einhundertfünfzig Pfund schwer, so daß sie oft am Stamm gestützt werden muß, um ein Umknicken der Staude zu verhindern. Die Schale ist 2—3 mm dick, lederartig, reißt in der Längsrichtung und läßt sich leicht ablösen, in unreifem Zustand ist die Farbe ein giftiges Grün, reif wird sie tief goldgelb und geht bald an der Spitze beim Eintrocknen in Schwarz über. Es gibt noch einige rotgelbe Varietäten. Die Frucht ist querbrüchig und besteht aus einem weichen, mehr oder weniger trockenen Fleisch, welches buchstäblich auf der Zunge vergeht. Der Geschmack der sehr aromatischen Frucht erinnert an den einer sehr feinen Birne.

Der Anblick eines Bananenhaines hat etwas ungemein Anziehendes, Fremdartiges, die schöne Staude bildet auch wirklich eine Zierde der Vegetation. Der ganze Habitus des üppigen Gewächses mit den breiten Blättern, welche sich in elegantem Bogen wölben, im Winde spielen, leise rauschen, das schöne helle Maigrün bis dunkle Saftgrün bietet einen herrlichen Anblick. Stundenlang wandert man am Kilmandscharo in solchen Hainen, welche mit kleinen Rasenflächen, murmelnden Bächen

oder der dort von Eingeborenen aufgeführten künstlichen Bewässerungswerken unterbrochen sind.

In den andern Verbreitungsbezirken Deutsch-Ostafrikas ist der Kontrast gegen die einförmige prosaische Umgebung der Felder oder zerfallenen strohgedeckten Lehmhütten mit den Kegeldächern oder unschönen Dorfumfriedigungen ein angenehmer. Dort aber die Bananenhaine, welche immer von geringer Ausdehnung sind, zu betreten, kann man nur abraten. Die Bewohner des Flachlandes verunreinigen die Bananenpflanzungen allgemein, dem Boden entströmt deswegen ein beleidigender Geruch. Die Luft ist feucht, moderig von abgefallenen Blättern und umgesunkenen Stammstrünken. Außerdem wimmelt es dort stets von giftigen und ungiftigen Schlangen, doch sind sie alle furchtsam und flüchten pfeilschnell vor dem Nahenden. Unzählige Insekten streifen dort in tausenden von Arten, darunter die giftigen Skolopender (Tausendfüße), Spinnen in allen Größen, Ameisen und Moskitos sitzen in großen Schwärmen auf der Unterseite der Blätter, um den Tag dort, geschützt vor Sonnenglut, zu verbringen. Aufgescheucht scheuen sie sich aber keineswegs, den Eindringling anzuzapfen. Selbst Fledermäuse flattern auf, wenn der glückliche Besitzer eine Traube kappt.

Kaum eine andre Nutzpflanze verlangt weniger Arbeit und überschüttet den Menschen mit reicherem Segen wie die Banane. Auf gleicher Grundfläche liefert sie ungefähr vierzigmal so viel Nahrungsstoff wie die Kartoffel und einhundertzwanzigmal so viel wie unsre Feldfrüchte. Die Frucht kann reif genossen werden, doch wird man ihrer in rohem Zustande trotz des köstlichen Geschmackes bald überdrüssig. Als Kompott, Gelee, in Butter gebacken, mit Eiern gedämpft, mit Mehl zu herrlichen Brötchen gebacken, zu Pudding und sogenannter Bomunda verarbeitet, mundet sie vorzüglich. In unreifem Zustande kann sie, auf verschiedene Art wie diese zubereitet, die Kartoffel ersetzen. Die Dschagga verstehen auch aus getrockneten Bananen ein wohlschmeckendes Mehl zu bereiten, besonders aber wird aus der weißen Frucht ein berauschendes Getränk, Pombe, bereitet, welches in großen Mengen von den Leuten vertilgt wird. Die Blätter und der Schaft, grün und getrocknet, bilden ein vom Vieh sehr gern genommenes und äußerst nahrhaftes Futter.

Die trockenen Blätter dienen zum Eindecken der Hütten und die feinen zähen Fasern der Pflanze geben ein vorzügliches Material zu Tauwerk und selbst Geweben. Es sind die Herzfasern der stammbildenden Blätter, welche den sogenannten Manillahanf liefern.

Neben der Banane bauen die Wadschagga Mais und alle Gemüse, welche wir schon wiederholt aufgeführt haben. Ferner Zuckerrohr, wenn auch in geringer Menge, und rosablütigen Tabak, dessen Genuß sie sich mit Leidenschaft hingeben, ebenso wie dem des berauschenden Pombe. Die Häuptlinge, welche durch ihre besseren Vermögensverhältnisse in der Lage sind, sich größeren Luxus zu gestatten, zeigen alle eine bedenkliche Vorliebe für Kognak. Die Wadschagga haben in ihren Gebieten eine ausgezeichnete Berieselung durch systematische Anlage von Kanälen eingerichtet, dieselbe nützt die einzelnen fließenden Wasser oft derartig aus, daß die Bäche nicht einmal die Ebene erreichen. Anderseits können die Eingeborenen das Wasser ganz absperren, so daß tiefer gelegene Orte ganz ohne Wasser bleiben, welches Mittel der Häuptling Mandara einem englischen Missionär gegenüber anwandte, der einen unverschämten Burschen, einen Unterthanen Mandaras, durch eine Ohrfeige züchtigte. Die Wadschagga betreiben auch Bienenzucht. Auf hoher Stufe steht bei den Wadschagga die Eisenindustrie. Ihre langklingigen Speere, kurzen, vorn breiten, Schwerter und Schilde aus Büffelhaut sind jetzt auch in Deutschland allgemeiner bekannt. Die Wadschaggaschmiede arbeiten dieselben aus importiertem Eisendraht. Die Waffen der Massai stammen alle von den Wadschagga, bei denen sie dieselben gegen Rinder eintauschen. Besonders geschickt sind die Schmiede im Anfertigen eiserner Schmuckwaren, unter welchen ihre genau gearbeiteten Kettchen die erste Stelle einnehmen. Die Künstler sind mit der Technik, die man auch bei uns zum Herstellen einer gleichen Gliederlänge anwendet, wohl vertraut, indem sie den Draht auf einen gleichdicken Eisenstab dicht spiralig aufwinden und dann der Länge nach aufschneiden, wodurch ein Glied genau so lang wie das andre werden muß. Einer der in Berlin seiner Zeit anwesenden Wadschagga teilte dem Verfasser mit, daß das Biegen der Kettchenglieder und Ineinanderfügen ohne irgendwelches Werkzeug mit der Hand bewerkstelligt werde. Bei beiden Geschlechtern wird Beschneidung geübt. Da die heutige Generation Sitten und Kleidung der Massai angenommen hat, so

wollen wir an dieser Stelle nicht darüber berichten. Wohl sei gestattet, zur Charakterisierung dieser Wilden und der Neger überhaupt das Folgende anzuführen.

Bekanntlich hat man seiner Zeit einige Verwandte des sklavenraubenden Mandara als eine Art Gesandte dieses Häuptlings, Manki, wie der Titel dort lautet, nach Europa gebracht. Sie wurden dem deutschen Kaiser vorgestellt. Der Verfasser hat damals behauptet, daß ein derartiges Verfahren nicht geeignet sei, den Leuten einen Begriff von der Macht und Größe Deutschlands beizubringen. Die ganz urteilslosen Wilden wurden in Berlin umhergeführt, um ihnen einen Begriff unsrer Kultur beizubringen. Der Wilde faßt den Europäer, der seine, des Negers Heimat, aus irgend einem Grunde besucht, immer als eine Art Zauberer auf, und zwar als einen solchen, dem starkwirkende Mittel zu Gebote stehen. Er findet es daher selbstverständlich, daß der Europäer alles zu leisten im stande ist. Besäße er, der Neger, jedoch alle diese Zaubermittel, so wäre er nach seiner Überzeugung annähernd ebenso in den Stand gesetzt, alle Leistungen der Europäer zuwege zu bringen. Symbolisch faßt er die Zaubermittel nicht auf, sondern er stellt sich irgend einen geheimnisvollen Gegenstand aus Metall, Holz oder Papier darunter vor, von dem die Kraft ausstrahlt. Er gesteht allerdings dabei zu, daß immerhin eine gewisse Dosis geistiger Gabe bei der Anwendung notwendig sei, und hält den Europäer für klug genug, niemand außer Angehörigen seiner eignen Rasse etwas davon mitzuteilen. Von diesem Standpunkte aus beurteilt er alle Werke des Europäers, und deswegen imponiert auch dem nach Europa gebrachten Neger nichts. Es interessiert ihn nichts, besonders wenn ihm der Zweck, die Entstehung, die Herkunft eines Gegenstandes nicht sogleich klar ist. Nur Dinge, welche an Gegenstände seiner Heimat erinnern, erregen sein Interesse. Sitten und Gebräuche bei uns nimmt er entweder gleichgültig als etwas Bestehendes hin, oder er lacht darüber. Dazu kommt noch, daß die Sprache aller Wilden derart arm an Begriffen ist, daß er in den überwiegend meisten Fällen gar nicht im stande ist, seinen Landsleuten eine Beschreibung von jenen bisher unbekannten Gegenständen zu geben; wenn er es versucht, vermag er das Interesse seiner Zuhörer nicht zu erregen. Da er das Charakteristische einer Sache nicht fassen kann, wo sein Geist

und Auge nicht einmal geübt sind, dieselbe vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit aus zu sehen. Ganz anders verhält es sich, wenn ihm der Mensch als solcher mit seinen Eigenschaften und Schwächen gegenübertritt, da faßt sein Geist zu, da entgeht ihm nichts, da versteht er und kann er Vergleiche und Resultate ziehen. Diejenigen Eigenschaften, welche dem Wilden das geistige Übergewicht des Europäers dokumentieren, bringen ihm das Gefühl seiner eignen Unbedeutendheit zum Bewußtsein und verursachen ihm ein gewisses Unbehagen. Er gleitet daher am liebsten darüber hinweg. Alle diese Eigenschaften nennt er summarisch Kraft, Stärke, Verstand. Da er längst von der Erkenntnis durchdrungen ist, daß der Weiße all diese besitzt, so flößen sie ihm entweder Angst ein, oder sie lassen ihn gleichgültig. Alle Dinge und Zustände, welche er als einen Ausfluß dieser Kraft, dieses Verstandes erkannt hat, vergißt er bald wieder, wenn sie seinen Augen entschwunden sind, und nur das dunkle Gefühl des geistigen Übergewichtes der Weißen bleibt ihm ein für allemal. Nun aber die Schwächen, die hat er auch und sucht im Weißen den Mann mit dem größeren Buckel, um selbst weniger häßlich zu erscheinen. Er durchstöbert geschäftig des Weißen Charakter nach seinen Schwächen und fühlt sehr schnell das Schlechte und die Fehler, welche dem Weißen anhängen, heraus. Er bemerkt, daß es auch hier Standesunterschiede gibt, daß auch hier der Knecht dem Herrn gehorchen muß, und nimmt den Knecht für einen Sklaven, dünkt sich dann diesem gegenüber auf höherer menschlicher Stufe stehend, wenn er selbst „Freier" ist. Auch hat er sofort herausgefunden, daß es auch in Europa Reiche und Arme gibt. Die Schwäche für das weibliche Geschlecht hängt dem Weißen ebenso gut an, wie ihm selbst, und hatte er vielleicht schon in der afrikanischen Heimat Gelegenheit, diesbezügliche Beobachtungen zu machen. Daß ihm aber, dem schwarzen Manne, auch in Europa das weibliche Geschlecht zuweilen äußerst entgegenkommend gegenübertritt, schmeichelt seiner Person in hohem Grade. Er hält sich dann sofort für ebenbürtig, und von da zur Überhebung und frechen Anmaßung ist für den Neger kaum ein halber Schritt. Gefördert wird dies noch dadurch, daß man ihm entgegenjubelt, mit ihm kneipt und ihn als Wundertier von hoher Stellung feiert, wobei der eine oder andre Europäer sich unter Umständen sogar selbst als eine untergeordnete Persönlichkeit fühlt. Und das merkt der Neger

ganz besonders schnell und gibt sich das Ansehen eines Fürsten. Viele mögen dies schon zu ihrer eignen Beschämung empfunden und sich eine Lehre daraus gezogen haben.

Der nach Europa geführte Neger sieht Dinge, welche er in seiner Heimat dem Europäer abkauft, in großer Menge angehäuft, als ziemlich wertlos und vielfach untergeordneten Zwecken dienend, ein Umstand, welcher ihm ganz besonders auffällt. Der Wert dieser Dinge erscheint ihm infolge dessen naturgemäß erheblich herabgemindert. Er bedenkt nicht, daß selbst auf Tauschwaren, welche in Europa billig sind, erhebliche Transportkosten kommen, sondern es schwebt ihm immer nur die Menge des Gesehenen vor. Zu Hause wieder angekommen, wird er von nun an einen andern Maßstab anlegen und höhere Ansprüche stellen, ohne entsprechende Gegenleistungen bieten zu können. Man reizt seine Begierde unnötigerweise, ohne die Absicht zu haben, sie zu befriedigen. Das einzige, wofür der Neger ein richtiges Verständnis entwickeln wird, was ihm imponiert, ist die militärische Streitmacht. Doch auch nicht ohne Vorbehalt. Er wird immer einwenden, daß dieselbe für Europa genüge, aber bezweifeln, ob man dieselbe auch in Afrika entfalten kann. Daß die sogenannten „Gesandten" Mandaras oder eigentlich Makindaras die Dinge in Deutschland ebenso auffaßten, bestätigte später Dr. Hans Meyer, die Leute waren ausnehmend frech und unverschämt in der Heimat geworden, benahmen sich gegen Europäer familiär und wollten gar nicht mehr arbeiten.

Von den Massai hat sich der Dschagga auch die Geringschätzung und Verachtung für alle andern Menschen angewöhnt, nur im Europäer sieht er, bis jetzt wenigstens, einen mächtigen Zauberer, fürchtet ihn gewissermaßen als solchen. Fortwährende Kämpfe und Raubzüge verhindern allen Verkehr der dortigen Stämme untereinander, und so kommt der Dschagga nie über die Grenzen seiner Heimat hinaus, wenn nicht hier und da kleine Elfenbeinkarawanen nach Sansibar ziehen. Die Heimat der Dschagga, mit sehr gesundem Klima, Überfluß an Lebensmitteln und Rindern, erscheint ihnen als einzig schönes Land, mit dem kein andres einen Vergleich aushält. Die Dschagga wie die Massai sind von unbändigem Freiheitsdrang beseelt, der einzelne verschwindet bei dem hohen Maß persönlicher Freiheit, um welches wir jene Wilden beneiden könnten, vollständig in der Masse.

Niemand achtet seiner besonders, er ist Krieger oder Ackerbauer, dem Feinde gegenüber aber stehen die Dschagga wie ein Mann. Nur der Häuptling und einige wenige auserlesene alte Leute pflegen Beratung. Der Dschagga wächst auf ohne Erziehung, ohne Zwang, ohne Schule, als roher gewaltthätiger Wilder, der seinen Leidenschaften keinen Zügel anlegt und auch nicht anzulegen braucht; ohne Ehrgefühl stiehlt und lügt er, und ist feige, wo ihm entschiedener nachdrücklicher Widerstand entgegengesetzt wird. Und so sind sie alle, vom letzten Unterthanen bis zum Häuptling.

Es dürfte vielleicht interessieren, das Bemerkenswerteste einer Unterhaltung zwischen dem Verfasser mit den nach Europa gebrachten vier Dschagga des Mandara wiederzugeben, welche ersterer in Kisuaheli mit dem dieser Sprache ebenfalls mächtigen Sprecher der Leute gepflogen hat. Dieselbe dürfte am allerbesten ein Bild von der Sinnesart der Neger wiedergeben.

„Wie gefällt es euch in Deutschland?"

„Jedem gefällt sein eignes Vaterland am besten; es mag für euch hier ganz schön und angenehm sein, wenn ich einer der Euern wäre, gefiele es mir wahrscheinlich ganz gut. Bei uns aber ist es viel schöner."

„Wie gefällt euch der Empfang, den man euch in Deutschland bereitet hat?"

„Wir sind eure Gäste, und den Gast empfängt man auch bei uns gut, wenn er nicht in schlimmer Absicht kommt."

„Habt ihr keine Angst, getötet zu werden?"

„Wozu Angst, wenn ihr uns töten wollt, was sollen wir machen. Übrigens fürchte ich keine Gewehre, denn ich habe Zaubermittel."

„Wie schmeckt euch das Essen?"

„Das Essen ist sehr gut, sehr gut, aber schwer zu essen." (Die Dschagga aßen im Anfang große Mengen, später weniger und gewöhnten sich bald an den Gebrauch von Messern und Gabeln. Ihre Augen leuchteten jedoch auf, als der Kellner eine Mahlzeit auftrug). Aber bei uns ist das Essen auch gut. Würden wir noch leben, wenn es bei uns zu Hause schlecht wäre?"

„Ihr seid bei unserm Kaiser gewesen. Ist das nicht ein mächtiger Herrscher?"

„Ja, der ist ein großer, mächtiger Sultan, mit dem der unsre nicht verglichen werden kann. In Wahrheit ein großer Mann, mit ungeheurer Kraft."

„Wie haben euch unsre Soldaten gefallen, sind das nicht gefährliche Krieger?"

„Sie haben uns gut gefallen, es sind sehr viele, viel mehr wie bei uns und den Massai. Wir haben sie zwar nicht im Kampfe gesehen, aber dennoch könnten weder wir noch die Massai widerstehen."

„Sonst habt ihr nichts an ihnen bemerkt?"

„Nein, wir haben nichts Besonderes gesehen, außer den Reitern, welche gute Zaubermittel haben müssen, um ihre Pferde so in der Gewalt zu haben. Soldaten, welche zu Fuß gehen, hat der Sultan von Sansibar auch. Auch dort sah ich viele, und die machten dieselben Spiele, wie eure Soldaten und eure Matrosen. Nur sind jene Schwarze und anders angezogen."

„Glaubt ihr nicht, daß unser Kaiser den Sultan von Sansibar auch die Massai und alle schwarzen Männer besiegen könnte und mit Leichtigkeit?"

„Wir wissen es nicht, das liegt bei Gott. (Was der Dschagga oder Massai unter Gott versteht, ist nicht recht klar.) Wir sagen aber daß eure Hauptkraft in Europa (Ulaia) ist."

„Bei euch gibt es keine Städte und keine so großen Häuser?"

„In Sansibar sind auch solche Häuser, und unser Sultan hat auch ein großes Haus. (Es ist ein einstöckiges Gebäude, nach europäischem Muster unter Hilfe von Missionären errichtet, doch war es damals nicht vollendet und ging schon seinem Ruin, durch Insekten zerstört, entgegen.) Unser Sultan wird sich auch viele große Häuser bauen lassen."

Man hatte ihm Kleider herstellen lassen und dabei mit sehr richtigem Verständnis den europäischen Schnitt vollständig vermieden und glücklich gewählte Formen geben lassen, denn es sieht nichts lächerlicher aus als ein Schwarzer in unsern Kleidern. Diese Kleider waren aus blauen und weißen, groben Wollstoffen gefertigt. Mit denselben waren die Dschagga aber sehr unzufrieden, verglichen höhnisch lachend ihre Kleider mit denen des Verfassers und sagten:

„Wir möchten solche, wie du sie trägst, damit wir auch in der Heimat zeigen können, wie man in Deutschland gekleidet ist."

Das ganze von den Dschagga bewohnte Zimmer war angefüllt mit Geschenken, Gegenständen und Dingen, welche sie sich von geschenktem Gelde gekauft hatten, um sich später selbst darüber zu ärgern. Da waren Federwindräder, Streichholz- und Schnupftabaksdosen, Rasseln, Gummispielwaren, Blecheisenbahnen u. s. w.

„Man hat euch so viele Dinge geschenkt, wie gefallen euch dieselben?"

„Wozu all dies Zeug, alle haben uns nur schlechte, wertlose Dinge geschenkt. Alte Sachen, die wahrscheinlich niemand mehr haben will, Dinge für Narren und Kinder (wörtlich)."

Da nur einiges wenige eingepackt war, trotzdem am Nachmittage die Abreise erfolgen sollte, fragte der Verfasser:

„Werdet ihr diese Dinge nicht mitnehmen, um sie euren Landsleuten zu zeigen?"

Auf eine gepackte Kiste deutend sagte der eine:

„Jene Dinge nehmen wir mit, werden sie aber ins Meer werfen, denn wir würden uns schämen, mit solchen Dingen zu Hause anzukommen. Alle würden uns auslachen und sagen, dies hat man euch geschenkt, wo aber sind die Geschenke für Männer, welche ihr in Deutschland erhalten habt? Wir werden die Hände öffnen und nichts wird darauf sein!"

„Ist denn garnichts dabei, was einen Wert hat?" Hierauf knüpfte der Sprecher eine mit unzähligen Windungen mittels eines Strickes zugebundene Kiste auf, holte aus den Büchsen, Dosen, Ketten und Gummitieren, welche die Kiste füllten, fünf Feilen. Sie hatten dieselben beim Besuch der Waffenfabrik Löwe & Co. erhalten. Er sagte:

Dies ist das einzige, welches einen Wert hat, für diese Feilen können wir zu Hause eine einzige Ziege kaufen!"

Jeder von euch hat aber doch vom Kaiser eine schöne Büchse und in der Waffenfabrik einen Revolver bekommen!

„Wir haben alle zu Hause unsre Gewehre. Bei uns kommt es nicht darauf an, daß ein solches schön sei, sondern daß es gut schießt. Wenn die Munition für diese schönen Gewehre aber zu Ende ist, können wir keine mehr haben, und dann ist das Gewehr ein Stock."

(Dort eine gebräuchliche Redensart für solche Fälle. Thatsächlich haben sie die schönen Waffen abgelegt und tragen wieder Schild und Speer.)

In Hamburg sahen die Dschagga den Zoologischen Garten. Er erregte ihr Interesse im höchsten Grade, besonders die Tiere, welche sie wieder erkannten. Sie besuchten auch den Viehhof in Berlin, doch erregte derselbe wider Erwarten ihre Aufmerksamkeit in sehr geringem Maße. Sie wußten nur zu berichten, daß dort viele Rinder waren und daß man diese schnell töte. Der Zirkus in Hamburg erregte ihnen sogar Mißfallen.

„Ein solcher Tanz (so nannten sie die ganze Vorstellung) ist schlecht, böse Zauberei. Ein Weib (dies schien ihnen am meisten aufgefallen zu sein, von etwas anderm sprachen sie nicht), das solchen Tanz aufführt, ist eine Zauberin. Wenn sie auch schön ist, so geht ein vernünftiger Mann doch nicht zu ihr. Sie ist schlecht, Zauberei ist immer schlecht. Man sollte nicht zu ihr gehen, nur der Häuptling soll Zauberei machen. Bei uns tötet man die Zauberer!"

„Ihr habt die Werkstätten gesehen, wo man Gewehre macht!"

„Ja, das haben wir gesehen, aber wissen doch nicht, wie es gemacht wird, alles dreht sich. Der Schmied verstand seine Sache sehr gut, aber eine gute Dschaggalanze und ein Schwert (Simme genannt) könnte er nicht schmieden!"

„Wenn ihr ihm eine eurer Lanzen gebt, wird er sofort eine schmieden, schöner und aus besserem Eisen. Und das Schwert, welches er schmiedet, zerhaut eure Lanze und euer Schwert in zwei Teile."

„Wir glauben nicht, daß ihr so gute und schöne Lanzen und Schwerter machen könnt, wie unsre Schmiede!"

„Wie schmeckt euch unser Tabak?

„Schlecht, unsrer ist besser und stärker." (Trotzdem wagte er nicht, eine Zigarre durch die Lunge zu rauchen, wie es die Dschagga zu Hause stets thun.) Der Schnupftabak ist hier sehr schlecht und riecht nicht gut (ein Uneingeweihter würde das grünlichbraune feine Tabakpulver der Neger weder nach Aussehen noch nach Geruch als Tabak erkennen).

„Hättet ihr Lust, lange in Europa zu bleiben?"

„Nein, nein, wir wollen nach Hause, wir haben hier nicht viel Gutes und Schönes gesehen. Man hat uns wenig geschenkt. Nirgends

haben wir Perlen, welche bei uns Wert haben, kaufen können. Wahrscheinlich haben sie bei euch gar keinen Wert und bringt ihr sie deshalb zu uns, da ihr in uns Dummköpfe seht. Euren großen Sultan haben wir auch nur einmal gesehen. Wir sagten uns aber, daß wir ihn alle Tage sehen werden. Jetzt wollen wir so schnell wie möglich nach Hause zurück."

„Wie gefallen euch unsre Frauen?"

„Sehr, sehr, sehr gut, aber wir haben kein Geld!" (Andern Negern gefallen unsre Frauen gar nicht.)

Zuletzt noch sprach der Wortführer der Dschagga den Verfasser an:

„Herr, wir haben in Deutschland viele Dinge gesehen, haben aber schon jetzt eine Menge vergessen, aber eines haben wir gesehen, sehr genau, das werden wir nicht vergessen und überall zu Hause erzählen. Wenn ein weißer Mann zu uns kam, so hielten wir ihn immer für einen großen einflußreichen Mann. Wir sagten, die Weißen sind alle reich, sie stehen in der Nähe Gottes, jetzt, nachdem wir Deutschland gesehen haben, wissen wir mehr. Wir haben gesehen, daß auch hier Arme und Reiche sind, Herren und Sklaven, Gute und Böse, wie bei uns, daß ihr nur Menschen seid wie wir, nur eine andre Hautfarbe habt. Du bist ein Herr, jener (er deutete auf einen gerade anwesenden Kellner des Hotels) ist ein Sklave (die Dschagga behandelten die Kellner in der That sehr verächtlich). Wenn jetzt ein Weißer zu uns kommt, werden wir ihn anders behandeln. Wir werden uns erst überzeugen, ob er Herr oder ob er nur von seinem Herrn geschickt worden ist und ihm danach Ehre zu teil werden lassen. Ein Sklave oder ein Mann, der dem Befehl eines andern folgen muß, ohne in der Nähe eures großen Sultans zu stehen, kann keine große Ehre beanspruchen. Wenn er es dennoch thut, ist er ein Lügner. Ein freier Mann aber mit eignem Willen wird auch für später Ehre genießen."

Solchergestalt waren in Wahrheit die Eindrücke, welche die Dschagga in Deutschland empfangen hatten, nichts von jener grenzenlosen Bewunderung, im Gegenteil, dumme, anmaßende Selbstüberhebung und ein Dünkel, der alles bei uns lächerlich fand. Alles vergleichen die Neger naturgemäß mit Verhältnissen in ihrer Heimat, wobei jedoch in den seltensten Fällen dieser Vergleich zu gunsten des zivilisierten Landes ausfällt.

v. Wißmanns Kriegszug nach dem Kilimandscharo.

Die Verhältnisse im Gebiet des Kilimandscharo waren im Anfang wie immer die denkbar besten. Solches dauert aber bei Schwarzen nie lange, wenn man ihnen nicht die Zähne zeigt. Diese Erfahrung sollte sich auch dort sehr bald bestätigen. Alle möglichen Unzuträglichkeiten und Unbotmäßigkeiten der Häuptlinge stellten sich ein. Mandara schien nicht übel Lust zu haben, Abmachungen und Verträge zu vergessen. Sina von Kibosa wollte die deutsche Flagge überhaupt nicht mehr anerkennen. Ein Häuptling vom Paregebirge hatte Postboten erschlagen und in Gemeinschaft mit den Eingeborenen von Aruscha altgewohnte Raubzüge unternommen. Das mußte ein Ende nehmen, Ordnung geschafft werden, die Eingeborenen sollten sich von der Größe deutscher Macht überzeugen.

v. Wißmann traf in Pangani seine letzten Vorbereitungen zu einer Expedition nach dem Kilimandscharo. Dieselbe setzte sich zusammen aus sechs weißen Offizieren, fünfhundert Sudanesen und Sulu, ungefähr dreihundertundfünfzig Trägern, Geschützbedienung, Dienern, Pferde- und Eseljungen ꝛc. An Geschützen wurde mitgeführt ein Maximgeschütz und eine Gebirgskanone und natürlich eine Menge Munition. Der Weg führte über Masinde, ein Ort, welcher auf einem einige hundert Fuß hohen, isolierten Hügel liegt, im Hintergrund von hohen, im Halbkreis steil abfallenden Felsen umrahmt. Hier ist eine mit Soldaten belegte Station. Die Aussicht von dem hohen Berge ins weite Land ist herrlich. Nach zwei Seiten hin sieht man auf das Thal des Mkomasi, welches dicht mit Dörfern besäet ist. Unterhalb

der Station, welche aus Lehm erbaut ist und vier Bastionen aufweist, liegt die Residenz Simbodjas, des Häuptlings von Usambara.

Usambara ist jenes ostafrikanische Bergland, welches sich zwischen dem Mkomasi- und Panganifluß im Süden und dem Umbafluß im Norden ausdehnt. Es ist ein kristallinisches Schiefergebirge, welches inselartig und ohne festen Zusammenhang aus der Ebene aufragt. Usambara ist landschaftlich von hohem Reiz. Es läßt sich in drei verschiedene Regionen einteilen: die Waldregion, die Kampinen- und die Hochweidenregion. Die Waldregion nimmt den südöstlichen Teil ein. In dieser sind die Thäler und Bergabhänge vorzugsweise mit dichtem tropischen Wald bestanden, welcher in Höhen von 1000 m alpinen Charakter annimmt. Die hochstämmigen Bäume, deren Astkronen erst in mächtiger Höhe sich ausbreiten, stehen weit lichter, und das Unterholz nimmt zu. In auffallendem Gegensatz hierzu steht die Kampinenzone. Nur hohes starres Gras und verkrüppelte Bäumchen treten auf, und riesenhaft entwickelte Euphorbien geben der Landschaft ein eigenartiges Gepräge. Die Wälder zeigen sich nur noch als Galeriewälder in den Thälern der Gewässer. Die größte Üppigkeit der Vegetation zeigt der nordwestliche Teil Usambaras dort, wo die Hochweiden aufzutreten beginnen. Hier steigen auch die höchsten Gipfel bis zu 2000 m an. Die Weiden sind mit weichem, dem europäischen ähnlichem Gras überzogen. An den Bächen stehen Baumfarne zu prachtvollen Gruppen vereint.

Das Land heißt eigentlich Uschambà. Die Form Usambara ist durch die Wasuaheli eingeführt. Die Bewohner nennen sich selbst Waschambà, ein Bantustamm, der sich durch keine sehr auffallenden Merkmale von den andern Stämmen unterscheidet. Ihre Hütten zeigen die bekannte Cylinderkegelform und unterscheiden sich dadurch wesentlich von andern Hüttenarten, daß das Dach in der Mitte durch einen hohen Pfosten gestützt ist, im Innern eine Wölbung angenommen hat und dort Vieh untergebracht wird.

Die Dörfer werden immer auf Hügeln angelegt, und besonders diejenigen der Hochregion liegen auf hohen Spitzen derart, daß sie sehr schwer zugänglich sind. Die Hütten des Hochlandes haben eine bienenkorbähnliche Gestalt. In die Hütten gelangt man durch eine Art Gang, der durch zwei in Angeln bewegliche Holzthüren geschlossen

wird. Im Innern sind sie stockfinster. Es brennt dort immer Feuer, so daß alles glänzend schwarz geräuchert ist und eine warme Luft herrscht, für die kalten Temperaturen, welche oft des Nachts und bei Wind eintreten, eine unumgängliche Notwendigkeit. Alle Dörfer sind wegen der ewigen Kriege, der Einfälle der Massai, gut befestigt. Die Hauptbeschäftigungen der Eingeborenen sind Ackerbau und Viehzucht.

Alle Verhältnisse sind hierfür sehr günstig, wenn Ruhe und Sicherheit im Lande herrschte, würden die Eingeborenen ganz gute Produzenten sein. Die Häuptlinge der Waschambà oder Wasambara entstammen fast alle der Sippe der Wakilinde, diese sollen vor langer Zeit aus Nguru oder Dschagga eingewandert sein. Sie zeichnen sich durch sehr helle Hautfarbe und einen südeuropäischen Gesichtstypus aus. Jedenfalls scheint arabisches Blut in ihren Adern zu fließen. Dieser Familie gehört auch der berühmte Simbodja an, der sich zwar Wißmann unterworfen hat, über den aber sicher noch einmal das Strafgericht einbrechen wird, denn im Grunde seines Herzens ist er doch nur ein Halunke, wie die meisten seiner Kollegen in Afrika.

Da ein von Massai verwüsteter Distrikt zu passieren war, so mußte die Karawane in Masinde verproviantiert werden. Vom nächsten Lagerplatze in Makumbara bis Kihungua ist unterwegs kein Wasser zu finden. Es mußte mit sogenannter Talakasa marschiert werden. Eine Talakasa wird immer gemacht, wenn auf dem Marsche auf Strecken, die sonst in drei guten Tagemärschen zurückgelegt werden, kein Wasser zu finden ist.

Die Wißmannsche Expedition traf schon am nächsten Tag in dem bestimmten Lager Kifungue am Mkomasi ein und ging über den Fluß. Der Marsch durch die glühende Steppe war sehr beschwerlich. Heiße Winde wehten feinen Sandstaub in Augen, Nase und Mund, daß der Sand auf den Zähnen knirschte und die Augen sich entzündeten. Wild zeigte sich in großer Menge. Der Weg führte weiter am östlichen Fuß der Pareberge entlang durch die öde, vollständig wasserarme Nyikaebene, welche sich nordöstlich an Usambara und Pare in scheinbar unendlicher Weite und Trostlosigkeit nach dem englischen Gebiet zu ausbreitet, den Fuß des Kilimandscharo umgebend. Nur während der Regenzeit findet sich dann Wasser in einigen seichten Regenbächen und Tümpeln, der bei Wanga mündende Umbà erhält von Norden, also

aus der Nyikaebene, nicht einen einzigen Zufluß. Gras und Krüppelholz, rote Erde und Sonnenbrand, sind die Merkmale der Nyikaebene. Die ganze weite Steppe ist eine von wenigen unbedeutenden Hügeln unterbrochene Ebene, deren Wasserarmut und Trostlosigkeit bekannt ist. In der Umgebung der Wassertümpel beleben noch Gruppen von Dumpalmen, Tamarinden und Schirmmimosen die Landschaft, weiter draußen gewährt sie ein Bild ergreifender Öde, besonders in der trockenen Zeit, wenn das spärliche Steppengras völlig dürr und die stachligen Sträucher gänzlich unbelaubt sind. Stellenweise verschwindet jede Vegetation und der nackte, mit Quarzsplittern bestreute Lateritboden tritt zu Tage. Eine unfreundlichere Gegend kann man sich kaum denken, dennoch ist die Ebene von vielem Wild belebt, welches wohl Wasserplätze kennt. Massaihorden machen auch hier das Land unsicher.

Bei Gondja, welches die Wißmannsche Expedition passierte, bildet der Mkomasi den prachtvollen Thorntonfall, so genannt von v. d. Decken zu Ehren seines Reisebegleiters Thornton. In breiten Wassermassen stürzt der Fluß über einen 20—30 m hohen Felsen herab.

Um nicht englisches Gebiet zu berühren, mußte die gewöhnliche Karawanenstraße, welcher man bisher folgte und welche über Tawata, den bedeutendsten Ort am Kilimandscharo, führt, verlassen und eine mehr westliche Route eingeschlagen werden. Das Gebiet war sehr wasserarm. Es erfolgte an einem Wassertümpel der erste Zusammenstoß mit Massai, welcher aber damit endete, daß die frechen Räuber klein beigaben.

Wißmann beschloß nun, den Weg quer über das Paregebirge in südwestlicher Richtung zu nehmen, um auch dort die deutsche Flagge zu zeigen. Die Leute an der Küste nennen den nördlichen Ausläufer des Paregebirges Uguenogebirge. Rechts kam der sumpfige, mit Palmen, Papyrus und Schilf bestandene, langgestreckte Ipesee in Sicht, welcher eine große Menge Nilpferde beherbergt. Wasservögel leben zu vielen Tausenden an den Ufern und auf seiner Oberfläche, der Fischreichtum scheint ziemlich groß zu sein, denn es fanden sich auch eine Menge Krokodile dort. Bekanntlich führt an dem Ostufer desselben die Grenze zwischen deutschem und englischem Gebiet entlang.

Der Marsch über den Höhenzug dauerte zwar nur zwei Tage, war aber recht beschwerlich. Da Karawanen dies Gebiet nie be-

rühren, führen die Pfade ohne alle Rücksicht auf Bequemlichkeit durch Urwald, Waldbäche, Felsgeklüfte, Sümpfe und umgestürzte Baumstämme. Auf einem 600 m hohen Kamm, welcher zugleich die Wasserscheide bildet, wurde das Lager aufgeschlagen. Ein herrlicher Fernanblick that sich hier auf über die Nyikaebene in englisches Gebiet, auf das südöstlich emporragende Gebirge von Usambara, und in der entgegengesetzten Richtung türmt sich der gewaltige Kilimandscharo auf.

Leider ist ein großer Teil der Berge hier ganz entvölkert durch Mandaras Raubkriege, die Wapare, welche hier wohnen, sind wie alle dort ansässigen Stämme Ackerbauer und Viehzüchter, welche weit mehr produzieren könnten, wenn nicht die ewige Besorgnis vor den Einfällen der Dschagga und Massai sie in die unzugänglichsten Verstecke getrieben hätte. Auch sie legen Wasserleitungen in großer Vollendung an, welche sie oft über weite Thäler, Schluchten und Einsenkungen hinwegführen.

Der Boden ist gut kultiviert und bringt bei der ausgezeichneten Bewässerung alle afrikanischen Feldfrüchte und Gemüse hervor. Besonders blühend ist Bananenzucht, auf welche große Sorgfalt gewandt wird.

Ein zweiter Marsch führte über Gestein, Moräste, durch Felder, Schluchten und Zuckerrohrplantagen aus dem Gebirge heraus und bald befand sich die Expedition am Ipefluß, welcher durch seine Vereinigung mit dem Weriweri den Pangani bildet. Der Pangani ist hier viel breiter und reißender wie an seiner Mündung, er verliert durch Verdunstung in Niederungen, Sümpfen und sandiger Steppe sehr viel Wasser. Eine Eigentümlichkeit afrikanischer Steppen und baumloser Gegenden zeigte sich hier ganz besonders, nämlich Sandhosen, deren manchmal hier zehn bis zwölf auf einmal entstehen. Drei bis fünf Fuß im Durchmesser haltend, steigen sie plötzlich kerzengerade in die Höhe, verlieren sich in großer Höhe und rasen dann vorwärts über die Ebene. Großen Schaden richten sie aber nie an.

Am nächsten Tag langte die Karawane in Klein-Aruscha an, wo eine von Herrn v. Eltz errichtete Boma noch stand. Herr v. Eltz hatte die Station kurz zuvor verlassen, um wegen des dortigen Häuptlings Singele Beschwerde zu führen, derselbe unterwarf sich aber den gestellten Bedingungen.

Die Schauri endete mit einem friedlichen Schluß, indem Singele bat, mit Wißmann Blutsbrüderschaft machen zu dürfen. Chef Johannes als Distriktsvorsteher des Gebietes unterzog sich der Prozedur.

Weiterziehend wurde der Weriweri überschritten. Die Gegend blieb dieselbe, ungeheure Hitze, ungeheurer Staub und viel Wild. Strauße zeigten sich darunter, ein Büffel wurde zur Strecke gebracht. Es stellte sich aber heraus, daß unter diesen Tieren eine tödliche Seuche ausgebrochen war. Hunderte von gefallenen Büffeln zeigten sich auf dem langen Wege, verendet oder schon in Verwesung übergegangen, so daß die Luft meilenweit durch den Gestank der Kadaver verpestet wurde. Wißmann verbot daher, Büffel zu jagen oder Büffelfleisch zu genießen. Der mitziehende Arzt fand weder in den inneren Organen, noch in Eingeweiden oder sonstigen Körperteilen irgend etwas, was Aufschluß über das Wesen der Seuche geben konnte. Dieselbe ergriff aber nur Büffel, alles andre Wild war munter und anscheinend gesund.

An dem kleinen Raubache, am Fuße des Kilimandscharo, finden sich schon Elefanten. Die Eingeborenen legen große Fallen an, um dieselben darin zu fangen. Nach unten verjüngen sich die 5—6 m tiefen Gruben, und am Boden sind öfters spitze Pfähle eingesteckt. Dr. Bumiller, Wißmanns Adjutant, stürzte in eine solche sehr gut unbemerkbar gemachte Grube, in der sich aber glücklicherweise keine spitzen Pfähle befanden, sonst wäre er verloren gewesen. Mit einigen Anstrengungen gelang es, ihn wieder unversehrt herauszuholen. Die letzte Marschstrecke führte ungefähr 500 m am Fuß des Berges aufwärts nach Moschi, der Residenz des Dschaggahäuptlings Mandara. Die Savannenvegetation macht hier im Gebiete größerer Regenmenge einer andern Platz, kräftig entwickelte Sträucher, einige hohe Bäume treten auf, und langsam keuchten die Leute die Höhe hinan. Hornsignale erweckten herrliches Echo in den Thälern und Halden. An Mandaras Wohnsitz ging es vorbei nach der Station Moschi, welche etwas weiter oberhalb liegt, und noch weiter war eine englische Mission. Aus allen dreien her dröhnten Böllerschüsse zur Begrüßung, donnerndes Echo wachrufend. Die Station, noch von Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft angelegt, liegt auf einem kleinen Plateau, welches, nach drei Seiten ziemlich steil abfallend, auf der vierten an

einer Bergwand anlehnt. Die Gebäude sind aus Fachwerk und Lehm mit Bananenblättern eingedeckt. Palissaden und lebende Sträucher bilden die Schutzwehr. Das von den Beamten der Ostafrikanischen Gesellschaft früher aus Brettern errichtete Haus, welches, als Dr. Hans Meyer dort logierte, noch ganz wohnlich aussah und das nun bestimmt war, Wißmann aufzunehmen, war erst kürzlich bei einem ziemlich heftigen Erdstoß zerstört worden.

Mandaras Gehöft, anders kann man die sogenannte Residenz nicht nennen, ist von einer aus Steinen gefügten, teilweise zerfallenen Mauer umhegt. Im ersten Hof, in welchem einige der dort bienenkorbartigen Hütten stehen, wehte auf hohem Mast die deutsche Flagge. Weiber und Kinder bewohnen diese Hütten, und nachts findet dort das Vieh des Häuptlings Unterkunft. Ein zweiter Hof ist durch eine Boma abgetrennt, in welchen man durch eine sehr niedrige, enge Holzthür Einlaß findet. Dort hausen Mandaras Ratgeber und einige in rote Tücher gehüllte Krieger. Von diesem Hof aus durchschreitet man eine dritte Thür und gelangt nun erst in das Wohnhaus des Häuptlings, jenes Gebäude, von dem seine Gesandten in Berlin erzählt hatten, es sei einem europäischen ähnlich. Aus behauenen Balken mit Bananenblättern eingedeckt, hat es eine Länge von 9 m und eine Breite von 6 m. Der Boden ist mit Häuten belegt. Einige niedere Negerschemel, zwei bis drei europäische Klappstühle bilden außer der Kitanda, dem an der Küste gebräuchlichen Bettgestell, die ganze Möblierung. An den Wandpfosten hingen in Futteralen zwei Gewehre. Auf der Kitanda lag Mandara, angethan mit einer schmutzigen Flanelljacke und um die Hüften eine ebenso schmutzige Flanelldecke, das Haupt mit einer unreinen Zipfelmütze bedeckt und neben ihm auf der Kitanda lag ein schmutziges Taschentuch. Der schäbig aussehende Häuptling, dessen Anblick durch nichts verschönt wurde, am wenigsten durch sein graubraunes Gesicht, dessen markierte Züge einen Mann verraten, der weit über dem Mittel seiner Landsleute steht, was seine Intelligenz angeht. Die starkgebogene Nase und das eine funkelnde Auge, das andre ist erblindet, geben ihm etwas Raubtierartiges.

Den Thronfolger, seinen ältesten, etwa sechzehn Jahre alten Sohn, hält er in despotischer Knechtschaft, der Knabe macht den Eindruck eines stumpfsinnigen Wesens und scheint sich für nichts zu

interessieren. Man merkt Mandara sofort an, daß er schon viel mit Europäern verkehrt hat, er ist im Gespräch sehr gewandt und äußert ganz vernünftige Ansichten. Die Zivilisation hat auf ihn insofern Einfluß ausgeübt, als er sich angewöhnt hat, Zigarretten zu rauchen, und Kognak sehr liebt.

Als man nach dem üblichen einleitenden Gespräch darauf zu sprechen kam, ob er bereit sei, zu einem gegen Sina von Kiboso zu eröffenden Feldzug und die Leute von Groß-Aruscha Truppen zu stellen, leuchtete sein Auge hell auf. Waren dies doch auch seit lange seine Feinde. Er erklärte sich sofort bereit und machte recht verlockende Versprechungen. Er sprach von etwa tausend Kriegern, von denen vierhundert mit Gewehren bewaffnet sein sollten. Es müsse jedoch zu diesem Zweck ein großes Schauri der Unterhäuptlinge und seiner Gefolgschaft zusammenberufen werden. Die Leute erschienen denn auch wirklich am nächsten Tage. Darunter auch der intelligente Mareale von Marangu, Dr. Meyers Freund. Die Häuptlinge brachten Wißmann fünfzehn fette Ochsen und drei Ziegen. Mandara sandte vierzehn prachtvolle Lanzen, sowie einen ganz abnorm fetten Hammel als Privatgeschenk für Wißmann, ferner einen Elefantenzahn von drei Frasilah = 103—104 Pfund. Dieser Zahn hatte einen Wert von wenigstens tausend Mark. — Ferner brachte man noch andre Waffen und Schmuckgegenstände.

Von Groß-Aruscha war inzwischen auch eine Deputation erschienen, um die Friedensbedingungen zu erkunden. Dieselben erschienen den Leuten jedoch zu hart, sie wollten sich deshalb erst Bescheid holen.

Am 11. Februar waren alle Vorbereitungen für den Feldzug beendet. Der Abmarsch mußte aus strategischen Gründen nachmittags zwei Uhr in glühendem Sonnenbrande erfolgen, da man in der Nacht so nahe wie möglich und vielleicht auch unbemerkt an die feindliche Boma herankommen wollte. Bei Mandaras Residenz waren seine Krieger versammelt, aber statt der zugesagten Tausend waren es kaum einige Hundert. Alle waren in vollem Kriegsschmuck erschienen. Ein malerischer Kopfputz aus Kolobusfellen, mit Perlen benähte kleine Lendenfelle, Schellenbänder an Arm und Beinen, die riesigen breiten hellglänzenden Lanzen, bunt bemalte Schilde, andre mit Pfeil und Bogen in rote Tücher gehüllt.

Kiboso liegt in Luftlinie genau westlich von Moschi kaum zwei Stunden entfernt. Ein direkter Weg war aber nicht zu nehmen, und so mußte ein großer Umweg hinab zur Savanne und wieder den Berg hinan gemacht werden. Durch dorniges Gestrüpp, hohes verdorrtes Gras, ausgebrannte Waldungen, an Abgründen vorbei, durch Bäche zog sich der Weg, den man manchmal selbst bahnen mußte. Als es schon dunkel geworden war, wurde das Lager so schnell wie möglich aufgeschlagen.

Noch in der Dunkelheit erfolgte der Aufbruch, in lautloser Stille drängten die auf dem Kriegspfade Wandelnden vorwärts. Eine Stunde lang ging es durch schönen alten Urwald, nachdem schon die Sonne aufgegangen war. Hier und da unterbrachen Grasflächen die Waldeshallen. Es wurden zwei Bäche durchwatet, welche Wasser vom Kibo führten, Menschen und Tiere drängen sich lechzend nach dem eiskalten Wasser. Das Terrain wurde immer schwieriger, hügelauf, hügelab, dabei immer höher hinan. In den nun beginnenden Bananenwäldern zeigen sich die ersten Wasserleitungen. Man war in Sinas feindliches Gebiet eingedrungen. Ein wilder Schneebach war gerade von der ganzen Heeressäule passiert, als der Vortrupp aus einem gegenüber auf der Anhöhe liegenden Bananenwald Feuer erhielt. Wißmann hatte absichtlich die deutsche Flagge entfalten lassen, damit der Feind ganz genau wisse, auf wen er schießt. Zunächst bewegte sich der erste Zug vorwärts, ohne Feuer zu geben. Auf feindlicher Seite fällt Schuß auf Schuß. Die gegenüberliegende Höhe ist höchstens 200 m entfernt und deutlich sieht man Hunderte mit Gewehren bewaffneter Gestalten. Die Kugeln fliegen den Leuten pfeifend und und zischend um die Ohren. Endlich wird Befehl zum Feuern gegeben, und wohlgezielte Salven donnern durch die Berge. Auf feindlicher Seite entsteht ein furchtbares Kriegsgeheul, und einige zum Tod Getroffene rollen den Abhang hinunter. Nun geht's im Sturmschritt vorwärts, bergab über einen sehr tiefen Schützengraben hinweg und dann wieder steilhinan gegen die Boma. Hier muß Schritt für Schritt erkämpft werden, denn hinter den Bananenstämmen, aus Laufgräben, verdeckten Erdlöchern, von Bäumen herunter, von allen Seiten sausen die feindlichen Kugeln den Angreifern entgegen. Volle drei Stunden wird gekämpft, geschossen und nur schrittweise Boden gewonnen.

Die Gräben, welche die Boma umgeben, sind 10—15 m tief und so breit, daß erst Brücken geschlagen werden müssen. Es wird weiter aus Höhlen, Laufgräben, hinter einzelnen Hecken hervor, selbst von dem hohen Flaggturm der Boma geschossen. Um Munition zu sparen, darf nur auf den einzelnen Mann geschossen werden. Im Feuer liegen aber nur die Schutztruppen, die Bundesgenossen, Mandaras Leute, sind nirgends zu sehen.

Sinas Boma war thatsächlich sehr stark befestigt. Hinter jeder Hecke ein breiter Graben, hinter jedem Graben eine starke Boma, und so fünf bis sechs solche Werke hintereinander, die sich nach innen hineinziehenden Eingänge sind 3—4 m tief, die Thüren und Verschlüsse der Eingänge aus so starkem Holz, daß die Mauserkugeln nicht durchdringen und die Granaten nur runde Löcher durchschlagen, ohne aber die Thür zu zertrümmern.

Eine große Höhle, deren Eingang 20 m tiefer in einem Graben zu sehen ist, bietet Weibern und Kindern Schutz. Auch von dort her wird geschossen, aber um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, wird das Feuer dorthin nicht erwidert.

Als die Sonne im Zenith stand, zählte der Feind schon etwa hundert Tote und eine Menge Verwundete. Auf deutscher Seite war ein Sulu und ein Sudanese getötet, ein Europäer und ein Feldwebel hatten je einen Schuß durch den Oberschenkel erhalten, außerdem waren fünfzehn Schwarze, darunter fünf schwer verwundet. Ein Sulu hatte sogar durch eine Hecke hindurch einen Speerstich durch die Lungen erhalten. Die Eingeborenen waren zum Teil mit Henri-Martini bewaffnet, zum Teil mit Vorderladern, in welche sie gehacktes Blei oder aus Nägeln hergestellte Kugeln luden. Derartige Geschosse verursachten schwere Verwundungen.

Die Artillerie hatte auch hier, wie immer, sehr gute Dienste geleistet. Durch das Maximgeschütz waren einzelne Kibosoleute wie ein Sieb durchlöchert.

Die Truppen waren mittags um zwölf Uhr so weit eingedrungen, daß sie den großen, freien Platz vor der engen Boma in Händen hatten, also bis vor die Wohnung Sinas gelangt. Der gesamte Viehbestand Sinas war Wißmann in die Hände gefallen, an tausend Rinder und sechshundert Ziegen. Doch Sinas Flagge wehte lustig

weiter ins Land und das Kriegsgeheul in der Boma wurde ogar immer herausfordernder, und das Schießen wollte kein Ende nehmen. Auf den unsichtbaren Feind konnte nicht geschossen werden. Die Munitionsvorräte hatten schon bedenklich abgenommen. Die Hitze war glühend, kein Tropfen Wasser für die Truppen aufzutreiben. Auf dem freien Platz waren die Angreifer den feindlichen Kugeln gänzlich schutzlos preisgegeben, und was das Schlimmste war, es war in der Nähe kein gesicherter Verbandplatz. Zu dem kam noch die Ungewißheit, ob nicht noch eine Menge Boma zu stürmen waren, ehe des Feindes Macht ganz gebrochen sein würde. Wißmann wollte nicht unnötig Leute opfern, und so wurde in Erwägung der Umstände die Rückkehr zum Lagerplatz beschlossen. Wer Ähnliches nicht selbst erlebt hat, vermag sich keinen Begriff zu bilden von dem lärmenden Hohn- und Triumphgeschrei, welches den Abziehenden nachklang. Doch das Frohlocken des Feindes sollte umsonst sein. Das alte Lager wurde nachmittags drei Uhr wieder bezogen, die Verwundeten wurden in einer Hütte untergebracht und dann ward abgekocht. Seit fünf Uhr in der Frühe hatten die Truppen nichts genossen. Nach vierstündigem Marsch hin und zurück und sechsstündigem Kampf in heißer afrikanischer Sonne ohne einen Tropfen Wasser, das war eine bedeutende Kraftleistung. Nun konnten sich die Leute erholen. Rindfleisch, mit unreifen Bananen zusammengekocht, ein Trunk frischen Wassers, das belebte die Truppe sofort wieder, und so ging das Schießen am Nachmittag weiter auf beiden Seiten, der Feind schoß aber so schlecht, daß die Deutschen keinen einzigen Verwundeten hatten. Zuletzt schossen nur noch Europäer, jeden sich zeigenden Feind gut aufs Korn nehmend. Das Maximgeschütz schoß auf 1200—1500 m mit gutem Erfolg zwischen feindliche Haufen, welche sich immer wieder gesammelt hatten. Erst mit einbrechender Dunkelheit stellte der Feind das Schießen ein.

In der Nacht hörte man das laute Klagegeheul der Wadschaggaweiber, welches sie um ihre Toten anstimmten. Bald darauf ertönte Kriegsgeschrei, und es wurde im Finstern herübergeschossen. Doch alles lag in den Laufgräben, vollständig gegen Kugeln geschützt. Wißmann steht jedoch in der Nacht auf, richtet selbst das Maximgeschütz in ungefährer Richtung, wo der Kriegstanz aufgeführt wird, und feuert einige Salven ab. Zufällig treffen die Kugeln, und man

hört deutlich das Wehklagen der Getroffenen. In tiefdunkler Nacht auf solche Entfernung zu treffen, das war den Leuten unheimlich, und sie verstummten. Die Mandaraleute dagegen führen ihre wilden Kriegstänze auf, es scheint fast, als ob sie den großen Fleischrationen gälten, welche sie sich ebenfalls angeeignet haben, wenn schon ihre Beteiligung am Kampf eine sehr geringe war. Beute verstanden sie besser sich anzueignen, wie zu kämpfen.

Am frühen Morgen zeigte sich, daß der Feind die Nacht benützt hatte, um neue tiefe Gräben auszuheben. Es waren frische Fallen hergestellt und sämtliche Thüren des inneren Baues von neuem verrammelt. Der Rest des Viehes, der ihnen noch verblieben, war in die innere Boma getrieben worden. Offenbar schien der Feind auf keinen Angriff mehr gerechnet zu haben, sonst würde er das Vieh auf alle Fälle in den Bergen leicht in Sicherheit gebracht haben.

Bei Tagesgrauen wurde eine Patrouille zur Auskundschaftung herausgesandt. Sie schlich sich durch die Bananenwaldungen, und vor der Boma angelangt, konnte sie deutlich vernehmen, daß sich der Feind aufs neue sammelte und in großer Anzahl gefechtsbereit lag. Auf diese Meldung hin befahl Wißmann Sturm. Drei Züge wurden dazu kommandiert; der Feind verteidigte sich heldenmütig, mußte aber doch zuletzt weichen, die ersten in der inneren Boma waren Dr. Bumiller und Leutnant Prinz, vor ihnen fiel ein Unteroffizier. Mit dem Revolver in der Hand, bahnte sich Dr. Bumiller mit seinem Zug einen Weg und stürmte mit Hurra die innerste Boma, holte von dem 25 m hohen Flaggenturm die rote Fahne Sinas herunter und setzte sich in dessen Wohnhaus so lange fest, bis Unterstützung kam. Seine Leute zündeten dann das Wohnhaus an. Plötzlich erdröhnte ein furchtbarer Knall, und gen Himmel stieg eine hohe Feuergarbe. Das im Boden des Hauses verborgene Pulver Sinas war in die Luft geflogen. Zum Glück hatte Dr. Bumiller die Gefahr bemerkt, er konnte seine Leute zurückreißen, so daß alle unversehrt blieben.

Mit reicher Beute an weiterem im Lager gefundenen Pulver, Zeug, Elfenbein und Kriegsschmuck kehrte er mit seinen Tapferen zum Lager zurück. Die andern Züge waren kurz nach Bumiller in der feindlichen Boma eingetroffen und zündeten auch die übrigen Hütten an. Um neun Uhr schon war der Feind auf allen Punkten geschlagen.

Fünfzehn Weiber und zwanzig Kinder Sinas gerieten in Gefangenschaft. Sie sollten später wieder zurückgegeben werden. Auch an diesem Tage benahmen sich Mandaras Leute recht feige. Sie erschienen erst, als es galt, das Vieh zusammenzutreiben. 6000 Rinder und ungefähr 10000 Ziegen fielen in die Hände der Sieger. Hunderte von Tieren lagen angeschossen oder tot innerhalb der gestürmten Boma. Das Fleisch wurde den Trägern überlassen.

Sina war der bedeutendste und am meisten gefürchtete Häuptling des ganzen Gebietes. Bisher hatte niemand gewagt ihn anzugreifen. Seine Boma galt am ganzen Kilimandscharo als völlig uneinnehmbar.

Der Rückmarsch wurde sofort angetreten. Man sollte dies schnelle Verlassen des Kampfplatzes eigentlich vermeiden. Nach afrikanischen Erfahrungen gilt es nur als halber Sieg, wenn man sich nicht noch wenigstens einen oder zwei Tage am Schauplatz seines Sieges an den Vorräten des Feindes gütlich thut.

In Moschi angelangt, empfingen die Weiber die Sieger mit dem bekannten schrillen Geschrei, tanzten vor der Karawane und brachten den Leuten Pombe entgegen. Von den 6000 Rindern blieben übrigens sehr wenige übrig; denn es wurden nur noch 800 derselben zusammengetrieben, deren eine Hälfte Mandara bekam, die andern behielt die Expedition. Der Rest war von den Kriegern bereits heimgetrieben, verloren, am Wege verendet, entlaufen oder geraubt.

Mit diesem Kriegszug war ein entscheidender Schlag geführt worden, dessen Bedeutung noch besonders dadurch erhöht wurde, daß er gegen den mächtigsten und am besten verschanzten Häuptling des Kilimandscharo geführt worden war. Die Folgen machten sich sofort bemerkbar. Nach erfolgter Rückkehr aus Kiboso, traf in Moschi die Friedensdeputation aus Groß-Aruscha ein. Es war den Leuten doch unheimlich zu Mute geworden, und so zogen sie vor, sich mit Wißmann im guten auseinanderzusetzen. Sie hatten am meisten Furcht vor der Maximkanone und wollten um jeden Preis Frieden machen.

Die Eingeborenen aus Groß-Aruscha wurden nach ihrer Heimat zurückgesandt. Sie sollten Wißmanns Friedensbedingungen dorthin berichten, denen zufolge der ganzen Landschaft eine Strafe an Abgaben auferlegt wurde, und zwar Elfenbein, Waffen und Lebensmittel. Rinder

Wißmann in der Schaurihütte von Mkwadja.

Nach einer von Major v. Wißmann zur Verfügung gestellten Originalphotographie.

von dort waren nicht zu gebrauchen, weil zu jener Zeit eine Viehseuche grassierte. Vor allem andern aber mußte die deutsche Flagge wieder in Groß-Aruscha gehißt werden. Wißmann setzte den Leuten eine Frist von nur wenigen Tagen, nach deren Verlauf er das Elfenbein selbst zu holen drohte. Wißmann mußte übrigens selbst daran gelegen sein, bei diesen Leuten in friedlicher Weise zum Ziel zu gelangen, da seine Munitionsvorräte dermaßen knapp waren, daß er sich in neue Kämpfe nicht einlassen durfte. Die Unterhandlungen endeten schließlich mit einem befriedigenden Resultat, und dies war gut, denn die Leute von Groß-Aruscha waren in einem völlig unzugänglichen Urwalddickicht verschanzt, daß es selbst bei Aufopferung zahlreicher Menschenleben fraglich schien, ob die Einnahme der Boma durch die zur Verfügung stehenden Mittel würde bewerkstelligt werden können.

An Sina von Kiboso wurde ein Unterhändler mit einem der gefangenen Weiber Sinas und zwei Kindern geschickt. Dieselbe erschien auch thatsächlich am nächsten Tage mit der Nachricht, daß die deutsche Flagge bereits in Kiboso gehißt sei und brachte einen Elefantenzahn im Werte von tausend Mark. Sina selbst kam nicht, weil er krank und zu dick und schwerfällig war, um sich so schnell nach Moschi zu begeben.

Als Wißmanns Unterhändler bei ihm eingetroffen war, hatte Sina ihm sofort als Zeichen seiner Unterwerfung Gesicht und Hände gewaschen und das Wasser ausgetrunken, eine recht appetitliche Zeremonie, die zweifellos als eine Demütigung aufgefaßt werden muß. Sina schloß sodann mit dem Unterhändler Blutsbrüderschaft. Er wurde von Wißmann noch bestimmt, daß zwei der zu Kiboso gehörenden Landschaften an Mandara abgetreten werden sollten, während eine dritte verwüstete von Sina wieder bestellt wurde. Der Frieden wurde dann in Moschi abgeschlossen und zwar zwischen Mandara und Sinas Bruder, in dessen Stellvertretung, so daß fortan die Unterthanen beider Häuptlinge friedlich miteinander verkehren werden. Schwieriger lagen die Verhältnisse bei Friedensverhandlungen zwischen Sina und dem Häuptling von Uru. Letzteren hatte nämlich Sina gefangen genommen, und er blieb in Sinas Gewalt, bis ihn der Abgesandte Wißmann erlöste und nach Moschi gebracht hatte. Damals hatten sich aber viele Uru-

leute mit Weib und Kind zu Mandara geflüchtet, sich dort angesiedelt und Hütten gebaut; diese Leuten sollten nun mit dem nunmehr freigewordenen Uruhäuptling in ihre Heimat zurückkehren. Mandara willigte ein, verlangte aber, was recht und billig war, eine Entschädigung für während dreier Jahre geliefertes Vieh, Unterhalt und Baumaterial. Auch hier wurde schließlich ein Übereinkommen getroffen und zwar derart, daß die angesiedelten Leute erst nach allmählicher Abzahlung von zwanzig Rindern oder zwei Elefantenzähnen Mandaras Gebiet verlassen sollten.

Nach all den Aufregungen und Anstrengungen war in der Expedition eine große Reaktion eingetreten. Eine allgemeine Ermattung machte sich geltend und etwa fünfzig bis sechzig Kranke wurden gemeldet. Zwei Sulu und ein Pagasi erlagen dem Fieber und Entkräftung und wurden begraben. Hyänen scharrten den Leichnam des Trägers wieder aus und fraßen ihn auf.

Die Station Moschi wurde sodann befestigt, trotzdem sie eigentlich an einer sehr ungünstigen Stelle gelegen ist. Zu hoch oben in den Bergen und abseits von der Karawanenstraße.

Die Expedition rüstete sich nun zum Rückmarsch zur Küste. Mandara schickte nochmals einen Elefantenzahn im Werte von tausend Mark und bat um Erlaubnis, in der englischen Station Taveta gegen Elfenbein Stoffe zu kaufen. Ausnahmsweise wurde ihm dies bewilligt, da augenblicklich auf der deutschen Station keine Tauschwaren vorhanden waren. In Zukunft wird er sein Elfenbein nur an unsre Stationen verkaufen dürfen. Aus Kiboso wurde ebenfalls ein Abschiedsgeschenk gebracht, ein Zahn im Werte von 350 Mark. Ferner kamen sogar aus dem westlich an den Abhängen des Kilimandscharo gelegenen Madschame Abgesandte mit zwei Hühnern als Zeichen der Freundschaft. Aus Kinoba in der Landschaft Kombo schickte der Häuptling, ein Freund Sinas, drei Rinder, Elfenbein besaß er angeblich nicht. Es war also ein völliger Umschwung eingetreten, alles suchte die Freundschaft zu erkaufen. Es kommt nur bei solchen Gelegenheiten hauptsächlich darauf an, derartige Gaben nicht etwa als Geschenke, sondern als Tribut, als Zeichen der Unterwerfung entgegenzunehmen und dementsprechend weit geringere Gaben zu verabreichen, sonst hielt sich der schwarze Häuptling sofort für eine ebenbürtige Macht und will von

Unterwerfung nichts gewußt haben. Vorläufig wird dort Ruhe herrschen, zu einem dauernden Zustand aber wird es erst kommen, wenn die Stationen militärisch genügend besetzt bleiben, um sowohl jeden Aufruhr im Keim zu unterdrücken als auch für Sicherheit nach außen zu sorgen.

Wißmann hat für Ostafrika Schußgebühren festgesetzt, da sich die Zahl der Jagdsportsleute in jenen wildreichen Gegenden immermehr vergrößert, die Gefahr einer gänzlichen Ausrottung des Wildes liegt schon jetzt nahe. Jeder Jäger darf demnach in Zukunft nur einen Elefanten schießen, wofür eine Gebühr von hundert Rupien zu entrichten ist. Bei Erlegung eines zweiten Elefanten ist eine Strafe von 250 Rupien zu zahlen. Ein Rhinozeros kostet fünfzig Rupien Schußgeld. Die Stempelung des Gewehrs beträgt fünfzig Rupien. Außerdem ist für jedes mitgeführte Hinterladergewehr, welches ins Innere mitgenommen wird, eine hohe Kaution zu erlegen. Gefundenes Elfenbein gehört dem Reichskommissariat.

Auf dem Rückwege zur Küste fiel den Europäern wieder der außerordentliche Wildreichtum der Gegend auf. Ein Unteroffizier kam zufällig einem Elefanten auf fünfzig Schritte nah und wurde von demselben sofort angegriffen. In wilder Flucht durch Dickicht und Dorn ging der Arme seiner sämtlichen Kleider dabei verlustig und hatte nicht wenig vom Spotte der Leute zu leiden.

In der Ebene herrschte unter den Rindern eine Seuche, welcher Tausende von Tieren zum Opfer fielen. Es konnte nach Beschreibung der Eingeborenen nur Milzbrand sein. So wie auf dem Hinmarsch durch eingegangene Büffel, wurde hier auf einer großen Strecke die Luft durch den Gestank der verwesenden Kadaver der Rinder verpestet, so zwar, daß man kaum mit vorgehaltenem Taschentuche zu atmen wagte.

Mitte März langte die Expedition wieder an der Küste an, nachdem zuvor Wißmann den Chef Johannes zum Kilimandscharo zurückgeschickt hatte. Dieser kam auf seinem Wege wiederholt mit Massai in Gefecht, jenem zweifellos interessantesten Volk des nördlichen Deutsch-Ostafrikas.

Die Massai.

Das Land der Massai, soweit es zu Deutsch-Ostafrika gehört, ist in weitaus großer Ausdehnung fast ganz eben. Nur in der Umgebung des Kilimandscharo finden sich noch vulkanische Erhebungen, deren höchster, der fast westlich davon gelegene Meruberg, ebenfalls ein erloschener Vulkan ist. Seine Höhe beträgt 4400 m. Am Fuße desselben liegt die Landschaft Groß-Aruscha. Eine nordsüdlich verlaufende Erdspalte hat zur Bildung mehrerer Natronseen Veranlassung gegeben, der südlichste ist der Manjarasee, dann folgt ein versumpfter kleiner See. Der nördlichste, noch auf deutschem Gebiet gelegene, ist der kleine Naiwaschasee, welcher Süßwasser enthält, an dessen Westufer der ungefähr 3000 m hohe Gelaiberg, ebenfalls ein ehemaliger Vulkan. Der Blick über die Landschaft wird hier nirgends gehemmt, alles völlig flache Ebene, niederer Graswuchs oder Mimosen. Zwischen dem Natronsumpf und dem Naiwaschasee zieht sich eine breite, völlig ebene Senkung hin, welche sich als Salzsteppe gegen das übrige Hochplateau bis zu 650 m hinabsenkt. Der Boden dieser Steppe ist zur trockenen Zeit völlig ausgedörrt und zum Teil mit einer dünnen Salzkruste überzogen, welche wie weißer Reif aussieht. Die ganze Ebene ist in den südlichen Teilen fast vegetationslos, nur spärliches Gras sprießt auf inselartig höher gelegenen Punkten. Westlich von der Ebene zieht sich in nordsüdlicher Richtung, hundert Meilen vom Viktoria-Njansa, ein im 1 ° Südbreite beginnender Bergzug mit Parallelzügen bis zur Landschaft Umbubuge, über 4 ° Südbreite, hinaus.

Hier sind es Wakuafi, welche, wie im ganzen Massailand eingestreut, etwas Feldbau treiben und so die spärlich zu erlangende vege-

tabilische Nahrung für die Träger und die Europäer liefern, ohne welche bei alleiniger Fleischnahrung Durchfall und Entkräftung eintritt.

Der Naiwaschasee, von der Größe des Züricher Sees, ist landschaftlich recht anmutig. Zahlreiche Flußpferde beleben das Wasser und auch Krokodile, und da auch der Schreiadler dort in den Lüften kreist, so müssen auch viele Fische dort leben. Es ist übrigens merkwürdig, daß der abflußlose See Süßwasser enthält, da er nicht ausgesüßt werden kann, und die Umgebung Natronsalze enthält. Die Vegetation ist sehr spärlich, und allenthalben stößt man auf vulkanisches Gestein, Bimssteinstücke, schwarze Schlacken und Laven. Südlich vom Naiwaschasee entdeckte Dr. Fischer einige heiße Quellen. Die größere derselben lag 1750 m über dem Meere an einer Felswand.

Auch am westlichen Abhange des in die Salzsteppe abfallenden Gebirges, finden sich, gegenüber dem 4200 m hohen Gelaiberge, heiße Quellen als Spuren vulkanischer Thätigkeit.

Das ganze Massailand bildet in hydrographischer Beziehung ein in sich geschlossenes Gebiet, indem sich die wenig wasserführenden Rinnen alle nach der großen Längssenkung, welche das Land durchzieht, wenden, und keiner der Bäche, von Flüssen kann kaum gesprochen werden, irgend einem der Stromgebiete Deutsch-Ostafrikas angehört, wenn wir vom Panganifluß absehen, der, wie wir wissen, vom Kilimandscharo herunterkommt und ferner von zwei unbedeutenden Regenbächen, welche ihre Wasser dem Viktoria-Njansa zusenden.

Wie schon angedeutet worden ist, gehören die Massai zu der nilotischen Sprachengruppe und sind den Dinka und Schilluk, am Nil sitzende Stämme, nach Gestalt und Sprache nahe verwandt. Möglicherweise haben sie sich von dort aus nach Ostafrika verbreitet. Die Wakuafi und Wandorobo sind den Massai so ähnlich, daß das meiste von diesen zu Berichtende auch auf jene paßt.

Die andern, derselben Sprachgruppe angehörenden und auch verwandten Stämme, welche außerhalb Deutsch-Ostafrikas liegen, interessieren uns hier nicht und lassen wir sie unbeachtet.

Die Massai bewohnen die Ost-, Nord- und Westabhänge des Kilimandscharo, ein ungeheures Gebiet, dessen Grenzen annähernd liegen zwischen dem 35 ° und 37 ° östlich von Greenwich und dem Äquator und dem 5 ° 30 Südbreite. Gerade dieses Gebiet ist noch am wenigsten

erforscht wegen der unbändigen Wildheit seiner Bewohner. Die Massai sind reine Nomaden und treiben demgemäß nur Viehzucht. Jeder der zahlreichen Unterstämme bewohnt ein bestimmtes Gebiet, welches er nie verläßt, so daß von einem durch das ganze Volk sich erstreckenden Durcheinanderwogen nicht gesprochen werden kann. Dabei ist aber nicht ausgeschlossen, daß junge Leute das ganze von Massai bewohnte Gebiet durchwandern und dabei überall Gastfreundschaft genießen. Die Wanderungen des Stammes werden durch die Grasverhältnisse verursacht.

Die Massai sind eines der wenigen Völker, welche noch fest und unverbrüchlich an ihren altangestammten Sitten und Gebräuchen festhalten. Auch in ihrer Rasse haben sie sich sehr ursprünglich zu erhalten gewußt. Niemals mischen sie sich mit andern Stämmen, welche sie alle verachten. Ihre Sprache ist auf dem ganzen Gebiet dieselbe.

Sie haben wenig vom Negertypus. Ihre schlanke Gestalt ragt im allgemeinen ziemlich über Mittelgröße. Die Muskeln sind wenig entwickelt und liegen anscheinend unbeweglich und trocken auf dem Knochengerüst. Die Hautfarbe ist ziemlich dunkel, das Kinn spitz und vorstehend, die Lippen schmal, und häufig findet man Individuen, welche vorstehende Oberzähne haben, eine an die Dinka und Schilluk erinnernde Erscheinung. Die Nase ist weit schmaler, wie beim echten Neger, und die Augen auffallend langgeschlitzt und horizontal stehend. Doch findet man auch Physiognomien, die recht sehr das Gemeine und Breite echter Neger an sich haben. Die Haare sind spärlicher wie bei Negern, auch viel feiner und nicht so stark gekräuselt, der Bart wird mit kleinen Zangen sorgfältig ausgerissen. Der ganze Körper ist sehr ebenmäßig entwickelt, Hand- und Fußgelenke von außerordentlicher Schmalheit. Bei jungen Männern fanden wir oft geradezu frauenhaften Ausdruck. Angenehme Züge zeigen sich überhaupt bei Männern häufiger wie bei ihren Frauen, welche meist plumper und negerhafter aussehen. Die Männer behalten ihre gute Gestalt auch bis ins Alter. Die Frauen aber schrumpfen bald zusammen, werden sehr häßlich und unansehnlich. Bei den Massai findet eine so strenge Scheidung in Verheiratete und Unverheiratete statt, daß ihre Lebensgewohnheiten gesondert zu betrachten sind.

Als kleine Kinder heißen die Kinder beider Geschlechter „negerai", der noch kindlich angelegte Knabe heißt „lajón". Die bereits mann-

baren Mädchen werden „doje" genannt, die Knaben „barnoti". Hat der Barnoti das zwölfte bis vierzehnte Jahr erreicht, so muß er sich einer schmerzhaften Beschneidung unterwerfen. Mit einer Anzahl Leidensgefährten begibt er sich in den Busch, wo mittels Pfeilen kleine Vögel geschossen werden, deren Bälge, zu einem Kranz vereinigt, um den Kopf getragen werden. Ein abgeschlossenes Leben führen sie dabei jedoch nicht. Sie sind leicht erkenntlich an den langen, von den Schultern zu den Knöcheln herabwallenden weichen Ledermänteln. Die Doje muß sich einer ähnlichen Operation unterziehen. Nach Überstehung derselben tritt sie in die Welt hinaus, indem sie den väterlichen Kral verläßt, ins Kriegerdorf zieht und dort eine Reihe ideal schöner Jahre verlebt, wie Dr. Höhnel sagt, bis sie, nach afrikanischer Sitte gegen Erlegung eines Brautgeldes, geheiratet wird.

Aus dem Barnoti wird ein „Elmoran" d. i. Krieger. Bis dahin ernährte sich der Knabe von Fleisch, Milch und Vegetabilien. Das hört nun auf. Der Moran oder Elmoran wird nun mit Waffen ausgerüstet, erhält den langen, breitklingigen Speer, dessen Spitze oft meterlang und handbreit ist. Der Schuh ist $1_{,2}—1_{,3}$ m lang, so daß oft nur ein kaum spannenlanger Schaft aus Holz zum Anfassen notwendig ist. Das $^1/_2—^3/_4$ m lange Schwert ist gegen die Spitze bedeutend verbreitert und läuft nach dem Griff zu ganz schmal aus. Dieser selbst ist ein dünnes, oft mit Leder überzogenes Heft ohne Parierstange. Die gleichbreite Scheide wird sehr schön aus rotem Leder gearbeitet und mittels eines Gurtes an der rechten Seite getragen. Der Schild, länglich oval mit abgerundeten Spitzen, ist aus Büffel- oder starker Rindshaut mit vernähtem Rand hergestellt, auf welches das Distriktswappen, weiß, rot und schwarz, in phantastischem Negerstil, in Linien- und Bogenmustern aufgemalt ist. Eine kleine faustgroße Wurfkeule an kaum fingerdickem Stiele, oder in einem Stück aus Rhinozeroshorn gearbeitet, vollendet die Ausrüstung. Als Schmuck kommt ein ums Gesicht gelegter ovaler Streifen aus Haut, in welchem ringsum ganz dicht schwarze Straußfedern genäht sind. Weiße Federn desselben Vogels bilden oft noch sehr hohe Büsche. Um den Hals liegt ein dichter Kragen aus schwarzen Geierfedern. Unter den Knieen wird ein eigentümlich weit nach vorn abstehender Schmuck aus den weißen Schmuckhaaren des Kolobusaffen gelegt. Große eiserne Schellen um die Knöchel, sonder-

bare Armbänder: zwei stark geschwungene, mit den Spitzen aneinander in spitzem Winkel sich berührende Bogen aus Büffelhorn vollenden den Anzug und Schmuck des Dandys. Wenn das Verhältnis zwischen einem Moran und seinem Mädchen Folgen zeigt, so muß er sie heiraten. Der Moran darf nur Fleisch, Milch und Honig genießen, und zwar abwechselnd während zwölf bis fünfzehn Tagen immer nur Milch oder Fleisch, bei beiden aber Honig. Wenn er von dem einen zum andern übergeht, muß er eine Brech- und Purgierkur durchmachen, und um das zu erreichen, trinkt er mit Blut gemischte Milch, welche Erbrechen und Durchfall verursacht. Das Fleisch wird roh, gekocht oder geröstet genossen. Tabak und berauschende Getränke sind ihm streng untersagt. Milch zu kochen, würde als Verbrechen gelten, auch darf Milch und Fleisch nie zusammen in einem Gefäß aufgenommen werden. Milch- und Fleischgefäße dürfen auch nur dem ihnen bestimmten Zweck dienen. Auch Fremde dürfen Milch nicht kochen. Vegetabilien würde ein Krieger nicht anrühren, wenn er verhungern sollte. Die Mahlzeiten nehmen sie abseits und möglichst unbeachtet ein. Die Massai des Innern ihres Landes und gegen den Viktoria Njansa zu, bis zu dessen Ufer sie heranreichen, leben übrigens alle so, da sie Feldfrüchte dort nicht erlangen können und auch nie solche bauen würden. An der östlichen und südlichen Grenze genießen aber die Nichtkrieger auch vegetabilische Kost und zwar neuerdings in immer ausgedehnterem Maße. Der Moran hat die Pflicht, für die Sicherheit des Landes zu wachen. Deswegen findet man auch ihre Krale immer an den bedrohten Grenzorten. Die Raubzüge zur Erbeutung von Vieh unternehmen die Krieger gewissermaßen zum Zeitvertreib, dieselben dauern oft sehr lange und werden auf sehr weite Strecken hin unternommen. Zum Teil ist die Veranlassung, einen zum Heiraten notwendigen Bestand an Vieh zusammenzurauben. Die Moran sind es auch, welche den Schrecken der Elfenbeinkarawanen ausmachen. Singend und tanzend nähern sie sich dem Lager, dessen Platz ganz nach ihrer Willkür oft absichtlich weit vom Wasser angewiesen wurde. Dort angelangt, kauern sie in einiger Entfernung nieder, mit vorgehaltenen Schilden und in die Erde gesteckten Speeren. Erst wenn durch Vermittelung eines älteren Mannes, des Sprechers, der Tribut entrichtet ist und oft unter Prügelei unter alle verteilt ist, betreten sie das Lager. Dem Moran selbst ist an Perlen und sonstigen Dingen nichts gelegen,

aber das Liebchen verlangt sie, und wenn er nichts bringt, gibt es böse Szenen. Er ist deswegen ein unermüdlicher, meist sehr frecher und unverschämter Bettler. Im Lager verübt er allen möglichen Schabernack, durchstößt die Kochtöpfe der Träger, hält seinen Speerschuh ins Feuer und brennt damit die Leute, dringt unverschämt ins Zelt der Weißen, wenn er überhaupt das Aufschlagen desselben gestattet, zupft den Fremdling am Bart und dergleichen Dinge mehr. Ein Oberhaupt haben die Massai nicht. Die Ordnung wird durch einen alten Moran aufrecht erhalten. Er ist der Leigwonan, der Führer im Kampf. Ebenso gibt es einen Leigwonan für alle Massai, wahrscheinlich der von Sigirari. Eine sehr große Rolle spielen auch die Leibon (Medizinmänner). Der berühmteste ist einer Namens Mbatián, es ist dies sein Name und nicht sein Titel, wie viele annehmen. Bei ihm holen sich, namentlich die Moran, vor Beginn eines Feldzuges Rat. Mbatian ist der vermögendste Mann aller Massai, er soll an 6000 Rinder besitzen. Mbatian hat aber auch die Verpflichtung, allen ihn um Rat in wichtigen Dingen Angehenden Gastfreundschaft zu gewähren. Vor großen Raubzügen, an welchen oft tausend Krieger teilnehmen, geht eine unglaubliche Völlerei an Fleisch, Blut, Milch und Honig vorher, bis zu drei Monate dauernd, eine Art Mast, um sich für die bevorstehenden Strapazen zu kräftigen und Mut für das Unternehmen zu gewinnen. Eine Deputation befragt den Mbatian wegen der Chancen des Zuges und als höchste Auszeichnung gilt dann, wenn dieser den Ankommenden in die Hand speit. Auch Fremde lassen sich dies bieten, sie sind dann für den Moran und jeden andern Massai unverletzbar. Dieses Bespeien, in leichter Weise auf Gesicht und Hände, gilt überhaupt als Akt großer Höflichkeit. Auch wenn ein Geschäft zu rechtlichem Abschluß gelangen soll, werden die ausgetauschten Objekte angespieen. Wenn die Moran sich in der Kriegsmast befinden, welche sie „Ndorosi" nennen, so ziehen sie sich gänzlich, auch vor den Weibern, in das Dickicht zurück und müssen mit allen jeden Verkehr abbrechen. Sie tragen während der ganzen Zeit die von den Schultern bis zum Boden herabreichenden Frauenfelle. Solche Ndorosi macht ein Moran während seiner zehn bis zwölfjährigen aktiven Dienstzeit drei- bis viermal mit. Der Massai ist als Moran ein frecher, anmaßender, übermütiger Kerl, aufgeblasen und sehr diebisch. Nur auf Mord und Totschlag geht sein Sinnen, er will seine Waffen in Blut tauchen

und sei es auch nur in das eines das Lager verlassenden, vor Angst zitternden Trägers oder eines Nachzüglers. Stellt ein solcher aber in der Notwehr seinen Mann und schießt den Massai über den Haufen, so entstehen dadurch ebensowenig Kämpfe, als Aufhebens gemacht wird, wenn einer in der Nacht versucht, Tauschwaren zu stehlen, und dabei niedergeschossen wird. Es muß alsdann nur nach tagelangen Beratungen von der gesamten, dafür verantwortlichen fremden Karawane eine Entschädigung gezahlt werden. Die Massai sind ungeheuer gefürchtet und wo sie sich blicken lassen, entsteht panischer Schreck.

Solch große Raubzüge wie früher werden übrigens heutzutage nicht mehr ausgeführt. Dieselben bedingen die Mitnahme großer Herden eignen Viehes zur Beköstigung auf dem Marsch. Seit ungefähr fünfzehn Jahren wütet aber unter ihren Rindern eine verderbliche Seuche, welcher tausende zum Opfer fallen. Früher spielte Schafzucht bei den Massai gar keine Rolle, jetzt aber wenden sie sich derselben in immer mehr gesteigertem Maße zu, weil diese Tiere sich bis jetzt als seuchenfrei erwiesen haben.

Die Blütezeit der Massai ist überhaupt vorüber, sie holen sich immer mehr Niederlagen. Stämme, welche sie früher frech beraubten, sind gewitzigt und verteidigen sich und sehen sich überhaupt vor, oder sie wurden ausgeraubt und gingen zum Ackerbau über. An andre, wie an die Kavirondo, Lango im Norden, wagen sie sich überhaupt nicht heran, und die Galla und Somali flößen ihnen heillosen Respekt ein.

Wenn der Moran des Kriegslebens überdrüssig ist, oder sein Vater stirbt und ihm ein Erbe hinterläßt, so tritt er aus der Kriegerkaste aus, heiratet und wird damit ein „Moruo“. Er nimmt sich Frauen, so viele er für die Wartung seiner Herden notwendig hat, legt sein unangenehmes Gebaren ab und wird ein verhältnismäßig liebenswürdiger Mensch, der er im Grunde genommen eigentlich immer war, wie v. Höhnel meint. Seine Kriegswaffen vertauscht er entweder gegen Vieh oder übergibt sie einem jüngeren Bruder und begnügt sich mit einem minder guten Speer, führt auch wohl Bogen und Pfeil. Es ist ihm nun auch wieder gestattet, vegetabilische Nahrung zu genießen. Er darf Honigbier trinken und Tabak schnupfen, eine Beschäftigung, welcher er sich mit großer Hingabe widmet. Fleisch gibt es dagegen weniger.

Die Massai leben in Dörfern. Die Hütten sind sehr niedrige, $1\frac{1}{2}$—2 m hohe Bauten von 3 m Durchmesser, bienenkorbartig gewölbt. Ein Gerippe aus Holz oder Bambusstangen, welche gegen die Mitte zusammengebogen werden, ist mit Reisig durchflochten und das Ganze mit einer Mischung aus Schlamm und Kuhmist beworfen und glattgestrichen. Die sehr dünnwandigen Wohnungen sehen wie aus dunkler Pappe hergestellt aus. Nur eine schmale Öffnung führt in die fensterlose Hütte. Im Kreise angeordnet, kleben sie wie Bienenwaben dicht aneinander.

Ein dichter Dornenhag, welcher den Kriegerkralen fehlt, umgibt diese Dörfer. Manchmal finden sich an tausend Seelen in denselben angesiedelt. Wenn Weidewechsel notwendig geworden, infolge von Dürren, Wassermangel oder weil die Umgebung abgegrast ist, so werden die Hütten abgebrochen, die Stäbe, das wenige Geräte, bestehend in Milchgefäßen, Strohmatten, Töpfen und rauchgaren Rinderhäuten, auf Esel, welche die Massai ebenfalls in Mengen besitzen, Tragochsen und die Schultern der Weiber verpackt, welche vorausziehen, von einigen Kriegern geschützt, und die Hütten an andrer Stelle errichten. Anfangs werden dieselben mit Häuten eingedeckt. Dann erst, wenn für genügende Bequemlichkeit gesorgt ist, folgen die Herren Ehemänner.

Die Kleidung entnehmen die Massai, trotzdem schon Jahrzehnte hindurch Karawanen das Land besuchen, doch nur den ihnen zu Gebote stehenden Hilfsmitteln. Die Krieger gehen alle ganz nackt, nur ein kleines Ziegenfell hängt über die linke Schulter auf der Hüfte oder den halben Unterleib. Verheiratete Leute haben ein ebensolches großes. Zauberer oder Medizinmänner, sowie reiche Leute hüllen sich oft in einen bis zu den Knieen reichenden Mantel von Rinderhaut. Die Weiber und Mädchen sind in einen weiten weichgewalkten Mantel aus ebensolcher Haut gekleidet, welcher mit Butter eingeschmiert und mit roter Erde eingerieben ist. Derselbe reicht fast bis zum Boden und läßt eine Brust frei, um die Hüften mittels eines Riemens festgehalten.

Schmucksachen spielen auch bei den Massai eine große Rolle. Die Krieger sind fast ausnahmslos geckenhafte Stutzer. Eine sonderbare Frisur ist ziemlich allgemein verbreitet. Die Haare, zu einer langen dünnen Schnur gedreht, werden hinten zu einem mit feinen Kettchen umwundenen Zopf vereinigt oder über der Stirn zu einem nach oben

gerichteten leicht gekrümmten Horn, andre tragen eine bei uns früher „Kolbe", jetzt Pagenfrisur genannte Haartracht.

Die Ohrläppchen werden durchbohrt und allmählich derart ausgeweitet, daß sie bis auf die Schultern herabhängen. Mit großer Mühe wird eine dicht aus starkem Draht gerollte, fingerlange Spirale hineinpraktiziert, an welcher außerdem eine Menge kleiner Kettchen hängen. Am meisten sind die Weiber mit Schmuck belastet. Um den Hals tragen sie dicht spiralig aufgewundenen Eisen- oder Messingdraht von Bleistiftdicke, welcher tellerförmig manchmal die Schultern überragt und noch einen Teil des Halses umfaßt. Die Unterarme und Waden stecken in ebensolchen dichten Drahtspiralen. In den Ohren tragen sie ebensolche 6 cm im Durchmesser haltende Spiralscheiben, welche bei ihrer Schwere von über den Kopf gelegten Riemchen gehalten werden müssen, wenn sie nicht die erweiterten Ohrläppchen ausreißen sollen. Die Riemen bringen oft mit der Zeit tiefe Einschnitte in der Kopfhaut hervor. Diesen Schmuck können sie trotz seines schweren Gewichtes nicht nach Belieben ablegen. Außerdem tragen sie noch unzählige Schnüre aus weißen, blauen und roten Perlen in dickem Wulst um den Hals, und auf die Brust herabfallend. Unbegreiflich erscheint es, wie sie mit solcher Belastung zu arbeiten vermögen.

Sklaven halten die Massai gar nicht, da sich fremde Stämme ihrer Lebensweise nicht anpassen können, und untereinander machen sie sich bei ihrem unbändigen Freiheitsdrang nicht zu Sklaven. Der unter ihnen hausende Stamm der Wanderobo dagegen läßt sich zuweilen zu Arbeiten bei ihnen herbei. Diese Wanderobo sind Fremdlinge im Massailand. Sie besitzen gar kein Vieh, sondern ernähren sich von der Jagd und sind, trotzdem sie auf Jagd angewiesen sind, schlechte Jäger. Wild erlegen sie mit vergifteten Pfeilen, Elefanten mit Lanzen, in welchen eine lockere, eingefügte, vergiftete Eisenspitze steckt. Sie sind es, welche das sogenannte Massaielfenbein liefern, denn die Massai geben sich mit Jagd niemals ab. Die Wanderobo sind in eine große Abhängigkeit von den Massai geraten, da sie sich von Jagd und Bienenzucht allein nicht ernähren können, in kargen Zeiten bei den Massai Vieh auf Kredit entnehmen müssen, welches sie später mit Elfenbein zahlen, und dieses Elfenbein verkaufen die Massai an Händler von der Küste. Wenn schon diese Händler namenlosen Schrecken vor den Massai haben, so überwiegt die

Habgier dennoch ihre Angst, und jährlich wagen sie sich in großen Karawanen in das so gefürchtete Land hinein.

Das erste, wonach die Massai eine anlangende Karawane fragen, ist nach dem Leigwonan, wo sich der Leibón, der Zauberer, befinde. Das erstere Wort bedeutet Dolmetscher. Ein der Massaisprache mächtiger Mann sichert der Karawane schon von vorn herein einen guten Erfolg. Dr. Fischer wurde auf seiner Reise ins Massailand als Leibón vorgestellt und dieser war für die Massai jedenfalls ein ganz besonders auffallender Zauberer. Bald war die ganze Karawane, als man den ersten Massai ansichtig wurde, von einem Schwarm Kindern, Weibern und Kriegern umgeben und gefolgt, welche teils lachend, teils mit Abscheu oder auch furchtsam auf den Weißen deuteten. In dem schmalen Uferwäldchen eines vom Kilimandscharo herabkommenden Baches wurde das Lager aufgeschlagen. Das erste, was eine Karawane auszuführen hat, ist die Errichtung einer möglichst dichten Verschanzung aus dornigen Akazien und Mimosen, welche gegen etwaige nächtliche Angriffe einen ziemlich sicheren Schutz bieten. Nachdem der übliche Tribut oder Hongo durch Vermittelung der Sprecher der Massai entrichtet worden war, verkehrten die Massai nach Belieben innerhalb des Lagers, bettelnd, stehlend und sich in verschiedenster Weise belustigend. Bald war denn auch das Lager überfüllt. An dreihundert Krieger, Weiber, Kinder und ältere Leute trieben sich auf dem schon an sich engen Lagerplatz wie auf einem Jahrmarkte umher, auf dem Dr. Fischers Zelt, gleichsam eine Schaubude, den Hauptanziehungsplatz bildete. Es war ein unbeschreibliches Getümmel, Schreien, Lachen, Singen und Brüllen. Von fern her tönte der nicht unschöne Tributgesang der Moran, welche aus abseits gelegenen Lagern herbeigeeilt waren. Das Zelt mußte mit Bewaffneten umstellt werden; aber oft war kein Zurückhalten möglich, lebhaft erregte Krieger wollten den weißen Leibón mit den vier Augen und den sonderbaren Füßen sehen. Es half nichts, Dr. Fischer mußte zur Schaustellung heraus, wenn das Zelt nicht umgerissen werden sollte. In dichtgedrängten Haufen umstanden ihn die Krieger, Weiber und Kinder, man erhob sich auf den Zehen, um hinter die Brille zu sehen. Andre guckten von unten her. Sogar das den Leuten eigentümlich erscheinende Haar des Europäers wurde befühlt. Einige, welche aus Furcht vor Zauberei nicht wagten, das blasse nie, gesehene Wesen mit

den Händen zu berühren, betasteten dasselbe mit ihren Keulen. Schließlich kam man doch zur Überzeugung, daß Dr. Fischer Fleisch und Blut, wie sie selbst waren. Eines aber blieb ihnen verdächtig und unbegreiflich, wie allen Wilden, das waren die Füße. „Hände hat er wie wir", sagten sie zum Dolmetscher, einem geborenen Mkuafi, welcher immer an des Doktors Seite bleiben mußte, aber seine Füße sind doch ganz andre." Niemand wollte glauben, daß die Schuhe Kleidungsstücke wären. Die Weiber riefen daher: „Er hat Eselsfüße". Nachdem Dr. Fischer einige Ringe unter die Damen verteilt hatte, um welche man sich förmlich schlug, zog sich am Abend alles in heiterster Stimmung zurück.

Die deutsche Schutztruppe hatte schon wiederholt mit diesem Volk Zusammenstöße, zuletzt als Wißmann, vom Kilimandscharo nach der Küste zurückkehrend, Chef Johannes den Auftrag gegeben hatte, eine nach dem Kilimandscharo ziehende Missionskarawane unter sicherer Bedeckung zu leiten. Mit zwei Offizieren, dreiundsechzig Sudanesen, hundertundzwanzig Sulu und Trägern machte sich die Expedition von Masinde aus auf. Auf dem Wege wurde in Erfahrung gebracht, daß kurz vor Gondja ein Massaikral aufgeschlagen war. Obgleich die Meldung einlief, daß die Massai keinen Krieg wünschten (sie hatten gehört, daß eine militärisch starke Macht anrücke), so beschloß Chef Johannes dennoch, die Massai gründlich zu bestrafen, waren sie es doch, welche eine Kriegskeule nach Masinde geschickt hatten zum Zeichen der Kriegserklärung, zugleich mitteilen lassend, daß sie die Deutschen zum Kampfe erwarteten. Dann auch hatten sie einer privaten Jagdexpedition den Durchzug verweigert, einem Kommando zweimal Schwierigkeiten bereitet und von dem aus Gondja zur Küste beordneten Pferdekommando Hongo abverlangt. Dabei erschoß allerdings der Sudanese Farag einen Massai, worauf die andern entflohen. Die Arbeit war leicht genug, das betreffende Lager wurde im ersten Anlauf mit Sturm genommen. Der Feind hatte drei Tote, und da die Massai so schnell entflohen, konnten nicht einmal Gefangene gemacht werden. Es wurden tausend Stück Vieh erbeutet und ein Elfenbeinzahn vorgefunden. Drei Tage später fand man am Nordostabhang der Pareberge gegen den Jpesee zu, im Angesicht des Kilimandscharo, in der Nähe eines Wasserplatzes frische Spuren von Massai, heiße Asche und zurückgelassenes frisches Fleisch, und am Abend des nächsten Tages kam der erste Massaikral in Sicht.

Die Massai waren im Kriegsschmuck und erwarteten die Truppen, Vieh hatten sie keines im Lager, es schienen nur Moran zu sein. Chef Johannes ging sofort zum Angriff über, nach einer Salve rissen die Massai aus und mit Hurra wurde das Lager gestürmt.

Ein zweiter Kral wurde ebenfalls sofort gestürmt, wo man zweiundsechzig Frauen und Kinder vorfand, welche die Massai in der Eile mitzunehmen vergessen hatten. Dieselben wurden als Gefangene hinweggeführt, um bei einem etwaigen Friedensschluß zu dienen. Die Kinder übergab man den katholischen und protestantischen Missionen. Wir können uns aber damit nicht einverstanden erklären und meinen, daß Deutschland nicht das Recht hat, Kinder freier Neger den Missionen zu übergeben, auch wenn sie im Krieg gefangen genommen wurden. Schon wegen des Scheines, in den Augen der Schwarzen selbst als Sklavenjäger aufzutreten, denn anders faßt in ganz Afrika kein einziger Neger ein solches Vorgehen auf. Derartige Gebarung wird die Leute nur verwirrt machen und zur Folge haben, daß sie Mißtrauen in unsre Handlungsweise setzen werden.

Am nächstfolgenden Tag fielen in einem weiteren Kampf acht Massai, und am Morgen darauf wurde ein vierter Kral eingenommen und wie alle übrigen verbrannt. Auf dem Weitermarsch griffen fünfzig bis sechzig Moran die letzten Leute der Karawane an. Es wurde Halt gemacht, der Feind sogleich vertrieben und verfolgt und noch einige niedergeschossen. Nach einigen Stunden Marsches fand man drei weitere Krals, welche aber bereits verlassen waren. Erwähnt zu werden verdient, daß einer andern Abteilung ein Dutzend Massaiesel auf höchst sonderbare Weise verloren gingen, diese Esel hatten sich nämlich einer Herde vorbeigaloppierender Zebras angeschlossen.

Als Chef Johannes in Moschi anlangte, erschienen auch bald Massai, ebenso einige Tage später, mit denen vereinbart wurde, daß die Kinder den Missionen übergeben wurden und die Weiber so lange auf der Station bleiben sollten, bis das Elfenbein bezahlt und die Übersiedelung nach Songonoi stattgefunden haben würde. Am andern Tage hörte man schon, daß die Massai über den Pangani hinüber gegangen seien. Der Häuptling Simbodja von Usambara war übrigens sehr unzufrieden mit der Austreibung der Massai, da er stets auf gutem Fuß mit ihnen stand. Er hatte früher durch sie oder durch seinen Sohn

Hongo erheben lassen, doch konnte man ihm dies nicht nachweisen. Simbodja scheint übrigens ein Mann zu sein, der wenig Vertrauen erwecken kann und der doppeltes Spiel treibt. Man rühmt ihm zwar große Schlauheit nach, allein auch er nimmt Nachsicht für Schwäche, bis auch sein Stündlein geschlagen hat, wo er den schweren Fuß der deutschen Regierung auf seinem Nacken fühlen und sich dann jämmerlich im Staube winden wird. Man glaubte nach dieser so schnell geglückten Vertreibung der Massai die Verhältnisse auf dem Wege zum Pangani geordnet. Das ist ein gewaltiger Irrtum, die nicht selbst betroffenen Massai stören sich an derlei Abmachungen keineswegs. Wir werden noch manchen Strauß mit diesen Räubern zu bestehen haben. Der Kampf kann nur mit einer gänzlichen Vernichtung oder Vertreibung dieser Wilden enden. Zu bedauern wäre keines von beiden, diese unruhigen Nomaden stehen auf einer sehr niederen Kulturstufe und werden sich nie an ein seßhaftes Leben gewöhnen. Für die Zustände im nördlichen Deutsch-Ostafrika wäre es im Gegenteil nur zu wünschen, wenn diese Menschen verschwänden, die Welt verlöre nichts als einen ethnographisch interessanten Stamm. Arbeitsameren Negern wäre ein ungeheures Besiedelungsgebiet erschlossen, und Ruhe und Ordnung hielten da ihren Einzug, wo bisher der Ruf „Massai“ sofort allgemeine Flucht veranlaßte.

Die Karawane.

Ehe wir den Leser bitten, uns von Mpapua aus jener alten nach Tabora und dem Tanganika führenden Straße nach dem Innern zu folgen, sei es uns gestattet, über die Zusammenstellung einer Karawane Aufschluß zu geben und einen Marschtag zu schildern, wie er unter günstigen Verhältnissen verläuft.

Der Apparat einer Expedition, sei sie zu Handels- oder wissenschaftlichen Zwecken ausgerüstet, ist immer ein sehr großer, so lange wir in Deutsch-Ostafrika noch keine Eisenbahnen haben.

Geld kann im Innern nicht verwendet werden, an seine Stelle treten die Tauschwaren, welche ausschließlich auf den Schultern von Menschen, von Trägern oder Pagasi geschleppt werden. Weder Pferde noch Kamele gibt es in Ostafrika, da sie dem Klima, dem Fieber erliegen und wegen Mangel an guten, geeigneten Futterkräutern zu Grunde gehen. Rinder, welche in Uhähä, Ugogo und Massai gezüchtet wurden, hat man bisher zu Transportzwecken noch nicht verwendet. — Die oben erwähnten Tauschwaren bestehen hauptsächlich aus Baumwollstoffen. Am meisten kommen zur Verwendung: Satini, weiß, zwei Yard Breite, dreißig bis sechsundreißig Yard Länge, in einer Breite von einem Yard gefaltet, nicht gerollt, und dreifach zu 30 cm breiten Stücken gelegt, sieben bis zehn engl. Pfund schwer, und an der Küste zwei bis zweieinhalb Dollar wert, ein solches Stück wird, aus welcher Art Stoff es bestehen mag, Gora oder Jora genannt; Merikani, weiß, schwerer und dauerhafter, ebensobreit, dreißig bis vierzig Yard lang, zehn bis zwölf Pfund per Gora schwer und drei bis dreieinhalb Dollar wert; Kaniki, indigoblaugefärbte Baumwolle von verschiedener Qualität,

ebensobreit wie die obengenannten Stoffe, in Stücken von nur acht Yard Länge, welche aber ebenfalls Gora genannt werden. Neun Stück stehen im Werte von zwei Gora Satini. Ferner Leso, d. h. Stücke von je sechs zusammenhängenden, grell buntbedruckten Taschentüchern, welche in der Mitte zerschnitten und von denen je drei zusammenhängende mit den langen Seiten zusammengenäht werden und hauptsächlich, wie wir es bei der Beschreibung von Sansibar gesehen haben, von Frauen getragen werden, Witambi (Sing. Kitambi), bunte nach arabischem Muster gewebte Stoffe mit feinkarriertem einfarbigen Grund und bunten Borten. Echte arabische, mit Seide gewirkte sind teuer und werden als Geschenke für Häuplinge verwendet. Weiter sind notwendig Perlen, deren verschiedene Farbe und Größe in Rücksicht auf die einzelnen Stämme auszuwählen sind. Am meisten sind weiße und rote gangbar. Ferner ist für die mittleren Gebiete Deutsch-Ostafrikas Draht notwendig, in Bleistiftdicke aus Messing, Kupfer oder Eisen, zu Rollen gewunden. Pulver und Gewehre sind am meisten begehrt. Leider werden alle diese Waren nicht aus Deutschland eingeführt. Bei unsern hohen Arbeitslöhnen können wir mit Indien, wo die meisten Stoffe, und Venedig, wo die Perlen herkommen, nicht konkurrieren. Pulver dagegen und Draht werden aus Deutschland eingeführt. Die oben angeführten Stoffe werden zu Ballen derart zusammengebunden, daß sie ein längliches fest geschnürtes Paket bilden. In jedem solcher Pakete befinden sich bunte und weiße Stoffe. Mit einem Umschlagtuche versehen, werden sie mit Kokosstricken ziemlich dicht umwickelt und durch Schlagen und fünf- bis sechsmaliges Zusammenziehen so fest geschnürt, daß sie fast steinhart anzufühlen sind. Der Ballen wird dann in eine Bastmatte eingeschlagen und an den schmalen Seiten an drei Hölzern befestigt, daß auf der einen zwei derselben dicht zusammen, auf der andern eines liegt und die unteren Enden zusammengebunden sind. Lehnt man die Last auf diesen Hölzern stehend an, so befindet sie sich gerade in solcher Höhe, daß sie bequem auf die Schulter oder den Kopf genommen werden kann, ohne daß sie der Pagasi jedesmal vom Boden aufzuheben braucht. Die Lasten werden Mfigo (Plur. Mifigo) genannt. Die ebenbeschriebene Art heißt Mtumba. Eine andre Art ist der Mdala, hierbei wird die Last, in zwei gleiche Teile geschnürt, an beiden Enden einer breiten Tragstange nur auf den Schultern getragen. Wenn zwei zusammen

Seva Hadji.

Nach einer Originalphotographie.

eine Last tragen, was nie gern übernommen wird, besonders bei umfangreichen Gegenständen, so heißen diese Mtau. Die Lasten haben ein Gewicht von fünfzig bis sechzig engl. Pfund, in Ausnahmefällen sogar bis einhundert und selbst einhundertzwanzig engl. Pfund. Für ein Kambi oder eine Kameradschaft von zwei bis drei Leuten kommt das Kochgeschirr dazu, für jeden eine Matte und dann unter Umständen Lebensmittel für acht bis zehn Tage im Gewicht von acht bis zwölf Pfund.

Die Zusammenstellung einer Karawane und das schwierige Anwerben von Trägern überläßt man, selbst reiseerfahrene Araber, an der Küste immer einem Inder. Der beste, geschäftsgewandteste und zuverlässigste ist der Inder Seva Hadji. Mag man gegen diesen Mann einwenden, was man wolle, er ist der zuverlässigste und erfüllt seine Verträge immer, wenn nicht außergewöhnliche Umstände hinzutreten.

Seva Hadji ist einer der reichsten Großkaufleute der Ostküste. Man kann ihn nur zu Karawanenunternehmungen empfehlen. Daß er Geld verdienen will, kann ihm niemand übelnehmen, und da er stets bei solch gewagten Unternehmungen, wie es Karawanen nach dem Innern sind, viel riskiert, so muß er hohe Prozente nehmen. Seva Hadji garantiert für das richtige Eintreffen der Lasten. Dabei ist inbegriffen die Rückerstattung gestohlenen, verlorenen oder durch Wasser beschädigten Gutes. Gegen Krieg und Feuer übernimmt er keine Garantie.

Im Jahre 1880—1885 kostete ein Träger von der Küste bis Tabora bei ihm fünfunddreißig Dollar, wobei noch der Hongo in Ugogo und der Unterhalt einbegriffen ist. Jetzt ist auch ein gewisser Stokes, ein Irländer von Geburt, damit beschäftigt, Karawanen nach dem Innern zu bringen. Da er mit einer Tochter eines schwarzen Wanjamuesihäuptlings verheiratet ist, so hat er eine große Menge Träger an der Hand, immer mehrere tausend Mann aus Usukuma. Es sei hier nebenbei bemerkt, daß es nie ein gutes Licht auf einen Europäer werfen kann, wenn er sich dazu herabwürdigt, eine Negerin geradezu zu heiraten.

Der Aufbruch einer europäischen Karawane von der Küste ist für den Neuling immer ein aufregendes Ereignis, und doppelt zweckmäßig ist es, wenn er möglichst wenig mit den Leuten zu thun hat, da er der Sprache und Verhältnisse noch unkundig, mehr Verwirrung anrichten würde, als er gut zu machen im stande wäre. Früh um fünf Uhr ist

schon alles auf den Beinen. Die Diener packen die noch übrig gebliebenen Utensilien zusammen, welche in täglicher Benutzung sind. Man muß natürlich lange warten, ehe die Burschen zu erscheinen belieben.

Die Träger werden mit Stoffen und Gewehren vom Inder ausgezahlt und mieten sich immer zu je zweien oder dreien einen eignen Träger, einen Landsmann, den sie aber regelmäßig teurer bezahlen müssen wie der Inder. Die Träger, deren Lasten derart sind, daß sie, als zum persönlichen Gebrauch dienend, erst während des Aufbruches zusammengeschnürt werden können, wie Feldbetten, Tische, Stühle, Küchengeschirr und Kleiderkoffer, stürzen beim Aufbruch zankend und schreiend herbei, denn jeder will die kleinste oder wenigstens bequemste Last tragen. Endlich ist alles fertig. Die deutsche Fahne wird einem kräftigen Askari übergeben, und dann zieht alles unter furchtbarem Flintengeknall der mit guten Vorderladern oder Hinterladern bewaffneten Askari hinaus, natürlich ist dafür zu sorgen, daß nur blind geschossen wird, wenn man vermeiden will, daß den Leuten und den Reisenden selbst die Kugeln um die Ohren sausen. Trommel- und Trompetenschall und die munteren Reisegesänge der Wanjamuesi, denn solche bilden die Mehrzahl der Träger, erhöhen das Feierliche des Abzuges, und es geht hinaus in den schönen, kühlen, taufrischen Morgen, gen Westen, einem ungewissen Schicksal entgegen, weiß doch keiner, ob er wiederkehren wird. Die Pfade sind nur fußbreit und durch den Verkehr von selbst entstanden. Es geschieht ebensowenig etwas für ihre Herstellung wie für die Unterhaltung. Die Schmalheit derselben gestattet nur Platz für eine Person, deswegen ziehen auch die Karawanen im Gänsemarsch.

Die ersten Tage wird die Marschordnung noch nicht eingehalten. Jeder entfernt sich, sobald er seiner Last habhaft geworden ist, um dem oft stundenweit entfernten Versammlungsplatz zuzueilen. Man sieht, mit einigen Askari des Weges ziehend, überall Gruppen von Trägern von einem unserm Auge so ungewohnten Aussehen. Nach wochenlangem Aufenthalt an der Küste noch nicht an die Last gewöhnt, müssen die Leute dieselbe alle Augenblicke niederlegen, um auszuruhen. Da finden wir Wanguana, d. h. Leute aus Sansibar und von der Küste in ihren langen weißen Hemden und weißen Mützen, die Wanjamuesi, meist nur mit einem Lendentuch bekleidet, dem sonderbar strähnigen Lockenwuste,

der ihnen oft bis zur Schulter herabfällt; auf dem Haupte eigenartigen Kopfputz aus Federn, Strohhalmen oder Antilopenmähnen tragend. Sie sind zum Teil mit Pfeil, Bogen und Lanzen bewaffnet, zum Teil mit ihren neuen Gewehren ausgerüstet. Einige tragen über die Schultern wallende Tücher, welche einen Teil ihres Lohnes ausmachten. Eine Menge Weiber und Kinder begleiten die Karawane. Sie bilden aber nicht etwa ein Hindernis, im Gegenteil, sie sind von Nutzen, indem sie im Lager das Essen kochen, Holz und Wasser holen, die Kinder brauchen, sobald sie fünf bis sechs Jahre alt sind, nicht mehr geschleppt zu werden. Sie machen alle Märsche zu Fuß mit und eignen sich so schon in der Jugend eine große Übung im Gehen an. Im Anfang hat das Safarileben (Safari heißt die Karawane im Suaheli, von dem arabischen Safar = Reise, die Wanjamuesi nennen es Lugendo = Schritte) etwas ungemein Ungemütliches, Aufreibendes. Später übt es einen großen Reiz und Zauber auf den Europäer. Schließen wir uns daher im Geist einer solchen Karawane an. Es ist noch Nacht und sehr kühl, da ertönt gegen drei Uhr morgens der erste Hahnenschrei über das totenstille Lager. Ein Hahn wird zu diesem Zwecke stets mitgeführt, und sein Platz ist während des Marsches auf einem der Mdalla. — Einige Leute erwachen und schüren die Feuer an, daß die Funken hochauf knistern und flackernde Streiflichter auf die feuchten Zeltwände gleiten lassen. Ein Ruga-Ruga (Wanjamuesikrieger) füllt seine Wasserpfeife, aus einem Flaschenkürbis hergestellt, mit Wasser, stopft dieselbe mit Hanf, und bald hört man die unangenehm gurgelnden Töne beim Einziehen des Dampfes in die Lunge, wenn derselbe durch das Wasser hindurchgeht. Nach einigen Zügen läßt sich ein rohes gewaltsames Husten hören, dem ein abscheulicher in Fisteltönen erklingender Gesang folgt, wie es die Gewohnheit der Hanfraucher ist. Von Schlaf ist dann natürlich gar keine Rede mehr, da der Lärm immer größer wird. Bald greifen die Trommler zur Safaritrommel. Es ist das Zeichen, daß sich die Leute fertig zu machen haben, und allgemeines freudiges „evollah, evollah“ ertönt (eigentlich arabische Bejahung, von Sklaven gebraucht, aber von den Wanjamuesi angenommen). Die Europäer erheben sich, waschen sich eilends Gesicht und Hände, während schon die Träger ins Zelt dringen, um sich ihrer darin befindlichen Lasten zu bemächtigen. Hier sei eingeschaltet, daß sich der Europäer für weite Reisen ins Innere jeden möglichen Komfort gestatten muß.

Er muß ein zusammenlegbares Feldbett, Tisch, Stuhl, Lehnstuhl mitführen, Kochgeschirr und gute angemessene Kleidung, sowie ein Zelt und Moskitonetz, wenn er sich nicht unnötigerweise gar zu großen Entbehrungen aussetzen will. Während man stehend seinen Kaffee mit schlechten Brötchen aus Sorghum und etwas Honig zu sich nimmt, ist es schon hell geworden. Die Askari haben das Zelt zusammengelegt, und außerhalb des Lagers stehen und sitzen die Leute abseits vom Wege, den Aufbruch erwartend. Die letzte Last ist endlich geschnürt und der Chef gibt das Zeichen zum Aufbruch, der Bargumubläser (Bargumu = Trompete aus Antilopenhorn) stößt ins Horn, und mit lautem Jubel setzt sich alles in Bewegung, unter Trommelschlag und Trompetengeschmetter. Voraus ungefähr zehn bis zwölf Bewaffnete, dann der tapfere Fahnenträger mit der Fahne, hinter diesem wieder ein Trupp Soldaten, alle in bunten flatternden Mänteln, mit Karabinern und Lanzen bewaffnet, dann folgen die Europäer und dann wieder Askari, hinter diesen in langer Reihe, von Ruga-Ruga und Askari regelmäßig durchsetzt, zuerst die Mdallaträger mit Pulver und Munition, allen voran der wildaufgeputzte Kirangosi (Führer), ganz hinten Weiber und Kinder, und als Nachhut die Wanjampara (Hauptleute, Ratgeber) mit wieder einigen Askari. In ganz langsamem Tempo schreitet die Karawane, um die lange Reihe nicht zerreißen zu lassen, denn sonst werden die Hintersten bei dem Bestreben aufzurücken, zum Laufen gezwungen, vorzeitig müde. Während des Marsches behält jeder genau seinen Platz, wie am ersten Tage, und dauere die Reise jahrelang.

Unterwegs ertönt hier und da ein Zuruf: „Mgogoro" (Hindernis), ein ausgetrocknetes Bachbett oder eine Rinne ist zu überschreiten, oder ein Ast hängt in den Weg. Es muß solange gewartet werden, bis alle hinüber sind, oder der Ast beseitigt wurde. Zuweilen hört man von vorn nach hinten weitergerufen die Worte: „Faru" (Wurzelknollen), „Mti" (Holz), oder „Schimo" (Grube, Loch), oder „Miba" (Dorn). Der Vordermann macht nämlich den folgenden auf derartige Hindernisse aufmerksam, um ihn zum Niederblicken zu veranlassen, damit er nicht den nackten Fuß verletze. Das anfangs sehr lebhafte Geplauder wird immer stiller und droht bald ganz zu verstummen. Ein Spaßmacher fehlt jedoch auch hier nicht und ruft einigemal: „Mwame wame" (meine Kinder), der Chor antwortet unisono: „Njoko" (Schimpfwort), und nach mehr-

maligem gleichen Ruf und Antwort ist alles wieder in heiterster Stimmung, lacht und scherzt, und so werden die Mühseligkeiten des Tragens auf kurze Zeit vergessen. Zuletzt helfen jedoch selbst die schönen Reisegesänge nichts mehr, und da es drei Stunden ohne Rast vorwärts ging, werden die Trommeln gerührt, allgemeines freudiges Geschrei erschallt, und unter dem Schatten eines Baumes setzen sich die Weißen nieder, um auszuruhen. Die Fahne wird in den Boden gestoßen, die Mdallaträger legen ihre Lasten quer über den Pfad und die andern lehnen die Mfingo an Bäume.

Nach einigen Stunden weiteren Marsches ist das Safari an der zum Lagerplatz auserkorenen Stelle im Walde angelangt. Es sind noch viele alte Lagerstellen vorhanden. Doch aus Reinlichkeitsrücksichten ziehen die Weißen zum großen Ärger der Leute etwas weiter. Nun entsteht allgemeines Durcheinander. Die Träger setzen ihre Lasten nieder und binden ihr persönliches Eigentum ab. Ihre Arbeit ist für heute gethan. Es liegt nun den Askari und Rugaruga ob, die Lasten geordnet aufzuschichten, nachdem in kürzester Zeit mit Beilen schenkeldicke Stämme abgeschlagen sind, um als Unterlage für die Lasten im Zelt zu dienen. Ohne diese Vorsichtsmaßregel würden die Waren über Nacht unbarmherzig von den allgegenwärtigen Termiten zerfressen werden. Über die Lasten werden die dachförmigen, nach arabischem Muster geschnittenen Zelte auf lange Bambusstangen gespannt. Ein andrer Trupp hat inzwischen die Schlafzelte der Europäer aufgerichtet, welche sich bequem auf die leicht zerlegbaren Sessel gestreckt haben und behaglich auf das bunte Treiben und Gewimmel blicken. Die Hauptleute haben vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß die Hütten der Träger und Soldaten in weitem Kreise ums Lager errichtet werden. Ließe man die Leute gewähren, so bauten sie alle Hütten auf einem Haufen, möglichst fern von den Zelten. Der Koch lärmt unterdessen umher und hat längst Wasser zum Kochen gebracht welches ihm die ihm unterstellten Dienerinnen, Weiber der Askari oder der Diener aus den metertiefen, zahllos in den gelblichen Sand gegrabenen kleinen Löchern geschöpft haben. Es ist von leicht milchiger Farbe und schmeckt sehr gut, hat aber eine Temperatur von 20—21° C. Die Zelte der Hauptleute sind ebenfalls aufgeschlagen, und im Walde ringsum ertönt der Schlag der Axt, um das Material zu den leichten, kleinen, konischen Hütten in Gestalt dünner Stäbe zu beschaffen oder trockenes Holz zum Brennen ab-

zuspalten. Jeder Träger ist verpflichtet, einen Span in die Küche abzuliefern, welcher Tribut oft zum Nachteil für den Säumigen durch einen der Küchenjungen eingetrieben werden muß. Ein Ausrufer fordert diejenige Abteilung der Träger, welche an dem Tage verpflichtet ist, die Hütte für die Küche zu errichten, ihre Pflicht, auf, zu thun. Schäkernd ziehen die Weiber mit ihren Kalabassen und Thongefäßen zu den Wasserlöchern, und vielfache ungeduldige Rufe der betreffenden Ehemänner lassen erkennen, daß auch wie bei uns der Aufenthalt am Brunnen oft über Gebühr ausgedehnt wird. Von allen Seiten kehren bald Leute mit Material zurück und in nicht ganz einer Stunde erheben, sich in weitem Kreise achtzig bis neunzig leichte Strohhütten, vor denen lustige Feuer prasseln, leichte Rauchwölkchen gegen die flachen und wenig belaubten Baumkronen sendend. Die Schwarzen haben ihre karge Mahlzeit, Mehl oder Hülsenfrüchte, bald gekocht und noch schneller verzehrt, und laute Fröhlichkeit, der Grundzug im Wesen des Negers, herrscht allseitig. Die Europäer haben ihren Thee mit kaltem Huhn, das von gestern übrig geblieben und vom Koch trefflich bereitet worden war. Der Astronom der Expedition macht dann Beobachtungen, ein andrer geht auf die Vogeljagd und zum Sammeln aus, und bald tönen in der Ferne Schüsse, welche anzeigen, daß der Eifrige nicht umsonst auszog. Ein dritter hat frische Spuren von Wild gesehen. Er ist denselben nachgegangen, und schon nach einer Stunde kommt die Nachricht ins Lager, daß ein kolossaler Büffel geschossen worden ist. Dreißig Mann sind notwendig, das Wildbret ins Lager zu schaffen. Auch der sich nach und nach wieder zusammenfindenden Europäer bemächtigt sich eine höchst angenehme heitere Stimmung, man erzählt sich seine Erlebnisse vom heutigen Tage, und bald steht ein herrliches Mahl auf dem im Schatten eines Baumes gedeckten Tische, wobei Büffelfleisch in verschiedener europäischer Zubereitung die Hauptrolle spielt. Als Getränk ist nur sehr gutes Wasser und dann eine Tasse Kaffee oder Thee zur Verfügung. Das übrige Fleisch des Büffels ist unter die Leute verteilt, denen es eine hochwillkommene Abwechselung in ihrer einförmigen vegetabilischen Kost bietet. Nicht die einzige, denn weiter im Innern wird noch manches Stück Wild zur Strecke gebracht.

Nach Beendigung der Mahlzeit trägt jeder seine Notizen ins Tagebuch, eine Verpflichtung, welcher man zuletzt mit einer Art Krampfhaftig-

Lager am Wami (Mkata). Nach einer Originalphotographie.

keit nachzukommen pflegt. Dann erscheinen die Honoratioren der Expedition, die Wanjampara, um zunächst Befehle entgegen zu nehmen oder wegen der morgigen Route zu beratschlagen, oder es werden Streitigkeiten geschlichtet, da man sich, um Einfluß auf die Leute zu gewinnen, angelegen sein lassen muß, um alle ihre, selbst die kleinsten Angelegenheiten zu bekümmern. Auf mitgebrachten Matten nehmen die Wanjampara rings im Kreise Platz, auch andre Leute, denn jeder kann sich an der Baraſa beteiligen. Baraſa ist eigentlich die Veranda eines Hauſes; da dort immer Besuche empfangen und abgestattet werden, sowie die Unterhaltungen geführt, so hat sich das Wort auf alle Zusammenkünfte zum Zwecke der Unterhaltung übertragen. Der Europäer vergibt sich bei solchen Unterhaltungen nichts, denn die Leute bleiben in respektvoller Entfernung auf dem Boden kauernd und benehmen sich durchaus anständig. Sie wollen meist belehrt werden über das Wunderland Ulaia (Europa). Sie selbst erzählen unaufgefordert niemals. Nur hüte man sich, vertrauliche Scherze zu machen. Man reicht damit dem Teufel den kleinen Finger, und bald hat er die ganze Hand. Die Schwarzen wissen bei ihrem außerordentlichen Gedächtnis gar manches Abenteuer zu berichten, auch von fremden Völkern und deren Thun und Treiben, doch sichte man sorgfältig das Gehörte. Man darf nicht alles als bare Münze nehmen und erst nach vielen Querfragen, Anhören andrer, und nachdem man einige Zeit später von verschiedener Seite übereinstimmend wieder dasselbe gehört, notiere man das Wissenswerte — dennoch mit Vorbehalt, denn die Neger lügen schrecklich und wissen oft selbst nicht mehr, was wirklich geschah und was ihre Phantasie hinzugethan, abgesehen von absichtlichen Entstellungen. Bei Sonnenuntergang wird die Trommel gerührt zum Zeichen, daß am andern Morgen weiter gewandert wird. Allgemeine Zustimmung gibt sich kund, wenn nicht ganz besondere Umstände vorliegen, und das kommt im afrikanischen Safarileben oft genug vor.

Um sechs Uhr ist die rotglühende Sonnenscheibe hinter dem indigoblauen Waldstreifen jenseit der weiten Grasebene untergetaucht. Der westliche Himmel strahlt in blutrotem Schimmer. Allmählich durchziehen stahlblaue, breite Dämmerungsstrahlen den Himmel, aus einem Punkte in Westen aufschießend und sich im rosagelblichen Zenith verlierend, während im Osten der Himmel nochmals im milden Rosa erglimmt.

Allmälich verblassen die Farben, die herrlichen Strahlen verschwinden und nach vierzig Minuten berührt der Erdschatten im Westen den Horizont. Die Nacht ist nun eingetreten und das herrliche Sternbild des südlichen Kreuzes mit seinen zahllosen Sternen blitzt und flimmert am Himmel. Im Osten schimmert bald auch die riesige runde Scheibe des Vollmondes durch die Baumgipfel und zaubert mit seinem Silberlicht in die sonst unschöne Waldgegend paradiesische Gebilde und Durchblicke. Die Ferne verschimmert in leichtem Duft. Weither brüllen abwechselnd zwei Löwen, deren ergreifenden Tönen wir andächtig lauschen, während kleine Eulen, Pulupulu genannt, sich gegenseitig, auch während der ganzen Nacht, ihr melancholisches uuh! zurufen. Auch Tauben lassen ihr Gurren bei Tag und Nacht vernehmen. Fledermäuse huschen durch die Blätter, scharf pfeifende Laute ausstoßend, und leisen Fluges haschen Nachtschwalben nach Insekten. Zahlreiche Lagerfeuer werfen flackerndes Licht auf die Umgebung und die Bäume lassen den dunklen Hintergrund um so schwärzer erscheinen, gleich Schatten huschen die Leute umher. Ein leichter kühler Wind streicht über das Lager, dem Europäer beißenden Rauch in die Augen treibend und zugleich den angenehmen Geruch der auf kleinen Holzrosten über dem Feuer schmorenden Fleisches verbreitend. Das Vorhandensein desselben ist auch der Grund der allgemein gehobenen Stimmung, welche sich in dem fröhlichen Geplauder und Scherzen des um die Feuer hockenden und liegenden Gruppen kund thut. Man erzählt sich seine Erlebnisse, spricht von der Reise und hauptsächlich vom Essen und von den Weibern. Dort stimmt ein Ugamuesi eines jener schönen, melodischen und melancholisch klingenden Lieder seiner Heimat an, in welches der Chor einstimmig einfällt. Hier klimpert ein Mguana, auf einem zweisaitigen Instrument, Säsä genannt, eine unschöne Melodie, welche er in genau demselben Tonfall mit näselnder Stimme begleitet. Eine Gruppe Weiber, Sklavinnen aus dem fernen Uemba, südlich vom Tanganika und Merusee, hat sich zu einem Tanz zusammengethan und begleiten denselben mit dem abscheulichen Gesang ihrer Heimat und mit Händeklatschen. Durch alles tönen die wüsten Husten- und Fistellaute der Raucher und fröhliche Unterhaltung.

Plötzlich ertönt in unmittelbarer Nähe das äußerst komisch u-u-u-u-i einer Hyäne, welche durch den Fleischgeruch angelockt, auf Beute hofft. Dem Heulen folgt das wirklich gräßliche, durch Mark und Bein schneidende

Lachen, das wie kä-kä-kä klingt und an das heisere Lachen eines Wahnsinnigen erinnert. Dies Lachen zeigt uns an, daß sich zwei der häßlichen Tiere um einen Knochen streiten.

Im Lager antwortet allgemeines Gelächter den Tönen, wie denn überhaupt die Hyäne trotz ihres greulichen Leichenfressens etwas entschieden Komisches hat und immer den Hohn der Leute herausfordert. Einige nach den draußen sich Balgenden geworfene Holzstücke genügen, um die Feigen zu vertreiben und kurz danach hört man sie in der Ferne ihr langgezogenes und kurz abgebrochenes u-u-u-u-i! ausstoßen.

Der Mond steigt langsam höher, die Nacht fast taghell erleuchtend, weithin sind die Gegenstände erkennbar. Der Lärm im Lager wird immer stiller und zuletzt herrscht Schweigen, aber erst gegen zwei Uhr sind alle eingeschlummert. Am nächsten Morgen geht es weiter. Doch nicht alle Tage verlaufen in Afrika schön. Manches ist zu ertragen, mancher Ärger, viele Enttäuschungen setzen die Geduld des Reisenden auf die härtesten Proben, Entbehrungen und Krankheit greifen den Körper an, und der Geist wird durch die außerordentlichen Ansprüche, welche das Durchführen einer Expedition stellt, in derartiger Weise angegriffen, ermüdet und apathisch, daß nur die größte Energie und höchste Begeisterung und tiefstes Interesse für die Sache alle Schwierigkeiten überwinden lassen, wenn nicht das mörderische Klima oder Feindseligkeiten der Eingeborenen dem Leben des Reisenden ein trauriges, vorzeitiges Ende bereiten.

Die Lebensmittel.

Der Reisende, welcher den afrikanischen Kontinent betritt, sieht sich sofort einer ihm anfangs recht großen Unannehmlichkeit gegenüber, das ist die eigenartige Beschaffenheit der Lebensmittel und zum zweiten die Gewöhnung an die eigenartige Nahrung.

Deutsch-Ostafrika bietet dem Reisenden an Lebensmitteln mehr, als es auf den ersten Anblick erscheinen mag, wenn wir von dem ungastlichen Gebiet der Massai absehen und vielleicht auch von Uhähä, wo wenig Ackerbau getrieben wird. Wie oft nicht werden Afrikareisende gefragt, was sie gegessen und wovon sie gelebt haben. Der eine meint, man habe enorme Quantitäten von Konserven mitgeführt, der andre glaubt, daß der Reisende oft Hunger gelitten habe oder im günstigsten Falle von geröstetem Fleisch erlegten Wildes à la Lederstrumpf gelebt und die Nahrung obendrein wie die Wilden, nur mit Hilfe der ihm von der Natur gütigst verliehenen Gabel zu Munde geführt habe. In mageren Zeiten stellen sich andre vor, sei der Hungerriemen fester zugeschnürt worden. Wollte man auf Reisen im Innern oder selbst an der Küste nur von Konserven leben, so wären dazu bedeutende Mittel notwendig, welche aber bekanntlich nicht jedem zur Verfügung stehen.

Zum Glück ist aber der Reisende und auch der Kolonist weder auf die Konserven angewiesen, durch deren alleinigen Genuß er bald krank werden würde, noch auf das Wild Afrikas. Auf das Wild beschränkt, würde er bald am Hungertuche nagen müssen. Man kann sogar, auf Reisen und auch in der Kolonie angesiedelt, ausschließlich von Landesprodukten leben, und zwar recht gut und mit vieler Abwechselung, in allen Teilen Deutsch-Ostafrikas mit Ausnahme des Massailandes.

Als Koch verwende man einen anstelligen Schwarzen, welcher sehr bald das Kochen erlernt.

Schon der Ofen ist der denkbar primitivste und er wird in derselben Form in Sansibar, wie im Innern, von Schwarzen, Arabern und portugiesischen Köchen angewendet. Auf der offenen Feuerstelle dienen drei Steine oder Lehmkegel von höchstens Spannhöhe dem Kochgeschirr als Stütze. Im Innern treten ebenso hohe Termitenbauten oder drei in die Erde geschlagene Pflöcke grünen Holzes an ihre Stelle. Auf diesem Herde wird gebraten, gebacken und gekocht. Als Heizmaterial dient natürlich immer nur trockenes Holz, das in dünnen Ästen oder kleinen Scheiten an den von drei Seiten nach der Mitte gerichteten Enden angezündet und langsam nachgeschoben wird. Auf diese Weise wird ein minimaler Verbrauch erzielt. Beim Braten werden nur glühende Kohlen verwendet und der Backofen dadurch ersetzt, daß man unter dem geschlossenen Gefäß und auf dessen Deckel glühende Kohlen häuft.

Als Kochgeschirr benützt man am besten emailliertes. Die Küche ist auf dem Marsch unter dem höchst zweifelhaften Schatten eines der dünn belaubten Bäume aufgeschlagen, indem dort einige Feuerstellen errichtet und das ausgepackte Küchengeschirr auf der Erde umhersteht.

Nicht ganz eine halbe Stunde nach dem Einrücken ins Lager dampft die Theekanne auf dem Tisch, und mit gutem Appetit wird kaltes Fleisch dazu genommen, das vom vorhergehenden Tag übrig geblieben. Die Sorghumbrötchen zählen gerade nicht zu den Leckerbissen. Sie sind aus gekochtem dicken Teig hergestellt, ungesäuert und nur geröstet. Die afrikanischen Getreidearten werden zu Mehl gerieben oder zerstampft, und dienen Sorghum-, Mais- und Reismehl ebenso wie solches aus Eleusine und Panikum dem Europäer als Nahrung. Die letzteren Arten sind von herbem, manchmal bitterem Geschmack. Auch die getrockneten Wurzelknollen des Maniok liefern Mehl. Die Neger bereiten aus diesen Mehlen ihre Hauptnahrung, das Ugalli. Der Europäer läßt sich alles mögliche daraus bereiten, Suppe aus Sorghummehl, die ohne Zusatz von Salz und Gewürzen am besten schmeckt. Hat man sich an diese einmal gewöhnt, so entbehrt man ungern die kräftige Speise. Von allen afrikanischen Getreidearten ist das weiße Sorghum das nahrhafteste, leicht verdaulichste und wohlschmeckendste.

Aus dem teigartigen Ugalli bereitet der Koch die Brötchen, kleine glatte Scheiben, ungesäuert auf einer Pfanne geröstet. Aus dem groben Mehl der Neger läßt sich kein gesäuertes, aufgehendes Brot backen, alle Versuche scheitern, man erhält nur ein schweres, greulich schmeckendes Gebäck. Wenn der Koch gut gelaunt ist, und Bananen zur Hand hat, so bereitet er aus einem Gemisch ganz reifer süßer Bananen und Reismehl zu gleichen Teilen kleine Kuchen, welche, in dem geschmacklosen Erdnußöl gebacken, delikat munden. Zum Frühstück kann man bei dem gesegneten Appetit, dessen man sich in Afrika erfreut, ganze Teller davon leer essen.

Eier kann man sich auf Stationen und selbst auf dem Marsche im Überflusse beschaffen, da es in ganz Afrika Hühner gibt. Dieselben gedeihen vortrefflich und bedürfen keiner Extrafütterung, da beim Mehlbereiten durch die Weiber so viel Korn für sie abfällt und sie besonders während der Regenzeit eine Menge Insekten finden, daß sie sich geradezu mästen und fleißig Eier legen.

Reis wird nur an der Küste angebaut und einiger weniger von den fest angesiedelten Wanjamuesi. Wo Reis zu kaufen ist, kommt er natürlich häufig auf den Tisch in trockengekochter Form.

Ein wohlschmeckendes Gericht ist Bomunda. Reismehl und reife Bananen werden zu gleichen Teilen in einem Holzmörser mittels des Mehlstampfers vermischt durchgearbeitet. Zu faustgroßen Klößen geformt, umwickelt sie der Koch mit frischen Bananenblättern und kocht sie einige Stunden. Diese Bomunda schmecken ausgezeichnet erfrischend, halten sich fünf bis sechs Tage und sind besonders für den Marsch geeignet.

Doch sehen wir, was uns Afrika bei einem besonders üppigen Mahl zu spenden vermag. Laden wir den Leser bei uns zu Tisch. Im Schatten einer mächtigen Akazie ist ein Sonnendach aus Laub und Stroh errichtet. Der zusammenklappbare Tisch ist zu Ehren der Gäste mit einem ganz neuen Stück weißen Baumwollenstoffes als Tischtuch belegt und mit blau und weiß emailliertem Tischgeschirr gedeckt. Wir sitzen in unsern Lehnstühlen und halten behaglich die Füße auf den Feldstühlen ausgestreckt. Hinter uns das Zelt zum Schlafen, die Warenzelte und diejenigen der Hauptleute, ringsum buntes, belebtes Lagertreiben. Über uns spannt sich ein Himmel, der nicht blauer wie unser

Sommerhimmel ist. Zuweilen ziehen leichte Wolken eilend dahin, vom Südostpassat getrieben, der Südwestmonsun reicht nicht weit ins Innere.

Vor uns liegt eine weite baumlose Ebene, die wir bis zum jenseitigen Hügelzug übersehen können, da das Lager etwas erhöht aufgeschlagen ist. Hier und da läßt sich in dem hohen Grase ein Antilopenkopf erblicken. Das klare Wasser schöpfen die Weiber am Rande der Ebene aus einer weiten Lache, die aber von Kaulquabben, Wasserinsekten und deren Larven wimmelt. Die größeren Lebewesen werden herausgefischt, die winzigen sind zu zahlreich, wir trinken sie mit, da sich auch ein Teil beim Durchseihen ins Glas hineingeschmuggelt hat. Parasitkrebse in einer dem Menschen gefährlichen Art kommen glücklicherweise in Ostafrika nirgends vor.

Seitlich hantiert der Koch Almasi und ruft endlich mit lärmender Stimme „Watoto, mpelekeni chakula" (Kinder, tragt das Essen auf). Mabruki, der eitle Mganda, Kipanja, der kleine intelligente Mjao, und Sadi, von einem menschenfressenden Stamme aus Manjuema am Kongo, der selbst schon Menschenfleisch genossen und grinsend erzählt, daß es sehr wohlschmeckend, „tamu", (süß, salzig, also pikant), alle drei eilen, in tadellos weiß gewaschene Hemden gekleidet, mit dem weißen Kopftuch, der Kilemba, in die Küche und beginnen geschickt zu servieren, eine Fähigkeit, welche sie sich erst nach mancher erhaltenen Ohrfeige angeeignet haben.

Der Leser wird über das Menu erstaunt sein, wobei wir noch ganz besonders darauf aufmerksam machen, daß mit Ausnahme der Gewürze, Pfeffer, Nelken, Muskatnuß, Lorbeerblätter, alles aus Afrika und zwar aus der nächsten Umgebung kommt, trotzdem wir uns vielleicht in der Nähe des Tanganika befinden. Selbst das Salz ist afrikanischen Ursprungs. Es muß auch gesagt werden, daß es nicht immer möglich und leicht ist, alle Nahrungsmittel in solcher Mannigfaltigkeit aufzutreiben. Heute aber ist es den Bemühungen des Koches und unsern Anstrengungen gelungen.

Zunächst Suppe: eine sehr kräftige Fleischbrühe mit Leberklößchen und Büffelmark (es wurde am Tage vorher ein junger Büffel zur Strecke gebracht).

Dann folgt gekochtes Büffelfleisch mit Gurkensalat. Vielleicht finden unsre Gäste, daß das Öl einen etwas eigentümlichen Geschmack

hat, es ist frisches Erdnußöl. In Europa ißt man es mehr wie einmal als Provenceröl. Am meisten werden sich die fremden Gäste über die Gurken wundern. Der Koch hat dieselben vor zwei Tagen im letzten Dorf gekauft. Im Geschmack sind sie von den unsern durchaus nicht zu unterscheiden. Die Gestalt ist eine andre. Sie haben die Form eines kleinen Gänseeies und sind mit nicht zu zahlreichen, ganz weichen Stacheln besetzt.

Nun folgt ein zweiter Gang: Büffelsteak, ausgezeichnet saftig, aber gut durchgebraten, denn das Fleisch hier englisch zu genießen, dürfte sich keineswegs empfehlen, da man zu leicht Parasiten einführen würde. Da wir gerade essen, sei nicht näher darauf eingegangen.

Unsre Gäste sind außerordentlich erstaunt über all dieses und sehen sich um, ob sie wirklich in Afrika sind, besonders, da Mabruki soeben frischen Spinat mit Setzeiern präsentiert. Dieser Spinat ist zwar kein Spinat, wie der eine Gast glaubt beschwören zu können, aber es sind frische junge Gurkenblätter. Es ist zu verwundern, daß man diese delikaten Blätter bei uns nicht genießt.

Am meisten Bewunderung erregen die kleinen fingerdicken, herrlich zubereiteten Bratkartoffeln. Zerkleinert man dieselben, so wird man jedoch darin einige feine harte Fasern finden und so erkennen, daß es ein andres Knollengewächs wie das vermutete ist. Die Neger nennen es Njumbu, es ist eine Konvolvulusart. Diese Wurzeln müssen zwei bis dreimal in stets frischem Wasser abgekocht werden, worauf sie ihren unangenehmen Terpentingeschmack ganz verlieren.

Das Getränk, welches wir vorzusetzen im stande sind, mundet ausgezeichnet. Es ist von süßsäuerlichem Geschmack und starkem, prickelndem Mousseux. Die trübe Farbe muß man übersehen. Es ist Met, den schon unsre trinksamen Vorfahren bereitet haben, ebenso wie man ihn auch heute noch in den deutschen und russischen Ostseeprovinzen und an der Nordsee zu bereiten versteht. Ein Teil Honig und sieben Teile Wasser werden mit Zusatz von etwas rotem Sorghum die Nacht über ans Feuer gestellt.

Als dritter Gang wird junges, sehr schön gebratenes Geflügel gebracht. Der Koch hat sich selbst übertroffen. Die Gäste nehmen das zarte Fleisch, das einen feinen Wildgeschmack zeigt und auf der Zunge zergeht, für Feldhuhn. Es sind Frankoline, dem Feldhuhn ähnliche

wilde Hühnervögel, welche Deutsch-Ostafrika in großer Menge beherbergt. Mit Salat können wir leider nicht dienen, dagegen mit vorzüglichen süßen Kartoffeln, welche ihre Güte dem Umstande verdanken, daß sie auf leichtem Sandboden gewachsen sind.

Das Kompott mundet ausgezeichnet. Die Gäste brauchen aber nicht zu erschrecken, wenn sie hören, daß es aus Tamarinden hergestellt ist, welche, wie wir schon hörten, durchaus nicht die Wirkung jener in Europa gebräuchlichen Präparate haben.

Als süße Schüssel folgt Omelette, mit Bananenkompott gefüllt, jedoch ohne Schnee, da merkwürdigerweise das Eiweiß der Hühnereier in Afrika sich nicht zu Schnee schlagen läßt. Es mag von der warmen Luft kommen. Zum Schluß gibt es kleine selbstbereitete Käse, die auch nicht verabscheut werden, der Kaffee stammt allerdings aus Arabien, daher, wo er am besten gedeiht, aus Mokka. Die Zigarretten dagegen kommen aus Ägypten, also auch aus Afrika.

Derartige lukullische Mahlzeiten stehen aber leider dem Reisenden selten genug zur Verfügung, und wollen wir dagegen berichten, wie es mit dem Essen unter den allerungünstigsten Verhältnissen bestellt ist. Morgens um sechs Uhr beim Aufbruch drei bis vier Sorghumbrötchen und ein Becher entsetzlicher brauner Brühe aus geröstetem Sorghum, Kaffee ist längst keiner mehr vorhanden. Nach einem Marsch von acht Stunden zwei Teller Suppe aus Sorghummehl, das ist alles, wenn's hoch kommt, noch ein paar wilde Früchte. Die Leute leben dann von gegrabenen Wurzeln, die sie kochen, und unreifen Früchten.

Für gewöhnlich besteht die Mahlzeit aus Hühnersuppe mit Sorghumgraupen, dann gebratenes Huhn mit Reis und süßen Kartoffeln, Bananenkompott, wo es Bananen gibt, gekocht aus reifen Bananen, Mehl und Eiern mit Zusatz von Zimt, ausgezeichnet schmeckend. Bananen erinnern auch unreif gekocht etwas an Kartoffeln und können wie diese in verschiedener bei uns gebräuchlicher Weise zubereitet werden. An Gemüsen herrscht fast allenthalben, wo viel Feldbau getrieben wird, Überfluß. Da sind verschiedene Hülsenfrüchte, die Njugu-maue (Voandzeida subterranea), eine Hülsenfrucht von doppelter Erbsengröße und ähnlichem Geschmack, Strauchbohnen, dieselbe Art wie die bei uns vorkommende, Schirokko (Phaseolus Mungo), in der Form grün getrockneten Erbsen ähnlich. Mit Essig gedämpft schmecken sie etwa wie

unsre Linsen. Verschiedene sehr wohlschmeckende Kürbisarten mit mehligem gelben Fleisch, welches in nichts an unsre übelriechenden und übelschmeckenden Kürbisse erinnert. Deren junge Blätter und auch die Blüten liefern feine Gemüse. An den Geschmack der süßen Kartoffel muß man sich erst gewöhnen. Auch verträgt sie der Europäer nicht bei ununterbrochenem Genuß. Man muß zuweilen damit aussetzen. Maniok kommt in Deutsch-Ostafrika überall in der nicht giftigen Art vor, indem er keinen bitteren Milchsaft enthält. Durch Auslaugen in Wasser läßt sich derselbe übrigens entfernen. Roh genossen erinnert der ostafrikanische Maniok an Haselnüsse ohne Fettgeschmack. Der Maniok kann in denselben Formen wie unreife Bananen genossen werden. Brötchen aus dem Mehl bereitet sind sehr zäh und nicht jedem angenehm, ebenso auch der dicke Ugallibrei, welcher durchscheinend ist. Aus Maniok wird das bei uns jetzt so beliebte Tapioka gewonnen.

In Afrika findet man überall an schattigen Stellen ein Knollengewächs, welches an der Ostküste Uanga genannt wird. Es ist Pfeilwurz-arrowroot (Maranta arundenacea). Die Wurzeln liefern das bekannte wohlschmeckende Stärkemehl, welches bei uns ziemlich teuer ist. Die Kultivierung dürfte besonders leicht und ergiebig sein, da die Pflanze wild in ganz Afrika verbreitet ist und häufig vorkommt. Die Gewinnung der Arrowroot ist sehr einfach. Die Wurzelknollen, welche rund, auf einer Seite abgeplattet sind, werden abgewaschen und auf einem Reibeisen, die Schwarzen nehmen rauhe Baumrinde, gerieben. Die breiige Masse wird durch ein feines Mulltuch unter oftmaligem Nachschütten von Wasser durchgeseiht. Das Stärkemehl läuft mit dem Wasser ab und setzt sich sofort zu Boden. Um den sehr giftigen bitteren Milchsaft, welcher im Wasser leicht löslich ist, zu entfernen, bedarf es nur fünf- bis sechsmaligen Schwemmens, um den bitteren Geschmack ganz verschwinden zu lassen. Hat man das Mehl in der Sonne getrocknet, so ist das Arrowroot fertig. Das zu Brei gekochte Mehl ist außerordentlich nahrhaft und für Dysenteriekranke und für Rekonvaleszenten mit verdorbenem geschwächten Magen von unschätzbarem Wert.

An Fleischnahrung ist in Deutsch-Ostafrika ebenfalls kein Mangel. Neben Hühnern findet man fast überall Ziegen und Fettschwanzschafe, Rinder bei den viehzuchttreibenden Stämmen, den Massai, Dschagga und ähnlichen Stämmen, bei den Wagogo, Wahähä, Mahenge und den

Wakonde am Nordende des Nyassasees und den Wassukuma am Viktoria-Njansa, sowie den übrigen Stämmen an diesem See bis zu den Warundi nördlich vom Tanganika, deren Land jedoch noch gar nicht erforscht ist. Die Stämme an der ganzen Küste entlang, ebenso die echten Wanjamuesi treiben nirgends Viehzucht. Unter ihnen sind es eingewanderte Wahuma oder Watusi, wie sie dort genannt werden, welche Rinder züchten. Die Rinder gedeihen nicht überall, da sie leicht zu Malariafieber geneigt sind. Man sei deshalb auch sehr vorsichtig mit dem Genuß der rohen Milch oder nehme sie am besten nur gekocht, denn dieselbe ist unzweifelhaft Träger des Fiebers. Die Kühe geben nirgends viel Milch, ein bis höchstens drei Liter, was schon als außerordentlich viel angesehen wird. Es liegt dies an der ungeeigneten Behandlung und schlechten Fütterung. Die Milch enthält nur sehr wenig Fett, so daß man von einem Liter kaum einen halben Theelöffel voll gewinnt. Dasselbe wird durch Schütteln in Flaschenkürbissen aus saurer Milch gewonnen. Man verkauft sie in kleinen Schachteln aus Rinde, sehr fest genäht, im Gewicht von fünf bis zehn Pfund. Der Geschmack der Butter ist immer ranzig, sehr schlecht, kann daher zur Bereitung der Speisen nur nach sehr starkem Abkochen verwendet werden. Die Schwarzen im Innern verwenden sie merkwürdigerweise nie zum Essen, sondern nur zum Salben des Körpers und der Haare, sowie zum Einreiben der als Kleider dienenden Häute. Das fast geschmack- und geruchlose Öl der Arachis ersetzt sehr gut die mangelnde Butter.

Wild ist in manchen Gegenden im Überfluß und bildet bei Reisen oder auf Stationen einen wesentlichen Bestandteil der Nahrung und ist äußerst wichtig als Fleischzukost für die Leute von Expeditionen. Auf Stationen wird es nur kurze Zeit in Betracht kommen, da es dort immer bald abgeschossen sein wird. Dagegen ist wildes Geflügel allenthalben in großer Menge vorhanden. Wir sehen, Afrika bietet selbst schon genug des Guten nach dieser Richtung, daß es nur Zeitverschwendung wäre, sich mit Versuchen zum Anbau europäischer Gemüse, welche nur gelegentlich als Delikatesse angebaut werden sollten, zu befassen.

Von Mpapua durch Ugogo zur Mgunda Mkali.

Zwischen dem Gebiete der Massai im Norden und Uhähä im Süden liegt das Land Ugogo. Östlich begrenzt von Usagara, westlich von der sogenannten Mgunda Mkali. In einer Meereshöhe von 900—1000 m im Osten steigt es allmählich bis zu 1500 m im Westen an, indem sich dort an der Grenze der Mgunda Mkali eine Terrassenerhebung von 2—300 m aufbaut. Auf seiner ganzen Ausdehnung ist das Land flach.

Verlassen wir Mpapua auf dem alten Karawanenwege, so führt der schmale Saumpfad bald in die hohen Granitberge von Tschunio, deren Hauptmasse rechts am Wege liegt. Kahle, oft grotesk geformte Kuppen, mit dürftiger Busch- und Baumvegetation, unter denen hauptsächlich Dorngewächse vorkommen, sind durchaus nicht geeignet, das Bild der Landschaft reizvoller zu machen, und wenn auch in der Regenzeit alles grünt und sproßt, so gewinnt man doch nicht den Eindruck von üppiger Vegetation. Die Karawanen verlassen meist im Juni und Juli die Küste und passieren Ugogo während der trockensten Zeit. Glühend brennt die Sonne dann auf die Felsen des Tschuniopasses, und wie aus einem Backofen strahlt die Hitze von den kahlen, hellgrau-, rosa- und hellvioletten Steinen zurück. Kein Bach, kein Rinnsal, das auch nur einen Tropfen Wassers zum Löschen des schrecklichen Durstes darböte. Müde und keuchend steigen die Träger langsam bergan, bis ein anstrengender Marsch von sieben bis acht Stunden die Paßhöhe erreichen läßt, Tschunio. An einem trockenen, von Felsgeröll und Treibsand erfüllten Bachbett, dessen Ufer stachliger Busch und krüppelige Bäume einsäumen, wird das Lager aufgeschlagen. Die meisten Träger

Feste Mpapua. Nach einer Originalphotographie.

beginnen, von brennendem Durst gequält, in dem mit Kies untermischten Sand nach Wasser zu graben, mit einem Holze die Erde auflockernd, wie beim Kopalsuchen. Langsam, viel zu langsam, auch für unsern Durst, sickert das begehrte Naß durch, gierig setzen wir den Becher an die Lippen und trinken in vollen Zügen das rötlich und trübe gefärbte warme Wasser. Leider löscht es den Durst nur schlecht, es ist bitter, salzig und enthält Natron. Und mit dieser greulichen Brühe müssen wir uns für die ganzen nächsten Tage versehen, denn es geht nun durch die Marenga Makali (Marenga heißt in Ugogo = Wasser, Kali bedeutet scharf, bitter, auch böse, tapfer, wütend), das „bittere Wasser". Auch hier finden wir während der Regenzeit natronhaltiges Wasser, daher die Bezeichnung, in der trockenen Zeit aber gar keines, was um so schlimmer ist, als wir durch das ganze Gebiet einen Marsch von zehn bis dreizehn Stunden vor uns haben. In der Nacht um drei Uhr bricht die Karawane auf, alle disponiblen Gefäße, Kochtöpfe, Flaschenkürbisse, leere Weinflaschen, Konservenbüchsen werden mit Bitterwasser gefüllt, und vorwärts geht es. Die Träger leisten Unglaubliches, sie legen den ganzen Weg, oft ohne unterwegs zu lagern, mit sechzig bis achtzig Pfund auf den Schultern oder dem Kopfe zurück. Wenn man gesund und bei Kräften ist, so kann es der Europäer ganz gut aushalten, es ist eine tüchtige Marschleistung durch trostlosen Busch, lichten Wald ohne alles Laub, am roten Boden gelbes Gras, darüber ein blauer, fast wolkenloser Himmel und eine Sonne, welche die Absicht zu haben scheint, alle Lebewesen zu schmoren. Wenn man aber krank ist, wie es dem Verfasser beim Durchwandern dieser Einöde passierte, so steht man Höllenqualen aus. Vom Fieber, welches ihn in Mpapua zwei Tage fast besinnungslos ans Lager gefesselt hatte, geschüttelt, durch Dysenterie aller Kraft beraubt, schon beim nächtlichen Marsch vom Durst geplagt, welcher durch die Natronlauge nicht gestillt werden konnte, mußte er den Martergang antreten. Unter schrecklicher Anstrengung, Abmattung und Durst erreichte er Ugogo.

Die Marenga Makali wird, trotzdem sie keine Wüste ist, von den Karawanen als eine der schlimmsten Passagen auf der ganzen Strecke bis zur Küste betrachtet. Die ganze Strecke ist mit Busch und lichtem Wald bestanden, abwechselnd mit Savannen- und Grasflächen, kleine Hügelrücken und Granitkuppen tauchen hier und da auf, und manchmal

fehlt es der Gegend sogar nicht an einer gewissen Anmut. Selbst üppigen Uferwald finden wir an einigen staubtrockenen, versandeten Regenbächen, aber eines fehlt, das Wasser. Es hält sich nirgends, wenn auch nach der Regenzeit einzelne Strecken sogar unter Wasser stehen und die Regenbäche während fünf bis sechs Tagen gelbe und rotgefärbte trübe Fluten durch ihr Bett dahinwälzen. Nirgends findet man beim Nachgraben Wasser und so verbieten sich Ansiedelungen ganz von selbst. Nur Wild aller Art und Strauße beleben die öde Wildnis. Der Mensch eilt möglichst schnell hindurch, auch wenn in der Überschwemmungsperiode Wasser genügend vorhanden ist, den Durst zu stillen, denn dieser ist es nicht allein, welcher zu fürchten ist. Eine Menge Raubgesindel macht die Wege unsicher, von Süden kommen die Wahähä, wenn sie hören, daß große Karawanen durchzuziehen beabsichtigen. Umherschweifende Massaibanden, welche auf Viehraub in Ugogo ausgezogen sind, lassen die Gelegenheit nicht vorüber gehen, und die Wagogo sind immer unterwegs, um zu stehlen und zu morden. Sogar die sonst so harmlosen Wasagara wagen es zuweilen, in der Maske von Wagogo, sich an den fremden Wanderern zu vergreifen. Sehr selten kommt es übrigens vor, daß ganze Karawanen angefallen werden, immer nur ermattete Nachzügler, oder wenn die Karawane allzuweit auseinandergezogen ist, kleinere Abteilungen aus der Mitte. Wenn dann auf das Angstgeschrei der Überfallenen, Niedergestoßenen und Beraubten Hilfe herbeieilt, dann haben die Räuber mit ihrer Beute längst das Weite gesucht. Auch Weiber und Kinder werden häufig geraubt. Diese Unsicherheit wird noch mehr wie der Durst gefürchtet.

Als die Karawane des Verfassers in Loato angekommen war, ging es erst nach zwei Ruhetagen weiter, da der Marsch durch die Mgunda Mkali natürlich auch für die Träger sehr anstrengend ist. Hier wurde noch kein Hongo gezahlt und so ging es nach zwei Ruhetagen weiter, zunächst durch einförmig sich hinziehende Stoppelfelder von unendlicher Ausdehnung. Zuweilen ein einsamer Baobab, der in seiner Kahlheit den trostlosen Eindruck der Gegend nur noch erhöhte. Große Herden weidender Rinder naschen gierig die nahrhaften trockenen Sorghumstengel. Hier und da einige Tembe, die einzige Hüttenform Ugogos. Der Blick schweift in weite Ferne bis zum Horizont, über Gelände, flach wie eine Tischplatte. Nur am Horizont erheben sich einige kobalt-

blaue Berge, die sich aber später als kaum 50 m hohe Hügel erweisen. Wenn man nicht von den nackten Gestalten der Schwarzen umgeben wäre, könnte man sich in dem eisig kühlen Morgen, es war bei Sonnenaufgang nur 9° C, bei dem scharfen Südostwinde einbilden, durch eine froststarre Winterlandschaft zu ziehen. Auch die vor Kälte starren Finger, welche kaum die Büchse umklammern können, erinnern keineswegs daran, daß man sich in den Tropen befindet. Die rote Erde, der Laterit, ist steinhart, wie gefroren. Dürre spärliche Halme schwanken vom Wind getrieben hin und her. Staub und trockene Blätter wirbeln auf. Hier und da eine kahle Mimose, einige graue Büsche, gegen welche der Wind Halme andrückt, kein grünes Blättchen, auf dem das Auge ausruhen könnte, alles grau und rot und darüber ein blendend leuchtender, man möchte fast sagen, Winterhimmel. Wir kommen bald an grotesken Granithügeln und -Felsen vorüber, die wie erratische Blöcke aussehen. Es sind die Trümmer jenes uralten Gebirgsstockes, der zweifellos einst Ostafrika durchzogen hat. Sandführende Winde haben den Fels angegriffen, daß es den Eindruck macht, als sei er vom Wasser ausgewaschen. Wenn wir nach kurzer Rast weiterziehen und die höher steigende Sonne mit ihrer Hitze den winterlichen Eindruck, wenn auch nicht ganz, verwischt, so treten wir bald in jenen für Ugogo und Uhähä so charakteristischen Dornbusch, der durch sein graues Einerlei zur Verzweiflung treiben kann. Nur 3—4 m hoch, stellenweise von einigen hohen Bäumen und vielen Baobab überragt, stellt dieser Busch ein gleichförmiges, undurchdringliches Dickicht dar aus grauen, mastigen Dorngewächsen und Euphorbienarten. Grau das Holz, rot der Boden, im afrikanischen Sommer dagegen alles eine grüne feste Mauer. Nur das Rhinozeros bahnt sich Wege hindurch, und der Karawanenpfad, gerade breit genug, um einen belasteten Träger durchzulassen, der alle Augenblicke mit seiner Last hängen bleibt, folgt teils den Wildpfaden, teils ist er durchgehauen. Nur der ununterbrochene Karawanenverkehr macht, daß der Pfad nicht wieder verwächst. Kein Lufthauch ist zu spüren, die Hitze ist eingeschlossen und liegt brütend auf dem Wege. Erleichtert atmet alles auf, wenn man wieder freie Fläche vor sich hat, auf welcher die Luft zwar auch vor Hitze zittert, aber man spürt wieder den kühlenden Südostpassat. Weiterhin wandern wir durch eine Mbuga von Flötenakazien, über ausgetrockneten Schlammgrund und holprigen

Weg, dann kommt vielleicht lichtes Gehölz und die immer wiederkehrenden Granitkuppen und Felstrümmer, in der Ferne zeigen sich flach am Boden ausgebreitete Tembe inmitten weiter Felder, und wir müssen hier wieder nach kaum zweistündigem Marsche lagern, um Hongo zu zahlen. Wenn wir durch die nördlichen Gebiete Ugogos wandern, so finden wir dort unendlich weitgedehnte Salzsteppen, wie z. B. bei Djanguira und Kunduku. Nur niederes Gras, nicht ein einziger Strauch bis zum fernsten Horizont. Dort in der Ferne einige Höhenzüge. Kleine Wasserlachen sind mit Salz- und Natronlösung gesättigt und Salzkrusten setzen sich, wie Eis, an den Rändern an. Der Rand solcher Steppen, etwas erhöht, zeigt immer eine üppigere Vegetation, stark entwickelte Baobab und Sykomoren an den Regenbächen, welche zum Teil geradezu prachtvollen und großartigen Uferwald bilden, mit wunderbaren Baumformen und prächtigen Durchblicken. Doch dies findet sich nur vereinzelt. Auch die großen, sehr lichten Hyphaenepalmenhaine am Rande jener Steppen dürfen nicht als charakteristisch für Ugogo genommen werden. So wie wir es auf dem kurzen Marsche kennen lernten, ist das Land durchschnittlich beschaffen. Es macht einen rauhen, höchst unangenehmen Eindruck. Die Luft ist immer von Staub erfüllt. Die Sandhosen des Massailandes fegen auch hier über die Erde, und auf dem ganzen Lande liegt jahraus jahrein jener unangenehme Brandgeruch, hervorgebracht durch brennenden Rindermist, welcher, innerhalb der Tembehöfe angezündet, durch seinen stinkenden Qualm den Rindern am Abend und in der Nacht einigen Schutz gegen die Moskitos gewährt. Man sieht die Tiere dann immer den dichsten Qualm aufsuchen. Die Nächte sind kalt und immer windig. Wenn man den unteren Zeltrand nicht ganz dicht mit Haufen von Gras belegt und diese mit Steinen oder Erdschollen beschwert, so weht der oft stürmische Wind das ganze Bett fingerdick voll Sand und Staub, reißt auch wohl manchmal das ganze Zelt um. „Pole pole moto“ (Achtung auf das Feuer) ist in den Lagern Ugogos ein immer wieder gehörter Ruf, denn allzuleicht geraten die Strohhütten der Träger in der Nacht bei dem starken Wind in Brand. So unangenehm das Land, so unangenehm sind seine Bewohner, die Wagogo. Dieser Stamm ist zweifellos mit den Wasagara und den Wasukuma am Viktoria-Njansa verwandt. Es sind ziemlich hellfarbige Neger, mit rundlichen Köpfen und leicht

Wagogo. Nach einer Originalphotographie.

geschlitzten Augen und sehr negerhaften, unsympathischen und geradezu frechen Zügen, von mitteler Gestalt und muskulöser, wie die Wahähä, mit denen sie keine Ähnlichkeit zeigen. Sie haben äußerlich wenig Ursprüngliches behalten und ahmen die Massai in ihrer Tracht nach. Wie diese, gehen die Männer nackt, nur mit einem kleinen Ziegenfelle, von der Größe eines Bogens Schreibpapier, um die Hüften, welches nicht nur die Blößen nicht verdeckt, sondern durch die Art, wie es getragen wird, dazu beiträgt, den Eindruck der Nacktheit zu erhöhen. Sehr sonderbar sehen die dreieckigen Lederstückchen aus, welche sie hinten tragen, nicht als Bekleidung, sondern um sie beim Niedersetzen unterzuschieben. Die Waffen sind diejenigen der Massai, doch haben die Speere eine etwas andre Form, wie sie bei den südlichen Massai, Wahumpa genannt, gebräuchlich sind. Die Klinge ist nur anderthalb bis zwei Spann lang und stark handbreit. Der Schaft erreicht die Länge eines Meters und der Speerschuh ist nie länger wie zwei Spann. Der Schild ist ebenso wie der der Massai geformt und bemalt. Der echte alte Ugogoschild ist in den Umrissen dem der Massai zwar ähnlich, aber bedeutend schmaler und niedriger und nie bemalt. Die echte Ugogolanze dagegen ist kaum noch zu finden, ein $1{,}_{25}$ m langer Schaft, welcher unten, abgesetzt in Spannlänge, verdickt, ebenso aber etwas dicker da, wo die Spitze befestigt ist. Diese hat eine myrtenblattförmige kurze Klinge an oft $^1{}_2$ m langem Eisenstiel. Dieser Speer wurde von den alten Wagogo geschleudert. Pfeil und Bogen waren allgemein gebräuchlich, jetzt sieht man diese Waffe nur bei den alten Leuten.

Die Weiber hüllen sich, wie die Küstennegerinnen, in Tücher bis unter die Achsel oder lassen den Oberkörper nackt. Die dazu verwendeten Stoffe sind immer sehr gut, manchmal sogar kostbar und werden durch den Hongo in Ugogo eingeführt. Die Männer tragen solche Stoffe ebenfalls, aber nur im Kampf, von den Schultern herabwallend, oft drei bis vier aneinander gebunden, meterlang auf der Erde nachschleifend. Das erste, was ein Mgogo thut, sei es Männlein oder Weiblein, der solchen Stoff erhält — und sei er noch so kostbar, aus Seide, mit Gold und Silber durchwoben, schimmere er in den schönsten harmonischsten Farben — besteht darin, denselben in Erdnußöl zu tauchen und mit roter Erde einzureiben. Ein schmieriger, unangenehm

duftender Fetzen wird daraus gemacht. Die Wagogo haben sonderbare Gewohnheiten bei ihrer Toilette, indem sie sich mit menschlichem Urin einreiben und dann mit warmem Wasser abwaschen. Es erzeuge eine schöne Haut, sagen sie, und thatsächlich ist die Haut der Wagogo von einer samtartigen Zartheit. Nach der Behandlung mit Urin wird der ganze Körper mit Erdnuß- oder Rizinusöl gesalbt und dann mit roter Erde eingerieben, wodurch eine Hautfarbe entsteht, welche an diejenige der amerikanischen Rothäute erinnert. Dies Einreiben mit roter Erde ist es aber nicht, was eigens betont werden muß, das die frühere erwähnte, hellere Hautfarbe bedingt. Die Wagogo haben infolge dieser eigenartigen Hautbehandlung einen sonderbar muffigen Geruch, der sich schon von weitem bemerkbar machen kann, noch ehe der Mann sichtbar wird, selbst auf 300—400 m, wenn der Wind gut steht. Man kann diesen Geruch jedoch durchaus nicht als Gestank bezeichnen. Er ist genau derselbe, welcher alten, lang eingepackten ethnographischen Gegenständen anhaftet.

Den Charakter der Wagogo können wir am besten erkennen, wenn wir ihn in seinem Benehmen Karawanen gegenüber beobachten. In einer der zahlreichen Niederlassungen des Landes erscheint in der Ferne ein Handelszug arabischer Kaufleute. Die Händler pflegen sich in Mpapua zu vereinigen, um in möglichst großer Anzahl das unangenehme Land zu passieren. Sobald sie von den Wagogo des betreffenden Gebietes bemerkt werden, strömen die nichtswürdigen Tagediebe herzu, von allen Seiten, die meisten ostentativ ohne Waffen, nur mit einem ihrer Spazierstöcke versehen, nur einige tragen ihren Speer, andre wenige sind in voller Kriegsausrüstung. Schreiend, lärmend und ein rohes gemeines Lachen ausstoßend, stürmen sie herbei, der eine oder der andre läuft durch die Reihen der Karawane, es kommt ihm gar nicht darauf an, einen der müden Träger umzurennen, daß polternd dessen Last zur Erde stürzt, und wenn der Kochtopf des Armen dabei in Scherben geht, so freut sich der Missethäter. Seitwärts stehen einige und machen die denkbar unanständigsten Gebärden, treten auch wohl unmittelbar an einen der Araber heran, drehen sich um und betrachten ihn, sich vorbeugend, zwischen ihren gespreizten Beinen hindurch. Vor die Spitze der Karawane treten ein paar junge Bengel in den Weg und gehen so langsam, daß der Zug stockt und kaum von der Stelle kommt. Ein andrer bearbeitet gleichzeitig mit dem Trommler, mittels seiner kleinen

Keule, dessen Trommel. Von einer andern Seite nähert sich ein Wagogo langsam einem Träger und entreißt ihm plötzlich sein neues Kopftuch, für welches sich der Arme vielleicht ein Huhn hat kaufen wollen. Ein paar kleinen Jungen kommt es nicht darauf an, mit dem Bogen, auf welchem sie einen stumpfen Vogelpfeil gelegt, zu schießen, wenn die Sehne auch nur ganz wenig gespannt wird, so schmerzt es doch.

Einige junge Krieger, welche, wie es noch häufig Sitte ist, ein großes mit Öl und roter Erde gefülltes Tuch auf einer Schulter zusammengeknotet haben, führen die Karawane nunmehr querfeldein, eine halbe Stunde weit über die hohen Reihenfelder dahin, wo die Sonne am heißesten brennt und das Wasser am weitesten entfernt ist, kein Baum, kein Strauch bietet Schatten, aber den Wagogo gefällt's so, dort müssen alle Karawanen lagern und den Tribut, den Hongo, „Mahongo", wie die Wagogo sagen, entrichten.

Die Wagogojugend, die bald überdrüssig geworden ist, die Fremden zu quälen, zieht sich zurück. Der Karawanenführer muß nun eine Abordnung zum Häuptling senden, mit einigen Geschenken, bunte Stoffe von gutem Wert, um die Erlaubnis zu erwirken, daß die Unterthanen Lebensmittel verkaufen, und daß Wasser geschöpft werden darf. Wasser ist in Ugogo sehr wenig in der trockenen Zeit vorhanden, kaum so viel, daß es für die Wagogo und ihre großen Herden ausreicht. Sie geben es daher nicht umsonst, es muß jeder Tropfen gekauft werden, mit weißen Perlen oder weißen Stoffen. Eifersüchtig werden die Brunnen bewacht. Wehe dem Mjamuesiträger, der es wagen wollte, ehe der Häuptling die Erlaubnis erteilt hat, oder ohne Bezahlung zu schöpfen. Erbarmungslos wird der Arme niedergestoßen. Ob ihn der Durst plagt, ob er Zahlung leisten will, gleichviel, er wird niedergeschlagen.

Kommen mehrere bewaffnet und wollen, von schrecklichem Durst getrieben, Gewalt anwenden, um zum Wasser zu gelangen, ertönt sofort der Kriegsschrei „u—u—u—i!" so wie die Hyäne heult. Von allen Seiten eilt Hilfe herbei, ein Gefecht entspinnt sich, die Träger werden ins Lager gejagt, ein Grund, um den Hongo zu erhöhen, ist gegeben. Meist ist der Häuptling von Mittag ab betrunken, und so wird es gewöhnlich Abend, ehe er bei Besinnung die Erlaubnis zum Verkauf und Wasserholen erteilt.

Das Wasser wird in Brunnen geschöpft, Löcher, welche oft 10 m tief in Trichterform ausgegraben sind, oft in Gestalt weiter Schächte, und hier und da findet man es in unterirdischen Felsspalten, dann in großer Menge. In den gegrabenen Löchern sickert es als Grundwasser oft recht langsam nach. Ist die Erlaubnis zum Wasserverkauf freigegeben, so lassen es sich die liebenswürdigen Herren Viehtreiber, die Wagogo, oft nicht nehmen, ehe sie die Fremden herzulassen, ihre großen Herden zu tränken, stundenlang kann das dauern.

Im Lager herrscht äußerst reges Leben. Die Wagogoweiber erscheinen mit allen möglichen Lebensmitteln im Überfluß, Sorghum, Eleusine, Honig, Milch, Pombe, Gemüse, Gurken, Hülsenfrüchte und Hühner. Nur Bananen, Mais und Reis gibt es nicht in Ugogo. Die Männer bringen Ziegen, Schafe, ein Unternehmer schlachtet ein Rind, meist ein altes oder ein krankes Tier, oder eine Kuh, welche nicht kalben will. Er findet reißenden Absatz, innerhalb einer halben Stunde ist nichts mehr von dem Schlachtvieh übrig, die Haut trägt der Mann nach Hause.

Das Benehmen der Wagogo im Lager ist empörend. Sie stehen zu Dutzenden um die Zelte, schauen indiskret hinein, reißen womöglich ein paar Pflöcke aus, um die Leinwand in die Höhe zu heben und hineinzusehen, über die Zeltstricke europäischer Reisenden stolpern sie absichtlich, ganze Banden, einer nach dem andern, zehn, zwanzig Laffen. Ins Zelt treten sie ein, setzen sich auf Stühle und Feldbetten, d. h. wenn sie nicht hinausgeworfen werden, zwischen zwei miteinander Sprechenden gehen sie patzig hindurch, stoßen auch den einen oder den andern. Sie bieten Lebensmittel an, nach unendlich langem Handeln ist man einig, da erklärt der Unverschämte einfach, er habe bloß ein Spiel treiben wollen. Alle Augenblicke erhebt sich ein Tumult, einer der Wagogo hat etwas gestohlen, und bei Dunkelwerden heißt es auf der Hut sein, fast, allnächtlich kommen sie angeschlichen zum Stehlen, manchmal gelingt es ihnen, dann schleppen sie ganze Ballen mitten aus dem Lager. „Uganga" sagen die Wanjamuesi, welches die Diebe unsichtbar macht, Unachtsamkeit der Wachen nennen wir es. Wird aber einer der Diebe ertappt und niedergeschossen, so ist's auch gut, Zwistigkeiten gibt es deswegen niemals. Wohl aber kann es kommen, daß die Häuptlinge dem Europäer verboten haben, Vögel und Wild zu schießen, das sei wegen

Zauber und brächte Unglück. Schießt man dennoch, so muß gleich mehr Hongo gezahlt werden. Die Wagogo sind ein gemeines Gesindel, die Galle läuft dem Weißen jedesmal über, wenn er sich auch nicht alles gefallen läßt.

Am nächsten Tag nach dem Eintreffen beginnen die Verhandlungen wegen des Tributes. Endloses Gerede, hundertmaliges Hin- und Herlaufen, aus dem Lager zum Häuptling, vom Häuptling ins Lager, Ärger, Chikanen, Aufenthalt, bis der Hongo erpreßt ist. Ganze Zeugballen, Gewehre, Pulver, Zündhütchen und Messingdraht werden dem Häuptling übergeben, bis er und seine Berater zufriedengestellt sind. Das absichtliche Hinhalten lohnt sich, die Händler werden mürbe. Auch das Gute hat es, daß die Unterthanen viel Produkte verkaufen können. So kommt es, daß der Durchzug durch Ugogo einen, selbst zwei Monate dauert, denn ein Häuptling macht es wie der andre. Anders könnte man in acht bis zehn Tagen ganz gemächlich hindurch wandern.

Die Häuptlinge haben übrigens fast immer die Macht und auf die eventuelle Unterstützung ihrer liebenswürdigen Kollegen zu rechnen. Die ganze Gesellschaft ist solidarisch, so daß es nichts helfen würde, dem einen zu entrinnen. Um so sicherer läuft man den andern in die Hände. Die Wagogo haben auch auf anderer Seite, von der man es nicht vermuten sollte, Bundesgenossen, nämlich bei den Wanjamuesiträgern. Die weltbewegende Macht des Magens kommt hier zu vollster Geltung, hier bewältigt dieselbe sogar das Entsetzen, denn Furcht kann man's nicht mehr nennen, was den zitternden Mjamuesi durchzuckt, wenn er nach Ugogo kommt. Aber sein Magen ist stärker wie die blasse Furcht. Der Überfluß nämlich des Landes, der „Uhondo", welcher fast jahraus jahrein vorhanden ist, bietet dem gierigen Mjamuesi so viele gastronomische Genüsse, daß diejenigen der Heimat kaum in Betracht kommen. Er würde daher sehr ungehalten sein, wollte man ihm nicht Zeit lassen, davon zu profitieren, und oft genug sind es die eignen Träger, welche den Weitermarsch weigern, wenn der Hongo zu schnell geregelt ist. Die Trauben hängen für den Träger zudem hier sehr niedrig, er braucht nur den Mund zu öffnen, d. h. die Last, in welche er gemeinsam mit den Kameraden seinen Lohn eingepackt hat. Da wird nicht gespart, alles wird verzehrt, nichts bleibt übrig. Wenn ein Mjamuesi in der Heimat anlangt mit seinem Gewehr und mit 4—5 m Stoffen oder gar noch mit einem bunten Tuch, dann gilt er als ein „Mlumme", als ein Mann,

der seine Leidenschaften zu bezwingen weiß. Die meisten sind aber kein Mlumme, sie kommen, wenn nicht etwa mitgezogene Weiber den Lohn zusammenhalten, genau so arm in der Heimat an, wie sie ausgezogen sind, mit Bogen und Pfeil, oft nur noch mit einer Lanze und mit einem ebenso schmutzigen Hüftentuch, wie sie es beim Ausziehen besaßen. Aber was thut's, den „Uhondo" hat man gegessen, wenn man nicht daran gestorben ist. „Kuwimba", schwellen, nennt man es, diese gemeinste Todesart, die sich ein Mensch anthun kann. „Totfressen" muß man das Wort in diesem Sinne übersetzen. Wer es nicht selbst gesehen hat, hält es nicht für möglich, daß sich ein Mensch totfressen kann. Man denke sich einen Menschen, der so lange und so viel ißt, bis er kr —, stirbt, oft schon nach vierundzwanzig Stunden. Sogar die Schweine thun sich so etwas nicht an. Sie hören auf zu fressen, wenn sie satt sind. Doch halt — ein Analogon finden wir auch bei uns. Auf welchem Standpunkt stehen jene Menschen, welche eine Eß- oder Trinkwette eingehen und auch daran zu Grunde gehen. Der Mjamuesi wettet aber nicht einmal, die reine Gierde veranlaßt ihn zu jenen ungeheuren Mahlzeiten.

Da wird zuerst Ugalli gekocht, dazu Milch literweise getrunken, Honig genossen, alles verschwindet im Handumdrehen, dann wird ein Huhn gekocht und mit Bohnen verzehrt. Gemüse, Rind-, Ziegen- und Schaffleisch werden bereitet, wenn ein Topf geleert ist, kommt der andre aufs Feuer, vom Morgen bis zum Abend wird ununterbrochen ge — fressen und Pombe dazu getrunken. Die Folgen stellen sich bald ein, Leibschmerzen und Übelkeit, vergebens sucht sich der Mann Luft zu schaffen. Er trinkt, von Durstgefühl geplagt, Wasser und macht es dadurch noch schlimmer. Er kann weder brechen, trotz aller Reizmittel und Übelkeit, noch purgieren. Nun stellen sich Schmerzen ein, die immer schrecklicher werden, der Bauch bläht sich auf, daher die Bezeichnung „Kuwimba", schwellen. Nun beginnt das Geschrei und Gejammer „Maijo, Maijo, nafimbivoa nafua, nafua", Mutter, Mutter, ich schwelle an (passiv), ich sterbe, ich sterbe. Und er stirbt wirklich. Da hilft kein Brechmittel, kein Rizinusöl mehr, der Leib schwillt immer höher an, Atemnot tritt ein, die Schmerzen werden immer rasender und nach vierundzwanzig bis dreißig Stunden ist der tierische Fresser tot, unter schrecklichen Qualen verendet. Aus Mund, Nase und dem After treten breiige Speisemassen noch ganz unverdaut heraus. Unter den Wanjamuesi geht die Sage,

daß diese Leute unter den Achseln platzten. Der Verfasser hat selbst wiederholt auf diese Weise zu Grunde gegangene Neger gesehen. Ungeheurer Ekel ist der Eindruck vor dem menschenunwürdigen Thun. Derartiges kommt aber nicht etwa selten vor, etwa zwei vom Tausend sterben regelmäßig auf dem Marsche durch Ugogo am „Kuwimba".

Dezimiert aber werden die Karawanen von den schwarzen Blattern, welche fast regelmäßig in den großen nach dem Innern reisenden Zügen auftreten. Schutzmaßregeln werden nur insofern getroffen, als die Kranken abseits lagern müssen. Auf dem Marsche sieht man sie immer mitten unter den Gesunden. Sie sind schon von weitem daran kenntlich, daß sie sich in ein großes Baumwollentuch vom Kopf bis zu den Füßen einhüllen.

Dem Verfasser war dieser Umstand nicht bekannt, als er nach dem Innern wanderte; er sah auf dem Marsche durch Ugogo, wo sich eine große Karawane vereinigt hatte, wiederholt solche Gestalten vor sich herschwanken. Eine derselben brach plötzlich so unvermittelt vor ihm zusammen, daß er, um nicht zu stolpern, darüber hinwegschreiten mußte. Ärgerlich wandte er sich um und blickte — in das Antlitz eines Sterbenden, der über und über mit schwarzen Blattern bedeckt war. In Afrika wird man abgestumpft. — Keiner nahm sich seiner an, die Nachfolgenden wichen einfach aus und in der Nacht haben ihn die Hyänen gefressen, welche in Ugogo außerordentlich häufig sind und nicht geschossen werden dürfen wegen eines Aberglaubens der Wagogo; sie nehmen an, daß die Seelen Verstorbener in Hyänen einwandern, weil diese den Körper fressen. Die Wagogo begraben ihre Toten nicht, sondern werfen sie in den Busch oder Wald, wie die Wanjamuesi, den Hyänen zum Fraß. Nur Häuptlinge der Wagogo werden in hohlen Baobab bestattet. Eine andre Krankheit fordert in den Karawanen jährlich ebenso viele Opfer, wie die schwarzen Blattern, die Dysenterie oder Blutruhr. Die Schwarzen sterben meist sehr schnell daran, besonders auf dem Marsch, weil sie durchaus keine Diät halten und körperliche Anstrengung dabei sehr gefährlich ist.

Langsam ziehen die Karawanen ihres Weges durch Ugogo dahin, oft zur Stärke von 2000—3000 Mann vereint, alle finden Sättigung und auch die Vorhergehenden und die Nachfolgenden. Wenn man die jährlich auf sechs bis sieben verschiedenen, ziemlich nahe bei einander liegenden Wegen durch Ugogo ziehenden Menschen auf 400000 — 500000 Köpfe schätzt, so dürfte diese Ziffer nicht zu hoch gegriffen sein, eingerechnet natürlich

den Hin- und Rückweg. Welche ungeheure Produktionsfähigkeit muß demnach das Land haben, zumal wenn man bedenkt, daß auch die Eingeborenen von ihren Erzeugnissen leben. Dabei kommt es noch oft genug vor, daß die Häuptlinge riesige Vorräte aufspeichern. Als der Verfasser im Jahre 1880 bei der Einnahme von Mdaburu in Ugogo teilnahm, konnte er sich selbst davon überzeugen, wie viel Getreide dort aufgestapelt in der Tembe lag. Das Tembe Mdaburu hatte eine große Ausdehnung. Das Umfassungstembe maß 200—300 m im Geviert und innerhalb desselben waren eine Menge andrer errichtet. Der Karawane, in welcher der Verfasser marschierte, hatten sich eine Menge andre angeschlossen, so daß sie im ganzen 2500 Köpfe zählen mochte. Diese Leute lebten während acht Tagen von den Vorräten des eroberten Mdaburu und verproviantierten sich dort für weitere zehn Tage durch die Mgunda Mkali. Von allen Seiten strömten Wagogo, Männer und Weiber, oft viele hundert Köpfe stark, zehn bis vierzehn Marschtage lang hinzu, zu vielen Tausenden, und holten Korn. Ein arabischer Gouverneur, welcher sich in der Nähe Mdaburus nach der Eroberung dieses Ortes festsetzte, schöpfte für seine dreihundert Leute einen Getreidevorrat für ein ganzes Jahr und konnte noch die Aussaat damit bestreiten. Wie unrichtig ist daher die Behauptung, der Neger könne keine Vorräte aufspeichern, da er nicht genügend arbeite oder weil die Vorräte durch Insekten zerstört würden. Letzteres trifft allerdings manchmal zu, indem ein winziger Käfer die Körner zerfrißt. Wir haben in Ugogo einen glänzenden Beweis dafür, daß der Neger in großem Maßstab arbeiten und produzieren kann, wenn er geschützt wird und seine Produkte verwerten kann, wie dies in Ugogo der Fall ist.

Es wird dem Leser schon aufgefallen sein, daß wir von sehr großen Karawanen gesprochen haben, welche alljährlich das Land durchwandern, und wenn wir nun noch mitteilen, daß diese Karawanen meist mit ziemlich vieler Munition versehen sind, so muß es merkwürdig erscheinen, daß sich dieselben derartige Mißhandlungen ihrer Leute, wie die geschilderten, und enorme Tributerpressungen gefallen lassen. Das hatte seine guten Gründe. Wenn wir von der orientalischen Unentschlossenheit absehen, welche alles gehen läßt, wie es will, so lagen die Verhältnisse folgendermaßen: In den Küstengebieten forderten einzelne Häuptlinge früher auch Wegezoll oder Hongo, dieses konnten die Araber aber sehr bald

abstellen. Es standen ihnen zu viele Wege offen, welche durch Gebiete führten, deren Häuptlinge völlig machtlos waren, und Wasser und Nahrungsmittel fanden sich überall. Die Häuptlinge waren uneinig und spielten die arabischen Karawanen sogar mehr wie einmal gegeneinander aus. In Ugogo lagen die Dinge anders, dort war der Wassermangel allein schon ein derartiges Machtmittel, daß die Eingeborenen im Besitze der Brunnen die Fremden zu jedem beliebigen Tribut zwingen konnten. Der Durst ist ein schlimmer Feind, dem man sofort unterliegt, ein Tag genügt, um den grimmigsten Wüterich zum gefügigen Lamm zu machen. Die Wagogo waren sich dieses Vorteils wohl bewußt, und da sie auch wußten, daß die Hinterländer nur durch ihr Gebiet zu erreichen waren, so entstand durch die Interessengemeinschaft bald eine Art stillschweigende Solidarität; niemand ließ man durchziehen, ohne daß Tribut entrichtet war. Die Araber mußten zahlen, und da ihre Träger eine traditionelle Furcht vor den Wagogo haben, so konnten sie ihretwegen nicht Gewalt anwenden, sämtliche Träger würden entlaufen sein und sie ganz der Willkür der Wagogo preisgegeben haben. Mittel zu eigner Streitmacht standen den meist kleinen Händlern nicht zu Gebote. Der Sultan von Sansibar wollte ebenfalls nichts dagegen thun, denn die Araber sagten mit Recht, wenn wir die Wagogo besiegen, was uns nicht schwer werden würde, so wäre das Land entweder in eine Einöde verwandelt, die zwar in höchstens zehn Tagen passiert werden könnte, aber dahinter liegt die Mgunda Mkali, eine ebenfalls zehntagelange Wildnis, das macht zwanzig Tage durch menschenleere Gegend, für Trägerkarawanen aber unmöglich zu durchwandern. Sollten aber in die verwüsteten Distrikte Wahähä aus dem Süden oder Massai aus dem Norden einwandern, so wäre die Sache noch schlimmer. Die Wahähä wären mit Tributforderungen noch unverschämter, und die Massai ließen uns gar nicht hindurch. Ertragen wir daher das kleinere Übel, um unsern Handel aufrecht zu erhalten und lassen alles beim alten, „Inschallah!“

Und so blieb es beim alten, bis endlich die Tributforderungen doch gar zu hoch wurden, fünfzehn bis selbst zwanzig Prozent, das konnte der Handel nicht mehr vertragen, und so entschloß sich Said Bargasch, einen Mann mit der Aufgabe zu betrauen, die Wagogo allmählich zu zwingen, ihre Ansprüche etwas herabzumindern. In Uko-

nongo in Unjamuesi saß schon seit vielen Jahren ein Schwarzer aus dem Mrima, Namens Muini Mtuana. In ewigen Kämpfen mit den Wanjamuesi hatte er sich einen gewissen Namen gemacht, durfte es übrigens seiner Schulden halber nicht wagen, zur Küste zu ziehen. Muini Mtuana hatte aus Mangel an Bargeld in der letzten Zeit keine Munition mehr kaufen können und sich aus Ukonongo zurückziehen müssen. Er siedelte sich an der äußersten Westgrenze Ugogos an und erlangte schließlich von Said Bargasch eine jährliche Unterstützung zur Bekämpfung der Wagogo. Er fiel zunächst über Mdaburu her, östlich von seiner Ansiedelung gelegen. Er zerstörte die Tembe der Wagogo von Mdaburu, vermochte aber dessen Quikum, d. i. die Residenz, nicht einzunehmen. Der Verfasser befand sich damals gerade in Konko in Ugogo, sieben Stunden östlich von Mdaburu mit der großen vereinigten deutschen, belgischen und arabischen Expedition. Muini Mtuana bat um Hilfe, die nicht verweigert werden konnte, weil die Lage zu jener Zeit eine derartige war, daß sonst die ganze Karawane der Gefahr ausgesetzt gewesen wäre, monatelang liegen zu bleiben und sich dann durch Massendesertion der Träger aufzulösen. Mit Unterstützung der deutschen und belgischen Expedition gelang es, den Häuptling Mdaburu zu vertreiben. Später vermochte Muini Mtuana auch noch den Häuptling von Konko zu verjagen, aber damit war auch alles geschehen. Muini Mtuanas Energie reichte nicht weiter und an Stelle der Wagogo erhob er nun Tribut, was ihm zwar unter der Bedingung, daß derselbe nur ganz mäßig bleiben sollte, gestattet worden war. Über die Grenzen der Mäßigkeit hatte aber Muini Mtuana Begriffe, welche sogar noch über diejenigen der Wagogo hinausgingen, und so mieden die arabischen Händler ihren Glaubensgenossen ängstlicher wie die Wagogo und umgingen sein Gebiet in weitem Bogen.

Im Jahre 1883 begannen für die Wagogo schwere Zeiten, indem die südlich wohnenden Wahähä zum Teil aus eignem Antrieb, zum Teil durch die Mafiti gedrängt, allmählich nach Norden zogen und in Ugogo eindrangen, eine Menge Ansiedelungen zerstörten und die Häuptlinge zur Tributzahlung zwangen. Sie umstellten in der Dunkelheit die einzelnen Tembe und stießen dann den Kriegsruf u—u—i aus. An den Thüren postiert, stachen sie dann die herausstürmenden Wagogo nieder, zündeten die Tembe an und trieben die Rinder als Beute fort und schleppten die

Weiber und Kinder als Sklaven mit. Diese Invasion scheint aber Ende 1886 gänzlich zum Stillstand gekommen zu sein, denn es ist nichts mehr von einem weiteren Vordringen der Wahähä bekannt geworden. Von wesentlichem Einfluß mögen unsre siegreichen Kämpfe an der Ostküste gewesen sein.

Eine unsrer nächsten und Hauptaufgaben wird sein, in Ugogo militärische Stationen anzulegen und jede, auch die geringste Ausschreitung dieser unleidigen Wagogo mit eiserner Strenge niederzuschlagen, überhaupt ganz schonungslos gegen die Frechen vorzugehen. Wie notwendig dies ist, zeigen nicht nur die übereinstimmenden Klagen aller europäischen Reisenden, arabischen Händler und der Wanjamuesi, sondern auch die Schwierigkeiten, welche jenes anmaßende Volk in unberechtigter Weise dem Handel bereitet. Wir müssen in kurzer Zeit dahin kommen, von den Wagogo Tribut und Steuern zu erheben, anstatt wie bisher immer selbst Durchgangszoll oder Hongo zu zahlen. Das entschiedene Vorgehen des Dr. Peters gegen die Wagogo kann daher gar nicht genug anerkannt werden.

Die Mgunda Mkali.

Die Mgunda Mkali ist ein Gebiet, welches alle Karawanen zwischen dem Tanganika und den mittleren Häfen der Ostküste durchwandern müssen. Es ist eine Busch- und Waldeinöde, ohne Wasser in der trockenen Zeit, aber zuviel in der Überschwemmungsperiode. Doch dies Zuviel dauert nur wenige Tage. Es fließt sehr schnell ab, wird vom Boden aufgesogen und verdunstet. Die Grenzen der Mgunda Mkali sind schwer zu bestimmen. Man kann nur sagen, sie liegen zwischen Ugogo und Unjamuesi. Nordwärts verliert sie sich in Utaturu und Ukimbu, südwärts in Uhähä und Ukonongo. Die längste Richtung verläuft nord-südlich. Die Breite ist ebenso schwer wie die Länge genau zu bestimmen. Als der Verfasser im Jahre 1880 durch das Gebiet hindurchwanderte, brauchte die Karawane volle neun Tage, um von der letzten menschlichen Ansiedelung in Ugogo die erste westwärts wieder zu erreichen. Auf dem Rückwege lagen zwischen den entferntesten Ansiedelungen auf fast genau demselben Wege nur fünf Tagemärsche. Es hatte eine teilweise Neubesiedelung stattgefunden. Täglich marschiert man wenigstens acht bis zehn Stunden, um die Mgunda Mkali schnell zu passieren und die weit auseinander liegenden Wasserplätze zu erreichen. Die Mgunda Mkali war früher auf ihrer ganzen Ausdehnung bevölkert. Überall findet man Spuren alter Ansiedelungen, die Reihenfelder, welche noch viele Jahrzehnte sichtbar bleiben und große Granit- und Gneisreibsteine, die untrüglichen Zeichen alter Besiedelung. Die meisten Dörfer mußten nach Aussage der Eingeborenen wegen eintretenden Wassermangels aufgegeben werden. Die Ursache dieser Erscheinung können wir uns

heute noch nicht erklären. Weite Strecken dagegen wurden durch Kriege der Eingeborenen unter sich entvölkert und diese werden, sobald sich die Verhältnisse ändern und die Wasserverhältnisse es gestatten, immer wieder besiedelt. Daher auch die wachsende Ausdehnung der Mgunda Mkali. Für den Pagasi (Träger) ist die Mgunda Mkali eine Gegend, an die sich nur unangenehme Erinnerungen knüpfen. In Gewaltmärschen geht es hindurch. Vom Sonnenaufgang bis zum Abend wird marschiert, todmüde, halb verschmachtet kommt man im Lager an, das Wasser muß erst gegraben werden aus sandigen Fluß- oder Bachbetten. Langsam sickert es zu, und jeder bewacht es eifersüchtig in der Nacht mit geladenem Gewehr, damit es niemand stiehlt. Ein andermal wird in der Nacht aufgebrochen. Im Dunkeln geht es den schmalen Pfad entlang, alle Augenblicke stoßen die Leute mit dem nackten Fuß an Steine, Wurzelstücke oder fallen über querliegende Äste und Stämme. Am Tage die glühende Sonne, am Nachmittag die Mattigkeit, der Träger kann seine Last kaum noch schleppen, er möchte am liebsten liegen bleiben, um zu schlafen, aber das geht nicht, er muß vorwärts, er muß ins Lager. Wehe ihm, wenn er zu weit zurückbleibt, er fällt umstreifendem Raubgesindel, welches in der sicheren Voraussetzung, ermüdet Zurückgebliebene zu finden, am Wege lauert und ihnen die Last abnimmt, sie auch wohl totschlägt, zum Opfer. Dann kommt gegen Ende des Marsches durch die Mgunda Mkali der Hunger. Die Pagasi erhalten Lebensmittel für zehn Tage, mehr kann der Mann neben der Last für den eignen Bedarf nicht schleppen. Die meisten haben die Ration schon am fünften, spätestens sechsten Tage aufgezehrt. Die übrige Zeit müssen sie hungern, wenn sie nicht von einem sparsam mit Lebensmitteln umgehenden Kameraden gegen Tauschwaren zu teuren Preisen etwas davon erstehen können. Da sie selbst Schuld an solchem Hunger tragen, so murren sie nicht. —

Von Ugogo aus steigen wir zur Mgunda Mkali eine Terrasse hinan, von welcher wir schon im vorhergehenden Kapitel gehört haben. Sie ist aber nicht überall steil, wie von Mdaburnu aus, wo wir westwärts allmählich hinansteigen, so daß wir uns dessen kaum bewußt werden. Die Träger dagegen mögen es an der für den betreffenden Tag schwereren Last wohl merken.

Wir treten von nun an in eine wesentlich andre Vegetation ein, indem der häßliche Dornbusch Ugogos plötzlich, nachdem wir die Terrasse erstiegen haben, verschwunden ist. Wir sind in dem weit verbreiteten „Pori", dem lichten Wald, dessen Gebiet in Deutsch-Ostafrika ganz Unjamuesi, die Länder um den südwestlichen Viktoria-Njansa und im Süden bis herunter zum Nyassa. Zum Teil sind auch die Abhänge der Küstengebirge mit Pori bestanden. Der Pori bedeckt ungefähr 60% der Oberfläche in seinem Verbreitungsgebiet und bietet eines der langweiligsten Vegetationsbilder, die man sich denken kann. So weit das Auge reicht, so lange der Marsch dauert, immer dasselbe lichte Gehölz. Die Bäume, deren Stämme selten Leibesumfang erreichen, stehen weitschichtig, ihre flachen schirmartigen Kronen bieten mit der dünnen Belaubung keinen Schatten, das meist niedere Unterholz ist spärlich verteilt. Nur an feuchteren Orten, da, wo der Boden etwas locker ist, steht es dichter. Der Baobab wird immer seltener und haben wir die Mgunda Mkali zu zwei Drittel durchwandert, so ist er ganz verschwunden. In Unjamuesi finden wir ihn nicht mehr. Eschenartige Baumformen herrschen vor. Mimosen und Akazien stehen an Depressionen des Bodens, da, wo nach der Regenzeit am längsten Wasser stehen bleibt. Nur die zahllosen Termitenhügel, oft 5—6 m hoch bei einem Umfang von 20 m, sind mit einer dichteren Vegetation bestanden, sie haben eine eigne Flora, Pflanzen, die man nur auf ihnen findet. Wenn wir im August hindurchziehen, der Zeit, während welcher die meisten Karawanen passieren, so ist der ganze Himmel mit einem lichten Grau überzogen, vom Höhenrauch der Brände herrührend. Die Sonne schimmert als schwach blendend weiße Scheibe durch und die ganze Luft ist mit leichtem Brandgeruch erfüllt, während der ziemlich heftige Südostpassat hier und da Asche und Kohlenteilchen von Gras und Laub in Augen und Nase treibt.

Der ganze Wald hat sich in Grau gehüllt, die Stämme der weitstehenden Bäume sind grau und graue Äste strecken sie gen Himmel, grau ist auch der Boden, oder wo Laterit ansteht, von einem unangenehmen toten Rot, das Gras niedergebrannt und kein einziger grüner Fleck bietet dem Auge einen Ruhepunkt. Sonst zeigen auf stundenweite Strecken halbverkohlte umgesunkene Baumstämme und schwarz-

gebrannte Grasstrünke, die einzige Farbenabstufung. Der Boden ist auffallend rein und nur selten Astwerk und Stämme darauf zu finden. Im dürren Wald herrscht Totenstille, kein Vogel, kein Insekt gibt einen Laut von sich, auch ihnen ist es zu warm, denn trotz des bedeckten Himmels herrscht eine ungeheure Hitze, welche aber wegen ihrer Trockenheit durchaus nicht schwül und drückend ist. Ist der Reisende, durch Fieber nervös gemacht, lange Zeit durch solchen Bestand marschiert, so kann er geradezu melancholisch werden.

Wenn wir auf dem schmalen Pfad stundenlang dahingegangen sind, so müssen wir uns eine Rast gönnen und lagern uns auf die Erde im Schatten eines Termitenhügels. Jetzt bemerken wir erst, daß es im Pori der Mgunda Mkali doch mehr Leben gibt, wie wir auf den ersten Blick vermuteten. Denn am Boden bewegt sich etwas, was mit einem Male spurlos verschwunden ist, so sehr wir unser Auge anstrengen, auf dem ganz glatten und rissellosen Boden etwas zu entdecken, es ist unmöglich. Wir verhalten uns wieder ruhig und blicken, an ganz andre Dinge denkend, immer noch auf jene Stelle, da bewegt sich's wieder, wie aus Erde entstanden, und nun haben wir ihn auch, den Erzschwindler, einen kleinen Käfer. Er sieht zum Totlachen aus, wie ein Lumpensammler hat er sich behängt mit winzigen Holz-, Stroh- und Laubstückchen, einigen Lehmkrümchen. Über und über ist er damit bedeckt, mit feinen Fäden hat er den Plunder an seinem Leib befestigt. Er thut es zu seinem Schutz und erreicht auch vollkommen, was er beabsichtigt, denn wir haben vorhin selbst gesehen, daß er sich unsichtbar machen kann. In seiner närrischen Maskerade ist er vom Erdboden nicht zu unterscheiden. Wir streifen ihm sein lumpiges Röcklein ab, es geht gar nicht einmal so leicht, so lose die Fetzen auch zu haften scheinen, und lassen ihn laufen. Höchst indigniert macht er sich eilig in seiner schwarzen Nacktheit aus dem Staube und schlüpft unter einiges Laub. Binnen kurzem wird er sich mit einem neuen Anzug versehen haben. Dort humpelt mit schwerfälligem Gang ein schwarzer rundlicher Käfer heran, dessen Oberfläche mit kleinen ringförmigen, wenig erhabenen Zeichnungen versehen ist. Er kann in seiner Unbeholfenheit leicht gefangen werden. Wir finden, daß der Hinterleib, Flügel und der Torax zu einem einzigen, fast steinharten

Panzer verwachsen sind, an dem auch die ersten Ansätze der Beine wie angelötet erscheinen. Der Kopf allein ist beweglich. Dieser harte Panzer ist sein Schutz, Vögel vermögen ihn nicht zu zerbeißen und für kleine Säugetiere scheint der Käfer nicht appetitreizend zu sein, sonst liefe er nicht so ungeniert umher. Daß ihn der Neger zu Schmucksachen verwendet, zu vielen Exemplaren an einer Schnur aufgereiht, scheint seiner Sippe noch nicht zum Bewußtsein gekommen zu sein, sonst würde er sich etwas vorsichtiger benehmen und nicht mit Vorliebe die Pfade als Landstraße benutzen. Wenn wir noch einen andern schwarzen kleinen Rüsselkäfer ins Auge fassen von ebenso rundlicher Gestalt, so haben wir außer den Ameisen eigentlich alles, was dem Reisenden während der trockenen heißen Zeit ins Auge fällt. Die andern Insekten leben zu verborgen, als daß sie den flüchtig Durcheilenden zu Gesicht kämen. Wer sich dafür interessiert, muß sich ganz speziell damit abgeben. Anders aber verhält es sich mit den Ameisen, welche uns überall begegnen. Und gerade während wir noch an unserm Termitenhügel Rast gehalten, erblicken wir drei große 12—13 mm lange Ameisen von kräftigem, gedrungenem Bau. Ihre Farbe ist ein glänzendes Schwarz, wie von Brombeeren. Es ist eine Patrouille von Raubameisen, welche aus einer kleinen Öffnung hervorgekrochen sind. Wanatafuta Wita (sie suchen Krieg) erklärt einer unsrer schwarzen Begleiter. Und in der That, das kleine Gesindel befand sich auf dem Kriegszuge. Emsig laufen die drei Ameisen, sich zu weilen betastend, umher, als suchten sie etwas, und ziehen dann, über Ästchen, Grashalme und Bodenunebenheiten kletternd, in der Richtung nach einer etwas tiefer gelegenen Stelle. Es dauert ziemlich lange, ehe sie eine etwa 60 m weite Strecke zurücklegen. Endlich scheinen sie gefunden zu haben, was sie gesucht. Bei noch ziemlich feuchten, streichholz- bis bleistiftdicken frischen Röhren weißer Ameisen oder Termiten blieben sie stehen. Die weißen Termiten, welche in Afrika alles zerstören, sind überall zu finden. Sie haben die Röhren gebaut, um im Schutze derselben ihr Zerstörungswerk an trockenem Holz, ihrer Nahrung, zu vollenden. Unsre drei Späher betasten vorsichtig die Röhren, stecken dann die Köpfe zusammen, sich mit den Fühlern verständigend, worauf sie eilig im Laufschritt den Rückzug

antreten. Dann verschwinden sie in einem kleinen Loch. „Warte nur ein wenig, Herr", und du wirst sonderbare Dinge sehen, sagte einer der Leute. Nach etwa fünfzehn Minuten ergießt sich ein Strom von vier- bis fünfhundert der schwarzen kleinen Räuber aus einer fingerdicken Öffnung. In fünf Zentimeter breitem Zuge geordnet, folgen sie einem Führer auf demselben Wege, den vorher die Patrouille genommen hatte. Als die Schar etwa eine 15 m lange Strecke zurückgelegt, nahm einer der uns begleitenden Neger behutsam den Führer weg. Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich der Ameisen, indem sie ein leises zirpendes Quietschen ertönen lassen, dem man deutlich die Erregung anmerkt. Wahrscheinlich bringen es die Insekten durch Aneinanderreiben ihrer Mandibeln hervor. Auf weiter wie einen Schritt Entfernung ist es jedoch nicht mehr vernehmbar. Alles läuft durch- und übereinander, der ganze Boden in der Nähe wurde abgesucht von ausschwärmenden Ameisen, man betastet sich gegenseitig und das Gezirpe will kein Ende nehmen. Alle sind offenbar sehr erzürnt. Endlich kommt etwas Ruhe in den Haufen, es wird still, die Suchenden kehren zurück, nach allgemeiner Beratung ordnet sich die Kolonne zum Rückzug in der Richtung nach dem Bau.

Als der Zug der Ameisen eine kurze Strecke auf dem Rückwege gelaufen war, setzte der Schwarze den Führer wieder mitten unter die Ameisen. Sofort entsteht wieder eine womöglich noch stärkere Erregung und das schwache Gequietsche ertönt lauter und lebhafter noch als zuvor. Wieder läuft und wimmelt alles drunter und drüber, der Zurückgekehrte wird von allen Seiten betastet und im Nu hat sich die Nachricht dem ganzen Haufen mitgeteilt. Jeder will den Führer betasten und sich selbst von der Wahrhaftigkeit des Vernommenen überzeugen. Es dauert eine ganze Weile, ehe sich die Unruhe legt. Nun ordnet sich der Zug wieder und setzt sich zu unserm Erstaunen wieder in der frühern Richtung hin in Bewegung. Der Führer mußte also einer der Späher gewesen sein. Da die andern sämtliche den Weg nicht kannten, so hätten sie ohne Führer nichts ausrichten können. In der Nähe der ausgekundschafteten Röhren angelangt, stockt der Zug, und die Räuber erheben ohne ersichtliche Veranlassung das schon mehrmals vernommene Gequietsche und Gezirpe. Die Hinteren drängen eilig

nach vorn, so daß auf einige Augenblicke eine Phalanx entsteht, und zuletzt stürzt der Kriegshaufe in breiter Front auf die Röhren, reißt dieselben mit scharfen Bissen auf, und jeder bemächtigt sich so schnell wie möglich dreier bis vier Termiten, dieselben wie ein Bündel in den Zangen haltend. Die hastige Eile ist übrigens notwendig, denn die entkommenen Termiten sind sehr schnell in unzähligen kleinen Löchern in der Erde verschwunden. Der Überfall dauert nur wenige Minuten, und siebzig bis hundert der Räuber sind leer ausgegangen. Ganz widerstandslos haben sich übrigens die Termiten nicht in ihr Schicksal ergeben. Ihre Soldaten, 9—10 mm große Exemplare mit mächtigem braunen Kopf, weißen Hinterleibern und unverhältnismäßig großen Zangen, setzen sich zur Wehr. Manche der schwarzen Ameisen lag mit abgebissenem Kopf oder Hinterleib auf der Walstatt oder hatte den Verlust eines oder mehrerer Beine zu beklagen. Hier und da zerrt noch ein Soldat der Termiten an einer verwundeten Ameise, bekommt jedoch den Garaus gemacht von beispringenden Kameraden der Ameisen. Da keine Termiten mehr zu sehen sind, ordnet sich der Zug wieder, und nachdem der Bau erreicht ist, verschwinden alle im Innern des Hügels. Hinter den Beutebeladenen schleppen sich mühsam die Verwundeten, von den Leerausgegangenen eskortiert, welche geduldig stehen bleiben oder antreiben, wenn's gar nicht mehr gehen will. Manchmal schleppen sie sogar einen Schwerverwundeten. Die Getöteten werden alle, ob ganz oder in Stücken, mitgenommen. Nimmt man den vordersten, der auf dem Rückzuge sehr oft wechselt, weg, so wird derselbe nach einiger unbedeutenden Unruhe dennoch weiter fortgesetzt.

Diese schwarzen Ameisen finden sich übrigens in ganz Deutsch-Ostafrika, nicht nur in der Mgunda Mkali verbreitet. Doch wenden wir uns wieder andern Dingen zu.

Die Lagerplätze in der Mgunda Mkali liegen sehr weit auseinander, und es werden für den Marsch ins Innere wegen des Wassers immer dieselben Stellen eingehalten. Auf weitem Umkreis sieht man dann Hütten oder deren verbrannte Überreste. Auch bleichende Gebeine findet man hier und da, aber nie viele. Wenn man in Berichten liest, daß ganze Haufen derselben zu sehen sein sollen, welche den Weg

einfassen, so ist dies eine starke Übertreibung schon deswegen, weil die Hyänen die Leichname verschleppen und mit Ausnahme der Schädeldecke und der Backenknochen alle andern Knochen menschlicher Leichname auffressen. Die vorgefundenen Gebeine rühren nicht etwa von getöteten Sklaven her, wie man manchmal in Schauergeschichten berichtet, sondern es sind fast ausnahmslos solche von Schwarzen, welche den Blattern oder der Dysenterie erlegen sind.

Es ist eigentlich zu verwundern, daß nicht mehr Raubanfälle in der Mgunda Mkali vorkommen, denn es ist nichts leichter, als die ganz unbeschützten Leute, welche oft so weit voneinander entfernt sind, daß zwanzig bis dreißig Minuten vergehen können, ehe andre zu Gesicht kommen, zu überfallen. Ganze Karawanen sind nur sehr selten überfallen worden, darunter auch eine europäische. Dieser Überfall hat eine höchst merkwürdige Vorgeschichte, welche erwähnt zu werden verdient. Im Jahre 1878 machte sich der französische Missionär Abbé Debaize auf, reich mit Mitteln von der französischen Regierung ausgerüstet. Er sollte eine Reise quer durch den ganzen Kontinent zur Kongomündung unternehmen behufs Studien zu Missionszwecken. Leider starb Debaize in Ujiji, nachdem er geisteskrank geworden war. Anzeichen seiner geistigen Störung machten sich schon bald nach Antritt der Reise bemerkbar. Debaize gab in diesem Zustande leider Veranlassung zur Ermordung des englischen Missionärs Pennrose in der Mgunda Mkali. Als nämlich Debaize auf seinem Marsche die Mgunda Mkali passierte, begegnete ihm in der Nähe des sogenannten Tschaiasees, eines Wassertümpels, der allerdings während der Regenzeit größere Wassermengen in jedoch sehr seichtem Bette aufweist, der Unjamuesi Ruga-Ruga Maganga als Abgesandter seines Häuptlings Njungu, mit einer Botschaft an einen andern Häuptling. Maganga war wegen seiner tollkühnen Tapferkeit weit und breit berühmt und eine populäre Persönlichkeit. Debaize hatte schon Wunderdinge von der Grausamkeit, Raub- und Mordlust solcher Ruga-Ruga (Krieger, Räuber, Schnapphähne, Wegelagerer) gehört. Als er des Maganga und seiner sechs Gefährten ansichtig wurde und man ihm mitteilte, daß dies Ruga-Ruga seien, geriet er in die höchste Aufregung, und trotzdem die Ruga-Ruga auch nicht die

leiſeſten Anzeichen von feindſeligen Abſichten kundgaben, ſondern eiligſt ihres Weges ziehen wollten, befahl Debaize ſeinen Leuten, ſich ihrer Waffen zu entledigen und nur mit Stöcken ausgerüſtet die Ruga-Ruga gefangen zu nehmen. Dieſe faßten die Sache nicht ernſt auf, als ſie ſich von einer Bande unbewaffneter Leute umzingelt ſahen, und fanden es nicht der Mühe wert ſich zu verteidigen. Sie wurden jedoch entwaffnet und mit auf den Rücken gebundenen Armen ins Lager geſchleppt. Debaize wollte ſeine Gefangenen nach Unjanjembe bringen, um ſie dem arabiſchen Gouverneur zur Beſtrafung zu übergeben. Maganga und ſeine Genoſſen, welche manches in Unjanjembe auf dem Kerbholze hatten, erklärten aufs beſtimmteſte, unter keinen Umſtänden ſich bewegen zu laſſen dorthin zu gehen, da ſie ſicher ſeien, in Unjanjembe eines qualvollen Martertodes ſterben zu müſſen. Man möge ſie lieber an Ort und Stelle erſchießen, wenn man ſie nicht freigeben wolle. Sie ſeien Ruga-Ruga und bereit zu ſterben. Es muß nun allerdings zugegeben werden, daß zu jener Zeit das Ruga-Ruga-Unweſen in höchſter Blüte ſtand und die Ruga-Ruga ſich die unerhörteſten Schandthaten zu ſchulden kommen ließen. Debaize mochte daher in ſeinem Wahne glauben, nur einen Akt der Vergeltung zu üben, wenn er die Ruga-Ruga hinrichten ließe, und verurteilte ſie zum Tod. Seinen Leuten erteilte er den Befehl, die Hinrichtung zu vollziehen. Einmütige Weigerung derſelben war die Antwort. Nun geſchah das Unglaubliche, daß Debaize eigenhändig mit ſeinem Revolver die Gefangenen einen nach dem andern niederſchoß. Eine derartige That konnte nur im Wahnwitz begangen worden ſein. Der Wahnſinn kam ſpäterhin auch immer mehr zum Ausbruch, bis der Arme in Ujiji am Fieber ſtarb. Die Folgen ſollten für den engliſchen Miſſionär Pennroſe verhängnisvoll werden.

Njungu, der Häuptling des ermordeten Maganga, ſchwor nun, daß der erſte Europäer, welcher die Mgunda Mkali durchwanderte, von ihm getötet werden ſolle. Dieſer erſte war der Engländer Pennroſe, welcher zufällig in der Nähe derſelben Stelle, wo die Ruga Ruga von Debaize erſchoſſen worden waren, ermordet wurde. Er hatte es übrigens ſeinem eignen Dünkel zu verdanken, daß man ihn totſchlug, er meinte, mit einem Winchester bewaffnet, könne er ein

ganzes Heer von Ruga Ruga in Schach halten, und wollte seine Leute nicht bewaffnen. Die Bande, die ihn überfiel, bestand nur aus etwa zwanzig halbwüchsigen Jungen. Noch heute kann man Spuren des Kampfplatzes sehen, feuerfeste Ziegelsteine, welche der Engländer zur Errichtung eines Backofens viele Tagereisen weit ins Innere schleppen wollte. Die Bekehrung der Heiden kostet eben viel Geld. —

Jetzt scheinen für die Mgunda Mkali bessere Tage angebrochen zu sein, denn wie schon erwähnt, findet von Westen her eine allmähliche Neubesiedelung statt. Zweifellos wird dieselbe größere Dimensionen annehmen, wenn durch die deutsche Invasion sichere Zustände geschaffen sein werden und unter deutschem Schutz die Eingeborenen in Ruhe und Frieden ihr Feld bestellen werden können, soweit dies die ungünstigen Klima- und Bodenverhältnisse dieses öden Gebietes zulassen.

Tabora.

Schon beim Betreten der Mgunda Mkali rufen sich die Träger auf dem Marsch zur Aufmunterung die Namen des Reiseziels Tabora gegenseitig zu, und in dem Maße wie man sich demselben nähert, wiederholt sich der Ruf immer häufiger. Wenn der Ruf Tabora den ermüdeten Träger anfeuert, so erscheint auch dem Europäer Tabora als das Gelobte Land, wo es endlich Ruhe, zu essen und vor allem viel zu trinken gibt, wo man sich nach wochenlangem Staub und Schmutz endlich wieder einmal ordentlich waschen kann, denn auf dem Marsch durch die berüchtigte Gegend ist jeder froh, wenn er genügend Wasser zum Trinken hat, und verzichtet für zehn bis zwölf Tage gern auf die süße Gewohnheit der täglichen Reinigung, auch wenn er in der Farbe durch Schmutz und Sonnenbrand seinen schwarzen Begleitern immer ähnlicher zu werden droht.

Mit Freuden begrüßen die Wanderer den Anblick der ersten Dörfer, welche bis auf drei Tagereisen Entfernung östlich von Tabora übrigens erst in den letzten Jahren errichtet worden sind, seitdem das Ruga-Ruga-Unwesen einiger berüchtigter Häuptlinge eingeschränkt worden ist. Eilig durchziehen die Karawanen diese Dörfer, die Träger beseelt freudige Zuversicht, denn in Tabora ist das Ende der Reise erreicht. Für den ermüdeten europäischen Wanderer hält Tabora auf den ersten Anblick und nach dem ersten Eindruck, was ihm oft von dem Gelobten Land der Wanjamuesi vorgesungen wurde. Um so eher, als nach den letzten Wochen die Ansprüche des Reisenden sehr bedeutend herabgestimmt sind. Schon der Anblick des weiten, sehr flachgedehnten Thales, der mit jungem Laub bedeckten, wenn auch spärlich vorhandenen Bäume und Büsche ist ein erquickender. Der herrliche Duft, den

rhododendronartige weiße Blüten ausströmen, thut wohl, nachdem man so viele Tage nichts als das ewige Grau des verdorrten Buschwaldes, gelbe versengte oder vom Feuer ganz schwarz gebrannte Grasstrünke und den Staub der Karawanenstraße gesehen hat. Auch das Verhalten der Bevölkerung steht in angenehmem Gegensatz zu dem der wilden Wagogo, welche den Fremdling ununterbrochen in ihrer dreistfrechen Weise anstarren, während hier überall wenigstens die Form gewahrt bleibt und die Eingeborenen ein sogar unterwürfiges Benehmen an den Tag legen. Dieser günstige Eindruck wird aber bald einem entgegengesetzten Platz machen, wenn wir zu längerem Weilen genötigt sind und die Herrlichkeiten des Ortes durchgekostet haben. Wir würden dann immer mehr auszusetzen finden.

Tabora, welches unter 3° südlicher Breite und 33° östlich von Greenwich liegt, ist keineswegs eine Stadt nach unsern Begriffen. Sie bildet einen Komplex zahlreicher kleinerer oder größerer Gehöfte mit arabischen Tembe, Negerhütten und Häusern mit Giebeldächern dort angesiedelter Küstenleute, alle ganz unregelmäßig durcheinander gewürfelt. Nur ein geringer Teil der arabischen Gehöfte ist das ganze Jahr über bewohnt. Ebenso ist die übrige Bevölkerung in ununterbrochenem Ab- und Zuströmen begriffen. Es wäre daher ein ganz vergeblicher Versuch die Einwohnerzahl Taboras auch nur annähernd feststellen zu wollen.

Tabora liegt in einer ganz flachen sehr weiten Mulde, umsäumt von niederen Hügeln, welche bei einer Höhe von höchstens 50—80 m, das Gebiet von Unjanjembe zum größten Teil durchsetzen. Tabora ist nicht befestigt, was schon bei seiner Bauart, den weit umher zerstreutliegenden Gehöften, nicht der Fall sein könnte. Der größte Häuser- und Hüttenkomplex, an der tiefsten Stelle der großen, unregelmäßigen und flachen Senkung gelegen, führt speziell den Namen Tabora. Dort findet sich auch der Brunnen Dschemdschem, wo ein ganz klares, aber sehr ungesundes Wasser geschöpft wird.

Es ist eine kleine Bodensenkung, wo in eine Art bröckeligen Kalksteines kleine, wenig tiefe Löcher herausgearbeitet sind, dort sickert fortwährend auch während der trockensten Zeiten Wasser zu und die Stelle ist den ganzen Tag über belagert von wasserschöpfenden Weibern. Alle größeren arabischen Gehöfte und Negerdörfer, welche in der Um-

gebung ziemlich zahlreich angebaut sind, führen Namen, so z. B. das südwärts in einem ganz anmutigen Thal gelegene Quihara. Am Abhang einer und ebenfalls südlich von Tabora gelegenen sehr sanft ansteigenden Hügelkette liegt die französische Missionsstation Kipalapala. Das Gebäude bildet ein Quadrat von 70 m Seitenlänge, ist an den Ecken von Türmen mit Schießscharten flankiert, mit nur einem Eingang. Der Brunnen ist im Innern. In der Mitte befinden sich die Kapelle, Magazine und mehrere Zimmer in einem Gebäude. Die Gebäude, welche zugleich die Umfassung des Ganzen bilden, schließen Kirche, Barasa (Empfangszimmer), Fruchtspeicher, Refektorium und Schlafsäle für Kinder in sich. Alle Bauten sind mit Lehm gedeckt wegen der Feuersgefahr, welche besonders bei einem etwaigen Angriff sehr groß wird. Dadurch wird aber wie bei allen Tembe, denn als solches sind alle Bauten aufgeführt, eine gänzliche Schutzlosigkeit gegen Regen herbeigeführt, welcher den Lehm aufweicht, überall eindringt, und dadurch einen äußerst ungemütlichen Zustand erzeugt. Der Gesundheit sind solche durchfeuchteten Wohnungen gerade nicht sehr zuträglich.

In der Nähe von Kipalapala war einst der schon erwähnte Schiache bin Nasib angesiedelt in einem reizenden Tembe mit schöner Schnitzarbeit an den hohen Verandapfosten und schweren arabischen Holzthüren, unter schattigen Bäumen.

In den feuchten Niederungen wird Reis gebaut. Dort wird auch auf dem besten Boden in arabischer Weise Gerste bestellt. Das Feld teilt man zu diesem Zweck in Quadrate von einem Meter Seitenlänge, welche durch kleine Kanäle und Rinnen alle bewässert werden können. Das Wasser wird täglich aus dem Tümpel von den Sklaven mit Kalabassen geschöpft, welche an langen, um eine Achse auf hohem Gestell drehbaren Stangen befestigt sind und welche an Brunnen in der ungarischen Pußta erinnern. Große Sorgfalt verwenden die Araber auf diesen Anbau, denn die Gerste bildet neben Reis ihr Hauptnahrungsmittel. Auch sehr viele Zwiebeln werden in Tabora und Umgegend gebaut.

Weiterhin erblicken wir in einer sich ostwärts ziehende Ebene, von Tabora durch einen niederen Höhenzug getrennt, unter riesigen Fikus- und Mangobäumen, aus dichtem Busch hervor schimmernd,

das Quikuru, die Residenz des Sike, Häuptling von Unjanjembe, umhegt von einem ringsumlaufenden Festungstembe, von Palissaden und niederen Wällen, deren Krone von dichter Euphorbienhecke gekrönt ist. Im Innern läuft ringsum ein zweites Tembe und die Thore sind durch besonders hohe Palissaden flankiert, auf denen eine Menge gebleichter Schädel im Kampf gefallener Feinde stecken. Das Innere zeigt dicht zusammengewürfelte Tembe und Kegeldachhütten. Ein großes wohl 15 m hohes Giebelhaus mit breiter schattiger Veranda und großem freien Platz davor ist Sikes Residenz; nicht weit davon, das ehemalige Regierungstembe des arabischen Gouverneurs, groß und stattlich gegen die übrigen Wohnungen, dort war auch das Gefängnis. Wollte man von der Veranda nach dem Innern des Hauses, so mußte man den schmalen luftigen Raum passieren, in dem die Gefangenen untergebracht waren, an Ketten geschlossen oder Hände und Füße, manchmal beide, im Stock. Eine alte portugiesische Messingkanone hatte dort ebenfalls Aufstellung. Vor dem Regierungsgebäude stand ein hoher Flaggenmast, auf dem früher die blutrote Fahne Said Bargaschs lustig im Winde flatterte.

Wenn wir von einem Orte zum andern wandern, um Araber zu besuchen, so fallen uns eine Menge kleiner mit Dorn umhegter Ansiedelungen auf, mit je zwei bis drei bienenkorbartigen, hohen, umfangreichen Hütten. Sie gehören in Unjanjembe angesiedelten Watusi, die wir durch Emin, Casati und Stanley als Wahuma kennen gelernt haben. Die Wahuma stechen ganz bedeutend durch ihren hohen schönen Wuchs, edlere Gesichtsform, deren Frauen durch ihre Schönheit von den Landeseingeborenen ab. Sie sind es, welche in Unjanjembe Viehzucht treiben, nie aber die eingeborenen Wanjamuesi, wie man so oft berichten hört. In der ganzen Umgegend sind eine Menge solcher Watusi angesiedelt, welche aber nicht mehr in ihre Heimat Urundi zurückkehren, da sie dort als unrein gelten würden, weil sie in der Fremde gelebt und unreine Dinge gegessen haben.

Ganz Unjanjembe ist sehr stark bevölkert. Die arabische Niederlassung in Unjanjembe wurde vor etwa siebzig bis achtzig Jahren gegründet, der erste Araber, welcher dorthin kam, war Said bin Salem. Der Ort war früher durch Burton und Speke unter dem Unjamuesinamen Kaseh oder Ikaseh bekannt. Das „I“ scheint früher einem Ortsnamen zur Bezeichnung des Häuptlingssitzes vorgesetzt worden

zu sein. Ikaseh ist jetzt vom Erdboden verschwunden. Es lag ganz in der Nähe, nur eine halbe Stunde südöstlich von dem heutigen Tabora.

Die Wahl des Ortes Tabora für die Niederlassung von seiten der Araber hing wohl mehr von einem Zufall, als von seiner Lage ab, auch von dem vorgefundenen, reichlich in den Muldensohlen vorhandenen und angesammelten Wasser, da der vielfach leicht sumpfige Boden zum Reis- und Gerstenbau lockte. Andre Gründe haben kaum mitgewirkt, und der damals lebende Häuptling Fundikira würde ebenso gern die Erlaubnis zum Ansiedeln an andern in der Nähe befindlichen Orten gegeben haben. Der Umstand aber, daß sich die Araber gerade im Lande Unjanjembe, wo Tabora liegt, ansiedelten, war kein Zufall. Der Weg dorthin war ihnen längst geebnet durch die Wanjamuesi, das Volk, welches neben andern weitgedehnten Gebieten auch Unjanjembe bewohnt und schon seit lange, wenigstens hundert Jahren, alljährlich zur Küste gezogen war, um Elfenbein und Sklaven an die Araber zu verkaufen. Die Verhältnisse gestalteten sich jedoch später so, daß eine völlige Umkehr eintrat, als die Araber begannen, ins Innere zu vorzudringen. Wir haben schon gehört, daß, nach Einführung der Gewürznelkenkultur in Sansibar die Küstengegenden nicht genug Sklaven mehr zu liefern im stande waren. Damit war der erste Anstoß zum Zug nach Tabora gegeben. Der um jene Zeit immer mehr aufblühende Elfenbeinhandel veranlaßte das wirtschaftliche Emporblühen von Tabora, welches seinen Höhepunkt erreichte, als 1863 die Engländer bei dem Sultan die Beschränkung der Sklaveneinfuhr, und was damit zusammenhing, durchgesetzt hatten.

Die guten Geschäfte in Tabora veranlaßten immer mehr Araber dorthin zu ziehen, so daß Elfenbein- und Sklavenhandel den Eingeborenen ganz entrissen wurde und diese nur noch als Träger zur Küste kamen.

Es war jene Zeit der Glanzpunkt Taboras und damals war es ein Haupthandelsplatz, während es jetzt nur noch ein Stapelplatz ist, aber von nicht weniger hoher Bedeutung. Die Araber mußten allmählich weitere Gebiete aufsuchen, da die Elefanten dort immer seltener wurden. Die Macht der Araber hatte in Tabora von etwa 1860 an immer mehr an Bedeutung gewonnen. Damals war Tabora ein

Hauptstützpunkt der Regierung des Sultans von Sansibar. Es befand sich dort stets ein arabischer Gouverneur. Die arabische Flagge wehte im Lande und das ganze Land befand sich thatsächlich bis in die jüngste Zeit in seiner Gewalt. Die Bedeutung Taboras für die Araber war immer eine ganz unberechenbare. Es war die Basis für sämtliche Unternehmungen im Innern. Von dort aus wurden die weiter landeinwärtssitzenden Landsleute mit allem versehen, was ihre Lebensbedingungen ausmachte, was die Ausbreitung ihrer Macht ermöglichte, nämlich mit Tauschwaren, Waffen und Munition. Dazu kommt noch ein Umstand von ganz besonderer Wichtigkeit, daß die Träger, welche den ganzen Handel ermöglichten, aus Unjamuesi stammten. Nach ihnen richten sich die Handelszüge. Die Händler sind unter allen Umständen angewiesen, in Tabora neue Träger anzuwerben, sei es, daß sie von der Küste kommend weiter wollen, sei es, daß sie vom Innern aus zur Küste marschieren wollen. Wir müssen daher dem Elfenbeinhandel ein besonders Kapitel widmen, da es für das Verständnis der Verhältnisse unbedingt notwendig ist. Alle Beziehungen des Innern unsres Deutsch-Ostafrikas mit Ausnahme des Nyassagebietes, der Küsten und Massailänder weisen auf Tabora hin. Wenn nun Emin Pascha auch gegen Wißmanns Wunsch Tabora besetzt hat und Verträge abgeschlossen, so beweist dies nur, daß auch er sofort die Bedeutung des Ortes erkannte. Es ist ein Gebot der Notwendigkeit für die Weiterentwickelung unsrer Kolonie, daß wir Tabora in Händen haben, denn von dort aus können wir auch viel mehr gegen den Sklavenhandel thun wie an der Küste, wir können ihn dort bei der Wurzel fassen. —

Der jetzige Häuptling des Landes Sike kam schon als Knabe zur Regierung. Anfangs machte er Miene, sich gegen die Araber feindlich zu stellen. Geschenke derselben zogen ihn bald auf deren Seite, und die immer mehr zunehmende Macht der Araber brachte, ihm auch bald die innere Überzeugung bei, daß er nicht im stande sein würde, ihnen Widerstand zu leisten, und er sich nur gut dabei stehen würde, wenn er gemeinsame Sache mit ihnen machte. Allmählich geriet er ganz in ihre Abhängigkeit und mußte unter Abdalla und Schiache bin Nasib unbedingte Folgschaft leisten. Nach beider Tod, als kein offizieller arabischer Gouverneur mehr bestellt wurde, fühlte er sich wieder freier und bot den Arabern sogar Trotz. Allein seine

geistigen Fähigkeiten, deren er zweifellos welche besessen hatte, waren durch seine Trunksucht gänzlich herabgemindert, so daß es zu verwundern ist, wenn er überhaupt noch regiert. Er macht den Eindruck eines Blödsinnigen, äußert aber im Gespräch recht vernünftige Ansichten und ist über politische Verhältnisse gut unterrichtet. Sonst ist er ein Ignorant und spielt gern den Stockwajamuesi, einesteils um sich beliebt zu machen, andernteils um seine Unwissenheit zu verbergen. Sehr bald lenkt er das Gespräch auf Kognak, den er über alles liebt, und fragt dann jeden Europäer um Mittel zur Wiedergewinnung seiner männlichen Kraft. Im allgemeinen ist er ein ziemlich milder Herrscher, wennschon er öfters Todesurteile vollziehen läßt. Europäern gegenüber benimmt er sich äußerst habgierig und macht Erpressungen, wo es immer angängig, besonders Missionären gegenüber, welche in dieser Richtung sehr von ihm zu leiden haben.

Es kommt mehr darauf an, den Häuptling Sike zu Ordnung und Unterwerfung zu zwingen wie die Araber, deren Macht und Einfluß im großen und ganzen gebrochen ist.

Emin Pascha hat, nachdem er in deutsche Dienste getreten war und seinen Zug über Mpapua unternommen, statt direkt nach dem Viktoria-Njansa zu gehen, den Weg über Tabora eingeschlagen. Er erkannte, wie schon gesagt, sehr wohl die Wichtigkeit dieses Punktes. Er setzte dort, mit Zustimmung aller Araber einen Wali, Sef bin Said, ein und hißte die deutsche Flagge. Die Araber lieferten ihm jenes alte portugiesische Bronzegeschütz aus, welches der Verfasser seiner Zeit in dem Gefängnisraum des Abdalla bin Nasib gesehen hat, ferner eine neunzehnläufige belgische Mitrailleuse nebst Munition und außerdem fünfhundert Pfund Elfenbein, welches dem Hamburger Elfenbeinhaus H. A. Meyer gehört. Ende August 1890 verließ Emin Tabora und wandte sich nordwärts, wo er dann schwere Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen hatte.

Taboras heutige Bedeutung liegt darin, daß alle Karawanen, ob sie aus dem Innern kommen, um zur Küste zu wandern, oder von der Küste nach dem Innern wollen, alle über Tabora müssen, um sich dort neue Träger anzuwerben. Die Karawanen sind alle zu längerem Aufenthalt in Tabora gezwungen, und alle Verhältnisse haben sich danach umgebildet. Die Träger strömen von ganz Unjamuesi in

Tabora zusammen. Lebensmittel sind dort fast immer zu haben, die Wassukuma bringen ihre eisernen Hacken nach Tabora, um sie dort abzusetzen, als einen höchst begehrten Handelsartikel, sowohl zum Gebrauch für den Feldbau als auch zur Tributentrichtung in Ugogo. Dort werden nämlich von allen Karawanen auf dem Wege zur Küste keine Tauschwaren, sondern nur eiserne Hacken als Tribut gegeben und genommen. Auch ihr Vieh setzen die Wassukuma in Tabora ab. Alle europäischen Expeditionen haben von jeher Tabora berührt, von Burton und Speke, als den beiden ersten vor Livingstone, Cameron und Stanley bis in die jüngste Zeit, alle ohne Ausnahme. Tabora liegt eben im Mittelpunkte des Hinterlandes, alle Verkehrswege vereinigen sich dort, und Versuche, mit einer Umgehung Taboras ins Innere einzudringen, sind alle gescheitert. Darum müssen wir auch das wichtige Tabora militärisch besetzen und von dort aus deutscher Macht allmählich Verbreitung im Innern verschaffen. Wer Tabora fest in Händen hat, der besitzt das ganze Innere, und der Einfluß von Tabora ist sowohl am Tanganika, als am Viktoria-Njansa, sogar am Nyassa zu verspüren.

Doch nicht allein seiner geographisch günstigen Lage verdankt Tabora sein Übergewicht, auch das Volk, in dessen Land Tabora liegt, ist zum guten Teil als ein mitwirkender Faktor zu betrachten, die Wanjamuesi.

Die Wanjamuesi und ihr Land.

Wir wollen den Wanjamuesi eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenken, da sie sicher einmal berufen sein werden, eine große Rolle in unsrer Kolonie zu spielen. Auch läßt sich manches, was von ihnen gesagt werden kann, auf andre Stämme anwenden, besonders was den Negercharakter überhaupt angeht.

Die Wanjamuesi (Sing. Mjamuesi) bilden in Ostafrika einen großen Stamm, welcher sich östlich vom Tanganika über ein weites Ländergebiet von der ungefähren Größe des Königreichs Bayern ausbreitet. Der Tanganika bildet die Westgrenze. Nach Osten dehnt er sich bis zur Westgrenze Uhähäs und Ugogos aus. Nach Norden reicht er bis zu den Stämmen der Wawinsa und Wassukuma. Man zählt die letzteren allgemein auch zu den Wanjamuesi, allein mit Unrecht. Auf den ersten Blick, oder wenn man nicht darauf achtet, hat es allerdings den Anschein, als habe man Wanjamuesi vor sich, besonders da sie sprachlich zu ihnen gehören, indem auch sie das Kiunjamuesi sprechen, wenn auch mit einigen, wie die Wanjamuesi sagen, wesentlichen Unterschieden, so daß sich nicht alle Wanjamuesi und Wassukuma ohne weiteres verständlich machen können. Ihrem Körperbau, Gesichtsform und -Ausdruck, der Hautfarbe, ihrem Charakter und ihrer Staatsverfassung nach sind sie zweifellos den Wagogo- und Wasagaravölkern zuzurechnen. Auch der Umstand, daß sie Viehzucht treiben, spricht hierfür. Im Süden schließen sich an die Wanjamuesi die Wasipa. Diese Wasipa sind wahrscheinlich mit den Watusi oder Wahuma verwandt.

Die Wanjamuesi zerfallen in eine Menge Unterstämme und nennen sich auch oft alle zusammen, und dann immer mit einem gewissen Stolz, Wagallaganssa. Ein Stamm, welcher diesen Namen führt, existiert nicht mehr, wenn dies überhaupt jemals der Fall gewesen ist. Es ist möglich, daß früher ein solcher an der Spitze eines großen längst in Trümmer zerfallenen Reiches gestanden hat.

Die Sprache der Wanjamuesi ist das Kiunjamuesi oder richtiger Kinjamuesi. Es ist wie das Kisuaheli eine Bantusprache. Sie ist aber viel begriffs- und wortärmer als jene und zeichnet sich durch den Mangel der Formen für die dritte Person aus, indem für die zweite und dritte Person dieselben Bezeichnungen gebraucht werden. Die Ortsbezeichnung in der Konjugation ist im Kinjamuesi sehr genau präzisiert und die Sprache sogar für die Küstenneger schwer zu erlernen. Die Wanjamuesi sind der Begriffsarmut ihrer Sprache wegen ganz besonders gezwungen, um genau verständlich zu werden, alles drei- bis viermal in verschiedener Form zu wiederholen. In fließender Sprache, mit großem Pathos und lebhaften Gesten kann ein Wanjamuesi stundenlang sprechen über Dinge, welche sich in europäischen Sprachen in wenigen Sätzen wiedergeben lassen. In der Aussprache zeichnet sich das Kinjamuesi durch ein eigenartiges Singen aus.

Die Wanjamuesi sind echte Bantuneger. Der reine typische Mjamuesi läßt sich trotz der vielfachen Vermischung mit andern Stämmen durch importierte Sklaven noch ziemlich scharf unterscheiden. Die Gestalt ist schlank, eher groß als klein und mit feinem Knochenbau und feinen Gelenken. Sehr selten ist das Vorkommen von Krüppeln. Dieselben werden nicht etwa getötet, sondern bemitleidet, indem man annimmt, daß der Betreffende durch Zauberer verunstaltet worden sei.

Das Gesicht ist verhältnismäßig schmal, ebenso Nase und Lippen. Die Muskulatur ist nicht so stark entwickelt wie bei den Wagogo und Wassukuma, sie ist sehr trocken und macht den Eindruck von großer Zähigkeit und Ausdauer. Die Muskelkraft ist dagegen wenig entwickelt. Der Neger ist überhaupt nicht im stande, seine Kräfte in einem gegebenen Moment plötzlich zu konzentrieren. Daher mag es auch kommen, daß ein selbst verhältnismäßig schwächerer Europäer leicht einen sehr muskulös aussehenden Neger überwältigt. Der Europäer ist im allgemeinen weit kräftiger als der Neger. Handelt

es sich aber um andauernde Kraftleistungen, wie Lasttragen und Feldarbeit, so ist der Mjamuesi unübertrefflich in Leistungen und Ausdauer, und es erscheint oft unbegreiflich, wie eine so schmächtige Gestalt, welche scheinbar nur aus Knochen und Haut mit einigen untergelegten Muskelpolstern besteht, solch schwere Lasten andauernd zu schleppen vermag, meist in großer Sonnenhitze, oder den ganzen Tag über, während zwölf Stunden mit nur kleinen Ruhepausen, das Feld durch Handarbeit zu bestellen im stande ist. Diese Eigenschaft ist auch vor allem andern, welche den Mjamuesi so wertvoll für unsre Kulturbestrebungen in Ostafrika macht. Man kann sich übrigens die außergewöhnliche Ausdauer nach dieser Richtung bei den obengenannten Beschäftigungen nur dadurch erklären, daß neben der Muskelzähigkeit eine Art Geistesabwesenheit die Leistung ermöglicht, denn die geleistete Arbeit steht eigentlich in gar keinem Verhältnis zur Kraft und zum Aussehen des Mjamuesi. Auch die Leistungen andrer Neger sind auf diesen Umstand zurückzuführen. Nimmt man aber dem Neger diese sonderbare Eigenschaft, bei der Arbeit geistesabwesend zu sein, so ist er zur Arbeit untauglich, wenigstens zu solcher, welche man ohne Zwang dauernd von ihm verlangt. Dem mag auch die merkwürdige Thatsache entspringen, daß Missionskinder, sobald sie aus der Anstalt entlassen sind, wenig mehr zur Arbeit taugen. Neger von der Küste, welche schon geistesgeweckter sind, vermögen Arbeiten, wie Lasttragen und Feldbau, viel weniger ausdauernd zu verrichten.

Die Hautfarbe der Wanjamuesi ist im allgemeinen dunkelbraun, doch kommen Abstufungen bis zu hellem Kaffeebraun vor, jedoch selten und dann meist bei Weibern. Anderseits findet man ein tiefes Dunkelbraun, nie aber schwarz, wie überhaupt diese Farbe bei Negern nie zu finden ist. Der bläuliche Ton, von dem man oft sprechen hört, rührt vom Reflex des blauen Himmels her.

Was wir hier über die Wanjamuesi berichteten, gilt übrigens mit geringen Abstufungen auch für alle andern Neger Deutsch-Ostafrikas, nur daß in Gesichtsbildung und Gestalt oft ziemliche Unterschiede bestehen und die Hautfarbe vielleicht bei einzelnen Stämmen im Durchschnitt heller oder dunkler, gelblicher oder rötlicher ist, womit selbstredend nicht etwa ein Einreiben mit Farben verstanden wird. Die Lippen der Neger sind nie, wie man es so häufig abgebildet findet,

Wanjamuesi-Ruga-Ruga um einen Mdäwa (Karawanenführer) geschart.

Nach einer Originalphotographie.

rot, sondern ebenso dunkel wie die übrige Hautfarbe, höchstens um ein geringes heller. Die Haut ist, trotzdem sie völlig der Luft preisgegeben ist, sehr zart, samtartig und nimmt in der Kälte eine gräulich fahle Farbe an, ebenso im Tode, sodaß die Haut alsdann wie mit Asche fein gepudert erscheint, ohne aber den braunen Grundton zu verlieren. Ein Negerleichnam hat lange nicht das Abschreckende, Grauenhafte des weißen Leichnams.

Die Wanjamuesi sind im allgemeinen sehr reinlich und versäumen keine Gelegenheit, sich zu waschen und zu baden.

Das Haar ist das bekannte dichtkrause, wie bei allen Negern.

Das Weib ist bei den Wanjamuesi etwas kleiner als der Mann und hat denselben feinen Knochenbau wie dieser, was nicht bei allen Stämmen der Fall ist. Die Wanjamuesiweiber zeigen oft sogar elegante Formen, haben aber immer ein breites Gesicht und sehr selten scharf gebogene Nasen, wie man sie zuweilen bei den Männern findet. Als sehr unschön gilt eine eingeschnürte Taille, das Ideal unsrer Damen. Der Hals muß lang, die Ohren sollen groß sein und weit abstehen, wenn diese Körperteile als schön gelten sollen. Hände und Füße sind bei den Wanjamuesi beiderlei Geschlechts sehr schmal, lang und wohlgeformt. Der Verfasser besitzt Elfenbeinarmbänder, welche vom Mjamuesi Ruga getragen wurden. In die Öffnung dieser Armbänder vermögen sogar viele europäische Damen, welche sich schmaler Hände rühmen, nicht mit diesen hineinzufahren. Eines derselben hat bei einer Länge von $8\,^1/_2$ cm im inneren großen Durchmesser $5,_2$ cm, und im kleinen $4,_7$ cm an der engsten Stelle.

Die Stammesabzeichen der Wanjamuesi werden eintättowiert, die Zähne verstümmelt. Mittels eines kleinen Bündels Nadeln oder Dornen wird ein Streifen, bei den Stirnhaaren beginnend, über die Stirn bis zur Nasenspitze und zwei oder auch nur ein Streifen senkrecht über die Schläfe bis zur Höhe des Gehörganges gestochen. Die Wunde wurde früher mit einem Kräuterabsud, jetzt meist mit Schießpulver eingerieben, so daß dort schwarze oder vielmehr tiefblaue, zwei bis drei Millimeter breite Streifen entstehen. Die Zahnverstümmelung besteht darin, daß von den oberen mittleren Schneidezähnen die inneren Ecken abgeschlagen werden, nicht aber, wie man überall angegeben findet, abgefeilt. Kein Negerstamm feilt die Zähne in irgend eine Form.

Es geschieht die Zahnverstümmelung immer in der folgenden Weise. Man setzt bei der Operation einen kleinen fingerlangen Eisenmeißel, eine Miniaturform des Wanjamuesibeiles an und sprengt durch Schläge mit einem kleinen Holz nach und nach Splitter ab. Die Prozedur soll insofern sehr schmerzhaft sein, als äußerst heftige Schmerzen am Hinterkopf hervorgerufen werden. Die Zähne werden übrigens später niemals dadurch kariös, wie denn die Zähne aller Schwarzen meist ausgezeichnete sind, was seinen Grund in der sorgfältigen Pflege derselben hat.

Der echte Mjamuesi macht, was sein Äußeres angeht, d. h. seine Kleidung, entschieden den Eindruck eines „Wilden". Diese echte ursprüngliche Kleidung besteht beim Mann aus zwei kleinen Fellen wilder Katzen oder Antilopen- und Ziegenfellen, welche nur notdürftig zur Deckung der Blößen hinten und vorn über einem dünnen Riemen aus Haut oder Bast hängen.

Zur Erlangung von Fellen bedarf es aber schon fast zu vieler Arbeit für den faulen Mjamuesi. Er zieht es daher bei weitem vor, Baumbaststoffe, Sahni genannt, zu tragen, welche aus der Rinde verschiedener Waldbäume und von Ficus indicus hergestellt werden. Sie werden als Hüftentuch getragen und dienen während der Nacht als Decken. Bei Männern reicht das Hüftentuch vom Gürtel bis zum Knie, bei den Weibern etwas weiter hinab. Der Oberkörper bleibt bei beiden Geschlechtern von der Hüfte aufwärts nackt. Auch einen groben Wollstoff verstehen die Wanjamuesi zu weben, Msekeko genannt.

Zur weiblichen Toilette gehört noch ein höchst sonderbares Mieder, welches durch ganz Afrika getragen wird. Es besteht aus einer einfachen Schnur, welche unter den Armen hindurch, etwas oberhalb der ursprünglichen Lage der Brustwarzen fest um den Körper gelegt wird. Auf den ersten Anblick verkennt man immer den Zweck dieses primitiven Korsetts, indem man glaubt, es habe die Bestimmung, die Brüste nach unten zu drücken, während es im Gegenteil dazu dient, dieselben zu heben.

In den letzten fünfundzwanzig Jahren haben die durch den Handel eingeführten Stoffe eine sehr große Verbreitung gefunden und die einheimischen Gewebe fast ganz verdrängt, während die Rindenstoffe noch nach wie vor getragen werden, besonders in abseits der Karawanenstraße liegenden Orten.

Es gibt kein Volk der Erde, das nicht Schmuck anlegte, sonach besitzen auch die Wanjamuesi solchen. Derselbe steht geradeso unter dem Zwange der Mode, wie der raffinierteste Kulturmensch, ja, er leidet noch mehr wie dieser unter den unerbittlichen Gesetzen derselben und steht Qualen um ihrerwillen aus, gegen welche die zu engen Lackstiefeln eines Modegecken oder das Schnürleibchen eitler Weiber angenehme Empfindungen erzeugen mögen. So beobachtete der Verfasser einst, wie sich ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren Samboringe anlegen ließ und dabei geradezu Marterqualen ausstand. Samboringe sind aus Büffelschwanzhaaren mit feinem Draht übersponnene, darmsaitendicke Ringe. Dieselben werden zu zwei- bis dreihundert Stück von Männern und Weibern über dem Knöchel getragen. Um ein Abgleiten derselben vom Fuße zu verhindern, werden sie so eng hergestellt, daß sie nur schwer über den Spann zu bringen sind. Das Mädchen, welches gesonnen war, ihrer Eitelkeit ein Opfer zu bringen, und den Neid ihrer Genossinnen erregen wollte, unterzog sich nun einer Prozedur, welche man füglich eine Operation nennen konnte. Ein Mann, welcher mit derselben betraut war, begann gewaltsam einen der weichen Ringe nach dem andern über den Fuß zu streifen, wobei mehrere aufrissen. Nach dem fünfzehnten Ring etwa fing der Fuß an zu schmerzen. Derselbe mußte nun bei jedem folgenden Ring mit Wasser genetzt werden. Bei dem fünfzigsten war der Fuß derart angeschwollen, die Schmerzen so heftig, daß auf Bitten der eitlen Modenärrin von weiterem Aufziehen vorläufig Abstand genommen werden mußte. Am nächsten Tage zog man weitere fünfzig Ringe auf, unter dem Schmerzensgejammer des Mädchens. Die nächsten acht Tage wurden der Heilung der entstandenen Blasen, welche aufgeplatzt waren, gewidmet, und dann wurden innerhalb weiterer acht Tage mit einigen Pausen im ganzen dreihundert Ringe auf dem einen Fuß zu dickem Wulst vereint. — Der Jäger trägt Ringe aus Elefanten- und Giraffenschwanzhaaren, mit sehr künstlichen Knoten, um Knöchel, Hals und Arme. Das Weib schmückt sich den Arm mit Eisen-, Kupfer- oder Messingringen, welche, immer offen bleibend, ganz flach den Arm umspannen, und mit geraden Linien- und Dreieckornamenten geziert sind. Die Ohrläppchen werden bei den Weibern alle beide durchbohrt und durch allmähliches Ausweiten, indem man immer dickere Gegenstände

hineinzwängt, allmählich derart gedehnt, daß manchmal 5 cm im Durchmesser haltende Scheiben darin Platz finden. Dieses Ausweiten der Ohrläppchen ist auch bei den Wagogo und Massai sehr beliebt.

Die Wanjamuesi treiben, wie alle Neger, Vielweiberei aus Zweckmäßigkeitsrücksichten, um dadurch mehr Arbeitskräfte zu gewinnen. Die meisten haben aber, da ihre Mittel unzulänglich sind, nur ein Weib. Der Bräutigam zahlt dem Vater der Braut oder deren Verwandten eine vereinbarte Summe, welche entweder in gangbaren Tauschwaren oder Rindern, Kleinvieh und eisernen Hacken besteht. Die Braut wird jedoch nicht Eigentum des Mannes. Es kann immer, wenn genügende Gründe vorhanden sind, Scheidung ausgesprochen werden, z. B. wenn die Frau keine Kinder bekommt, wegen Ehebruchs, wegen unheilbarer Krankheiten, oder wenn beide gar nicht miteinander auskommen können.

Die Neugeborenen sind nicht schwarz, sondern rot, wie ein Neugeborenes weißer Rasse, welches in einem zu warmen Bade rot geworden ist. Dazu kommt aber bei dem Negerkind ein leicht bräunlicher Hauch, bräunlichrosa oder gelblichrosa. Die Sohle und innere Handfläche ist immer ganz weiß, wie bei uns, die Geschlechtsteile eines männlichen Neugeborenen, die Lippen, der Nabel und die Brustwarzen beider Geschlechter sind braun. Die Haut beginnt nach einigen Tagen schon fleckenweise dunkler zu werden, und erst nach sechs bis acht Wochen ist das Kind ganz gebräunt. Kinder, welche mit Zähnen zur Welt kommen, werden, wie bei fast allen Stämmen Deutsch-Ostafrikas, sofort getötet, da sie nach dem Aberglauben der Neger Unheil und Unglück bringen sollen. Zwei bis drei Tage nach der Geburt, um welche Zeit die Mutter sich wieder erhebt — manchmal liegt sie überhaupt nicht — beginnt sie schon den Säugling mit dünnem Mehlbrei zu füttern. Sie legt dabei das Kind auf den Schoß, hält die linke hohle Hand an den Mund des Kindes und gießt mit der andern mittels eines aus Flaschenkürbis hergestellten Schöpfers ganz voll Brei, so daß Mund und Nasenlöcher ganz überschwemmt sind. Wenn das Kind nicht ersticken will, muß es schlucken. Es gibt fast keine Mutter, welche ihr Kind nicht selbst säugt und zwar sogar oft drei Jahre lang, so daß manchmal das ältere Kind noch mit dem jüngsten säugt und die Mutter inzwischen fortwährend Milch hatte.

Die Erziehung der Kinder ist die geringste Sorge des Mjamuesi. Der Vater kümmert sich gar nicht darum und die Mutter nur soweit, als die Natur erfordert, d. h. bis das Kind laufen kann und nicht mehr der Brust bedarf. Die Kinder erfreuen sich in der Jugend einer beneidenswerten Freiheit, indem sie, sich ganz überlassen, thun und treiben können, was ihnen beliebt. Die Kinder zeichnen sich daher auch, wie alle Negerkinder, durch eine erstaunliche Frühreife und lächerliche Blasiertheit aus. Auch v. Behr berichtet einen merkwürdigen Fall von Selbständigkeit kleiner schwarzer Kinder. Es war unmittelbar nach den Kämpfen mit den Mafiti an der Küste, in einem Teile von Usaramo. Weit von allen Dörfern entfernt, stießen mehrere deutsche Offiziere der Schutztruppen in vollständig wüster, unbewohnter Gegend auf eine ganze Anzahl kleiner Kinder, welche fast verhungert am Wege lagen oder sich mühsam fortschleppten. Viele von ihnen waren auf die roheste Weise mißhandelt und durch Speerstiche verwundet. Den Offizieren fiel sofort die Ruhe und das Verständnis der Kinder auf, nicht eines weinte oder war traurig. Sie erzählten, daß ihre Eltern von den Mafiti erschlagen worden seien und sie nichts zu essen hätten und zum Bana mkuba (Wißmann) wollten. Über das Wie und Wo waren sie sich allerdings nicht klar, aber dennoch war die Geistesgegenwart dieser Würmer, deren manches kaum das vierte Jahr erreicht hatte, ganz erstaunlich. Wie würden sich in solcher Lage unsre Kinder benommen haben? Doch das ist ja gerade ein hochwichtiges Moment für das Vorhandensein der hohen Kultur der weißen Rasse, daß sich die geistigen Fähigkeiten so langsam entwickeln. Die Negerkinder haben, sobald sie über das früheste Kindesalter hinaus sind, nichts mehr von der anmutenden schönen Kindlichkeit. Sie wissen alles, was Erwachsene wissen, nur besitzen sie deren Erfahrungen nicht, auch nach unsern Begriffen gar keine Naivität. Dagegen bleibt der Neger bis in sein spätestes Alter kindisch. Man könnte glauben, daß bei dem gänzlichen Mangel an Erziehung und Beaufsichtigung seitens der Eltern die Kinder sehr unartig werden müßten. Das ist aber keineswegs der Fall. Der Verfasser hat nie Handlungen bei Negerkindern bemerkt, welche besonders strafwürdig erschienen. Die Freiheit, welche sie in so ausgedehntem Maße genießen, scheint geradezu beruhigend auf das Gemüt zu wirken.

Nicht einmal das bei uns so beliebte Necken kennen sie. Sie sind schon mit den siebenten und achten Jahr geistig fast ganz reif. Diese Frühreife ist es auch, welche bei der Zivilisierung des Negers so große Schwierigkeit bereitet, ein Moment, dem noch gar keine Beachtung geschenkt wurde. Sie ist erblich geworden, weil der Neger schon seit vielen Jahrtausenden in dieser selben Weise aufgewachsen ist. Es wird vieler Generationen bedürfen, bis das Negerhirn auf so lange Zeit hin, wie bei uns, während der Jugend bildsam bleibt. Die Negerkinder spielen auch nie so, wie unsre Kinder, sie sind nicht im stande, sich derart ins Spiel zu vertiefen, daß für sie viele Stunden lang die Außenwelt nicht für sie existiert, dazu ist ihr Geist viel zu fahrig und unruhig, und dies erschwert ebenfalls ihre Erziehung, dann fehlt ihnen auch jede Anregung zum Spielen.

Die Wanjamuesi wohnen in sogenannten Msongä, d. h. Hütten von kreisrundem Grundriß. Auf einem $1\frac{1}{2}$—$2\frac{1}{2}$ m hohen Cylinder wird ein konisches Dach aufgesetzt, welches weit überragt. Der Durchmesser der Hütten variiert zwischen 4 und selbst 10 m. Selbst in diesen großen ist dann keine Stütze. Die Höhe des Konusdaches erreicht 5—10 m. Die einzige Öffnung des Msongä ist die Thür, welche entweder aus einer drei- bis vierfachen Lage von Sorghumstroh oder aus Rindenstücken hergestellt ist.

In neuerer Zeit findet das schon beschriebene Tembe immer mehr Eingang bei den Wanjamuesi, trotzdem es ein außerordentlich unpraktisches Wohnhaus ist, indem es gegen schwere Regengüsse absolut keinen Schutz bietet und ganz besonders für Ratten ausgezeichnete Schlupfwinkel in dem Sparrenwerk unter dem Erdbewurf bietet. Die Vorteile, welche es hat, bestehen in der guten Verteidigungsfähigkeit und der bedeutend verringerten Feuersgefahr. Viele Häuptlinge verbieten jetzt das Errichten von Msongä. Im Verhältnis kommen eigentlich in den Dörfern wenig Feuersbrünste vor, trotzdem die Msongä Strohdächer haben, welche auch von innen nicht gegen einspringende Funken geschützt sind.

Ein Tag in einem Negerdorf.

Im allgemeinen verfließt das Leben der Neger recht einförmig. Es beginnt schon recht früh am Tage. Eben steigt im Osten des sternenklaren Himmels langsam das milde Tierkreislicht empor und kündet das Nahen der Sonne. Fern im Wald tönt noch einmal der heulende Ruf der Hyäne. Im Dorf kräht der Hahn zum zweitenmal. Fledermäuse flattern hastig umher, um noch möglichst viele Insekten zu haschen, und stoßen zuweilen ihren leisen, aber scharfen Pfiff aus. Sonst herrscht allenthalben sanfte Stille. Auch der Wind scheint zu schlafen.

Bald fliegen fahle Schimmer über den östlichen Himmel, kleine aufziehende Wölkchen erglühen tief kupferrot. Die Dämmerung hat begonnen. In vierzig Minuten wird der Sonnenrand über dem Wald auftauchen.

Die Gegend ist auf viele Tagereisen ganz und gar flach. Inmitten einer weiten Rodung liegt ein kleines Dorf von dreißig bis vierzig strohgedeckten Hütten, von einer hohen Boma umgeben. Ein einziges Thor gestattet den Eingang. Regellos, ohne Symmetrie sind die Hütten errichtet. Hier und da, wo ein kleiner Platz geblieben, erheben sich sonderbare, zweimannshohe Gerüste: auf vier krummen, 3—4 m hohen Stangen eine gedeckte, aus Baumrinde hergestellte Schlafstelle. Unter derselben glimmt am Boden Feuer und hüllt das Ganze in leichte Dampfwölkchen. Die Wanjamuesi sagen, daß sie dort oben wenig von Moskitos geplagt werden.

Beim ersten lichten Schein kräht der Hahn zum drittenmal, und im Dorfe wird es lebendig. Hier und da wird mit schnarrendem Ton

eine der Hüttenthüren zur Seite geschoben. Schwarze Gestalten huschen aus der niederen Öffnung, unter welcher man nur tief gebückt hindurchgehen kann. Von den Gerüsten steigen die Schläfer hernieder, und alle eilen fröstelnd im Dämmerlicht nach dem Thor. Wenn der kühle Morgenwind leise durch die Bäume des Dorfes fährt und die breiten Bananenblätter des kleinen Haines draußen rauschen macht, schlagen sich die Schwarzen ihre Tuch- und Rindenfetzen fester um die Schultern. Männlein und Weiblein haben noch nicht Toilette gemacht und lassen den Körper von den Hüften abwärts nackt. Bei den Weibern präsentieren sich so die Unterkleider in Gestalt von gestickten, spannenlangen Perlenschürzen hinten und vorne. — Der zuerst ans Thor gelangte, nimmt den Pflock, der die Pforte verschlossen hält, heraus und öffnet dieselbe mit einigen Schwierigkeiten, denn sie ist sehr schwer und bewegt sich nur mit äußerstem Widerstreben in ihren Angeln. Die kniehohe Schwelle zwingt den Hinaustretenden, die Beine hoch aufzuheben, und die nur bis zur Schulter reichende Öffnung zum Bücken. Da dieselbe knapp $^1/_2$ m breit ist, muß man sich auch noch seitwärts hindurchdrängen. Dieses Schlupfloch müssen alle, welche ein- und ausgehen, täglich passieren, oft viele Male, und die Weiber vor allen, welche auch draußen Wasser holen. Niemand fällt es ein, auf den Gedanken zu kommen, daß eine große Thüröffnung besser wäre und ebenso leicht zu verteidigen. Jetzt im Morgengrauen entsteht wegen der Enge ein kleiner Aufenthalt, währenddessen sich die nach und nach Ansammelnden mit einem mürrischen: Wangaluka! — Wangaluka duhu, wangaluka ning — we! — Wangaluka! — begrüßen (wörtlich: „Morgen — Morgen, euer Morgen? — Morgen). Draußen verteilen sich alle in möglichster Entfernung voneinander in den Euphorbienhecken und der Bananenpflanzung des Dorfes, um die dort herrschende Unreinlichkeit noch mehr zu erhöhen. Bald ist es nach der kurzen Dämmerung ganz hell geworden. Die Weiber ziehen mit ihren großen runden Thongefäßen zum Wasserschöpfen nach dem gegrabenen Brunnen. Ihre erste Sorge ist, Wasser zum Waschen zu wärmen. Da sich die Neger nie mit Seife waschen, so muß die Wärme des Wassers diesen nützlichen Kulturgegenstand ersetzen. Schnell kocht das Wasser auf dem offenen Feuer, welches im Innern der Hütte die ganze Nacht hindurch unterhalten wurde. Die Weiber und Mädchen

und die kleinen Kinder waschen sich in den Hütten, die Männer meist im Freien. Nacheinander werden Hände, Gesicht, der Körper und die Füße sorgfältig gereinigt. Das Trocknen bleibt der Luft überlassen. Wenn genügend Erdnuß oder Rizinusöl vorhanden ist, wird der ganze Körper damit eingefettet und dann das Hüftentuch umgeschlungen derart, daß es sich selbst, ohne Gürtel oder Riemen, hält. Bei Männern und Weibern bleibt der Oberkörper nackt. Bei den ersteren reicht das Hüftentuch bis zum Knie, bei den letzteren bis zum halben Unterschenkel. In abseits gelegenen Weilern werden noch allgemein die rauhen, steifen Baststoffe getragen, welche sich infolge ihrer geringen Geschmeidigkeit plump und unschön um den Körper legen. Ist der Körper gereinigt, so beginnt die wichtige Prozedur des Zähneputzens. Zuerst wird der Mund mit warmem Wasser ausgespült und mit dem Zeigefinger über die Zähne gefahren; dann werden die Zähne mindestens eine halbe Stunde gebürstet, gerieben und gereinigt, jedoch ohne weitere Zuhilfenahme von Wasser und zwar mit einem fingerdicken Holz, dessen zähe Fasern an einem Ende pinselartig zerkaut werden und so die Bürste ersetzen. Alle Neger durch ganz Afrika bedienen sich dieser Art von Zahnbürsten. Den Wanjamuesistämmen ist Reinlichkeit nicht abzusprechen. Sie benützen außer der Reinigung am Morgen, die sie sich auf dem Marsche oder während der Ernte nicht täglich gestatten können, sonst jede Gelegenheit, sich ganz zu waschen und zu baden. Sie sind sogar, wie auch besonders die Küstenneger, viel reinlicher wie der Durchschnitt der deutschen Bevölkerung. Wie wenig Menschen gibt es in Deutschland, die sich täglich ganz abwaschen, und selbst in den besseren Ständen ist das bekannte Bad am Samstag Abend allgemein beliebt.

Solange die Sonne noch nicht erwärmt, wird wenig gesprochen. Die Kälte macht den Schwarzen geistesträge. Erst mit zunehmender Wärme wird er munter und gibt sich dann seinem Hang zum Schwatzen und Lachen hin.

Ist der Pflege des äußeren Körpers Genüge gethan, so müssen die Weiber an die Bereitung des Essens denken. Bald ertönt dann auch ihr eintöniger abscheulicher Gesang beim Mehlbereiten. Entweder reiben sie es knieend auf Reibsteinen oder sie stampfen es zu zwei dnu drei in munterem Takt im Holzmörser. Ist das nötige Quantum

bereitet, so kochen sie rasch einen dünnen Brei aus Mehlwasser, Uji genannt, als Morgensuppe, wovon jedoch nur wenig genossen wird. Dann schreiten sie zur Herstellung des Mahles. Die Hauptnahrung bildet immer, wie bei allen Negern Deutsch-Ostafrikas, das Ugalli. In einem Topf wird Wasser zum Sieden gebracht und gerade so viel Mehl wie Wasser zugeschüttet, nachdem etwas von dem kochenden Wasser abgeschöpft wurde. Der Teig wird so dick, daß beim Umrühren eine zweite Person das Gefäß mittels eines Holzes halten muß, oder aber die Betreffende drückt es mit den Füßen mittels eines Holzes fest an. Das abgenommene Wasser wird wieder hinzugeschüttet und wenn das Gericht ein durchscheinendes Ansehen hat, so ist es gar. Salz oder Gewürze werden nicht zugesetzt. In den kleinen Gärten, im Feld oder im Wald wurde vorher etwas Gemüse gesammelt, ebenfalls zerstampft und unter Zusatz von einigen zerdrückten Erdnüssen gedämpft, auch unreife Bananen gekocht oder in Asche geröstet, süße Kartoffeln oder Jamwurzeln werden abgesotten. Etwa vorhandenes Fleisch gilt als Zuspeise. Entweder ist es frisch, gedörrt oder auf dem Feuer geröstet und getrocknet, auch Hühner werden gekocht gegessen oder gespalten am Feuer geröstet. Fische werden merkwürdigerweise nie gekocht, sondern immer geräuchert gegessen. Den Wanjamuesiweibern ist der Genuß von Hühnerfleisch untersagt. Braten und Schmoren ist den Wanjamuesi und allen Negern unbekannt.

Das Ugalli wird kegelförmig auf einem Strohteller aufgehäuft, Gemüse und Fleisch in dem Gefäß, in welchem es gekocht, belassen und alles zusammen auf einem hohlgeschnitzten Brett aufgetragen. Respektvoll, mit gebeugtem Knie, reichen die Weiber die Platte den Männern dar, indem sie es mit einem Knix vor dieselben auf den Boden setzen. An der Mahlzeit der Männer und Knaben dürfen die Weiber nicht teilnehmen. Sie essen, wenn diese fertig sind, abseits mit den Mädchen im Schatten der Hütte oder im Innern derselben. —

Mit dem Mahl bringen die Weiber auch eine mit Wasser gefüllte Kalabasse zum Reinigen der Hände und zum Ausspülen des Mundes, welches vor jeder Mahlzeit vorgenommen wird, ohne diese Reinigung würde kein Mjamuesi etwas genießen. An der Erde kauernd greifen die Essenden mit der rechten Hand zu. Gabel, Messer und Löffel kennen sie nicht. Mit der Hand formen sie, alle aus einer

Schüssel essend, kleine walnußgroße Klöße und führen sie mehr schleudernd zum Mund. Wollen sie Gemüse nehmen, so drücken sie mit dem Daumen ein Loch hinein und schöpfen dasselbe damit. Brühen werden aus dem herumgereichten Topf getrunken. Das Fleisch wird ebenso mit den Händen gefaßt. In vier bis fünf Minuten ist das Mahl beendet und Hände und Mund werden wieder gereinigt und dann erst ein Schluck Wasser genommen. Der volle, angeschwollene Magen läßt deutlich erkennen, daß er gefüllt ist, und wiederholtes kräftiges Aufstoßen gilt, wie auch bei den Arabern, sowohl als Zeichen der Sättigung, wie als Höflichkeit gegen den Wirt oder die Hausfrau. Als merkwürdig verdient noch erwähnt zu werden, daß den Wanjamuesi Eier, als etwas Unappetitliches, ekelhaft sind und nicht von ihnen genossen werden. Unterdessen ist es elf Uhr geworden, und die Weiber haben jetzt Zeit, sich ihrer Toilette, speziell Frisur zu widmen. Die Schöne oder meist sehr Häßliche hat schon am Tage zuvor ihre Freundin gebeten, dabei behilflich zu sein, und geht dieselbe abzuholen. Watschelnden, absichtlich nachlässigen Ganges zieht sie dahin. Die Freundin hat sich gerade eine Pfeife Tabak angezündet, indem sie mit einer feinen langen Zange vorsichtig eine glühende Kohle aufgelegt. Nun sitzt sie auf dem niederen Schemel, den Kopf auf die Arme gelegt, deren Ellbogen auf die Kniee gestützt sind, und mit ihren kräftigen Zähnen hält sie die lange, gerade hinausstehende, manchmal ganz aus Eisen geschmiedete Pfeife in einem Mundwinkel, für den Europäer eine höchst gemeine Haltung, in den Augen ihrer Landsleute gilt dieselbe aber als sehr chic. Zuweilen läßt die vorsorgliche Mutter ihr kleines Töchterchen, das kaum sieben oder acht Jahre alt ist, ebenfalls einen kräftigen Zug thun.

Ohne ein Wort zu sagen, läßt sich die Ankommende halb in die Kniee sinken, streckt die Arme aus und klatscht leise in die Hände, worauf die andere dasselbe thut. Die erstere dreht sich dann sofort um, und die Freundin folgt ihr. Im Schatten ihrer Hütte läßt sich die erstere nieder auf einem niederen aus einem Stück geschnitzten Holzschemel. Sie läßt sich die Pfeife, welche der türkischen ähnlich geformt ist, reichen, raucht weiter, und das Frisieren beginnt. Zunächst werden mittels einer scharfen Pfeilspitze die Haare von einem Ohr zum andern über die Mitte des Scheitels in gerader Linie abrasiert. Das

stehen gebliebene Haar, welches als etwa drei Finger dicker, dichter Wulst auf dem Kopfe liegt und nach den Seiten und dem Nacken verläuft und ebenfalls mit der Pfeilspitze abgeschnitten ist, Scheren kennt man dort nicht, und mit einem sechszinkigen Kamm, dessen Zähne große Ähnlichkeit mit denen eines Pferdekammes haben, nur noch dicker wie diese sind, aufgelockert, nicht durchgekämmt. Hierauf wird derart reichlich Öl aufgegossen, daß es über Stirn, Hals und Nacken herabfließt, aber beileibe nicht weggewischt wird. Derselbe Holzkamm wird dann kokett irgendwo am Hinterkopf oder auch so eingesteckt, daß er über der Stirn schräg nach vorn und unten heraussteht, eine recht hübsche kleidsame Frisur. Nun werden die Plätze gewechselt. Die Freundin, mit dem schönen Namen Mgumba — die andre heißt Djäla — trägt Masinsi, die echte Unjamuesifrisur, die Haare läßt man einfach wachsen, so daß sie zu langen Pudellocken verfilzen, oft bis zu den Schultern herabhängen. Diese Frisur wird mit ganz besonderer Vorliebe von den Ruga Ruga getragen. Die Aufgabe der Freundin ist es nun, diese Pudellocken mit Erde einzureiben und dann ein Gemisch von Fett und Ruß hinzuzufügen. Im allgemeinen wird aber von den Wanjamuesi, wie von allen östlich von Tanganika wohnenden Stämmen, die Frisur gegenüber den westlichen Völkern vernachlässigt. Die vielgestaltigen Formen, deren hauptsächlichste wir eben kennen lernten und deren erstere nur von Weibern getragen wird, wechseln seit uralten Zeiten, wie es scheint, in denselben Grenzen, so daß eine Zeitlang nur allgemeine gewisse Formen bevorzugt werden. Manchmal sieht man recht absonderliche, so z. B. fünf bis sechs sternförmig vom Kopf kerzengerade abstehende, mit Palmblattstreifen umwickelte Zöpfe oder einen ringsum vom Wirbel aus in Spiralen um den Kopf laufenden Zopf, der dicht auf die Haut aufgeflochten ist, oder von der Stirn steht ein Horn nach vorn ab. Es sind besonders die Wagalla, welche sich in solchen Exzentrizitäten gefallen. Sehr oft wird der ganze Schädel glatt rasiert, wenn nach zu langem Stehenlassen, manchmal fünf bis sechs Jahren, die Haare zu sehr verfilzt sind, so daß die zur Vertilgung des darin lebenden Ungeziefers angewandte Reinigungsprozedur nicht mehr wirksam ist. Dieselbe besteht darin, daß die Haare mit Lehm und Wasser vollständig eingerieben werden und man alsdann den getrockneten, puderartig zerteilten Lehm

zwei bis drei Tage darin läßt. Alles lebende Ungeziefer wird dadurch getötet und die aus den Eiern geschlüpften Jungen gehen ebenfalls zu Grunde. Die Eier selbst aber werden nicht zerstört, so daß sofort für Nachwuchs gesorgt ist und trotz der momentan erfolgreichen Vernichtung der lebenden Insekten stets wieder eine Neubesiedelung des Kopfes eintritt. Vorläufigem Überhandnehmen derselben beugt man im Anfange dadurch vor, daß man sich gegenseitig ganz ungeniert die Liebesdienste erweist, welche Affen mit so großer Vorliebe und Geschick an jedem sich darbietenden Haarwuchs vornehmen. Auch unsre Djolä mußte diese Prozedur bei Mgumba ebenfalls verrichten. Während der ganzen Zeit wurde von den beiden gekichert und geschwatzt. Das Thema dreht sich um häusliche Angelegenheiten, Klatsch und frivole Dinge. Gelegentlich wird mit einem Vorübergehenden kokettiert, welcher sich ganz ungeniert nach den intimsten ehelichen Angelegenheiten erkundigt und kichernd wird bereitwilligst Auskunft erteilt. Geheimnisse existieren in Afrika nur, wenn sie von niemand gekannt sind, mit Ausnahme eines einzigen: an welchem Ort der Häuptling sein Elfenbein verborgen hält.

Dort in der Sonne ruht sich ein Weib, an der Erde hockend, aus. Sie säugt ihr einige Monate altes Kind zugleich mit dem älteren dreijährigen und raucht selbstverständlich dazu. Die Wanjamuesiweiber rauchen leidenschaftlicher wie die Männer, wenn schon auch diese Erkleckliches darin leisten.

Einige kleine Mädchen spielen im Sande, die Beschäftigung ihrer Mutter nachahmend, und ein paar Jungen nehmen verschiedene Male Anlauf zu einem Kriegsspiel, ohne jedoch jemals über die Anfänge hinauszukommen, und zerstreuen sich dann, wie immer in solchen Fällen gelangweilt, sehr bald wieder.

Die Männer haben jetzt, Ende September, wo alle Erntearbeiten vollendet sind, gar nichts zu thun und lungern den ganzen Tag umher. Langeweile kennen die Glücklichen gar nicht.

Am Feuer sitzen trotz der Hitze ein paar gebrechliche weißköpfige Greise, der eine schnupft, der andere raucht Hanf. Die liebe Jugend macht sich lustig über die gebeugten Gestalten, und auch Erwachsene stimmen in das Gelächter der Rangen ein, denn Achtung vor dem Alter ist den Wanjamuesi fremd. Die Alten erzählen sich, unbe-

kümmert um das Gespött in abgebrochenen Sätzen mit hohltönender Stimme und langsamen wichtigen Gesten schon hundertmal gehörte Geschichten aus alten Zeiten, vielleicht über Dinge, die vor zweihundert Jahren passierten, und nun bilden sie sich selbst ein, dabeigewesen zu sein, eine gute Manier, recht alt zu werden. Den Begriff der Zeit kennen übrigens alle Neger nicht und ebensowenig können sie manchmal unterscheiden, was sie selbst erlebt haben oder erzählen hörten.

Unter einem in der Nähe des Thors aus Stroh hergestellten Sonnendach sitzen und liegen junge Männer als Thorwachen, solange es ihnen beliebt. Sie lassen die Hanfpfeife kreisen und stoßen jenes rohe, tierische Husten aus. Vom Felde kommen ein paar Freunde, welche sich liebevoll die Arme um den Nacken geschlungen haben, und unterhalten sich lebhaft mit einem jungen Krieger, welcher vor einigen Tagen von der Küste zurückgekehrt ist. Auf einem primitiven Instrument, bestehend aus einem kleinen Bogen mit einem Flaschenkürbis als Resonanz, spielt er schon seit einer Stunde immer denselben Takt, aus vier Tönen bestehend, denn mehr kann man dem Instrument nicht entlocken, welches mit einem starken Grashalm bearbeitet wird. Auf dem linken Mittelfinger hat der Künstler die Spitze eines Flaschenkürbishalses, wie einen Fingerhut, gesteckt und läßt ihn in lieblichem Takt auf den kleinen Resonanzboden fallen: eine Musik, die den ruhigsten Menschen rasend machen kann, sogar Araber und, was noch mehr sagen will, selbst Negerhäuptlinge. Das Ngubu, so heißt das schöne Instrument, ist denn auch in Unjanjembe und seiner Zeit in Mgunda verboten gewesen. Andre Männer im Dorfe schnitzen Lanzen- oder Pfeilschafte, auch wohl einen Bogen. Aus einer entfernten Ecke des Dorfes ertönen helle Hammerschläge. Ein Fundi ist mit dem Bereiten von Sahni, dem Baststoff, beschäftigt. Hühner laufen umher und picken beim Mehlstampfen zu Boden gefallene Körner. Einige der ledergelben Köter mit den Fuchsgesichtern fressen gierig die überaus nahrhaften feinen Häutchen der Durrahkörner, welche die Weiber nach dem Enthülsen derselben auf den Kehrichthaufen geworfen haben.

Unterdessen steigt die Sonne höher, und stiller wird es im Dorf. Die Luft liegt zitternd vor Hitze auf der Lichtung, und die meisten halten jetzt Siesta, um sich vom Faulenzen auszuruhen. Plötzlich wird die gemütliche Stille durch gellendes Geschrei und die schimpfende

Stimme eines Mannes unterbrochen. Kidulu, der Sohn des Sarago, des Dorfältesten, hat am hellen lichten Tage, von einer kleinen Reise unvermutet früher zurückgekehrt, sein ungetreues Weib Kasinde mit Paramoto in ein sehr angelegentliches Gespräch vertieft in seiner Hütte angetroffen, diesen aber als den Stärkeren wohlweislich laufen gelassen, wenn schon er das Recht gehabt hätte, den Eindringling in diesem Augenblicke zu töten. Sein Weib hatte er durch ein paar schallende Ohrfeigen zu dem gellen Schreien veranlaßt. Jetzt läuft er, mit Gewehr und Lanze bewaffnet, im Dorfe umher und schlägt wütend mit einem Stock auf die Erde, die Pfosten, die weit herabreichenden Strohdächer der Hütten, bis ihn einige Freunde festhalten. „Ich werde ihn erschießen und aufspießen, den Hund, den Zauberer!“ und ein Schwall von nicht wiederzugebenden Schimpfworten ergießt sich über seine Lippen, „Tungula näne (haltet mich), sonst töte ich mein Weib“, schreit er beim Anblick desselben. Seine Freunde thun ihm den Gefallen. Doch Kasinde kennt ihren Kidulu, und von herbeieilenden Genossinnen umringt, entschuldigt sie sich, verlegen lächelnd: „J—i—sch, Kidulu Mfähäwo'“ (J—sch, Kidulu ist ein alter Mann), was ein ungeheures Hallo hervorruft, denn Kidulu ist höchstens dreißig Jahre alt. Da Kasinde die Lacher auf ihrer Seite hat, zieht sich Kidulu grollend zurück, ohne jedoch seine Hütte zu betreten. Erst nach monatelangen Unterhandlungen ist der Streit geschlichtet worden, indem Paramoto eine hohe Summe an Stoffen und eisernen Hacken zahlt und zur Sühne eine Ziege liefern muß, mit deren Blut die entweihte Schwelle besprengt wurde. Nun erst bezog Kidulu seine Hütte wieder.

Nachdem etwas mehr Ruhe in die Gemüter gekommen ist, müssen die Weiber wieder mit dem Bereiten von Mehl zur Abendmahlzeit beginnen. Mit einem gewissen Behagen gehen sie auseinander, haben sie doch neuen Stoff zum Klatschen für wenigstens ein halbes Jahr. Die Männer ziehen nach dem Wald, um Brennholz zu holen, denn ohne Feuer kann der Neger keine Nacht zubringen. Es ist ihm eben solches Bedürfnis wie die Nahrung. Gegen fünf Uhr entsteht neuer Zusammenlauf. Aus einem benachbarten Dorf ist ein Trupp Tänzerinnen gekommen, welche als berühmte Fundi (Meister) einen guten Ruf haben. Für gewöhnlich merkt man ihnen nicht an, daß sie von Beruf Tänzerinnen sind. Sie leben ebenso wie alle andern Weiber und

sind nicht mehr und nicht weniger angesehen wie die andern. Nur von Zeit zu Zeit machen sie Kunstreisen, so auch heute. Ihre Toilette haben sie schon zu Hause gemacht und den stundenweiten Weg im Ballettkostüm zurückgelegt. Mit einem großem Troß Müßiger, Neugieriger aus den in Sehweite liegenden Dörfern kommen die Künstlerinnen an. Eine zivilisierte Tänzerin würde einen solchen Weg schon allein wegen ihres Alters nicht wagen, denn das hat sie in hohem Grade mit ihren afrikanischen Kolleginnen gemein, nur daß es jene nicht geniert, vor so langer Zeit schon geboren worden zu sein. Das Kostüm ist übrigens wesentlich von dem unsrer Balletttänzerinnen verschieden. Der Oberkörper zeichnet sich zwar ebenso wie bei jener durch die mangelhafte Kleidung aus, nur daß sich diese Mangelhaftigkeit bis zum Gürtel erstreckt und wie bei allen ihren Landsmänninnen. Um die Hüften hat sie aber bis zu den Knöcheln ihr Tuch geschlungen, verhüllt also, was jene am meisten zu zeigen bemüht ist, denn sie tanzt eigentlich nicht mit den Beinen, sondern mit dem Oberkörper. Doch zuerst sei das Kostüm ganz beschrieben. Die Tänzerin trägt über die Brust gekreuzt langhaarige Streifen aus Ziegenfell, ebensolche um Oberarm, Handgelenke, Knöchel und einen um den Kopf, an den Füßen hat sie Rasseln aus hartschaligen eiergroßen Früchten gebunden. Geschminkt ist sie nicht, die Schminke würde ihr durch den beim Tanz entwickelten Schweiß von der Haut herunterlaufen.

Neben der Geschicklichkeit der Bewegung wird auch die Ausdauer bewundert. Manchmal läßt die Tänzerin ihre eignen Instrumente, ihr ganzes Orchester mitziehen, bestehend aus zwei bis drei Trommeln, oft auch muß beides von der Bevölkerung geliefert werden. In unserm Dorf sind gute Trommeln, dieselben werden von irgend welchen musikalischen Leuten in rasendem Takte gerührt, und die Künstlerin beginnt auf dem freien Platz sofort ihre Produktion. Da ist es eigentümlich zu beobachten, in welchem Verhältnis die Schaustellende zum Publikum steht. Da ist nichts zu merken von der Feindseligkeit, welches unser gewöhnliches Publikum fahrenden Leuten gegenüber unwillkürlich an den Tag legt. Nicht jene Verachtung, mit der die Leute auf die armen Menschen herabblicken, und nichts von den Ansprüchen, welche das Volk an die Fahrenden macht. Die Schwarzen sind alle seelenvergnügt, wenn sie solchen Genuß haben können, und helle Freude

Mtscheso in Saadani. Frauen Bana Heris, Schwerttänzer. Nach einer Originalphotographie.

leuchtet ihnen aus den Augen, und die Tänzerin iſt ſelbſt bei den beſcheidenſten Leiſtungen großer Bewunderung ſicher und mit Eifer und Liebe widmet ſie ſich ihrer Kunſt. Schenkt man ihr viel, ſo iſt ſie vergnügt, erhält ſie wenig, ſo iſt's ebenfalls gut, denn ſie iſt nicht darauf angewieſen. Und ſo zeigt ſie denn, was ſie kann, ſie ſtampft ſchnell und immer ſchneller mit den Füßen zum Takte der Trommeln, ſich langſam im Kreiſe umherbewegend. Den Unterleib, das Geſäß, die Bruſt und die Schulterblätter beginnt ſie in ganz ſonderbarer Weiſe zu drehen, ſchütteln, wenden, daß man derartige Verrenkungen gar nicht für möglich halten ſollte. Zuweilen tanzt ſie auf jemand zu, ſetzt ſich auf deſſen Schoß, bis er ſich durch eine Kleinigkeit ausgelöſt hat. Die Weiber ſchenken Perlen, Armbänder, Samboringe, auch Feldfrüchte. Stundenlang geht es ſo, immer in derſelben Wiederholung oft bis tief in die Nacht, bis alle ermüdet zur Ruhe gehen. Für den Europäer iſt nichts Langweiligeres denkbar wie eine ſolche Produktion, und bald zieht er ſich zurück.

In unſrer Anſiedelung ſtrömt gegen Sonnenuntergang alles wieder nach dem Dorf zurück, welches in friedlicher Abendbeleuchtung daliegt. Vom Walde her kommen die Männer und auch einzelne Weiber mit ſchweren Holzlaſten, Frauen und Mädchen tragen ihre Thonkrüge auf dem Kopf, um Waſſer zu ſchöpfen. Ein kleiner Junge treibt die meckernden Ziegen des Dorfälteſten zurück.

Schnell ſenkt ſich die Dunkelheit auf die Landſchaft, im Dorf ſieht man wieder die einzelnen Familien ihre Mahlzeiten einnehmen, wobei ein zufällig Vorübergehender zum Zugreifen eingeladen wird und ſich auch nicht lange nötigen läßt. Iſt die Dunkelheit eingebrochen, ſo verſammeln ſich, wenn nicht gerade unſre Tänzerin da iſt, ſämtliche Dorfbewohner auf dem kleinen Platz, der mit Fikusbäumen beſtanden iſt, zu den im Auguſt und September nach eingebrachter Ernte alljährlich durch Wochen bis zu Regenzeit hin ſtattfindenden Chorgeſängen, den Uimbiſi. Um glimmende Kohlenfeuer ſitzen ſie an der Erde. Ein Vorſänger gibt, wenn man ſo ſagen darf, in Fiſtelſtimme das Leitmotiv, uralte, meiſt nur aus wenigen Takten beſtehende Lieder, der Chor fällt vierſtimmig ein, und jetzt erſt kommt die Melodie zur Geltung. Oft geradezu ſchöne Geſänge hört man in richtigem vierſtimmigen Chor vorgetragen, das hallt, wogt auf und ab und

setzt jubelnd ein und dann zieht es wieder in schönem reinen Drei- und Vierklang dahin, daß man stundenlang zuhören kann. Allerdings darf man an die Stimmen keine Ansprüche erheben, sie sind rauh, durchaus ungeschult und nur auf den Chorgesang eingeübt. Der einzelne singt niemals mit Bruststimme, sondern immer in der Fistel. Die Wanjamuesi haben entschieden ein natürliches Gefühl für den Generalbaß, denn sonst könnten sie derartige Motive nicht ohne weiteres richtig begleiten. Die Gesänge klingen vielfach melancholisch, aber durchaus nicht alle. Manche, wie die Schlachtgesänge, haben etwas Kriegerisches Begeisterndes, aber fast alle brechen unvermittelt ab. Es bedarf zum Erfassen der Schönheiten ihrer Musik immer erst eines gewissen Studiums und Gewöhnung an die Eigenart derselben. Außer den Wanjamuesi gibt es in Afrika keinen Stamm, welcher derart musikalisch wäre, abgesehen von den Warua im Kongoquellgebiet, welche jedoch nicht so Gutes leisten. Alle andern Stämme haben recht häßliche Melodien, besonders die um den Märusee herum. Der Text behandelt die sonderbarsten gleichgültigsten Dinge, die in gar keinem Zusammenhang mit der Melodie stehen. So rufen sie z. B. den Häuptling an und versichern, dessen Kinder zu sein, oder irgend ein unbedeutendes Ereignis wird in kindischer Weise erzählt. Der Gesang dauert zwei bis drei Stunden, bis die meisten ihr Lager aufgesucht haben. An andern Abenden führen die Wanjamuesi Tänze auf, Weiber oder Männer allein, auch wohl zusammen, unter Händeklatschen und Gesang, Reigen oder Reigentänze, immer sehr obscöner Natur. Oder die Ruga Ruga treten zum wilden Kriegstanz an. Zuletzt versuchen wohl auch noch einige mutwillige Jungen und Mädchen einen Tanz zu ordnen, doch zerstreuen sie sich bald, alles wird ruhig, heller Mondschein ergießt sich über das Dorf. Die Nachttiere sind längst auf der Suche nach Nahrung, und einige Nachtschwalben flattern lautlos durch die laue Luft.

Feld- und Gartenbau der Wanjamuesi.

Das ganze Land Unjamuesi, von der Mgunda Mkali bis zum Tanganika, von Usukuma am Viktoria-Njansa im Norden bis Ufipa im Süden ist, wie wir schon hörten, im großen und ganzen fast eben, nur hier und da von Hügelreihen oder einzelnen Granit- oder Gneiskuppen durchsetzt. Der Boden des ganzen Landes besteht im hervorragend größten Teil aus Laterit. In den seichten Bodendepressionen und im Inundationsgebiet der Regenbäche und -Flüsse — immer fließende Gewässer existieren im ganzen großen Unjamuesi nicht — liegt auf dem Laterit zuweilen in einer mehr oder weniger mächtigen Schicht Schieferthon mit oft in großer Menge beigemischtem Glimmer. Dieser Thon ist hell ockerfarben, schmutzig grau bis graublau. Er hat immer einen weißlichen Strich und nimmt bei allen eben aufgeführten Farbenabstufungen an viel mit nackten Füßen betretenen Stellen eine blauschwärzliche fettglänzende Farbe an. Da dieser Thon überall Savannen, oder wie sie dort genannt werden, Mbuga, bildet, so soll im folgenden für diese Erde der Ausdruck Mbugaerde gebraucht werden. Schwarzer, fetter Humus, mit verwesenden Pflanzenresten, ist selten zu finden. In den schmalen Flußurwäldern kommt er nur da vor, wo eine größere Parzelle so liegt, daß das Wasser der austretenden Bäche und Flüsse nie fließend darüber gleiten kann und es so den Boden nicht hinwegzuschwemmen vermag. Das eben Gesagte gilt auch für den größten Teil des übrigen Deutsch-Ostafrikas, wo nicht Gebirge gen Himmel ragen.

Von Kies, Geröll und Trümmergestein ist der Boden nirgends nennenswert durchsetzt, und da die oben angeführten Bodenarten alle

an und für sich sehr fruchtbar sind, so müßte Afrika in allen Teilen, wo der Boden aus diesem besteht, ein sehr ergiebiges Land sein, wenn nicht die sechsmonatliche Trockenheit den Anbau von Nutz- und Nährpflanzen sehr begrenzte oder auf der andern Seite die 1—1½ Monate lang dauernden Überschwemmungen der seichten Depressionen die Saat ersaufen ließen.

Der Laterit wird durch Austrocknen fast steinhart und ist dann mit der Hacke nicht umzuarbeiten. Er ist allenthalben mit dem Pori oder lichtem Wald überzogen. Die Mbugaerde wird in der trockenen Zeit um vieles härter und zäher wie Laterit. Sie vermag trotz ihrer Undurchlässigkeit das aufgenommene Wasser nicht zu halten, da sich die Oberfläche durch zahllose Risse derart vergrößert, daß sie bald gänzlich ausgetrocknet ist. In größerer Tiefe, welche den Pflanzenwurzeln nicht mehr zugänglich ist, bleibt das Wasser natürlich in dem Thonboden. Da, wo Sand auf undurchlässigem Boden liegt, sammelt sich das Wasser. Diese Stellen, meist von kleinem Umfang, machen sich durch immergrünen Graswuchs und etwas üppigere Vegetation bemerkbar. Sie liegen meist mitten im Walde, und legen die Wanjamuesi ihre Niederlassungen dort an, um in den Sand die Brunnen zu graben, welche selten tiefer wie 1—1½ m sind. Der schwarze Ansiedler muß bei der Auswahl des Platzes vor allem darauf Bedacht nehmen, die Felder nicht in der Savanne anzulegen, da diese in der Überschwemmungsperiode (Masika) zu lange unter Wasser steht. Wo der Boden nicht zu sandig ist, ist er überall fruchtbar. Trotzdem verfahren die Wanjamuesi, welche von alters her Ackerbauer sind, zuweilen mit so wenig Sachkenntnis bei Auswahl des Platzes, daß sie schon nach der ersten Ernte gezwungen sein können, einen andern zu wählen. Auf der andern Seite aber können Ansiedelungen siebzig bis achtzig Jahre und länger bestehen.

Verfolgen wir die Anlage der Felder (Kisuaheli: mda, Kiunjamuesi: mlala) von Beginn an. Mit Vorliebe wählt man wegen der Rodungsarbeiten bei einem geeigneten Wasserplatze solche Stellen des Waldes, welche mit wenig dichtem Holz und möglichst wenig Unterholz bestanden sind, trotzdem derartige Stellen weniger ertragsfähig sind. Nachdem man die Hütten errichtet und Feldfrüchte als Unterhalt bis zur nächsten Ernte untergebracht hat, beginnt man, alles Holz,

Bäume und Sträucher umzuschlagen. Stämme werden ringsum auf etwa Zweispannbreite von Rinde entblößt, um so zum Aussterben gebracht zu werden, weil sie entweder zu schwer umzuhauen sind, oder zu hartes Holz haben. Wenn sie später ausgetrocknet sind, werden sie durch Feuer gefällt. Stangenholz, Sträucher und schwache Bäume haut man mit wenigen Hieben dicht über der Erde ab, während man die stärkeren Bäume aus Bequemlichkeit in Unterleibshöhe abhaut und den Stumpf stehen läßt. Später entfernt man ihn gelegentlich, indem man, wie an die großen stehengebliebenen Stämme, Feuer anlegt oder sie nach und nach zu Brennholz verwendet.

Die Wanjamuesi haben eine sehr große Geschicklichkeit im Holzfällen und vermögen mit ihren kleinen meißelartigen Beilen in kürzester Zeit große Flächen abzuholzen, wobei aber nicht zu vergessen ist, daß der Pori sehr licht im Bestand ist.

Das umgeschlagene Holz bleibt liegen und ist vor dem Eintritt der Regenzeit so trocken, daß alsdann Ast- und Blattwerk, sowie dünne Stämme durch angelegtes Feuer zerstört werden. Die nicht verbrannten läßt man liegen, um sie im nächsten Jahre zu verbrennen oder allmählich als Brennholz aufzubrauchen.

Die ersten Regen nach der trockenen Zeit fallen Ende Oktober, und wenn der Boden Mitte November derart durchfeuchtet ist, daß er mit der Hacke aufgebrochen werden kann, beginnt die Feldarbeit. Das einzige gebräuchliche Ackergerät ist die eiserne Hacke (Kisuaheli: jembe, Kiunjamuesi: igembe). Das herzförmige Blatt der Hacke ist etwa 5 mm stark und von der Oberfläche zweier nebeneinander gelegter großer Hände.

Aus der Einbuchtung der zwei Lappen ragt der 20—23 cm lange, sich allmählich zur Spitze verjüngende Eisenstiel hervor. Der Holzstiel ist etwa meterlang, aus leichtem, zähen Holz und so dick, daß er bequem in der Hand liegt. Gegen das Handende verdickt er sich etwas, um beim Arbeiten nicht aus der Hand gleiten zu können. Am entgegengesetzten Ende ist ein eiartig verdickter Kopf, welcher leicht umgebogen, und in diesen ist der spitz zulaufende, eiserne Hackenstiel eingebrannt, mit leichter Neigung gegen den Holzstiel und zwar an der entgegenstehenden Seite der Neigungsrichtung des umgebogenen verdickten Kopfes. Da die Hacke so in spitzem Winkel im Holzkopfe

steckt, wird sie von einer größeren Holzfläche gefaßt, ohne daß der Holzstiel schwerer zu sein brauchte. Diese Befestigungsweise ist überaus praktisch, indem sich die Hacke bei der Arbeit von selbst immer fester einkeilt und dabei doch mit einem einzigen Schlage ausgelöst werden kann, geführt gegen den Holzstiel auf derjenigen Seite, wo die Hacke ausragt. Die Hacke ist bei der Weichheit des Eisens im dritten Jahre vollständig aufgebraucht, so daß nur ein höchstens handtellergroßes Eisen übrig geblieben ist. Der Preis der Hacken, welche zugleich als Zahlungsmittel dienen, stellt sich in Unjamuesi drei bis vier Hacken 1 Doti, 1 Doti = $1\frac{1}{2}$—2 Mark, zur Regenzeit, wo starke Nachfrage ist, sogar eine Hacke = 2 Doti = 3—4 Mark per Stück. Die meisten kaufen ihre Hacken erst kurz vor Beginn der Regenzeit, oder gar erst, wenn schon Regen gefallen ist, statt vorher daran zu denken. Manchmal kommt es sogar vor, daß überhaupt keine Hacke mehr aufzutreiben ist.

Sind mehrere heftigere Regen gefallen, so bemächtigt sich der Wanjamuesi große Aufregung, und mit einer Art Passion gehen sie an die Bestellung ihrer Felder. Bei Sonnenaufgang ist die ganze Familie schon auf dem Acker, und sind die Dörfer zu jener Zeit derart entvölkert, daß man nur Greise und Kranke darin findet. Da nun eine günstige Gelegenheit für Raubgesindel gekommen ist, Menschen zu rauben, indem es der auf den Feldern weit umher zerstreuten Arbeiter sehr leicht habhaft werden kann, so ziehen die Männer nach uraltem Gebrauch in vollem Waffenschmuck auf den Acker, das Haupt mit Federn, Antilopenmähnen oder aus Stroh hergestelltem Kopfputz geschmückt, an Armen, Beinen und der Brust Fellstreifen und eiserne Schellen und Rasseln. Der mit eingebrannten, geradlinigen Ornamenten gezierte Hackenstiel ist ebenfalls mit Schellen versehen, auf der Schulter ruht das Beil mit nach rückwärts hängendem Stiel und über derselben Schulter die Hacke, in der Hand Pfeil, Bogen und Lanze oder Flinte, hier und da einer mit einem Köcher unter dem Arm oder Patronentasche und Pulverhorn um die Lenden und am Oberarm das kleine Messer, angethan mit nur zwei kleinen Fellen zur Bedeckung der Blöße hinten und vorn. Das Weib trägt den Säugling in einem Fell oder einem Bastsetzen auf dem Rücken, der Säugling bleibt während des ganzen Tages dort, schlafend, trotz der heftigen

Bewegungen der arbeitenden Mutter, trotz der Sonnenglut, trotz der zahllosen kleinen Fliegen. Die Mutter trägt auch das Kochgeschirr und Mehl, selbst Wasser, denn man bleibt bis Sonnenuntergang auf dem Feld, wenn nicht Regen die Arbeiter vertreibt. Die Kinder sind, sobald sie kräftig genug, ebenfalls mit Hacken ausgerüstet. Emsig und angestrengt, fast ohne auszuruhen, wird gearbeitet. Die einzigen Ruhepausen gönnt man sich während des hastig verzehrten Mahles. Für das Weib bildet die Bereitung desselben eine Extraarbeit. Hier erst kann man beobachten, welche Arbeitskraft im Neger steckt. Wochenlang wird geackert, bis die Aussaat vollendet ist. Die Männer müssen noch einige Tage, etwa sechs bis zehn Tage, im Frondienst die Felder der Häuptlinge bestellen.

Bei dem alten, vollständig gerodeten Boden geht die Arbeit schnell von statten. Anders bei frischem Waldboden. Zwischen den stehengebliebenen Stümpfen werden lange Reihen aufgeworfen und dabei zunächst die kleineren und schwächeren Wurzeln ausgegraben. Stärkere Wurzeln, Baumstümpfe und liegende Stämme verschwinden erst nach drei bis vier Jahren ganz und werden durch Feuer, Hacke und Beil entfernt.

Der Mann, als der Stärkere, nimmt den Boden zuerst in Angriff, indem er, seitwärts schreitend, eine Reihe nach der andern aushebt. Nun folgt die Frau, mit dem Gesicht in entgegengesetzter Richtung arbeitend, so daß ihre Hacke leichtere Arbeit hat, indem sie senkrecht in die Böschung des vom Manne ausgehobenen Grabens eingreift und dann die Erde an die Reihe des Mannes wirft, so daß sie die entgegengesetzte Böschung der Reihe herstellt. Der Boden bleibt an der Basis der Reihe ungelockert, dieser Nachteil wird jedoch im zweiten Jahre vollständig aufgehoben, indem die Reihen umgeworfen werden, wobei wiederum der Mann die alte Reihe zuerst in Angriff nimmt. Er spaltet sie und wirft die Erde in den Graben und zwar derart, daß er diesmal die bis dahin ungelockerte Basis in der Hälfte trifft.

Die Reihen haben von der Sohle des Grabens bis zum Reihenscheitel eine Höhe von 40—50 cm, von der Mitte eines Reihenscheitels zum andern 1 m und mehr. Die Ausdehnung des Feldes richtet sich nach dem Belieben des Ansiedlers. Bei jungen Rodungen steht ihm so viel Boden zur Verfügung, als er bearbeiten will.

Die fruchtbarsten Stellen sind immer Termitenhügel mit ihrer fetten Erde.

Das hohe Aufwerfen der Reihen hat den Zweck, dem Regenwasser während heftiger Güsse im Februar und März einen Abfluß zu schaffen und ein Ertrinken der Pflanzen zu verhindern. Häufig stehen die Gräben nach starken Regengüssen ganz unter Wasser. — Das Aufwerfen der Reihen wird zuerst vollendet und nimmt die Zeit bis Mitte Dezember in Anspruch, worauf mit Säen begonnen wird. Der Säende scharrt mit dem Fuß oder der Hand kleine Löcher in den Scheitel der Reihe. Es werden die Körner dann so wie etwa Salz gestreut, nicht aber im Bogenwurf, wie bei uns die Aussaat. Die Erde wird sodann mit der Hand oder dem Fuße darüber gescharrt und die Aussaat ist vollendet. Sehr bemerkenswert ist, daß mit dem Beginn des Feldbaues, also von dem Moment an, wo der Boden umgewühlt wird, auch die arbeitenden Neger zuweilen vom Fieber ergriffen werden.

Das Saatkorn (Kis. und Kiun. mbägu, wörtlich: Art) aller Getreidearten wird auf das sorgfältigste vor der Ernte unter den schönsten Körnern, Ähren und Kolben ausgewählt. Die Leute verschaffen es sich nach einigen Jahren immer von weit her, z. B. Mais aus Umeba im Südwest des Tanganika, Sorghum aus Ugogo. Sonst aber pflegt man öfter von entfernter liegenden Ortschaften und Nachbarn schönes Saatkorn auszutauschen. Die Neger wissen sehr gut, daß sonst die Feldfrüchte sehr leicht degenerieren.

Die Nährpflanzen der Wanjamuesi sind vor allem die Negerhirse sorghum vulgare, Kis. mtama, Kiu. ussigga), Mais (Kis. mhindi, Kiu. mtama) und Panikum (Kiu. uläsi), dann Reis (Kis. und Kiu. mpunga), ferner Maniok (Jatropha manihot, Kis. und Kiu. mhogo), Bataten (Convolvulus batatas Kis. wiasi Kiu. nkufu), Erdnüsse (Arachis hypogaea Kis. kalanga, Kiu. majoa), Bohnen und erbsenartige Früchte, Kürbis, Bananen und Zuckerrohr und als Narkotika Tabak und Hanf.

Die Aussaat von Sorghum und Mais geschieht meist gleichzeitig auf demselben Acker, indem man zuerst Sorghum und dann etwas weiterstehend Maiskörner einlegt. Sorghum gedeiht am besten im roten, fetten Laterit, verlangt aber während drei bis dreieinhalb Monat regelmäßige Regengüsse, auch im Glimmerthon, wenn dieser

nicht zu lange unter Wasser steht. Mais verlangt schweren fetten Boden und viel Feuchtigkeit. Derselbe bedarf zweieinhalb, höchstens drei Monate zur Reife und wird Ende März bis Anfang April geerntet, wobei eine Pflanze oft drei bis vier Kolben zur Reife bringt. Am besten gedeiht er in dem wasserreichen Kawende. Die Kolben werden übrigens schon vor der vollständigen Reife vielfach genossen und gelten gekocht oder geröstet als Leckerbissen.

Die Männer beteiligen sich, nachdem die Aussaat gemacht ist, nicht mehr an der Arbeit, wenn sie nicht die Felder zum Schutze gegen Wild, wie Schweine und Büffel, mit einem $^1/_2$ m tiefen, jedoch nur spannbreiten Graben umziehen, dessen ausgehobene Erde nach der Seite des Feldes geworfen wird in $^1/_2$ m Höhe. Gegen Schweine genügt auch das Aufstecken von Dornen. Die Feldfrüchte sind dann vollkommen gegen diese Tiere geschützt. In weiten Zwischenräumen werden besonders da, wo Fußpfade entlang führen, Fallgruben mit eingesenkten spitzen Pfählen angebracht. In Gegenden wo große Büffelherden existieren, muß der Wall noch etwas erhöht und eine sehr starke, brusthohe Palissadenzäumung errichtet werden. Die weiteren Arbeiten überläßt der Wanjamuesi ganz und gar der Frau, wie z. B. Ausjäten von Unkraut. Wenn der Mann nicht zur Küste zieht, um sich dort als Träger anwerben zu lassen, kann auch der Fall eintreten, daß die ganze Familie auf weit entlegenen Feldern eine provisorische Hütte bezieht, welche gerade so gebaut ist wie die im Dorfe, um gemeinsam die Felder zu hüten. Im allgemeinen übernimmt auch diese Arbeit die Frau mit den Kindern. Besonders die Knaben haben die Aufgabe, von hohen Gestellen, welche später die 4 m hohen Sorghumhalme überragen müssen, allerhand Eindringlinge abzuhalten. Von den Gestellen aus werden, durch Schreien und Würfe mit Erde oder kleinen Steinen, einfallende Vögel, hauptsächlich Finkenarten, Tauben, Papageien, sowie die sehr zahlreichen und diebischen Affenbanden fernzuhalten gesucht. Selbst die Nacht hindurch wird manchmal Wache gehalten, wenn der Besitzer des Feldes zu faul war, Schutzgraben und Wall anzulegen. Als Vogelscheuche für die Saat und keimende Frucht werden an schräg in die Erde gesteckten Stöcken Palmenblätter und Strohbündel befestigt und letzteren oft die Form einbeiniger, langgeschwänzter Ungeheuer gegeben, an deren Kopf weiß-

gebleichte Achatinagehäuse als Glasaugen angebracht sind. Zum Schutze gegen Diebe gräbt man an Kreuzwegen zersprungene Thongefäße mit dem Boden nach oben zur Hälfte ein oder bringt hier und da kleine Ruten mit wunderkräftigen Zaubermitteln an. Mitte April ist die Maisernte vorüber, die Kolben werden abgebrochen und dann die ganzen Stauden ausgerissen, wobei der Boden durch das Ausreißen etwas aufgelockert wird. Die Kolben werden in großen Rindenschachteln ins Dorf getragen und dort in der Hütte belassen, um entweder an hohen Stangen gebunden oder in sehr großen 1—$1^1/_2$ m hohen und ebensolchen Durchmesser haltenden Rindenschachteln (Kiu.; Lindo) ohne Deckel offen aufbewahrt zu werden, bis sie während etwa zwei oder drei Monaten steinhart ausgetrocknete, goldgelbe Körner zeigen. Hierauf schichtet man sie möglichst dicht in Schachteln, steckt die obersten Maiskolben kuppelartig mit den Spitzen nach unten dicht zusammen und überstreicht die Kuppel und die Nähte der Rindenschachtel mit Lehm, welchem Asche beigemischt ist, um die Maisernte gegen Termiten und die sehr zahlreichen Ratten zu schützen, was man damit auch vollkommen erreicht. Derartige Lindo stellt man auf einen kniehohen Pfahlrost entweder im Innern der Hütte oder unter der Veranda auf. Die schönsten Kolben mit den großen Körnern sucht man in genügender Anzahl aus und bindet sie in Bündeln in der Hülle als Saatkorn in der Hütte an einen Sparren des Kegeldaches.

Die Sorghumhalme haben mit dem Mais dieselbe Höhe erreicht und können sich nun, nachdem der Mais entfernt ist, freier entwickeln. Ganz ungestörten Besitzes des Bodens darf sich jedoch der Sorghum nicht allenthalben erfreuen, denn je nach Bedarf werden in den besseren Boden, auf größerer oder kleinerer Fläche zwischen die Halme in die noch feuchte Erde Gurken-, Kürbis-, Melonenkerne und Strauchbohnen gesteckt, deren Ranken schließlich den Boden ganz überwuchern.

Die Mais- und Sorghumkultur ist in Afrika sicher schon uralt und jedenfalls nicht in geschichtlicher Zeit dort eingeführt. Den Reisbau hingegen haben die Wanjamuesi von den Arabern übernommen, derselbe beginnt erst jetzt allgemein eingeführt zu werden; doch zieht der Neger mit Recht immer den viel kräftigeren Sorghum vor.

Der Reis verlangt bekanntlich sumpfigen nassen Boden, welcher sich in Unjamuesi vielfach in einer für den Reisbau vorzüglichen

Güte findet. In dem humusartigen Schlamm seichter Depressionen werden, ebenfalls vor Eintritt der Regenzeit, Reihen in derselben Weise und in denselben Größenverhältnissen aufgeworfen wie oben beschrieben, und zwar an Stellen, wo das Wasser lange stehen bleibt. Schollenreihen, wie sie unser Pflug aufwirft, werden da mit der Hacke hergestellt, wo schnelleres Verlaufen oder Verdunsten des Wassers zu befürchten ist. Die Reisfelder müssen ganz besonders gegen die Zebras geschützt werden, welche oft in Herden von dreißig bis vierzig Stück in der Nacht einfallen und ganze Felder verwüsten können. Die einzelnen Ähren werden mit Messern abgeschnitten und im Dorfe ausgedroschen, indem man sie in der Hand mit Ruten ausklopft.

Anfang Mai beginnt der Sorghum zu blühen und zugleich der Südostpassat einzusetzen. Die Wanjamuesi, wie die meisten Negerstämme, schreiben die Ursachen des Windes dem Blühen des Sorghums zu, und die dann stets zunehmende Heftigkeit dieses Windes der Körnerbildung der Ähren. Der Feldbau (Kis. und Kiu.: Kulima) ist ihnen so wichtig, daß sie sogar die Zeit danach rechnen und z. B. sagen: wir haben so und sovielmal Feld gebaut, seit dies oder jenes Ereignis stattfand. Die Ernteerträge sind natürlich von allen möglichen Dingen, besonders dem Klima abhängig. Zu große anhaltende Trockenheit oder zu viele Regen können dieselbe ebenso gut zerstören wie Vögel und ein winziger Rüsselkäfer, welcher zu hunderttausenden auftritt und die einzelnen Sorghumkörner durchbohrt. Der Verfasser sah in Katango, im Jahre 1884, den Boden der Sorghumfelder ganz und gar mit einer feinen Mehlschicht überzogen, welche von den bohrenden Käfern umhergestreut war. Wenn in solchen Fällen nicht noch Vorräte von früher vorhanden sind, tritt regelmäßig Hungersnot ein. Um so größer ist die Freude, wenn dann eine so reiche Ernte, wie im Jahre 1881, eingebracht werden kann. Dieselbe begann zufällig in dem genannten Jahre an demselben Datum wie im vorhergehenden, am 4. Juli. Der Beginn der Ernte wird vom Häuptling bestimmt. Der Termin wird auch in den der Hauptstadt nahe gelegenen Feldern gut eingehalten, weiter entfernt weniger.

Vor Einbringung der Ernte wird allgemein auf das strengste darauf gehalten, daß in weitem Umkreis um die Felder keine der jährlich angelegten Grasbrände erregt werden. Auch hierbei bestimmt

der Häuptling den Termin, und wehe demjenigen, der es wagt, vorher in der Nähe von Feldern das Gras anzuzünden, er riskiert, gelyncht zu werden. Die lockeren Ährenrispen waren 1881 in Unjamuesi so schwer und groß geraten, daß sich die Halme unter der Last beugten, und trotzdem dieselben unten bei einer Länge von 4 m fast zweifingerdick geraten waren, wurde mehr wie einer derselben abgeknickt. Weiber und Sklaven waren aufs emsigste beschäftigt, einen Halm nach dem andern umzuknicken und die Ähre mit einem Messer abzuschneiden. In Körben, aus Palmenblättern geflochten, und Schachteln und Deckeln werden dieselben in großen Haufen auf die in der Nähe im Felde geglättete Tenne gebracht. Die Tenne wird unter freiem Himmel durch Abtragen eines Termitenhügels hergestellt, dessen harten zähen Thon man mittels der Hacke und Beile zerschlägt und die Erdknollen auf einer etwa 5—6 m im Durchmesser haltenden Fläche ausbreitet, wobei meist ein Teil des Termitenbaues stehen bleibt. Mit Wasser gemengt, wird die Erde festgetreten und dann mit der Hand glatt gerieben. Die Tenne hat keinen hochstehenden Rand. Die Ähren werden auf der Tenne spannhoch so geschichtet, daß ein ungefähr schrittbreiter Rand frei bleibt. Mit 2 m langen, dünnen Stangen, ohne Flegel, wird die Negerhirse unter munteren, sehr häßlich klingenden Gesängen merkwürdigerweise in gleichzeitigem Schlag ausgedroschen, wobei die Ähren oftmals gewendet werden. Da von Mitte Mai gar keine Regen mehr auftreten, so ist die Frucht sehr trocken und drischt sich leicht aus, wobei sie aus den hornartigen harten Kelchspelzen ausspringt. Gereinigt werden die Körner, indem man das Korn in flachen Strohtellern oder Rindenschachteldeckeln mit beiden Armen möglichst hoch hebt und im Winde langsam auf ein großes flaches Rindenstück fallen läßt, so daß die Luftströmung die Spreu wegweht.

Das gereinigte Sorghumkorn wird in Körben und Rindenschachteln nach dem Dorfe geschleppt, um entweder in ebensolchen großen Lindo, wie beim Mais beschrieben oder in großen Getreideschobern aufbewahrt zu werden. Diese Schober haben dieselbe Gestalt wie Hütten, ein Cylinder mit aufgestülptem, weit vorragendem Kegelstrohdach, sind jedoch auf einem kniehohen Pfahlrost erbaut, um das Getreide vor Feuchtigkeit oder Termiten zu schützen. Da dem Neger das Umwerfen des Kornes unbekannt ist, so nistet sich häufig der schon erwähnte

Rüsselkäfer darin fest, scheint aber in aufgespeichertem Korne niemals die Verheerung anrichten zu können, welche der Verfasser in Katanga beobachtete an Korn, welches noch am Halme stand, und ein Glück ist es, daß dieses gefährliche Insekt sehr selten in großer Menge auftritt.

Sorghum- und Maisfelder werden drei Jahre hintereinander bestellt, um dann entweder nach drei- und mehrjährigem Brachliegen wieder in Angriff genommen zu werden, oder man rodet, wo Platz genug vorhanden ist, andre Waldstrecken.

Nach Einbringung der Mtamaernte beginnt die Zeit der Ruhe und des Pombe (Bier) trinkens, und allabendlich versammeln sich die Dorfbewohner zu dem schon geschilderten Chorgesang oder Uimbisi.

Künstliche Düngung wird bei den drei erwähnten Getreidearten, wenn man von der unwillkürlichen Aschendüngung bei der Rodung absieht, nirgends angewendet. Nur die Wadschagga kennen Rindermistdüngung.

Neben Sorghum und Mais nimmt die wichtigste Stelle die zur Fett- und Ölbereitung angepflanzte Erdnuß ein. Der Mjamuesi kultiviert dieselbe in großen Mengen. Sie gedeiht vorzüglich im Laterit und wird auf Reihenbeeten von 30 cm Höhe und $^1/_2$—$^3/_4$ m Scheitelweite, an etwas höher gelegenen Stellen, angebaut. In zwei- bis dreifachen unregelmäßigen Reihen werden auf dem Reihenbeete in handbreiten Abständen je 3—4 Erdnüsse in ein Loch gelegt, ebenso wie Sorghum und Mais. Die Erdnuß braucht zur Reife vier bis fünf Monate. Die Pflanzen stehen buschweise beisammen. Sie haben ein kleeartiges Aussehen und werden nur zweihandhoch. Nach dem Abblühen der gelben Blume senkt sich der Fruchtstiel in die Erde, wo der Samen reift. Eine einzelne Pflanze zeitigt in guten Jahrgängen fünfzehn bis zwanzig Nüsse. Die Nüsse lassen sich drei bis vier Jahre aufheben, ohne ranzig zu werden, und liefern 40—50 % Öl. Die Erdnuß (arachis hypogaea) ist dazu berufen, eine wichtige Rolle in unsern Kolonien zu spielen, als vorläufig einziges Produkt, welches in Mengen angebaut und einen bedeutenden Ausfuhrartikel bilden wird.

Sehr eifrig baut auch der Mjamuesi Hülsenfrüchte. Obenan steht eine kleeartige Hülsenfrucht Njugu maue (Voandzeia subterranea), dieselbe wird ebenso wie die Erdnuß gepflanzt. Die Pflanze hat ein

dieser sehr ähnliches Aussehen, so daß man beide, bei oberflächlicher Betrachtung, leicht verwechseln kann. Auch hier senkt die gelbe Blüte, wie der lateinische Namen andeutet, den Fruchtstiel in die Erde, wo ein kugelrunder 11 mm Durchmesser haltender, sehr stärkemehlhaltiger Samen reift. In Geschmack und Farbe erinnert sie sehr an unsre Erbsen.

Neben den Getreidearten bilden Bataten und Maniok die Hauptnährpflanzen. Die Batate liebt einen schweren, mit etwas Sand untermischten Boden. In fettem Laterit ohne Sand wird sie sehr üppig und groß, sehr zuckerhaltig, aber für den Europäer wie selbst den Neger nicht sehr zuträglich. Die Batate erreicht die Größe unsrer sogenannten langen Salatkartoffel bis selbst Kinderkopfgröße. Die Farbe der ziemlich glatten Schale, welche vollkommen der unsrer Kartoffeln entspricht, variiert zwischen dem gewöhnlichen erdfarbenen Graubraun, Rot und Dunkelviolett.

Die Batate wird von den Wanjamuesi durch abgerissene Stecklinge fortgepflanzt, welche man in zwei handbreiten Abständen gleichmäßig in das Beet einsteckt, nachdem man mit dem Finger ein Loch hineingestochen hat. Die Beete werden mit der Hacke gut umgearbeitet, $^1/_2$—$^3/_4$ m hoch, oben $^1/_2$—$^3/_4$ m breit und von beliebiger Länge aufgehäuft und meist in der Nähe der Dörfer und an etwas feuchten Stellen. Die Pflanze wuchert üppig und überzieht das ganze Beet mit ihrem Schlingkraut, sich so selbst gegen Unkraut schützend. Die Batate setzt sehr bald ihre Wurzelknollen an und ist nach drei bis vier Monaten reif. Da, wo dieselben immer begossen werden, kann man das ganze Jahr hindurch frische haben. Der Mjamuesi ist aber dazu viel zu faul und begnügt sich, das Gedeihen von den Regenfällen abhängen zu lassen. Sind die Knollen reif, so werden sie mit der Hacke sorgfältig ausgehoben. Zur Aufbewahrung werden sie zubereitet, indem man sie mit Messern der Länge nach in Stücke schneidet und in der Sonne trocknet.

Auch die Blätter der Batate werden als Gemüse in frischem Zustande sowohl wie getrocknet genossen.

Maniok gedeiht am besten auf leichtem Boden und erfordert am wenigsten Arbeit. Der Boden wird wie früher in Beete aufgelockert

und ein dünnes Astreis in Zweispannenlänge hineingesteckt, in denselben Zwischenräumen auf allen Seiten. Maniok läßt man meist zwei Jahre wachsen. Die holzartigen Strünke werden 3—4 m hoch. Während des Wachstums geben die Blätter das ganze Jahr über ein ganz angenehm schmeckendes Gemüse. Der Maniok ist in Unjamuesi süß, erinnert im Geschmack entfernt an Haselnüsse. Da, wo die Wurzel bitter ist, was in Deutsch-Ostafrika sehr selten vorkommt, muß der giftige Milchsaft erst ausgelaugt werden. Die bis zu Armdicke anwachsenden langen Knollen werden ebenfalls der Länge nach in starke Scheiben geschnitten und in der Sonne getrocknet und können jahrelang aufbewahrt werden. Sie werden zu Mehl zerstampft.

Njumbu ist ein Knollengewächs mit niederem Kraut. Es bildet fingerdicke lange Wurzelknollen, welche mehrfach abgeschnürt sind, jedoch wegen des starken Terpentingeschmacks öfters abgekocht werden müssen. Der Anbau der wie unsre Kartoffeln schmeckenden mehligen Wurzeln wird weniger betrieben. Außerdem baut man in Unjamuesi noch eine Hülsenfrucht, Schiroko genannt, welche unsern Erbsen ähnelt. Auf den Gemüsebau wendet man in Unjamuesi große Sorgfalt, und kann man in der Umgebung der Dörfer nach Einbringung der Ernte eine Menge kleiner Gärten entstehen sehen, angelegt im schwarzen Humus und eingehegt mit kleinen Dornenhecken. Dort werden Bohnen, wahrscheinlich dieselbe Art wie unsre Strauchbohnen, neben einer Menge sehr wohlschmeckender Kürbisvarietäten und Gurkenarten gepflanzt. Letztere sind nur in der Gestalt der Frucht von den unsern verschieden. Die Blätter und Blüten der Kürbis- und Gurkenarten werden zu wohlschmeckenden Gemüsen verwendet. Tomaten (Kis. und Kiu: njanjia) sind sehr verbreitet und werden gern gegessen. Sie sind entschieden erst durch Araber von der Küste her eingeführt worden. Der rote kleine Pfeffer, der bei seiner ungeheuren Schärfe sehr beliebt ist, wird in Gärten angepflanzt, er ist wahrscheinlich auch von Arabern eingeführt.

Der Banane haben wir schon an andrer Stelle gedacht. Sie wird in Unjamuesi sehr wenig angepflanzt, was um so mehr zu verwundern ist, als die Wanjamuesi Ackerbau in solch ausgiebiger Weise betreiben. In ganz Unjamuesi und in allen Ländern, in denen Ackerbau intensiv in Deutsch-Ostafrika betrieben wird, dürfte höchstens ein

bis drei Prozent der Bodenoberfläche angebaut sein. Nach ungefährer Schätzung des Verfassers stellt sich das Verhältnis der verschiedenen Nährpflanzen nach der Menge ihres Anbaues in größter Berücksichtigung des Landes Unjamuesi wie folgt:

Sorghum	60 %
Mais (wo er nicht ausschließlich gebaut wird, wie in Kawende)	18 „
Erdnüsse	8 „
Reis	2 „
Ulesi (nicht nennenswert)	— „
Bataten	5 „
Hülsenfrüchte	7 „
	100 %.

Sorghum hat von allen den größten Nährwert, ist am wohlschmeckendsten und gedeiht überall, wo der Boden nicht zu sandig oder zu feucht ist.

Zum Schluß sei noch des Zuckerrohrs, der Baumwolle, des Tabaks, des Hanfs und Sesams gedacht. Das Zuckerrohr ist durch die Araber eingeführt und wird wenig gepflanzt, mehr zur Näscherei. Baumwolle findet man bei jedem Dorfe in einigen Sträuchern, meist von selbst aus durch Zufall in die Erde geratenem Samen entstanden. Regelmäßig angebaut wird sie nirgends, trotzdem die Wanjamuesi dieselbe sehr zu schätzen wissen und vier bis fünf Pfund roher, dort gewonnener Baumwolle (Kis. und Kiu: pamba) einen Wert von drei bis vier Mark hat. Tabak (Kis. tumbako, Kiu: sunko) wird, ungeachtet er so sehr begehrt wird, nur aus Faulheit wenig gebaut. Unter flachen, kniehohen Strohschutzdächern, von einem Meter im Geviert, sät man den Samen ganz dicht und verpflanzt die fingerlangen Pflänzchen irgendwo in aufgelockerter Erde in der Nähe der Hütte oder als einreihige Einfassung von Gartenbeeten, merkwürdigerweise nie auf größeren Flächen. Der Tabak ist weiß- und rotblütig, sehr stark, die Blätter nicht sehr groß und von starken Rippen durchzogen, jedenfalls keine edle Art. Man läßt aus Unkenntnis die Pflanzen alle ausblühen und verhindert so die Bildung großer Blätter. Der Tabak wird, wenn kein Vorrat vorhanden ist, oft grün abgerissen,

Kikogwa bei Pangani.

Baumwollplantage der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

über glühenden Kohlen gedörrt und so geraucht oder geschnupft, nachdem man ihn zu letzterem Zweck in einer Gefäßscherbe mittels eines Beilstieles zerrieben hat. Andre flechten lange Zöpfe, wie bei uns Kautabak geflochten wird, rollen sie zu Scheiben auf und stecken sechs dünne Stäbe sternförmig durch, um der Rolle Halt zu geben. Er wird der Sonne ausgesetzt und trocknet sehr schwach, dabei fermentierend. Meistens pflegen die Wanjamuesi die grünen Blätter in einem Holzmörser einzustampfen und daraus kegelförmige Brote von $^1/_4$—1 Kilo zu formen und diese ebenfalls wochenlang der Sonne auszusetzen. Diese Brote fermentieren etwas stärker, doch schmeckt der so zubereitete Tabak ebenso schlecht wie der andre.

Es dürfte eine offene Frage sein, ob der Tabak eine einheimische afrikanische Pflanze ist. Dafür spricht, daß das Rauchen derart verbreitet und so sehr bei den Schwarzen eingewurzelt ist, daß sie schwerlich erst nach der Entdeckung Amerikas damit vertraut geworden sind. Ihre Rauchinstrumente sind so mannigfacher Art, daß eine Einführung von außen nicht anzunehmen ist. Dazu kommt noch, daß die meisten Stämme einen eignen Namen für Tabak haben, der meist in gar nichts an das Wort Tabak erinnert. Besonders originell und anderswo nicht wieder zu finden ist neben dem oben beschriebenen Verfahren zur Bereitung des Tabaks das Einkochen desselben in Katanga, wodurch der Tabak überaus stark und wachsartig knetbar wird.

Gegen die Annahme, daß Tabak eine afrikanische Pflanze ist, spricht, daß man noch nirgends wilde Tabakpflanzen gefunden hat, und man die Mannigfaltigkeit der Rauchgeräte auch von dem alten Brauch des Hanfrauchens ableiten könnte. Da dieser aber nur aus einer ganz bestimmten Art Pfeife geraucht wird, so ist dieser Einwurf wohl auch nicht stichhaltig.

Hanf (Kis. und Kiu: bangi) wird nur zum Zweck des Rauchens gesäet und zwar in einzelnen Exemplaren innerhalb der Dörfer. Man läßt eine Pflanze oft jahrelang stehen.

Die Sesampflanze wird von den Wanjamuesi, trotzdem das Öl zum Einreiben wie Kochen Verwendung findet, ebenfalls nicht angepflanzt. Die Mühe, welche bei etwaigem Anbau aufgewendet werden müßte, ist fast gleich Null, man brauchte nur irgendwo in der Regen-

zeit einen Kern in die Erde zu stecken. Wo zufällig eine Pflanze wächst, läßt man sie stehen, um den bohnenartigen Samen einzuheimsen. Die meisten Pflanzen findet man innerhalb verlassener Ortschaften.

Man sieht, daß die Hilfsquellen des Negers, welche ihm allein aus dem Pflanzenreiche zu Gebote stehen, sehr mannigfaltige sind. Dieselben könnten ganz gewiß noch viel mehr ergiebig sein, wenn der Schwarze mehr Sorgfalt auf deren Kultivierung legte. Für uns haben aber alle oben angeführten Produkte, so wie sie jetzt Afrika produziert, wenig Wert mit alleiniger Ausnahme der Erdnuß, welche bekanntlich schon zur Gewinnung von Öl in großen Mengen von der Westküste exportiert wird. Doch dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß Afrikas Lateritboden, richtig bewirtschaftet, auch Zinsen tragen würde, wenn man nicht zu hohe Ansprüche an den Prozentsatz der Rentabilität macht und sich entschließt, größere Kapitalien als à fonds perdu zu opfern.

Der Tanganika.

Ein Zufall hat es gewollt, daß derjenige der innerafrikanischen Seen, der Tanganika, welcher am weitesten von der Küste entfernt ist, zuerst entdeckt wurde. Den Anstoß zu seiner Entdeckung haben Krapfs und Rebmanns Forschungen und Erkundigungen über die großen Seen des Innern gegeben. Sie veranlaßten die beiden englischen Kapitäne der ostindischen Armee Burton und Speke, unterstützt von der Regierung in Bombay, sich auf den Weg zu machen, um sich von dem Vorhandensein dieser großen Binnengewässer zu überzeugen. Schon in den Jahren 1854—55 hatten die beiden den allerdings vergeblichen Versuch gemacht, von Norden her in Ostafrika einzudringen. Erst als sie 1857 zum zweitenmal das Vorhaben in Angriff nahmen, sollte es ihnen glücken. In dem genannten Jahr, Mitte Juli, brachen Burton und Speke von Bagamojo auf und erreichten den See zuerst am 12. Februar eine kurze Strecke nordwärts von der Mündung des Malagarasi, des einzigen größeren Flusses, den der Tanganika aufnimmt. Zwei Tage später befanden sie sich in Ujiji. Damit war eines der größten geographischen Probleme zum Teil wenigstens gelöst.

In langgestreckter Form, einen Teil jener schon öfter erwähnten afrikanischen Erdspalte ausfüllend, verläuft die Hauptrichtung des Tanganika dementsprechend annähernd nordsüdlich. Die ganze Länge des Sees beträgt 630—650 km. Die Breite wechselt zwischen 30—80 km. Die Tiefe ist sehr beträchtlich und erreicht, so weit jetzt bekannt ist, 200—300 m.

Der Tanganika zeigt ein eigentümliches Phänomen, sein Steigen und Fallen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Erscheinung in

mehr oder minder auffälliger Weise auch den andern afrikanischen Seen eigen ist, da die Ursachen für alle dieselben sind.

Man hat für dies Steigen und Fallen des Tanganika die mannigfachsten Erklärungen versucht, deren sonderbarste und unhaltbarste diejenige von Stanley ist. Er nimmt in sehr gezwungener Weise an, daß früher zwei zusammenhanglose Seen bestanden haben sollen von verschiedener Meereshöhe. Vulkanische Kräfte hätten dann nach Stanleys Vorstellung den Zusammenbruch der Scheidewand und ein Ineinanderfließen der Seen und dabei ein Steigen des einen Teils und ein Sinken des andern veranlaßt. Durch nichts aber läßt sich diese Annahme thatsächlich begründen, sie ist ein reines Phantasiegebilde, wie so manches, was Stanley gesagt hat.

Ohne uns auf die verschiedenen andern Theorien einzulassen, wollen wir nur diejenige Erklärung der angeregten Erscheinung geben, welche die einfachste und wahrscheinlichste ist. Der Verfasser war mit einer der ersten, welcher dieselbe gegeben hat.

Wenn wir uns auf der Karte den Tanganika und das ganze Gebiet seiner Zuflüsse ansehen, so finden wir, daß dieses unverhältnismäßig klein ist. Der größte Zufluß ist der schon oben genannte Malagarasi, welcher ungefähr in 5^{0} 30, Südbreite in den See fällt. Die entferntesten Ursprungsrinnen dieses Flusses befinden sich kaum 400 km von seiner Mündung. Dieselben führen aber nur während Regen- und Überschwemmungszeit auf höchstens acht bis vierzehn Tage Wasser und trocknen in den höheren Lagen alsbald vollständig aus. Sie bilden weiter abwärts in vorgeschrittener Jahreszeit Ketten zusammenhangloser Wasserbecken. Es sind ohne Ausnahme Regenflüsse und -Bäche. So auch die andern Zuflüsse des Tanganika. Der Malagarasi ist der einzige, welcher auch in der trockenen Zeit, jedoch auf kaum 100 km Entfernung von der Mündung stromaufwärts zusammenhängendes Wasser aufweist. Nur von den Bergen, welche oft die beträchtliche Höhe von 3000 m erreichen, wie in Marugu am Westufer des Tanganika, stürzen und rauschen unzählige Bäche in den See, welche das ganze Jahr über Wasser führen.

Es hat sich gezeigt, daß der See bei dem Besuche Burtons und Spekes noch im Steigen begriffen war, daß aber sein Sinken vom Jahre 1873 an datiert und daß man jetzt an Stellen, welche von Wasser

bedeckt waren, Baumstümpfe findet. Dieses läßt darauf schließen, daß der See in früheren Perioden schon einmal niedrigeren Stand hatte. Der Tanganika ist gegenwärtig noch immer im Fallen begriffen und hat sich seit 1873 einen Abfluß durch den Lukuga gewühlt. Sein Wasserspiegel ist bis jetzt um 3 oder 4 m gefallen. Das Flußgebiet des Tanganika bildet an seiner Westseite einen Streifen von kaum 50 km Breite, indem die Gebirge dort die schmale Wasserscheide zwischen Kongo-Luapula und Tanganika bilden. Nord- und südwärts fallen die Wasser aus schmalen Gebieten von höchstens 100 km Breite in den See. Am Südostende des Tanganika fließen aus nur 20—30 km weit her die Bäche von den Bergen Ufipas herunter. Die Ostabhänge derselben gehören schon dem Stromgebiet des Rikwasees an. Dagegen gehören sämtliche Wasser des Landes Unjamuesi, Uha, eines Teiles von Urundi und Ussukuma dem Tanganika an.

Ein weiter ganz flacher Kessel, Unjamuesi und die Mgunda Mkali umfassend, senkt sich von 1500 m Meereshöhe im Osten und 1200 m im Norden sanft zu dem nach des Verfassers 780 m, nach Wißmanns Messung 814 m über dem Meere liegenden Tanganika hinab. Alles Wasser der Regenzeit läuft in diesem Gebiet nach dem See zu ab. In den Gebirgen läuft es langsamer ab, weil es dort zurückgehalten wird, so daß der Vorrat bis zur nächsten Regenzeit anhält. In flachem Land ist es schneller verschwunden. Es wird vom Boden aufgesogen, ein Teil fließt ab, aber das meiste verwandelt sich in Dampf, da die Verdunstung in der trockenen Zeit eine ganz enorme ist. Das Niveau des Sees steigt alljährlich nach der Regenzeit um wenigstens einen halben Meter, um dann wieder zu fallen. Bei der ungeheuren Oberflächenausbreitung wird diese kolossale Wassermenge, um welche der See neben seinem steten Sinken abnimmt, von dem trockenen Südostpassat hinweggeführt. Nehmen wir nun an, der See hätte keinen Abfluß, so kann sich Jahre hindurch der Zufluß und die Verdunstung das Gleichgewicht halten. Es kann sogar die Verdunstung eine größere wie der Zufluß werden, der See beginnt zu sinken, ohne daß ein Abfluß stattfindet. Derartiges tritt ein, wenn sich eine Periode trockener Jahre mit wenig Regen eingestellt hat, wie man solche Perioden auf der ganzen Erde beobachtet hat. Nun folgt eine Periode

sehr regenreicher Jahre, die Verdunstung vermag mit dem Zufluß nicht mehr gleichen Schritt zu halten, umsoweniger, als der Südostpassat, welcher während sechs Monaten weht, schon mehr Feuchtigkeit aufgenommen hat, infolgedessen auch die Verdunstung von der Seeoberfläche eine geringere sein muß. Der See beginnt zu steigen und wird nun nach jeder Trockenzeit einen höheren Spiegel zeigen. Im Laufe mehrerer Jahre hatte der Tanganika eine solche Höhe erreicht, daß er durch die tiefste Stelle seiner Ufer im Lukugathal abzufließen begann. Dies fand gerade statt, als Livingstone und Stanley den Tanganika besuchten. Sie konnten einen Abfluß jedoch mit Gewißheit nicht konstatieren. Noch war der Abfluß des Lukuga zu schwach und seicht, bald aber hatte sich das Wasser eine tiefere Rinne gewühlt und nun raste ein reißender Strom an der Stelle, wo früher trockenes Land war. Am Tanganika mag in früheren Epochen, nachdem ein Sinken stattgefunden hatte, der Spiegel soweit gesunken sein, daß Felsen im Bett des Abflusses einem weiteren schnellen Auswühlen ein Ziel setzten. Nur das jährlich zufließende Regenwasser strömte ferner ab, bis schließlich eine längere trockene Periode eintrat, bei welcher die Verdunstung wieder derart überwog, daß der See zu sinken begann. Nun trat eine allmähliche Eintrocknung des früheren Lukugabettes ein, dasselbe versandete, wurde schlammig, Wasserpflanzen siedelten sich an, Binsen und Schilf. Die Erosion des Regens führte von den Thalhängen Erde hinab, Gras begann zu sprießen, Sträucher und zuletzt Bäume. Sand und Geröll des Abflußthales bauten einen immer stärkeren Wall, der, wenn auch vielleicht nur meterhoch, eine Miniaturwasserscheide darstellte, quer im Thal des Lukuga. Die eine Seite dieser winzigen Wasserscheide ließ das Regenwasser in den Tanganika laufen. Die andere Seite führte das Regenwasser in der Richtung des alten Lukuga weiter. Da immer mehr Schutt und Geröll von den Abhängen des Thales herabgeführt wurde, eine immer dichtere Vegetation die Erde zusammenhielt, so konnte es kommen, daß selbst normale Regenzeiten den See nicht mehr derart anwachsen machen konnten, um den immer höher und breiter werdenden Damm zu durchbrechen. Endlich trat wieder ein Steigen, durch starke Regenperioden veranlaßt, ein. Das Hindernis wurde zuerst durchfeuchtet, in den folgenden Jahren immer sumpfiger, endlich leckte das Wasser darüber

hinweg, und im folgenden Jahre war der Abfluß wieder entstanden. Das Spiel beginnt von neuem. So erklärt sich das periodische Fallen und Steigen wohl am besten.

Daß der Tanganika von andern Seen her jemals Zuflüsse gehabt haben soll, seit er in seiner heutigen Gestalt besteht, ist als vollkommen ausgeschlossen zu betrachten. Das Wasser des Tanganika hat einen gerade noch für die Geschmacksempfindung bemerkbaren Salzgehalt, doch ist es sehr gut trinkbar. Dieser Salzgehalt wird wahrscheinlich noch lange Perioden dem Wasser eigen bleiben, da ihm durch den Malagarasi aus Uha und Uwinsa, zwei salzreichen Gebieten, fortwährend Salz zugeführt wird, wenn auch in sehr geringer Menge. Als merkwürdig verdient noch erwähnt zu werden, daß der Verfasser und sein Begleiter D. Böhme im Jahre 1883 im Tanganika eine große neue Quallenart entdeckten, der einzigen bis jetzt bekannten Süßwasserqualle.

Da der Tanganika durch den englisch-deutschen Vertrag nur mit seiner Ostküste dem deutschen Gebiet zugefallen ist, so wollen wir uns auch nur mit dieser beschäftigen.

Die ganze Küste des Sees ist wenig gegliedert. Einen wirklich guten Hafen hat man bis jetzt noch nirgends gefunden. Alle Buchten und Flußmündungen sind dem Wellenschlag und Wind ausgesetzt und da, wo Inseln im See liegen mit hinreichend tiefem Wasser, geschützt gegen Seegang und Sturm, wie z. B. bei Kirandu in Ufipa, liegen dieselben zu weit vom Lande ab und dorthin ist das Ufer flach oder die Küste hoch und steil.

Der Tanganika ist von zu großer Ausdehnung, als daß man ihn landschaftlich im ganzen aufzufassen vermöchte. Er macht im allgemeinen den Eindruck eines Meeres, besonders da, wo die gegenüberliegende Küste nicht zu sehen ist, und erinnert vielfach in der Küstenansicht an die Ostsee, ist aber bedeutend schöner wie diese. Bei klarem Himmel ist das Wasser von wunderbar tiefblauer Farbe. Es ist ein intensives, tiefes Azurblau, wie es selbst der Indische Ozean nicht zeigt. Wenn der heftige Südostpassat vom Mai bis Ende Oktober über die Riesenwasserfläche mit großer Stärke und konstanter Kraft dahinweht, so wird der ganze See aufgewühlt und mächtige Wogen von 2 m Höhe, was auch für das Meer schon eine ganz bedeutende Dünung ist, rollen in majestätischer Gleichmäßigkeit dahin, brechen sich brüllend und

dröhnend an den hohen Felsgestaden, werfen haushoch weißen Gischt an scharfen Felsen in die Höhe, daß die Wassermassen prasselnd und plätschernd niedersausen oder in Regenbogenfarben in der Sonne zerstäuben. Oder sie rollen in mächtigem Schwall rauschend den flachen Sandstrand hinauf, um sich donnernd zu überschlagen, eine weit hinter der andern in 30—40 m Entfernung sich folgend. Da, wo heftige Brandung steht, ist es in dem Gebrause der stürzenden Wasser unmöglich, die menschliche Stimme zu vernehmen und nur der schrille Pfiff der Möwe übertönt das Geräusch, ein Vogel, der dem Nyassa fehlt, welcher See überhaupt lange nicht den meerartigen Eindruck des Tanganika macht. Wehe dem Schiffer, der jetzt in den gebrechlichen Fahrzeugen der Eingeborenen sich hinauswagen wollte in den brandenden, weißschäumenden See, oder wenn er zur Regenzeit in einen Sturm gerät und heulende Böen über den See dahinfliegen, Welle auf Welle auftürmend, und ein furchtbarer Regen im Gewitter niederprasselt. Blitz auf Blitz fährt hernieder und die Stimme des Donners rollt drohend in den tiefschwebenden Wolken. Dann nimmt das Wasser eine unheimlich dunkle Farbe an, und die weißen Wellenkämme leuchten gespenstisch, doch nicht so wie auf dem Meere, denn Meeresleuchten gibt es auf dem Tanganika nicht. Eigentümlich melancholisch sieht der See aus bei trübem Wetter zur Zeit der Regen. Tief hängen die regenschwangeren Wolken auf dem Wasser, das wie Öl ruhig liegt oder nur von leichtem Seegang bewegt ist. Die Bergesgipfel sind verhüllt, der Wald sieht fast schwarz aus, und in trübem Licht erscheint der Strand oder die Landschaft, bis der Regen niederplätschert und nur kleine Stücke des Sees noch sichtbar bleiben. Die Ferne verschwindet in grauen Wolken, Nebel und Regen.

Dann sieht man auch wohl hier und da in der Ferne eine Wasserhose oder mehrere hintereinander über den See hinsausen, entstehen und wieder zusammensinken. Von unbeschreiblicher Schönheit sind oft Sonnenaufgang und -Untergang am Tanganika, der Himmel in allen Regenbogenfarben spielend, deren Reflex im Wasser. Eine Mondnacht auf dem Tanganika sucht an Romantik ihresgleichen. Die Küste ist von denkbarster Verschiedenheit. Flacher Sandstrand, mit Schlinggewächs überwuchert, Lagunen, Hinterwasser und Tümpel, Gras und Binsen, im Hintergrund Borassus- und Hyphänepalmenbestände,

undurchdringliche Schilfdickichte 6—7 m hoch, Ambatschwälder mit Schlingpflanzen durchwuchert. Die Stämme dieses sonderbaren Gewächses erreichen eine Höhe von 10—12 m, haben am Boden manchmal fast Leibesumfang und laufen sich schnell verjüngend spitz zu. Das schwammige Holz ist so leicht, daß man einen solchen Stamm wie eine Feder, ohne Anstrengung mit gestrecktem Arm, in der Mitte gefaßt, hinaushalten kann, ein höchst drolliger Anblick. Die Negerstämme am Nil fertigen sich Flöße daraus. Am Tanganika, wo es übrigens nicht überall vorkommt, wird Ambatsch nicht dazu verwendet, sondern nur an den Seiten des Kahnes angebracht, um das Spritzwasser abzuhalten.

Der flache Strand ist der Tummelplatz unzähliger Wasservögel. Reiher, Störche, Nimmersatts, Ibisse, Mygtheria senegalensis, Enten in fünf bis sechs Arten, Strandläufer, Flamingo und Pelikane. Der Schreiadler fehlt ebensowenig wie Eisvögel, darunter einer an der Westküste des Sees von der Größe einer Taube. An Stellen, wo Bäche in den See fließen, wo algenartige Wasserpflanzen in Menge vorhanden sind, da herrscht auch ein enormer Fischreichtum, an steilen Felsenküsten sind fast gar keine Fische zu finden. Dort, wo es Fische gibt, findet man auch eine Menge greulicher Krokodile in oft ungeheuren Exemplaren von 4 selbst 5 m Länge. Daß diese scheußlichen Tiere nicht nur von Fischen leben, beweisen sie, wenn sie hier und da einen Menschen wegschnappen, wie es einem Diener des Verfassers passierte. Sogar an ihrem eignen Fleisch und Blut finden sie Geschmack. Der Verfasser schoß am Tanganika ein Krokodil von 3 m Länge, welches ein andres Krokodil von 1,7 m Länge zusammengerollt in seinem Magen hatte, denselben vollständig ausfüllend.

Der Behemot, das Nilpferd, fehlt natürlich auch nicht, ist aber verhältnismäßig wenig zahlreich. Es wird wahrscheinlich zu viel gejagt, liebt vielleicht auch im allgemeinen nicht das bewegte Wasser. Die Nilpferde des Tanganika sind sehr gefährlich und greifen gern Boote an, besonders die Weibchen, wenn sie Junge haben.

Im ganzen empfängt man an der Küste wenig den Eindruck eines tropischen Gewässers. Überall finden wir dieselbe Vegetation wie landeinwärts, der Pori reicht bis zum Wasser heran und Palmen finden sich nur an vereinzelten Stellen. Nirgends ist eine größere

Üppigkeit zu bemerken. Auch die Sumpfniederungen und Ufer der Bäche zeigen kein andres Bild wie das im Land gewohnte. Dennoch ist es ein schöner, großartiger See, und mancher herrliche Blick thut sich auf, wo groteske Berge ihr Haupt erheben, wie bei dem stürmischen Kap Kabogo in der Mitte der Ostküste. Dort wohnt auch ein mächtiger Msimu oder Geist des Sees Kabogo. In dieser Gegend hört man fast das ganze Jahr über zuweilen donnerartiges, dumpfes Rollen, ohne daß Gewitterwolken zu sehen wären. Es ist dies nur damit zu erklären, daß bei dem dortigen 1500 m hohen Tongwaberge fast immer Gewitterbildungen stattfinden mögen.

Wenden wir uns nun den Ländern am Ostufer der Tanganika zu, im Norden beginnend. An der Nordspitze des Sees, nach Westen durch den Russisifluß begrenzt, der zugleich die Grenze nach dem Kongostaat hin bildet, zieht sich bis herunter nach dem Gebiete Ujijis (nicht Udschidschi) das Land Urundi, ein noch gar nicht erforschtes Gebiet. Diesem Land schließt sich nordwärts das ebensowenig bekannte Ruanda an. Urundi scheint der Hauptausdehnung nach ein Hochplateau zu sein, dessen durchschnittliche Höhe 1500 m erreichen dürfte.

Die Bergabhänge sind mit lichtem Wald bestanden, das ganze ist ein Weideland mit tiefeingeschnittenen Thälern, in denen Bambus und Urwald vorkommen. Die Höhen sind mit Gras bewachsen. Ein schöner Rinderschlag ohne Buckel wird auf den Höhen gezüchtet. Oben auf dem Plateau macht das Land den Eindruck einer Ebene, von niederen Höhenzügen durchsetzt, mit einzelnen hohen Gipfeln. Die tiefen Thaleinschnitte sind nicht zu bemerken, wenn man nicht unmittelbar davor steht. Ähnliches finden wir in dem südlich gelegenen Ufipa. Die Bewohner sind die Warundi und die Watusi oder Wahuma, die in Unjanjembe ansässigen Watusi stammen alle aus Urundi und nennen sich auch manchmal Warundi. Die echten Warundi treiben Ackerbau und wahrscheinlich auch Viehzucht, wie die Watusi. Meist jedoch findet man, daß die eingesessene Bevölkerung als Ackerbauer sich Vieh erwirbt und die Behandlung und Aufzucht den Watusi überläßt. Warundi und Watusi sind gute Bogenschützen und in Deutsch-Ostafrika die einzigen Stämme, welche sich ihre Bogensehnen aus zerzupften Tiersehnen herstellen, alle andern fertigen dieselben aus Hautstreifen. Es scheinen im großen und ganzen in Urundi dieselben

Verhältnisse obzuwalten, wie nach Stanley bei den Walagga oder Baregga, im Westen des Albert-Njansa. Die Warundi und Watusi sind ein kriegerisches Volk, welches bis jetzt alle Eindringlinge fern zu halten verstanden hat. Selbst Tipo Tip ist es nie gelungen, sich dort festzusetzen. Eine von Ujiji aus auf dem See unternommene Expedition Tipo Tips holte sich in Urundi blutige Köpfe. Selbst der Mission gelang es noch nicht, dort einzudringen. Im Jahre 1881 oder 1882 hatten zwei französische Missionäre nördlich von Ujiji in Urundi eine Station angelegt. Nach nur kurzer Dauer wurden die beiden dort ermordet. In Ujiji benutzten die Araber diesen Umstand als Vorwand um gegen die Warundi einen Rachezug zu unternehmen damals noch als angebliche Freunde und Beschützer der Europäer. Hätten die Araber nicht gewußt, daß Rinder bei dieser Gelegenheit zu erbeuten seien, so würden derartige Freundschaftsbeweise niemals erbracht worden sein. Die Expedition erschien unvermutet in Urundi, trieb zweitausend Stück Rindvieh weg und verschwand wieder. Nach Ujiji wagten sich die Warundi nicht, um Rache zu nehmen.

Südlich von Urundi liegt Ujiji, wie das ganze Land und auch der Hafenplatz am Tanganika heißt bekannt geworden dadurch, daß im Jahre 1873 Stanley Livingstone dort aufgefunden hat.

Ujiji ist ein sehr ungesunder Ort, voll übler Gerüche und Schmutz. Jährlich sterben dort eine Menge Menschen am Fieber, Araber wie auch Eingeborene, besonders aber Manjuema aus dem Westen vom Kongo. Eine Menge arabischer Häuser, meist halb zerfallen, werden von Sklavenhändlern bewohnt, Araber und Wasuaheli von der Küste, welche sich ihrer Schulden wegen weder nach Tabora noch nach der Küste wagen dürfen. Der Ort liegt inmitten ausgedehnter Ölpalmenhaine, aus deren Vorhandensein schon ein Schluß auf das Klima gezogen werden kann, denn die Ölpalme gedeiht nur in sumpfigen Gegenden. Trotzdem der See hier am breitesten ist, etwa 80 km, und die Überfahrt fünfundzwanzig bis dreißig Stunden dauert, führt dennoch die arabische Karawanenstraße hinüber nach der Westküste. Als Hafenplatz ist Ujiji sehr ungeschickt gewählt. Das Gestade ist ganz offen und dem Seegang und Wind völlig preisgegeben, so daß alle Fahrzeuge auf den Strand gezogen werden müssen. Die Araber besitzen eine Flotte von vierzig bis fünfzig Daus, von denen wenigstens fünfzehn

unbrauchbar sind. Nur wenige derselben sind aus Planken gefügt, alle andern sind nur ausgehöhlte Baumstämme, welche allerdings oft metertief, 1 — 1½ m breit und 8 m, selbst 10 m lang sind. Die Riesenbäume, welche zu diesen Fahrzeugen verwendet werden, stammen zum größten Teil aus dem Urwald auf dem Berg Saua, in Marungu an der Westküste, unweit der Lufukomündung. Selbst in den kleinsten dieser Boote werden außer einer Bemannung von acht bis zehn Mann fünfundzwanzig Sklaven oder Träger verstaut. Die größeren, welche das bekannte arabische Segel führen, vermögen bis zu sechzig Menschen zu fassen, die natürlich wie Heringe aufeinander gepreßt die Fahrt mitmachen müssen. Zur Größe dieser Schiffe steht eine solche Anzahl Passagiere in gar keinem Verhältnis, es kommen dennoch verhältnismäßig wenig Unglücksfälle vor, da die Wajiji sehr geschickte Schiffer sind. Wenn man zum erstenmal ein solch muldenartig und unschön geformtes Fahrzeug daher steuern sieht, so wundert man sich über die Schnelligkeit des tiefliegenden Schiffes ebenso wie über den Mut der Schiffer mit dem zwar festen aber immerhin schwanken Mtumbi, wie die Boote genannt werden, über den breiten See, durch die hohen Wogen zu steuern, welche denselben leicht vollschlagen können, da der Bordrand oft nur spannbreit über das Wasser ragt. Unter oft sehr originellen Gesängen wird bei Windstille mit Paddelrudern gerudert. Haben diese Mtumbi den Strand erreicht, die Ruderknechte dasselbe ins Wasser springend verlassen, um es näher an Land zu ziehen, so traut man seinen Augen oft kaum wegen der daraus hervorquellenden Menschenmenge. Es sieht aus wie der bekannte Hut des Zauberkünstlers, aus dem in unendlicher Menge immer mehr Gegenstände herauskommen. Ujiji ist schon seit lange der Hauptstützpunkt der arabischen Sklavenhändler. Fast täglich langen dort Sklavenkarawanen auf der Überfahrt an der Westküste heran, um in Ujiji auf dem Markt verkauft zu werden. Auf diesem Markt werden übrigens auch täglich alle nur denkbaren Waren des Landes verhandelt, Getreide, Gemüse, Fleisch, Rinder, Ziegen, Schafe und Fische. Die Rinder Ujijis sind keine Buckelrinder und zeichnen sich durch ihre enormen Hörner aus, unter deren Last sie sichtlich zu leiden haben und manche derselben sogar ihretwegen abmagern. Fische werden in großen Mengen dort gefangen in vielen Arten, darunter auch sogenannte Dagaa, d. i. Fisch-

brut, welche aber der eingeschlossenen Galle wegen bitter schmecken. Für bitteren Geschmack haben die Neger übrigens große Vorliebe. Auch Tauschwaren, Pulver und Gewehre, manchmal Elfenbein wird dort feil gehalten, am meisten aber das Fett der Ölpalme in hohen Thonkrügen von ganz hübscher Form.

Es sei hier auch gleich des Landes Uha und Uwinsa östlich Ujiji gedacht, das erstere nördlich, das zuletzt genannte südlich vom Malagarasi. In beiden Länder wird Salz in sehr guter Qualität durch Eindampfen und Filtrieren gewonnen, es ist weißgrau und von gutem reinen Geschmack. In Uha wird es in zuckerhutförmige niedere Kegel geformt und getrocknet. In Uwinsa füllt man es in Säcke aus Baumbast. Mit diesem Salz wird weithin nach Westen über den Tanganika, zum Viktoria-Njansa hin und durch ganz Unjamuesi Handel getrieben. Selbst in Ugogo findet man häufig Salz aus Uwinsa.

Südlich von Ujiji liegt das Land Kawende, nicht Ukawendi, wie man es häufig geschrieben findet. Die Wawende gehören den Wanjamuesi an, ein wilder kriegerischer Stamm, der in zahllose kleine Häuptlingsdistrikte geteilt ist, welche alle voneinander unabhängig sind. In ihren kleinen Dörfern haben sie sich in sumpfigen schwer zugänglichen Stellen, meist am Zusammenfluß zweier Bäche, gut in ihren Boma verschanzt. Sie treiben wenig Ackerbau und bestellen ihre Äcker nur mit Mais, leben von Jagd und nebenbei von Raub. Sie jagen hauptsächlich mit dem Speer und beweisen ihren Mut auf der Büffeljagd. Diesem grimmen edlen Wild rücken sie zu sechs bis acht Mann mit breitklingigen Wurfspeeren bis auf zehn bis fünfzehn Schritte auf den Leib und lenken die Aufmerksamkeit des wütenden Tieres immer auf einen andern, bis es zu Tode gehetzt und verblutend zusammenbricht. Kawende ist ein von Hügeln durchsetztes, landschaftlich anmutiges Land, welches sehr fruchtbar ist. Vieh hält sich jedoch gar nicht dort, sondern geht immer sehr bald zu Grund, nach Ansicht des Verfassers wegen des schlechten Futters und des Fiebers. Um den Fuß des schon erwähnten Tongwagebirges herum wohnen die als Räuber berüchtigten Watongue. Diese Leute, gute Schiffer, gehören nicht den Wangamuesi an, sondern sind zweifellos vor noch nicht zu langer Zeit von der Westküste des Tanganika herüber gewanderte Warua.

Die Watongue sind verwegene Sklavenräuber. Sie führen ihre

Raubzüge häufig nach dem andern Seeufer hinaus. Im Jahre 1884 wurde in der Nähe der Station Mpala während der Anwesenheit des Verfassers in der Nacht ein Dorf von Watongue überfallen, alle Weiber und Kinder weggeführt und die Hütten im Brand gesteckt. Am Morgen waren die Räuber längst außer Sehweite über das Wasser hinüber.

Im Lande Kawende liegt auch die Station Karema, im Jahre 1879 von Kapitän Cambier im Auftrage des Königs der Belgier für die damals noch bestehende Association Internationale Africaine gegründet. Die Wahl des Ortes muß als eine äußerst ungünstige bezeichnet werden, da hier in keiner Weise die Bedingungen erfüllt sind, welche einer derartigen Station zu gedeihlicher Entwickelung verhelfen.

Das Stationsgebäude liegt auf einem 10 — 12 m hohen Hügel, dessen Fuß bei der Gründung der Station vom Wasser des Tanganika umspült wurde. Ein südwärts vorspringendes Felsenkap gewährte einigen Schutz gegen die von Süden hervorrollenden Wogen und gegen den Südostpassat. Allein seit dem Sinken des Wasserspiegels ist der See bis auf beinahe 3 km von dem Hügel zurückgewichen und hat einen weiten Sandstrand trocken gelegt, welcher sich innerhalb zweier Jahre mit einer fast undurchdringlichen Vegetationsdecke von Ambatsch, Schlingpflanzen und stachligem Schilfrohr, Matete genannt, überzog. Diese Vegetation folgte in breitem Streifen dem See, landeinwärts wieder absterbend, und hat einen gut gedüngten Boden zurückgelassen. Jetzt ist das Wasser in weiter Umgebung der Station derart flach, daß Schiffe von nur $^1/_2$ m Tiefgang fast 700—800 m vom Strand liegen bleiben müssen und Wind und Wellen schutzlos preisgegeben sind. Die Umgebung Karemas bilden niedere Hügelzüge, welche dem Blick in die sumpfigen, ostwärts dahinter liegenden Niederungen vollständig wehren, echte Fieberherde, welche Karema zu einem der ungesundesten Punkte am ganzen Tanganika machen. Alle Europäer, selbst die Neger sind heftigen Fieberanfällen ausgesetzt. Im Jahre 1882 starb in Karema der belgische Offizier Kapitän Ramaekers, welcher auch dort begraben liegt. Auch der Verfasser und seine beiden Kollegen, welche die Station besuchten, erkrankten in Karema an sehr heftigen Fiebern.

Karemas Lage ist auch schon deshalb eine so ungünstige, weil es weit abseits von Karawanenwegen liegt und die Umgebung auf mehrere Tagereisen hin nach allen Seiten sehr schwach bevölkert ist. Als Station ist es ohne alle Bedeutung und dürfte späterhin überhaupt nicht mehr in Frage kommen. Nur dem Umstand, daß ein hübsches Gebäude vorhanden ist, ist es zu verdanken, daß der ungesunde Ort noch nicht verlassen wurde. Im Jahre 1886 wurde Karema von den Belgiern aufgegeben, und da es innerhalb der deutschen Interessensphäre liegt, von algerischen Missionären des Kardinals Lavigerie besetzt, welche auch an der Westküste des Tanganika die Station Mpala übernommen haben.

Das Stationsgebäude macht auf den Reisenden, der dort angelangt, des Anblickes jedes größeren Bauwerkes längst entwöhnt ist, einen geradezu imposanten Eindruck. Es ist in Gestalt eines unregelmäßigen Sechseckes, mit einer Seitenlänge von etwa 25—30 m erbaut. Drei Ecken sind von Schießtürmen flankiert. Die Höhe der Umfassungsmauer beträgt 3—5 m, die der Türme 6—8 m. Die Mauer ist nach innen doppelt und ringsum überdacht, so daß man auf diese Weise die Wohnungen für die Soldaten und Diener geschaffen hat, während die Arbeiter in einem von Palissaden umzäunten Dorf in der Nähe wohnen. In der Mitte des umschlossenen Raumes erhebt sich ein quadratischer Bau, in dessen unterem Geschoß die Waren und in dessen oberem die Europäer wohnen. Als Baumaterial sind ungebrannte Luftziegel verwendet. Die flachen Dächer bestehen aus starken Stämmen, welche in kurzen Zwischenräumen auf einem Längsbalken und die Mauern aufgelegt sind, darüber liegt auf einer dicken Schilfschicht lehmige Erde. Auch hier dringen, wie bei allen Tembe, Regengüsse ein und bei jedem heftigen Gewitter hat man das Vergnügen, sein Bett mehrmals in der Nacht nach trockenen Stellen zu rücken. Als der Verfasser auf der Station weilte, wurden die oberen Wohnräume von zahllosen Fledermäusen sehr gemütlich gefunden, welche man erst vertreiben mußte, ehe man Thür und Fenster schloß, wollte man nicht im Schlafe durch ihr fortwährendes Ab- und Zufliegen und Pfeifen gestört werden.

Der einzige Umstand, welcher zu gunsten von Karema spricht, ist die außerordentliche Fruchtbarkeit des ringsumliegenden Schwemm-

landes, Schiefer und Thon mit Sand gemischt. Wir finden hier Glimmerschiefer zu Tage treten, wie denn auch der Hügel, auf dem die Station liegt, aus Glimmerschiefer besteht, eine Gesteinsart, welche auch weiter nach Norden zu sich fortsetzt, während im Süden nur Granit und Gneis auftritt.

Eine Tagereise südlich von Karema, die Granitsteinküste entlang, über Höhen durch Thäler und Wälder marschierend, erreichen wir das Land Ufipa, dessen Häuptling Kapufi hoch oben in den Bergen von Ufipa residiert. Ufipa besitzt ein ziemlich geordnetes Staatswesen, in dessen Grenzen Ruhe, Friede und Ordnung herrscht. Sobald man die Grenze des Landes überschritten hat, muß man einen kleinen Tribut zahlen und ist dann Kapufis Gast. Die Lasten werden von den Dorfbewohnern zum nächsten Ort umsonst befördert und Lebensmittel für den Karawaneneigentümer und ebenso Hütten für ihn zur Verfügung gestellt. Postrelais sind überall eingerichtet und in höchstens zwei Tagen gelangen sehr wichtige Nachrichten aus acht Tagereisen entfernten Grenzorten etwa in das Quikuru. Alles ist genau geregelt, alle Abgaben der Eingeborenen, die Fuhrangelegenheiten bei Kirandu, wo die zweite Übergangsstelle über den See liegt, werden von Kapufi insofern geregelt, als die Fährleute ihm einen kleinen Teil abgeben müssen. Kapufi sorgt dafür, daß die Preise nicht allzu hoch für die Überfahrt gerechnet werden. Er führt überhaupt ein energisches, aber dennoch mildes Regiment. In seiner Residenz wird, sobald er sich zur Ruhe begeben will, auf kleinen Holzpfeifen Signal gegeben, und kein ruhestörender Laut ist mehr vernehmbar. Sogar eine Art Forstgesetz existiert für eine Baumart, in deren hohen Kronen graugrüne, pflaumengroße Früchte in sehr großer Menge reifen, dieselben enthalten einen pfirsichkerngroßen Stein. Das etwa 8 mm starke, mehlig gelbliche Fleisch hat einen äußerst angenehmen Geschmack. Die Wafipa dürfen bei hoher Strafe diese Früchte nicht mit geworfenen Steinen oder Stöcken herunterschlagen, ein Verbot, welches zum Schutz der Bäume erlassen worden ist. Die Eingeborenen müssen sich mit den reif von selbst herabfallenden Früchten begnügen, das Fällen eines solchen Baumes soll angeblich mit dem Tod bestraft werden.

Kapufi darf auf Grund eines kindischen Aberglaubens weder den Tanganika-, noch den Rickwasee, welche die westliche, resp. östliche

Grenze seines ziemlich großen Reiches bilden, sehen, ebensowenig einen Baobab oder eine Afzelia, ein Baum, dessen unterarmlange und fauststarke Früchte an langen Schnüren, wie Würste im Fleischerladen, herabhängen. Er fürchtet, sonst zu erkranken und sterben zu müssen. Wenn Kapufi eine Reise macht, so geht er mit seinem Gefolge diesen Bäumen vorsichtig aus dem Weg.

Die Wafipa stammen, nach der Ansicht des Verfassers, von Wahuma ab. Ihre Sprache ist vollständig von derjenigen der andern Stämme verschieden, und die Wafipa sagen selbst, sie seien vor langen Zeiten aus Urundi gekommen. Sie haben zur Hacke gegriffen und treiben ausschließlich Ackerbau. Nur Kapufi hält sich eine Rinderherde. Ebenso haben sie den Bogen als Hauptwaffe abgelegt und führen als solche zwei starke Wurfspeere.

Als Beweis dafür, wie wenig seßhaft alle Negerstämme sind, kann gelten, daß kein einziger der am Tanganika wohnenden sich zu Schiffern ausgebildet hat, mit alleiniger Ausnahme der Wajiji, und diese auch nur der Araber wegen und weil dieser Stamm viele fremde Elemente in sich aufgenommen hat, aus Schiffahrt treibenden Stämmen des Kongos, deren Angehörige in großer Menge als Sklaven nach Ujiji kommen. Weder die Warundi, noch die Wanjamuesi, noch die Wafipa verstehen das Geringste von Schiffahrt. Die Wawende besitzen nicht ein einziges Kanoe, trotzdem sie einen ziemlich langen Küstenstreifen inne haben. Nur die Wafipa besitzen bei Kirandu, einer landschaftlich herrlichen Bucht an der Küste, etwa zehn bis fünfzehn Boote. Der Bucht sind neun reizende Inseln vorgelagert. Eine derselben ist die Msimuinsel, welche in nur einer halben Stunde Fahrt vom Ufer aus zu erreichen ist. Alle Boote, welche über den Tanganika nach Marungu fahren, opfern zuerst hier, um den Geist des Sees zu besänftigen. Die dort wohnenden Wafipa haben von den Wajiji gelernt, Boote herzustellen, und begannen ihre Fahrten erst, seitdem die Araber ihre Handelszüge vor vierzig bis fünfzig Jahren über den See hinüber ausdehnten. Die andern am Ufer sitzenden Wafipa treiben wohl Fischfang, aber nur in winzigen Kanoes.

Wenn man von dem Verkehr der Wajiji auf dem Tanganika absieht, welche ihre Fahrten über den ganzen See hinaus dehnen, mit Vermeidung der Kawende- und Tongweküste, so ist der See wenig

belebt. Der Verfasser hielt sich zweimal längere Zeit in Karema auf, während der ganzen Zeit hat er außer einigen, sich dicht am Ufer haltenden Booten der Wafipafischer und den beiden Dau und einem kleinen Dampfer der Station nicht ein einziges Fahrzeug auf dem See gesehen. An der Westküste ist ein etwas lebhafterer Verkehr durch die Sklaven- und Elfenbeinhandel treibenden Araber und Wajiji.

Die Bedeutung des Tanganika als Verkehrsweg soll an andrer Stelle erörtert werden. Es sei hier nur noch erwähnt, daß derselbe eine scharfe zoologische Grenze zwischen der Fauna des Ostens und Westens bildet. So findet man westlich vom Tanganika weder Giraffe noch Rhinozeros. Nur drei Arten von Affen kommen östlich des Sees in Deutsch-Ostafrika vor, zwei Pavians- und eine Meerkatzenart. Westlich finden wir eine vom Verfasser neu entdeckte Varietät des Schimpanse, Troglodytes niger var. marungensis N., ferner mehrere Meerkatzen- und Nachtaffenarten, welche Ostafrika nicht aufweist, ebenso eine Menge kleiner Säuger und Vögel. Das westliche Ufer und unmittelbare Hinterland des Tanganika ist arm an Wild, welches jedoch weiter in den südwestlichen Ländern wieder in größerer Menge auftritt, besonders aber in den südlichen Gebieten. Östlich vom See finden wir bis zu diesem heranreichend die herrlichsten Jagdgründe. — Es sei der Jagd das nächste Kapitel gewidmet.

Afrikanische Jagd.

Bis in die neueste Zeit hinein wirken die Nachklänge jener Jagdberichterstattung, deren Autoren es als eine Pflicht betrachteten, dem Leser die unwahrscheinlichsten Jagdgeschichten aus fremden Ländern aufzutischen, Geschichten, welche keineswegs mit unserm harmlosen Jägerlatein vergleichbar, meist sogar den Stempel einer großen Frechheit in bezug auf Entstellung und Übertreibung an der Stirn tragen, aber dennoch ein begieriges und gläubiges Publikum fanden. Wie wenig aber ist es notwendig, Jagdgeschichten, welcher Art sie immer seien, in solch phantastischer Weise auszuschmücken. Wie interessant ist schon die einfache wahrheitsgetreue Darstellung guter Beobachtungen, selbst der einfachsten Thatsachen, uns so fremdartiger Tiere und deren Wohnplätze, wie wir sie unter anderm in Afrika finden. Wir wollen es versuchen, den Leser mit den Verhältnissen der afrikanischen Jagd bekannt zu machen, und bitten ihn, uns zunächst dahin zu folgen, wohin man bei einem ersten Jagdausfluge in Afrika zuerst seine Schritte zu lenken pflegt, eingedenk jener traditionellen Jagdgeschichten, nämlich nach dem afrikanischen Urwalde. — Treten wir in eine jener kleinen Urwaldparzellen Ostafrikas ein, welche in bergigen Gegenden Bachquellen oder sumpfige Stellen umschließen. Riesenhohe Stämme von gewaltigem Umfange streben nach oben. Ein Schrotschuß erreicht die Krone nicht, welche dem Auge überhaupt nur vom Rande des Waldes aus sichtbar wird. Im Innern des Urwaldes ist der Blick seitwärts nach allen Richtungen und nach oben gehemmt durch Laubwerk, dichtes Unterholz und Lianengehänge. Das klettert auf- und abwärts, schenkeldick gewundenen Tauen gleich bis zu den feinsten Fäden, den Schritt

ebenso hemmend wie die Dornen, welche sich in die Kleider haken. Umgefallene vermoderte Stämme, von Farnkraut überwuchert, Dracänen, Rotange mit prächtigen Palmenblättern blicken durchs Laub. Wunderbare, seltsam gestaltete, weiße und gelbe Orchideen hängen von den Bäumen herab. Bartartige Flechten und Moos überziehen das Holz, am Boden schneidende Gräser, alles in blaues, braunes und grünes Dämmerlicht gehüllt. Der Fuß sinkt in übelriechenden gelben und roten, eisenhaltigen Schlamm. Auf kleinen Lachen und Pfützen schimmern opalisierende Flecken. Totenstille in der feuchten drückenden Luft. Nur wenn ein heftiger Passatstoß durch die Gipfel fährt und das Ast- und Blätterwerk auseinanderbiegt, huscht zitternd ein Sonnenstrahl über Boden und Blätter.

Mühsam nur vermag sich der Jäger zu einer lichten Stelle hindurchzuarbeiten. Die Kleider von Dornen zerrissen, Gesicht und Hände von scharfen Gräsern zerschnitten, langt er endlich, über Äste und gestürzte Stämme kletternd oder unter dichtem Laubwerk und Gezweige durchkriechend, dort an. Ein Urwaldriese hat im Sturz eine Menge minder starker Genossen mitgerissen und so eine Lücke im Blättermeer geschaffen. Das Alter hatte ihn gebeugt, und Schmarotzer und Schlingpflanzen, welche auf ihn hinaufgekrochen oder oben gewachsen waren, hatten seinen Sturz mit Hilfe von Käferlarven und Termiten, welche sein Holz zerstörten, herbeigeführt. Ein Stückchen leuchtend blauen Himmels wölbt sich über der Öffnung, und ein frischer Windstoß fährt durch die Bäume. Erleichtert atmet der Jäger auf, froh, der drückend schwülen Luft entronnen zu sein, welche ihn bisher umfangen. Da fällt sein Blick auf eine dichte Blätterwand, aus welcher purpurbraune Schoten hervorleuchten. Er kann nicht widerstehen, eine der schönen Früchte abzureißen. Doch kaum ist dies geschehen, wirft er sie mit lautem Fluche weg, in seiner Hand aber bleibt der samtartige Überzug der Schote und verursacht ein furchtbar brennendes Jucken. Es sind die Brennhaare, die teuflische Verteidungswaffe der tückischen Pflanze. Während der Jäger bemüht ist, durch Abschaben, Waschen in dem stinkenden Wasser, Eintauchen in den Schlamm sich von dem peinigenden Brennen zu befreien, beginnt plötzlich die Haut des ganzen Körpers rasend zu jucken. Beim Herunterreißen der Schote hat die boshafte Schlingpflanze eine Menge feiner Brennhaare abgeschüttelt,

welche die Blattunterseite bekleiden und nun, durch die dünnen Kleider eingedrungen, den Wanderer peinigen. Nur ein Gedanke beherrscht ihn fortan, hinaus aus dem Urwald, hinaus ins Freie. — So erging es dem Verfasser das erste Mal. Stolpernd tritt man den Rückzug an. Der Neuling fällt über verborgene Äste, sinkt bauchtief in brodelnden Schlamm, zerreißt die Kleider und die Haut, tausende von Moskitos umsummen den Armen und zerstechen ihn. Zuletzt noch stößt er an einen schenkeldicken Stamm, an dessen Ästen ein aus feinen seidenartigen Fäden und Blättern hergestelltes Nest jener roten Ameisen hängt, welche die Schwarzen Maji moto (heißes Wasser) nennen. Wie richtig die Bezeichnung ist, beweisen sofort einige der wütenden Insekten, welche sich in Folge des Stoßes an den Stamm auf den Jäger hatten fallen lassen und ihm dann mit ihren Mandibeln ihren scharfen Saft unter die Haut spritzen, ein Gefühl verursachend, als sei man wirklich mit heißem Wasser übergossen. Endlich erreicht man schweißtriefend, zerschunden und beschmutzt wieder den Rand des geheimnisvollen Urwaldes. Außer einem schon zwei bis drei Jahre alten Elefantenpfade, auf welchem die Fährte eines einzelnen Büffels eingedrückt sein mag, findet man keine Spur von Wild, und es ist klar, daß dieses im Urwalde nicht zu finden ist.

Wäre auch eines dieser Tiere auf selbst nur zwanzig Schritte Entfernung an uns vorbeigezogen, man würde es nicht haben sehen können wegen des dichten Laubes. Im feuchten Urwald ist also für den Jäger nichts zu suchen. Eher schon im trockenen Urwald; dort eingetreten, glaubt man in einen trocken gelegten Pfahlrost eines alten Pfahldorfes unendlicher Ausdehnung geraten zu sein. Tausende und tausende von dicht- oder weitstehenden Stangen und Stämmen in jeder Dicke, alles unten glatt, fast kein Ast, ziemlich gerade nach oben strebend, sich dort in unentwirrbares Geäste verlierend, die Stämme vom hellsten bis dunkelsten Braun. Der glatte trockene Boden, selbst der hier und da einfallende Sonnenstrahl scheint hellbraun zu sein, kein grüner Grashalm, kein grünes Blättchen am Boden, alles Grün hoch oben, eines der eigentümlichsten Vegetationsbilder, welche man in Afrika zu schauen bekommen kann. Aber nur im fernen Katanga finden sich jene sonderbaren Urwälder in kleinen Parzellen. Der Boden derselben ist durchzogen von Wildfährten, kein Fleckchen, wo nicht schon

der Huf eines Wildes hingetreten wäre. Von diesem selbst aber ist nichts zu sehen, weil die Tiere durch diese Wälder nur durchziehen, sich aber nie dort aufhalten. Im trockenen wie im nassen Urwald, Mfito genannt, findet sich also ebenfalls kein Wild. Im Pori, wie der Neger sagt, müßte das Wild zu finden sein, glaubte im Anfang jeder. Unendliches Einerlei empfängt uns hier in dem lichten Wald, den wir schon kennen gelernt haben. Im heißen Sonnenschein flattern einige prächtige Irisoren mit lautem, schnarrendem, schwätzendem Gezänke durch die Gipfel. Ein Specht hackt in der Ferne, und ein grauer Pisangfresser läuft, gurrend sein kullu kullu ausstoßend, in den Ästen eines Miombobaumes auf und nieder. Eine Bande Meerkatzen springt von Gipfel zu Gipfel, schreit, zankt und lärmt. Einzelne haben den Jäger entdeckt und nicken ihm, grimmige Fratzen schneidend, zu. Lärmend und rauschend von Ast zu Ast im Blattwerk springend, ziehen sie einer nahen Schamba, einem Maisfelde zu, um dasselbe zu plündern. Läßt sich der Jäger, vom Glück begünstigt, dazu verleiten, einen der lustigen Gesellen mit der Kugel herunter zu holen, so büßt er mit bitterer Reue seinen Frevel. Wie ein Mörder kommt er sich vor, wenn ihn der arme Affe mit brechendem Auge vorwurfsvoll anblickt. Nicht leicht entschließt er sich, zum zweitenmal einen Affen zu schießen. — Trotz der Hitze, welche uns wegen ihrer großen Trockenheit nicht im mindesten erschlafft, ziehen wir, ohne sonderlich zu ermüden, stundenlang umher, leider auch hier ohne Erfolg. Außer einigen wenigen Fährten, welche nur schwach in den harten Lateritlehmboden während der Regenzeit eingedrückt worden sind, ist nichts zu finden, Einsamkeit und Eintönigkeit ringsum und wenn man nicht bestimmt wüßte, daß man schon stundenlang gegangen ist, so könnte man glauben, immer an derselben Stelle zu bleiben, so einförmig ist der Wald. Ohne Eingeborene, welche sich trotz ihrer großen Orientierungsfähigkeit selbst öfters verlaufen, sollte man sich daher nie weit in den Pori wagen, besonders auch, da Wild dort nirgends zu finden ist.

Wir haben jetzt den Urwald durchstreift und den Pori, ohne auch nur ein Stück Wild gesehen zu haben. Es bleibt uns jetzt nur noch die Mbuga übrig.

Die Mbuga ist aber so öde, so heiß und langweilig, daß wir uns nur schwer entschließen können, aus dem schon wenig schattenreichen

Wald in die brennende Sonnenglut zu treten. Vor uns thut sich eine weite, weite Fläche auf, eben wie eine Tischplatte. Die Luft zittert vor Hitze, und in der Ferne zieht dunkelblau der Wald hin. Das Gras, welches meist nur bis zum Unterleib reicht, fängt schon an, hier und da trocken und gelb zu werden. Den Übergang aus dem Pori in die Mbuga bildet ein Bestand niederen Knüppelholzes und spärlich belaubter kleiner Bäumchen. Allmählich beginnen Flötenakazien vorzuherrschen. Haben wir diese durchschritten, so erreichen wir die ganz offene Mbuga. Hier in diesen lichten Buschbeständen, kleinen, sich in die Savanne hineinziehenden Waldpartien in der offenen Mbuga finden wir gegen alles Erwarten Wild. Wir befinden uns an seinem Lieblingsaufenthalt. Hier findet man es regelmäßig, aber nicht zu allen Jahreszeiten in derselben Menge.

Wenn im Oktober, also vor Eintritt der Regenzeit, der Wald sich in Grün zu kleiden beginnt und das Gras hochschießt und immer dichter wird, so daß das Umherstreifen noch mehr erschwert wird, als es schon wegen der Graswurzelstrünke der Fall ist, so thut sich das Wild während der ganzen Regenzeit bis zum März und dann noch während der Überschwemmungsperiode bis Ende Mai paarweise ab und zerstreut sich über sehr weite Gebiete. Zu dieser Zeit trifft man selten Wild in der Mbuga. Haben sich die Wasser im Mai verlaufen oder sind sie verdunstet, ist das Gras dürrer und gelb geworden, so zünden es die Eingeborenen allenthalben an. Tag und Nacht sieht man Rauchwolken und Feuerschein am Himmel. Ist das Gras auf größeren Flächen niedergebrannt und breiten die sogleich hervorsprießenden Grashalme über die Mbuga einen zarten grünen Schimmer, so ist endlich auch die Zeit für den Weidmann gekommen. Jetzt kann er dem edlen Gejaid obliegen.

Alles Wild thut sich fortan wieder in Herden zusammen, Antilopen und Zebras treten auf die Mbuga hinaus, Büffel ziehen äsend über die weiten Flächen. Am Waldrand naschen Giraffen mit den langen Hälsen an den stachligen Akazienzweigen, ihrer Lieblingsnahrung. Sogar die vorsichtigen Sauen brechen auf der kahlen Fläche. Der Ruf der feldhuhnartigen Frankoline tönt aus dem Wald, das metallische Rasseln und Schnarren der Perlhühner, welches an das Aufwinden einer Ankerkette erinnert, wird abends vom Wasser oder Fluß her vernehmbar.

Das Wild kommt stellenweise in sehr großen Herden und in allen Arten vor, um anderwärts so gut wie gar nicht zu erscheinen, trotzdem scheinbar alle Bedingungen für dessen Existenz erfüllt sind. Der Verfasser hatte sich schließlich eine derartige Übung im Erkennen wildreicher oder -armer Gegenden angeeignet, daß er ganz sicher mit dem ersten Blick auf die Häufigkeit des Vorkommens desselben zu schließen vermochte.

Da, wo sich viel Wild aufhält, findet sich naturgemäß auch viel Raubzeug. Vor allen ist der König der Tiere, der Löwe, überall äußerst häufig. Oft hört man des Abends das majestätische Konzert, welches in wildreichen Gegenden drei bis vier, selbst fünf und sechs Löwen geben. Weit umher zerstreut brüllen sie sich mit der donnernden Stimme Antwort zu, vielleicht auf der Suche nach einem Weibchen. Der Panther streift lautlos umher und läßt selten sein Knurren vernehmen. Er ist es auch, welcher die meisten Opfer an Menschenleben fordert. Der Löwe zerreißt selten Menschen, es sei denn, er wäre zu alt geworden und nicht mehr im stande, Wild zu jagen, dann erst wird er zum gefährlichen Menschenfresser.

Die Hyäne streift heulend, ihr langgezogenes uuu—i ausstoßend, durchs Land. Ihr Geheul klingt mehr höhnisch und ärgerlich wie gräßlich. Das unschuldigste Raubtier ist der Schakal. In Gestalt und Benehmen genau unserm Fuchse gleichend, ist er nur etwas kleiner als dieser. Wenn er nachts das Dorf oder ein Lager umschleicht und sein laut hallendes buä' buä' ausstößt, um nach bescheidener Beute zu suchen, so gilt dies als ein sehr böses Zeichen, und niemand wird ein neues Unternehmen am andern Tage beginnen oder seinen Marsch fortsetzen.

Die Geier, Adler und Marabu gehören auch zum Raubzeug, sind aber ebenfalls unschädlich, wenn sie nicht Gelegenheit haben sich einem zur Strecke gebrachte Wilde zu nähern, welches ihnen dann in kurzer Zeit ganz zur Beute fällt, und sei es selbst ein toter Büffel.

Das Wild ist in ganz Afrika nirgends Standwild, sondern zieht immer große Gebiete durchstreifend umher. Der Jäger wird durch die zahllosen Wildpfade im Anfang immer irre geleitet und glaubt daher, allein ausziehen zu müssen, um Wild auf dem Anstand zu erlegen. Er begreift dann gar nicht, daß er nur höchst selten auf den

ſtark betretenen Wechſeln Wild zu ſehen bekommt. Dies hat ſeinen guten Grund darin, daß das Wild wegen der Löwen und Panther gar keinen Wechſel einhalten kann. Es würde dann leichte Beute dieſer mächtigen Raubtiere, und ſo verbietet ſich für das Wild der regelmäßige Wechſel ganz von ſelbſt. Auch die ſchöne Geſchichte vom Auflauern an der Tränke, wo von allen Seiten mit Anbruch der Nacht zahlloſe Antilopen-, Zebra-, Büffel- und Giraffenherden friedlich mit dem Elefanten und Rhinozeros erſcheinen ſollen, um ſich an dem Naß zu laben, ſind weiter nichts als Phantaſien von Leuten, welche nie Beobachtungen darüber gemacht haben. Löwe und Panther ſorgen ſchon dafür, daß ſolche idylliſche Zuſammenkünfte nicht ſtattfinden. Der Verfaſſer hat immer die Beobachtung gemacht, daß alle Tiere, d. h. Giraffen, Antilopen und Zebras ängſtlich fliehen, wenn eine Büffelherde irgendwo erſcheint. Dasſelbe geſchieht bei dem Nahen vom Elefanten und Nashorn. Alle Tiere ziehen wegen Raubzeuges höchſt unregelmäßig zur Tränke, und einige Antilopenarten trinken überhaupt nie Waſſer, wie z. B. die Konſi (Alcelaphus caama *Gray*) und die Djämäla (Damalis senegalensis *Gray*). Das am Morgen in den Gräſern hängende Waſſer des Taues genügt faſt allen Antilopen. Nur Zebras und Büffel ziehen täglich zur Tränke. Es ſoll hier auch gleich einer allgemein verbreiteten Unwahrheit gedacht werden, nämlich der Erzählungen über das Schießen bei Nacht: „ich ſah zwei leuchtende Punkte, wie feurige Kohlen, und zielte mit meiner guten Kugelbüchſe dazwiſchen. Mein Schuß donnerte in die Nacht, und zu Tode getroffen wälzte ſich das Raubtier am Boden.“ Man ſollte faſt glauben, daß die Verleger von Reiſewerken dieſen Satz ſtereotypiert beſitzen. Nun aber leuchten Raubtierlichter ebenſowenig von ſelbſt, wie die andrer Tiere. Man nehme doch einmal eine Katze mit in einen ganz dunklen Raum, man wird nichts von jenem Leuchten der Augen merken, nur wo ein Lichtſchimmer hineinfällt, erglänzen die Augen im Phosphorſchimmer. Dann nehme man bei recht hellem Mondſchein eine Büchſe zur Hand und verſuche zu zielen. Es wird nicht einmal das Viſier, geſchweige das Korn zu ſehen ſein. Höchſtens, wenn es glänzend poliert iſt und der Mond im Rücken ſteht, wird das Viſier ſichtbar ſein. Dann verſuche man im Mondlicht Entfernungen zu taxieren, um bald genau zu wiſſen, was es mit den nächtlichen Jagden für eine Bewandtnis hat. Der eine

Fall nur sichert einigen Erfolg, wo das Schießen aus einer Schrotflinte mit starkem Schrot, sogenannten Posten, einer ganzen Kappe (Mütze) voll, wie man in Süddeutschland sagt, zur Anwendung auf ganz kurze Distanzen bei Mondschein kommen kann, um ein Raubtier zur Strecke zu bringen. Das Verhalten das Wildes bestimmt natürlich auch die Methode des Jagens, und diese kann in Afrika, wie aus obigem hervorgeht, nur die des Birschganges sein. Hunde stehen dem Jäger auch nicht zur Verfügung. Die kleinen rothaarigen Köter der Eingeborenen haben gar keine Nase, wie der Jägerausdruck heißt, werden aber von den Schwarzen zum Hetzen von Hasen und Affen, besonders aber einer großen Springratte verwendet. Wiederholte Versuche, afrikanische Hunde zum Jagen zu verwenden, erwiesen sich immer als erfolglos. Europäische Hunde verlieren sofort den Geruch, würden aber bei der großen Trockenheit der Tropen, selbst mit diesem ausgestattet, wenig nützlich sein. Um mit Erfolg zu jagen, ist es notwendig, mit drei schwarzen Begleitern auszuziehen. So viele sind deshalb notwendig, weil man oft fünf bis sechs Stück schwere Tiere schießt. Um das so nützliche Fleisch nicht verloren gehen zu lassen, ist es notwendig, das zur Strecke gebrachte Wild mit Dornen und Zweigen dicht einzudecken wegen der Geier, welche sonst innerhalb einer halben Stunde zu Hunderten erscheinen, und wegen des kleinen Raubzeuges, wie Schakal und Hyäne. Hat man ein Stück zur Strecke gebracht, so muß einer der Leute nach dem Lager zurückeilen, um Träger für den Fleischtransport zu holen. Besonders aber bedarf man der Begleiter zum Verfolgen des angeschossenen Tieres. Trotzdem der Schwarze einen ziemlich guten Spürsinn hat, wird sehr vieles Wild zu Holz geschossen, da man es nicht auffinden kann, und oft zeigt erst eine Schar von Geiern, in den Lüften schwebend, die Stelle an, wo das Wild verendet ist. Diese Vögel im Verein mit dem Marabut sind derart gefräßig, daß sie innerhalb fünf bis sechs Stunden ein großes Wild bis auf Haut und Knochen auffressen, köpfen, wie der Jäger sagt.

Der Birschgang ist nicht so leicht, besonders wenn die Tiere auf der kahlgebrannten Steppe äsen. Es gehört ein erdfarbener leichter Anzug und ebenso gefärbter Filzhut dazu und eine gute, weittragende Büchse von kleinem Kaliber. Der Verfasser führte mit ausgezeichnetem

Erfolg eine leichte Mauserbüchse mit gewöhnlicher Militärmunition. Ein kleines Kaliber ist entschieden vorzuziehen, wegen der größeren Durchschlagkraft bei dem großen, schweren Wild und wegen der größeren Tragweite. Man ist oft genötigt, auf große Entfernungen bis zu zwei- und dreihundert Schritten zu schießen, da man manchmal absolut nicht näher herankommen kann. Besonders ist bei dem kleinen Kaliber von Wichtigkeit, daß der Einschuß und selbst der Ausschuß sehr klein bleiben, so daß alles Wild bei guten Schüssen sehr bald an innerer Verblutung eingehen muß und schnell aufzufinden ist. Dieser Umstand ist in Afrika sehr wichtig, denn anders ist das Wild immer verloren. Mit großem Kaliber, welches bekanntlich nicht weit trägt, sind Ein- und Ausschuß derart groß, daß zu reichlicher Schweiß austreten kann, das Tier behält immer Luft, d. h. die Atmung wird nicht beengt, und es geht ab. Selbst mit guten Lungen- und Knochenschüssen kommt dies bei dem sehr harten afrikanischen Wild häufig genug vor.

Im Anfang hält es dem Europäer ungemein schwer, Wild im Holz zu unterscheiden. Er wird wegen seinen schlechten Augen bemitleidet, später aber bei einiger Gewöhnung kommt es vor, daß er den Neger übertrifft. Die verschiedenen Fährten genau kennen zu lernen, anzusprechen, wie der Weidmann sagt, ist ganz unnötig. In den seltensten Fällen birscht man der Fährte folgend. Das Wild ist immer so zahlreich, daß man nur auf schon sichtbares Wild birscht. Auf Fährte zu birschen, ist schwer wegen der vielen Warner, welche das Wild des durchzogenen Reviers aufmerksam machen. Da gibt es eine Menge Vögel, welche schrecklichen Lärm beim Nahen des Menschen machen, und auch Antilopen übernehmen das Amt des Warners. Die Zwergantilopen werden besonders lästig durch Pfeifen. Man hat fast immer halbverlorenes Spiel, wenn man das Wild nicht zuerst entdeckt. Dennoch treibt nur der Warnungston gewisser großer Antilopen, ein lautes, merkwürdiges Prusten, alles Wild außer Schußweite, während es auf die andern Warner weniger reagiert und sich häufig wieder ganz beruhigt. Sehr häufig sieht man verschiedene Antilopenarten zusammen äsen, besonders Zebra, Konsi und Djämäla, von denen dann abwechselnd ein Zebra und eine Antilope den äußerst aufmerksamen, scharfen Ausguck halten. Die Djämäla ist die scheueste Antilope. Wer sie beim Birschgang regelmäßig zur Strecke bringt, der hat das

Birschen gelernt. Stundenlanges Kriechen auf dem Bauch, durch schwarzgebrannte Grasstoppeln, als Deckung hier und da ein Stämmchen oder ein nicht verbrannter Grasbusch, glühender Sonnenbrand. Stechfliegen, Dornen, scharfkantige Steinchen, brennender Durst, dabei fortgesetztes scharfes Beobachten ist notwendig, um zum Schuß zu kommen.

Das wird aber den passionierten Jäger nicht abschrecken, und um so größer sind Freude und Stolz, wenn der aufgebotene Scharfsinn und die mühsam erlangte Geschicklichkeit belohnt wird und der träumerisch wiederkäuende Djämälabock, welcher sich scharf in seiner häßlichen Gestalt vom Horizonte für den auf dem Bauche Liegenden abzeichnete, mit gutem Blattschusse im Feuer stürzt, um mit zitternden Läufen zu verenden. Doch nun heißt es, wie ein Holz liegen bleiben. Die zwei Gefährten des Djämäla sind in eigenartig tollen, linkischen Sprüngen, bockend oder wie hinkend, in auffallend plumpem Galopp abgegangen. Als sie aber ihren Gefährten so ruhig am Boden liegen sehen, kommen sie neugierig zuerst zögernd, dann immer dreister, fortwährend laut prustend zurück. Den Jäger halten sie für einen Stein oder Holz, und der Pulverdampf macht auf kein Wild einen Eindruck, selbst der Knall nicht, wie der Verfasser unzählige Male beobachten konnte. Haben die Djämäla den Jäger aber einmal erkannt, so ist alle fernere Mühe umsonst. Die Tiere flüchten immer auf Schußweite und äugen dann, um bei Annäherung wieder abzugehen. Es ist dem Verfasser bei Djämäla und auch Konsi wiederholt gelungen, von drei Tieren eins nach dem andern zu schießen, ohne daß sie die Flucht ergriffen hätten. Ratlos blieben zuerst die zwei, dann das dritte allein stehen, bis sie alle zur Strecke gebracht waren.

Giraffen kann man nur in der Halbmbuga beikommen, wo dichtes Unterholz dem Jäger gute Deckung bietet. Die hohen scharfäugenden Tiere sind zwar äußerst neugierig und folgen oft einer Karawane eine bis zwei Stunden seitwärts vom Pfade. Immer aber halten sie sich außer Schußweite. Es gewährt einen prächtigen Anblick, die riesigen Tiere, die große Schwanzquaste auf den Rücken gelegt, in graziös wiegendem Paßgalopp davon eilen zu sehen, wobei die ganze Herde von zehn bis zwanzig Stück, immer in langer Front ausgerichtet, dahinstürmt, eine Art zu flüchten, welche höchst befremdlichen

Eindruck macht. Gegen die Riesengiraffen in der Freiheit sind unsre gefangenen Giraffen nur verkümmerte schwache Tiere.

Die Palla-Pallaantilope (Hippotragus niger *Harris*) hat die Eigentümlichkeit, auf der Wanderung eine hinter der andern im Gänsemarsch zu ziehen. Auf der Flucht ziehen sie immer ins Holz. Alte Böcke haben die Gewohnheit, sich so hinter Stämme zu postieren, daß man selbst aus der Nähe keinen Schuß abgeben kann.

Einen sehr schönen Doppelschuß aufs Blatt machte der Verfasser auf zwei riesige Nimba (Oreas). Jedes der Tiere wog zwanzig Trägerlasten, Wildbret à siebzig Pfund, also eintausend vierhundert Pfund. Der Neger erzählt von der Nimba sonderbare Geschichten. Wenn jemand eine Nimba geschossen hat, sagt er, müsse man sofort, wenn man schon Jagdzaubermittel in Arm und Kopf eingeimpft bekommen hat, zu dem betreffenden Medizinmanne eilen, welcher die Impfung vorgenommen hat, und sich aufs neue für die Jagd weihen lassen. Eher wird man nicht wieder ein Wild schießen können, und wenn es jahrelang dauern sollte. Hat aber der Jäger noch keine Jagdmedizin eingeimpft, so sei es geradezu gefährlich, eine Nimba zu erlegen, da man alsdann vom nächsten Wild, auf welches man schießt, und sei es eine winzige Zwergantilope, getötet würde. Das Schicksal kann man nur abwenden, wenn man den Jagdgefährten oder sonst jemand nach Hause sendet mit der Meldung, daß man auf der Jagd umgekommen sei. Wenn dann die Angehörigen Trauer angelegt haben, indem sie die Haare abscheren, Klagelieder anstimmen und Opfer bringen, sowie die Bestattung vorbereiten und hinausziehen, um den angeblichen Toten zu holen, welchen sie natürlich lebend und gesund finden, so ist der Zauber gebrochen. Der Schwanzquaste der Nimba wohnen zauberkräftige Eigenschaften für Jagd und Krieg inne.

Die interessanteste Jagd ist die auf Büffel (Bos caffer). In Herden von zwanzig bis einhundert, selbst sechshundert Stück unternehmen die mächtigen Tiere weite Wanderungen. Dem Wasser folgend, hinterlassen sie dreißig bis vierzig Meter breite, zerstampfte und zerwühlte Wege. Seinen ersten Büffel erlegte der Verfasser in der wildreichen Katani Mbuga in Kawende, östlich vom Tanganika. Im lichten Niederwald, mit drei seiner Jäger umherschweifend, entdeckte man bald eine breite frische

Büffelfährte. Fünf Minuten später fanden sich in niederem lichten Knüppelbuschwald die weitumher zerstreuten Büffel, deren schwarze Leiber aus der Entfernung wie dunkle Steine aussahen.

Langsam gegen den Wind, auf allen Vieren kriechend, schlichen sich die Jäger heran. Das Gesicht des Büffels ist schlecht, um so feiner aber die Nase und das Gehör. Als Deckung wurde ein starker, aber leicht erklimmbarer Baum gewählt, denn mit dem angeschossenen Büffel ist nicht zu spaßen. Ist der getroffene Büffel nicht sehr krank, so nimmt er fast immer den Jäger an, und dann wehe demselben, wenn es ihm nicht gelingt, einen sehr starken Baum zu ersteigen. Der Büffel ist trotz seiner plumpen Gestalt äußerst gelenkig, gewandt und von unbändiger Kraft, so daß es vergeblich wäre, einfach Deckung hinter Stämmen zu nehmen. Wütend schüttelt er den Jäger von dem erklommenen Baum, indem er wie ein Widder rückwärts tritt, um dann in einem kurzen Anlauf mit aller Wucht in hohem Sprung mit den gewaltigen Hörnern den Baum anzurennen, so daß es aller Kraft bedarf, um nicht herabgeschleudert zu werden. Hat er den fliehenden Jäger erreicht, so ist dieser immer verloren, er spießt ihn auf die Hörner und zerstampft ihn mit den Läufen. Mit Recht ist der Büffel mehr wie der Löwe gefürchtet. Werden doch die meisten Jagdunglücksfälle durch angeschossene Büffel verursacht, und schon viele Europäer sind durch Büffel getötet worden, noch häufiger natürlich Schwarze; oft hat man Gelegenheit, von Büffeln verwundete Neger zu sehen.

Um sich einigermaßen gegen die durch angeschossene Büffel drohende Gefahr zu schützen, ist es notwendig, nach dem Schusse ganz besonders auf den Wind zu achten und sich vor allem vollkommen regungslos zu verhalten.

In der Kataui Mbuga sah sich der Verfasser zum erstenmal Büffeln, obendrein einer besonders großen Herde, gegenüber. Es mochten sechs- bis siebenhundert Stück der mächtigen Tiere sein.

Da es gegen Mittag war, so hatte sich ein Teil niedergethan, um unter dem breiten Schirmdach einer gewissen niederen Baumart wiederzukäuen, deren dichtes Laubwerk immer kühlen Schatten spendet und mit Vorliebe von den Büffeln aufgesucht wird. Zuweilen ertönte das dumpf abgestoßene Gebrüll der plumpen Wiederkäuer.

Es gelang, ziemlich nahe und unbemerkt an die Büffel heranzukommen. Man konnte deutlich die Madenhacker (Buphaga), die zu den Webervögeln gehören, auf denselben bemerken. Es sind dies Vögel in der Größe zwischen Drossel und Sperling, von gedrungener Gestalt und unscheinbarem Gefieder. Der kräftige Schnabel ist rotgefärbt. Emsig laufen sie, paarweise oder selbst zu sechs bis sieben Stück, auf dem Büffel umher, klettern an den Seiten und dem Bauche auf und ab und statten selbst dem Kopfe zuweilen Besuche ab, indem sie sich mit ihren scharfen Krallen festhalten. Sie suchen die dicke Haut der Büffel nach Insekten ab, Fliegen, sowie Zecken und Maden, welche sich eingebohrt haben. Ob sie den Büffeln damit eine Wohlthat erweisen, ist zweifelhaft, denn recht oft schütteln diese unmutig die lästigen Freunde ab, deren sie sich nicht erwehren können. Neben Insekten reißen sie dem Büffel mit dem scharfen Schnabel Haare und Hautstückchen ab. Auch ein kleiner weißer Reiher, der Kuhreiher (Ardea bubulcus), ist ein steter treuer Begleiter der Büffel. Die Reiher stehen auf dem Rücken derselben oder laufen ihnen zwischen den Beinen umher, um ebenso wie der Madenhacker den vielgeplagten Wiederkäuer von seinen Peinigern zu befreien. Einen äußerst komischen Anblick gewährt es, wenn ein von den silberweißen Reihern allzusehr gequälter Büffel eine schnellere Gangart einschlägt, die Reiher auf seinem Rücken ins Wanken kommen und auffliegen oder auf dem Boden in weitausgreifenden Schritten und aufgespannten Flügeln nebenher laufen. Unzählige große und kleine Stechfliegen begleiten in Schwärmen die Büffel. Sie senken ihren nadelgroßen Rüssel mehr wie einmal in die Haut des Jägers, daß dieser erschreckt, wie von einer Nadel gestochen, auffährt.

Die Madenhacker erweisen sich in gewissen Momenten als wirkliche Freunde der Büffel und vergelten die Gastfreundschaft, welche ihnen auf dem mächtigen Leibe gewährt wird, dadurch, daß sie, wenn Gefahr durch einen Jäger oder Löwen im Verzug ist, einen schnarrenden Ton mit dem harten Schnabel hervorbringen. Der Verfasser hatte von seinem beobachtenden Posten hinter dem Baum schon mehrmals jenen Ton vernommen. Einige Büffel stießen ein dumpfes Brüllen aus und mehrere der zunächst stehenden Tiere erhoben schon sichernd die Köpfe, da erdröhnte der Schuß, rollenden Widerhall in

den Berghalden weckend. Brüllend stürzte ein mächtiger Bulle im Feuer zusammen. Sein stöhnendes, lautes Brüllen zeigte an, daß er zu Tode getroffen war. Donnernd brach die kolossale Herde durch das Holz, daß knackend Äste und Bäumchen brachen und der Boden dröhnend erzitterte. Eine hohe Staubwolke wirbelte auf. Madenhacker und Reiher schwebten darüber, und den Berg hinanstürmend, war die Herde bald darauf den Blicken entschwunden. —

Ein Fangschuß in den Kopf machte den Qualen des erlegten Tieres ein Ende, welches stöhnend mit rollenden Augen vergebliche Versuche machte, sich zu erheben. Der Verfasser aber konnte sich nicht enthalten, einen lauten Juchzer auszustoßen, hatte er doch seinen ersten Büffel erlegt.

Damit Fleisch auch für die Muselmanen der Karawane genießbar wurde, mußte jedes Tier nach mohammedanischem Ritus geschlachtet werden. Der Koran schreibt vor, daß die Kehle des lebenden Tieres mit einigen kräftigen, schnellen Bewegungen mittels eines sehr scharfen Messers durchschnitten wird, und zwar muß die Prozedur beendet sein, bis der Betreffende die Formel: „Bismilla him rachmân wa rahîm" ausgesprochen hat. Das bedeutet: im Namen des großen verehrungswürdigen Gottes. Um nun den eben erlegten Büffel ebenfalls für die Islamiten der Karawane genießbar zu machen, durchschnitt der erst kürzlich zum mohammedanischen Glauben bekehrte Maganga, der Hauptjagdbegleiter, dem toten Büffel die Kehle durch; denn einen Büffel, welcher auch nur einen Funken von Leben im Leibe hätte, würde sich niemand anzurühren wagen. Es ist dies für den deutschen Weidmann ein höchst unweidmännisches und für den Islamiten ein unreines (harâm) Beginnen. Allein in der Wildnis nimmt's man mit den Koranvorschriften nicht so genau. Das Schlachten des toten Büffels hatte wegen der daumendicken Haut desselben übrigens wenigstens fünfzehn Minuten gedauert, während welcher Zeit man fast eine ganze Sure des Korans hätte beten können.

Bei den afrikanischen Jägern herrscht der Brauch, die Schwanzwedel des erlegten Wildes abzuschneiden, um die Trophäe als Beleg für die Wahrheit der Aussage der Boten ins Lager zu senden. In der Kataui Mbuga muß nach alter Sitte das Wild mbusi d. i. Ziege genannt werden. Dort herrscht nämlich der Geist eines alten afrika-

nischen Nimrod, Namens Katani, der ein großer Jäger vor dem Herrn war. Als eine Art afrikanischer St. Hubertus führt er das Regiment über das Wild jenes Jägerdorados. Wollte der Jäger in Katanis Gebiet das Wild anders als mit Mbusi bezeichnen, so wäre er sicher, nichts zu erlegen. Ehe man in der Katani Mbuga jagt, muß man dem Katani ein kleines Opfer bringen. Dieser sichert als Gegenleistung gute Jagd und nimmt alsbald den Jäger und die Karawanen in seinen Schutz, dabei volles Vertrauen beanspruchend. Man darf, wenn man Katanis Geist nicht erzürnen und beleidigen will, dort keinen Dornenhag zum Schutz gegen Löwen, Panther und die diebischen Hyänen ums Lager errichten, selbst nicht gegen räuberische Überfälle. Thatsächlich hört man nie von Belästigungen irgend welcher Art in jenen Gebieten. Einer der schwarzen Begleiter ging ins Lager zurück, um Leute zum Wegschleppen des Fleisches zu holen. Trotzdem der Verfasser über die vor ihm liegende ganz baumlose Ebene hinweg deutlich die weißen Wände seines Zeltes unterscheiden konnte, dauerte es $1\frac{1}{2}$ Stunden, ehe die Leute zur Stelle waren. Der Verfasser nahm in der Zwischenzeit seine Beute in Augenschein. Es war ein ganz ausnahmsweise starker Bulle, dessen mächtige Hörner heute das Zimmer schmücken und dessen Schwanzquaste dort ebenfalls an einer ehemaligen Kriegstrommel hängt. Es währte nicht lange, so erschienen summend und brummend große und kleine Mistkäfer, Skarabäen, welche sich mit hastiger Eile auf die Exkremente des toten Büffels stürzten und sofort begannen mit ihrem schaufelförmig verbreiterten ersten Beinpaar Stücke auszulösen, welche sie zu Kugeln formten von der Größe sogenannter Murmeln, mit denen die Knaben bei uns spielen. Die Käfer entwickelten bei ihrer Arbeit großes Geschick, indem sie die Stücke nach allen Richtungen drehten und rollten. Meist paarweise lief der eine der Käfer vorwärts, der andre rückwärts, indem er mit dem ersten Beinpaar die immer runder werdenden Kugeln dirigierte und sich mit ihrem letzten sehr langen Beinpaar vor- respektive rückwärts schob. Nach allen Seiten konnte man bald einige dieser Mistkäfer paarweise ihre Kugeln transportieren sehen. In die Mistkugeln legt das Weibchen die Eier und vergräbt dieselben alsdann. — Da erregte klatschender Flügelschlag die Aufmerksamkeit. Auch die Geier waren, erschienen, um ihren Anteil an der Beute zu verlangen. In den

Lüften schwebten, majestätische Kreise ziehend, ganze Scharen der gefräßigen Raubvögel. Die am höchsten fliegenden verloren sich als verschwindende Pünktchen im blauen Äther. Um das nun in Aussicht stehende Schauspiel genießen zu können, zog sich der Verfasser mit den beiden Schwarzen unter einen dichten Busch zurück, welcher alle den Blicken der Geier nach oben vollkommen verbarg. Diese Vögel finden übrigens ihre Beute nur mit Hilfe ihrer unvergleichlich guten Augen. Zuerst erschienen die kleinen Mönchsgeier, welche sich sogleich auf den Kadaver stürzten und die Augen auszuhacken begannen. Bald fielen die großen Geierarten und vor diesen mußten die armen Mönchsgeier nun das Feld räumen und in respektvoller Entfernung sich mit einem manchmal fortgeschleuderten Bissen begnügen. Nun entstand ein wütender Kampf, balgend, flügelschlagend und fauchend stritten sich die mächtigen Vögel, den ganzen großen Büffel bedeckend. Manchmal hatten sich zwei derart ineinander verbissen und mit den Fängen gefaßt, daß sie von dem Büffel herab auf die Erde kollerten. Als aber die Geier schon begannen, das Gescheide aufzureißen und vom Halse Stücke gekröpft hatten, mußte eingeschritten werden. Unwillig erhoben sich die Vögel schwerfälligen Flügelschlages, nachdem sie erst nach einigen hüpfenden Sprüngen genügend Luft mit den weiten Flügeln fassen konnten. Rauschenden Fluges zogen einige wieder ihre Kreise in der Luft, andre fielen in die Baumwipfel ein und äugten gierig nach der entgangenen Beute.

Endlich nach langem Warten erst erschienen aus dem Lager dreißig bis vierzig Träger und nun wurde in höchst unweidmännischer Weise der Büffel ausgeschlachtet. Die Haut oder Decke, welche auf dem Rücken und am Halse daumendick war, wurde nicht abgestreift, dazu war weder Zeit, noch wäre es ohne die allergrößte Anstrengung möglich gewesen. Mit Beil, Lanze und Messer wurden Stücke von 50—60 Pfund abgelöst, doch muß bei solchen Gelegenheiten der Europäer stets dabei bleiben, mit einem kräftigen Stocke sorgfältig Wache haltend, damit keiner etwas stiehlt oder nicht etwa Streit ausbricht. Mehr wie einmal mußte der Stock herabsausen, wenn sich zwei mit dem Messer bedrohten. Endlich war der Büffel zerlegt und die Stücke an Stangen gebunden, um von je zwei und zwei getragen zu werden. Der Kopf mit den mächtigen Hörnern und der

Hals waren so schwer, daß von vier Mann immer zwei bei einem der Stücke abwechselten. Dreißig Trägerlasten Fleisch zu je 60 bis 70 Pfund, also ungefähr 2000 Pfund hatte der Büffel gewogen. An demselben Tage wurde von einem schwarzen Jäger aus einer kleinen arabischen Handelskarawane ein Rhinozeros und ein Büffel geschossen. Der Kollege des Verfassers, Dr. Böhm, erlegte eine Antilope und er selbst hatte am Morgen zwei Djämäla zur Strecke gebracht.

Auf dem Heimwege bemerkte man Giraffen, Zebras eine Menge Antilopen und in weiter Ferne eine zweite große Büffelherde. $2\frac{1}{2}$ Jahre später schoß der Verfasser während der Regenzeit in der Katani-Mbuga innerhalb neun Tagen zwölf Zebras, eine riesengroße Giraffe, drei große Antilopen und ein Nilpferd in der überschwemmten Ebene. Im Lande Marungu westlich von Tanganika gelang es dem Verfasser, in der von Büffeln ziemlich armen Gegend eines dieser Tiere zu erlegen, welches merkwürdig unvorsichtig schien. Als der Büffel, ein außerordentlich großer Bulle, zur Strecke gebracht war, und man denselben untersucht, fand sich, daß seine Haut über und über mit zum Teil schon vernarbten, zum Teil noch eiternden langgerissenen Wunden bedeckt war und im Nacken sich tiefe Bißwunden zeigten. Es that dem Verfasser nun leid, den tapferen Bullen erlegt zu haben, da er nach den zahlreichen Spuren an seinem Körper zu schließen, Sieger in einem Kampfe mit einem Löwen geblieben war. Der Verfasser hatte öfter Gelegenheit, Plätze aufzufinden, wo ein derartiger, gewiß mit äußerster Erbitterung von beiden Seiten geführter Kampf zwischen Büffel und Löwen stattgefunden hatte. Immer fand sich die in einem Kreise von fünfzehn bis zwanzig Schritten ganz und gar zerstampfte und aufgewühlte Erde eines solchen Kampfplatzes in der Nähe einiger Bäume und Büsche, unter deren Schutz sich der König der Tiere an den Büffel herangeschlichen hatte. Auf mehreren derartigen Stellen sah man neben Büffelhufen- und Löwentatzenspuren den Körper der beiden Tiere im Erdreich eingedrückt, als Beweis, daß sich der Büffel des Löwen zu entledigen gesucht hatte, indem er sich auf die Erde warf, um ihn mit seinem Körpergewicht zu erdrücken. Doch dürfte er diese Taktik nur dann zur Anwendung bringen, wenn er sich einem einzelnen Löwen gegenüber sieht, und wie das Beispiel oben zeigt, mit

gutem Erfolg. Fallen den Büffel aber, wie es häufig vorkommt, mehrere Löwen an, so ist er immer verloren.

Wie fast jeder Reisender, welcher sich längere Zeit in Afrika aufhält, so wurden auch der Verfasser und sein Kollege Böhm einst von einem Löwen angefallen. Es war der erste größere Jagdausflug im Innern. Beide kannten noch nicht die anzuwendende Jagdmethode und zogen in Begleitung von etwa sechs Negern durch eine Mbuga. Vor uns marschierte einer der Schwarzen. Nach vierstündigem Wandern in glühender Sonne gingen mit einem Male hinter einem Busche klatschenden Fluges ein Pärchen der prächtigen schwarzweißen Gaukleradler mit den roten Fängen und ebenso gefärbtem Schnabel auf. Die Kugel des Verfassers traf eine der bald ruhige Kreise ziehenden Vögel, Federn flogen und sich überschlagend kam der Adler herunter, faßte aber in etwa 10 m Höhe vom Boden wieder Luft und war dann bald den verblüfften Blicken entschwunden. Jetzt erst gewahrten wir, daß die Vögel von einem üppigen Mahle aufgescheucht worden waren. Am Boden lag, halb von Löwen aufgefressen, eine große Antilope. Dicht dabei hatten die Löwen die Gedärme und Losung der Antilope sorgfältig mittels ihrer Pranken von allen Seiten mit Erde zugescharrt, so daß es aussah, als ob die Arbeit mit einer eisernen Harke verrichtet worden sei.

„Simbasilliho" (der Löwe ist in der Nähe) sagten die Wanjamuesibegleiter. Als man etwa zweihundert Schritte weitergegangen waren, wurde plötzlich hinter einem hohen Termitenhügel ein brummendes Grunzen vernehmbar. Der Verfasser machte sich schußfertig in der Meinung, ein Schwein hervorbrechen zu sehen, als statt dessen zwei ganz junge, noch äußerst täppische Löwen erschienen, welche höchstens vierzehn Tage alt sein mochten. Sie liefen nach links um den Termitenbau herum, ihnen folgten zwei andre, welche nach rechts verschwanden, und hinter ihnen erschien in einer leichten Staubwolke wütend brüllend, mit aufgerissenem Rachen in zwei bis drei mächtigen Sätzen auf die Jagdgesellschaft losstürzend, eine prächtige Löwin.

Der vorderste war einer der Neger, welcher zwar etwas erschrocken stutzte, dann aber, als die rasende Bestie auf nur fünf Schritte Entfernung herangekommen war, seine dem Tiere gegenüber wie ein Zahnstocher erscheinende Lanze schwang, einigemal laut „ka! ka!" ausrief und

ehe man sich recht besinnen konnte, ehe es möglich war, das Gewehr anzuschlagen, war die Löwin und ihre Jungen mit einigen Sätzen spurlos verschwunden. Als der Verfasser nachsetzen wollte, hielten ihn die Schwarzen zurück, welche alle bis auf den Vordermann zum Tode erschrocken waren. Leider hieß es nun, heimwärts zur Station Kakoma pilgern, denn vor Schrecken hatte der Diener das in Flaschenkürbissen mitgeschleppte Wasser fallen lassen, so daß es aus den zerbrochenen Behältern auslaufend, bald von dem glühend heißen und gerissenen Boden aufgesogen war. Später war es dem Verfasser nie mehr vergönnt, einen Löwen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, trotzdem er in der Nähe eines Jagddorfes Weidmannsheil am Ugallafluß wochenlang nur auf Löwen ging, von denen jenes wildreiche Revier wimmelte.

Das Elfenbein.

Wir haben schon wiederholt angedeutet, welche große Rolle das Elfenbein in Afrika nach jeder Richtung hin spielt. Es ist der treibende Faktor aller großen Unternehmungen dort, seien es solche von Europäern, Arabern oder Eingeborenen ausgeführte.

Das Elfenbein bildet bekanntlich die großen Stoßzähne des Elefanten (Elefas afrik. *L.*) Da diese Zähne ihren Sitz in dem Zwischenkieferknochen haben, so entsprechen sie den Schneidezähnen, nicht Eckzähnen, der Säugetiere. Sehr häufig hört man, so unglaublich es auch klingen mag, die Ansicht aussprechen, daß der Elefant seine Stoßzähne öfters abwerfe, etwa so wie der Hirsch jährlich sein Geweih. Das ist keineswegs der Fall, sondern der wurzellose Zahn wächst ununterbrochen, so lange das Tier lebt, und wird von einer sehr großen Pulpa aus ernährt. Von der Alveola ausgehend, füllt sie die spitz zulaufende Zahnhöhlung in drittel bis halber, selbst dreiviertel Länge aus. Es kommen außer den nur nach Gramm abzuwiegenden kleinen Milchzähnen, welche gewechselt werden, Zähne in jedem Gewicht bis zu 50, 60, selbst 80 und 90 kg vor.

Der europäische Elfenbeinhändler unterscheidet nach Aussehen und Eigenschaften drei Arten von Elfenbein: das weiche, das harte oder transparente und das halbweiche Elfenbein, während der afrikanische diese Unterscheidung nicht kennt.

In Deutsch-Ostafrika ist der Elefant leider auf dem weitaus größten Gebiet so gut wie ausgerottet. Wir finden ihn nur am Kilimandscharo, im nördlichen Massailand, weniger im Norden und Nordosten des Nyassa und am meisten noch in den Ländern

westlich vom Viktoria-Njansa. Sonst ist er nirgends mehr Standwild, sondern zieht höchstens einzeln oder in kleinen Herden durch.

Den Hauptelfenbeinhafen ganz Afrikas bildet Sansibar. Das Handelsgebiet Sansibars erstreckt sich weit nach allen Seiten über sämtliche innerafrikanischen Seen, den Viktoria-Njansa, Mutansige, Tanganika, Meru und Bangueolosee, sowie die nördliche Hälfte des Nyassasees; ferner zieht es sich über das Kongoquellgebiet und den mittleren Kongo. Im Norden greift es zum Teil zwischen Viktoria-Njansa und Mutansige in das Gebiet der ägyptischen Händler, im Süden in das von Mosambik und Kilimani, sowie in das Sambesigebiet, selbst in die Kapregionen. Alles Elfenbein des Sansibargebietes kommt im Innern in Tabora zusammen. Die am meisten begangenen Karawanenwege führen von Niangue über Ujiji nach Tabora und aus Uganda ebendahin. Dort müssen nämlich neue Träger angeworben werden, um das Elfenbein zur Küste zu bringen, und zwar nach Mombas, Pangani, Bagamojo und Dar es Salaam. Nur das von Nyassa kommende wird direkt nach der Küste bei Mosambik transportiert.

Sehr viel Elfenbein geht jetzt den Kongo hinunter, auf den Markt nach Antwerpen, der dort überhaupt erst in jüngster Zeit für Elfenbein entstanden ist. Sonst waren nur London in erster und Hamburg in zweiter Linie als Elfenbeinmärkte für die ganze Welt bekannt. In Amsterdam wurde nur wenig gehandelt, dann kam noch für den Osten Bombay in Betracht.

Von allen den großen Quantitäten Elfenbein, welche aus Afrika ausgeführt werden, ist der verbreiteten Ansicht entgegen nur ein ganz verschwindend kleiner Prozentsatz gefundenes, und dies erklärt sich sehr leicht. Ist ein Elefant verendet, so werden die Fleischteile in der kürzesten Zeit durch Raubtiere und Raubvögel verzehrt sein. Die Knochen und Zähne werden dann vom Grase überwuchert. Dieses trocknet im Mai und Juni vollständig aus und dann ziehen, Ende Juli bis August, durch ganz Afrika die durch die Schwarzen angelegten Grasbrände hindurch, natürlich auch über die Knochenreste des Elefanten. Ein einziger solcher Brand des nicht allzu mäßigen Grases genügt vollkommen, die sehr leicht zerstörbare Masse des Elfenbeins bis auf einen schwachen Kern zu kalcinieren und der im nächsten Jahr

sich wiederholende Grasbrand zerstört den Zahn vollständig, so daß er nach einigen Regengüssen total zerfällt und vielleicht nur ein weißer Streifen die Stelle bezeichnet, wo das Werk der Vernichtung vor sich gegangen ist. Das dritte Jahr hat dann alle Spuren verwischt.

Dabei kann es nun vorkommen, daß der eine Zahn des stürzenden Tieres unter Umständen in regendurchweichten Boden eingedrückt oder durch Regengüsse in Erde und Sand eingebettet wurde. Diesem können die Grasbrände vorläufig nichts anhaben und erst, wenn der Schädel durch Feuer und Witterungseinflüsse zerstört wurde, wird der nun bloßgelegte Teil des Zahnes ebenfalls zerstört. Die geschützten Teile dagegen bleiben wohl erhalten, und derartig halb eingebettete, halb verbrannte Zähne sind es auch, welche in der That gefunden werden.

Wird ein solcher Zahn aber durch Wasser mit Erde und Sand ganz verschüttet oder zufällig vielleicht beim Kampf der Raubtiere um den Kadaver aus der Kinnlade gelöst und verschleppt und ebenfalls verschüttet, so bleibt der Zahn, in letzterem Fall vollständig, erhalten, ist aber ganz und gar verloren, da er, dem menschlichen Auge unsichtbar, nicht gefunden werden kann und nur durch Erosion, die Hacke eines Eingeborenen und in späteren Zeiten vielleicht durch den Pflug eines Kolonisten wieder zu Tage gefördert werden könnte.

Ist ein Elefant im feuchten Urwald eingegangen, wo Grasbrände niemals durchziehen, so werden die Überreste bald von abfallenden Blättern begraben sein oder dieselben versinken allmählich im Schlamm, und selten nur werden solch versunkene Zähne durch Zufall ans Licht kommen.

Nur in einem Falle bleiben die Zähne sicher an der Erdoberfläche erhalten; wenn nämlich das Tier in einem trockenen Urwaldstreifen der Flußuferwälder lichter Waldregionen verendet. Dorthin dringen weder Grasbrände, noch vermag der Schädel mit den Zähnen zu versinken.

Die Neger, welche jetzt in allen Teilen Afrikas, wo Elfenbeinhändler hinkommen, die Wälder fortwährend nach allen Seiten durchstreifen, lassen übrigens kaum jemals einen kranken Elefanten dazu kommen, eines natürlichen Todes zu sterben, und aus diesem Grunde allein kommt es jetzt selten vor, daß Elfenbein gefunden wird.

Wanjamuesi-Träger mit Elfenbeinlasten. Nach einer Originalphotographie.

Als der Wilde den Elefanten nur um seines Fleisches willen jagte, ließ er die Zähne meist liegen, da er keine Verwendung dafür kannte. Höchstens verarbeitete er kleinere Zähne zu Trompeten oder Mehlstampfern. Mit dem Eindringen der das Elfenbein begehrenden Händler dagegen erinnerte man sich, früher da und dort einen Elefanten getötet zu haben und holte die Zähne, um sie zu verkaufen, soweit sie noch aufzufinden waren. So kam es auch, daß, als vor zehn bis fünfzehn Jahren die mittleren Kongogebiete dem Elfenbeinhandel erschlossen wurden, noch vielfach gefundenes Elfenbein auf den Markt kam. Dies dürfte jetzt aber fast ganz aufgehört haben.

Heutzutage wird der Elefant wohl nur noch in den unerforschten Ländern im Norden des großen Kongogebietes ausschließlich um seines Fleisches willen gejagt, während man im ganzen übrigen Afrika eifrigst bemüht ist, das edle Wild um seiner Zähne willen auszurotten.

Vor Einführung der Feuerwaffen wurde der Elefant allgemein mit dem Speere oder vergifteten Pfeilen gejagt. Livingstone war noch Zeuge solcher mit Speeren ausgeführten Jagden im südlichen Seengebiete, wo jetzt nur noch mit dem Gewehr durch die Eingeborenen gejagt wird. Mit vergifteten Pfeilen jagen die Warua, die Neger der Kongowälder und an der Ostküste der Jägerstamm der Wandorobo.

Die Somali, Galla und Abessinier jagen zu Pferd und durchhauen mit einem Hieb mittels breiter arabischer Schwerter die Achillessehne des Tieres, welches sich auf drei Beinen nicht bewegen kann. Die Haussa jagen den Elefanten mit vergifteten Pfeilen, welche sie aus Gewehren schießen. Einige Nyassastämme jagen den Elefanten mit großen Hundemeuten, welche die Tiere einzeln stellen, und werden sie dann von den Jägern mit Lanzen und Pfeilen getötet.

In sehr alten Zeiten sollen sie auch in Fallgruben gefangen worden sein. Doch scheint dies mit Ausnahme der Gebiete an den Kilimandscharoabhängen nirgends mehr gebräuchlich und wird der vorsichtige Elefant sich schwer so fangen lassen.

Für den afrikanischen Jäger erfordert die Jagd auf Elefanten eine Menge Vorbereitungen. Er betreibt übrigens diese wie alle Jagden durchaus nicht als Sport, sondern als eine Arbeit, und nur um der Beute willen. Wie sollte auch der fortwährend mit der Natur in engster Berührung stehende und mit ihr im Kampfe liegende

Wilde gerade in einer dieser Kampfarten ein Vergnügen finden und als Erholung betrachten, was ihm anderweitig überall als eine Widerwärtigkeit erscheint!

Die Hauptvorbereitungen für die Jagd beziehen sich auf Amulette und Fetische. Alle alten erfahrenen Elefantenjäger verstehen sich auf Herstellung derselben. Es wird unter anderm ein Absud von Kräutern mit geheimnisvollen Zaubermitteln gemischt und diese in Hauteinschnitte des Körpers hineingerieben, also eingeimpft, und zwar an Körperteilen, welche beim Gebrauch der Waffen am meisten in Mitleidenschaft gezogen werden: der Fundi (Meister) ritzt vier- bis fünfmal dem betreffenden Jäger die Haut der Schläfe in der Nähe der Augen und bringt die Uganga (Kiunjamuesi) oder Daua (Kisuaheli) in die Wunde, um dem Auge Schärfe zu geben. Dann werden eben solche Impfungen an der Außenseite des Unterarms und besonders in die Haut, welche sich auf der äußeren Hand über das dritte Daumen- und Zeigefingerglied spannt und zwar an beiden Händen vorgenommen, um diesen möglichste Sicherheit bei Handhabung der Waffen zu geben. Auf diese Impfungen wird bei Elefantenjagden ein großer Wert gelegt, und niemand würde es wagen, ohne solche Vorbereitungen einen Jagdzug zu unternehmen, zumal diese Uganga (Zaubermittel) nicht nur Erfolge sichert, sondern auch den Jäger vor den Gefahren der Elefantenjagd schützt.

Der Verfasser hat in allen von ihm bis zu dem Kongoquellgebiet durchreisten Ländern dieselbe Sitte gefunden. Über diesbezügliche Gebräuche andrer Stämme ist noch nichts bekannt gegeben worden. Die auf Jagd bezüglichen Sitten entstammen wahrscheinlich meist den Makoa von Lufidji, welche mit Ausnahme der Wandorobo als die besten Elefantenjäger gelten können und welche allenthalben bis über die Seen nach Westen hinaus diesem Handwerk obliegen, so daß Makoa und Elefantenjäger in Ostafrika synonyme Worte geworden sind. Nur der Elefantenjäger als solcher besitzt die Mittel zur Herstellung dieser angeblich wirksamen Zaubermedizin.

Der Jägermeister verkauft nun das eben angeführte Impfmittel entweder, oder aber er impft es seinen Gehilfen und Gefährten ein.

Um den Hals auf der Brust trägt der Jäger ein Amulett, welches in ein Stückchen dünnen Felles oder in ein Baumwollstoffpäckchen eingenäht ist, an welchem seitwärts halbmondartig nach unten

gekrümmt zwei Löwen- oder Pantherklauen befestigt sind. Als kostbarstes Jagdamulett für den Jäger gilt ein vom Löwen herstammendes. Es geht nämlich die Sage, daß sich der Löwe auf seinen Streifzügen ebenfalls der Amulette bedienen müsse und er infolge seines Lebenswandels eine große Praxis in der Herstellung wirksamer Zaubermittel erlangt habe. Merkwürdigerweise muß er aber, ehe er ein Wild annimmt, gerade dieses sein Jagdamulett irgendwo ablegen, da ihn mit dem Amulett am Körper selbst die kleinste Zwergantilope bewältigen könnte. Wohl dem nun, der ein solches auf kurze Zeit abgelegtes Amulett findet, er wird damit auf der Jagd ein eminentes Glück haben. Ein solches kostbares Löwenamulett fand einst einer der schwarzen Begleiter des Verfassers. Es war weiter nichts als ein abgefallener verfilzter Haarklumpen aus der Mähne des Königs der Tiere.

Einige Tage vor Antritt des Jagdzuges muß sich der Krieger allen geschlechtlichen Umganges mit Weibern enthalten, welche auch auch hierbei, wie überall im Leben, eine wichtige Rolle spielen. Sie dürfen übrigens den Jäger nicht auf seinem Jagdzug begleiten. Untreue des Weibes während der Dauer des Jagdzuges gibt dem angeschossenen Elefanten Gewalt über seinen Verfolger, und dieser wird entweder getötet oder schwer verwundet. Sobald daher der Elefantenjäger Kunde von der Untreue seines Weibes erhält, zieht er heimwärts, selbst die vielversprechendsten Jagdgründe verlassend. Der Verfasser lernte im Lande Ugunda in Unjamuesi einen Elefantenjäger vom Stamme der Makoa kennen, welcher sich während des Aufenthaltes des Verfassers auf einen Jagdzug auf Elefanten begeben hatte und nicht zum Schuß kommen konnte. Als ihm ein Sklave die Nachricht von der Untreue seiner im Heimatsdorfe zurückgelassenen Weiber hinterbrachte, trat er sofort den Rückweg an. Während desselben wollte er sein Gewehr durch Ausbrennen mit Pulver reinigen. Durch eine übermäßige Pulvermenge brachte er dabei die Waffe zum Springen und zerschmetterte sich den Daumen. Auch dieses Unglück setzte er auf Rechnung seiner untreuen Weiber und verstümmelte, zu Hause angelangt, zwei derselben auf solch bestialische Weise, daß sie kurz danach den Geist aufgaben.

Die Ausrüstung des Jägers besteht neben den Waffen aus Lebensmitteln in Gestalt von Mehl, so viel jeder zu tragen vermag,

einem Kochtopfe, einer Matte zum Schlafen und einigen eisernen Hacken zum Einkauf von Lebensmitteln. Bekleidet ist er mit zwei kleinen Wildkatzenfellen zur Bedeckung der Blößen und höchstens noch mit einem großen weichen Baumwollstoff zum Schutze gegen nächtliche Kälte.

Die Waffen bestehen in langen Feuersteingewehren, andrer bedient sich der Jäger nicht, da er bei dem großen Kaliber derselben sehr starke Pulverladung verwenden kann. Als Geschoß verwendet er eiserne selbstgeschmiedete Kugeln.

Zur Jagd mit Bogen und Pfeil bedient man sich der in dem betreffenden Stamme allgemein gebräuchlichen. Die Lanzen für Elefantenjagd sind abweichend von den Kriegswaffen gestaltet. Die $2^1/_2$ Finger breite, myrtenblattförmige Klinge ist in ein $^1/_2$ bis $^3/_4$ m langes und rundes Eisen von Kleinfingerdicke ausgeschmiedet und steckt in einem $1^1/_2$ m langen Schaft aus zähem Holz von über Daumendicke. Das untere Ende ist in etwa 30 cm Länge faustdick verstärkt, als Gegengewicht der schweren Klinge. Als Zwinge für diese dient ein Stück Büffel- oder Antilopenschwanzhaut, welches ohne Naht aufgezogen, getrocknet, das Aufreißen des Schaftes verhindert. Die Lanze hat eine ziemliche Schwere, acht bis zehn Pfund.

Wenn alle Vorbereitungen getroffen sind, wird ein Medizinmann befragt wegen eines günstigen Tages, denn nicht jeder ist glückbringend. Ist ein solcher mit Sicherheit ermittelt, durch ganz kindische Manipulationen, so muß dem Jagdmsimu (Fetisch) ein Opfer gebracht werden in Gestalt von einigen Prisen Mehl und Pombe, das ist Bier, welch letzteres die Weiber in großen Quantitäten zu diesem Zwecke brauen müssen. Das Bieropfer besteht jedoch darin, daß dem armen Msimu eine ganz winzige Kalabasse voll Bieres, vom Inhalte etwa eines Weinglases, vorgesetzt wird, während das übrige Bier in großen Quantitäten in den durstigen Kehlen und weiten Mägen der Jäger, deren Genossen, Anverwandten und Weiber verschwindet.

Als die Elefanten noch zahlreicher in den Wäldern hausten, brauchte man nur wenige Tagereisen vom Dorfe aus zu marschieren, um gute Jagdgründe zu erreichen, tötete zuweilen sogar Elefanten in den Feldern der Dörfer, wo sie eingebrochen waren. Damals war es noch möglich, die Jagd mit dem Speer zu betreiben, und lagen besonders die Wagalla dieser Jagd ob, und zwar noch vor etwa zwanzig bis dreißig Jahren.

Der Jagdzug, aus zwanzig bis dreißig Mann bestehend, von denen etwa zehn bis fünfzehn mit je zwei oder drei der schweren Jagdspeere ausgerüstet waren, folgte einer frischen Elefantenfährte; die mächtigen Tiere pflegen im Gänsemarsch ziemlich dicht hintereinander zu marschieren, und so entsteht, wenn nur drei bis vier Elefanten einander folgen, ein etwa 3—4 m breiter Pfad, auf dem, wenn die Herde groß war, noch nach Jahrzehnten kein Gras sprießt.

Leise, mit schnurrendem Geräusch, wie auf Zehen schleichend, ziehen die Tiere durch den lichten Wald, hier und da einen Ast abreißend oder mit den Stoßzähnen die Bastrinde eines Baumes ablösend, um diese zu verzehren. Meist sind sie während der Nacht unterwegs und ruhen am Tage im Schatten vom Uferurwald oder in Urwaldregionen an einer beliebigen Stelle. Es ist anzunehmen, daß die Elefanten meist im Stehen schlafen, denn nur sehr selten findet man eine Stelle, wo ein liegender Elefant einen Abdruck hinterlassen hat. Der Verfasser fand auf seinen zahlreichen Jagdstreifereien immer nur Ruheplätze, nach welchen man hätte annehmen müssen, daß die Tiere während des Schlafes teilweise im Wasser gelegen haben. An trockenen Stellen fanden sich niemals Anzeichen, daß ein Elefant auf der Erde liegend geruht hätte, während solche vom Rhinozeros sehr zahlreich zu finden sind und diese Tiere oft im Schlaf liegend getötet werden. Selbst die Eingeborenen wissen nichts von liegend schlafenden Elefanten zu berichten und nur höchst selten soll man solche gesehen haben. Der Betreffende, welcher einen schlafenden Elefanten gesehen hat, muß dann ungesäumt die Hilfe eines Fetischmanns in Anspruch nehmen, wenn er nicht nach dem Aberglauben eines elenden Todes sterben will. Ist eine Jagdgesellschaft in die Nähe einer Herde gelangt, so postiert sich ein Teil mit den Lanzen auf Bäumen in 10—14 m Höhe, während die andern die Tiere durch kaum hörbares Anklopfen an Bäume und leises Astknicken auf die auf den Bäumen Lauernden zutreiben, ohne daß die Tiere merken dürfen, daß man sie treibt. Von den hohen Sitzen herab schleudern dann die Jäger dem unten vorbeiziehenden Tiere die haarscharfe Lanze in den Körper, so daß oft schon ein Stich genügt, eine tödliche Verletzung herbeizuführen. Zuletzt verblutet der Riese, von allen Seiten mit leichteren Speeren beworfen.

Wird der Elefant mit vergifteten Pfeilen beschossen, so genügt ein einziger gut sitzender Schuß, um bald den Tod eintreten zu lassen, und warten die Jäger einfach die Wirkung ab.

Bei der Jagd mit Feuerwaffen folgen die Jäger in geringer Anzahl, oft nur zu drei oder vier, manchmal tagelang den immer seltener werdenden Elefantenherden unter unsäglichen Anstrengungen im Eilmarsche, denn die Tiere marschieren ohne die geringste Anstrengung sehr schnell.

Auf höchstens zehn bis zwanzig Schritte schleicht sich der Schütze an das Tier und gibt mit festangelegtem Gewehr, dabei den linken Arm gewaltsam nach vorn streckend, den mit ungeheurer Pulverladung versehenen Schuß ab. Man zielt dabei entweder auf das Blatt, die Ohren oder ein Bein, die Knochen sind sehr spröde und daher der letztere Schuß ein ziemlich guter. Wie schon früher erwähnt, vermag das schwere Tier nicht auf drei Beinen zu marschieren. Der Schuß ins Auge wird ungern angebracht, weil dadurch leicht der bis in die Nähe desselben reichende Zahn beschädigt und aufgerissen werden kann, ebenso vermeidet man den Schuß spitz von vorn, die Kugel ricochettiert meist am zurücktretenden Schädel oder verliert ihre Kraft, wenn sie den Rüssel passieren muß. Ist das Tier nicht im Feuer gestürzt, so muß es oft auf große Strecken hin verfolgt werden. Mit weiteren Kugeln wird es dann abgefangen. Die Jagd ist immer sehr gefährlich, da der Elefant, wenn er nicht sehr krank geschossen oder mit Speeren schwer verwundet ist, fast immer den Jäger annimmt und ihn zu töten sucht, sich dabei aber nie seiner Stoßzähne bedient, sondern ihm einen Rüsselhieb versetzt und dann zertritt. Diejenigen, welche noch keinen toten Elefanten oder überhaupt noch keinen gesehen haben, dürfen sich bei den Elefantenjägern Ostafrikas nur mit einem grünen Zweig in der Hand dem toten Tiere nähern, weil, wie sie sagen, „der Elefant ein großes Tier ist". Es dürfte die Sitte also als eine Ehrfurchtsbezeigung aufzufassen sein. Derjenige, welcher zum erstenmal einen Elefanten erlegt hat, wird von den andern feierlich auf den Kadaver hinauf gehoben (Kisuaheli: kupandischa temboni) und muß dort einen Kriegstanz aufführen (Kutammba). Die Erlaubnis, wieder herabsteigen zu dürfen, erkauft er sich mit einem Geschenk oder dem Versprechen, Bier für die Jagdgenossen zu kaufen. Die Jagd-

genossen, welche zur Stelle sind, besteigen dann ebenfalls den Kadaver, wie auch nochmals der Jäger, und machen sich dann jeder einige kleine Einschnitte in die Zehen, um die Wunde dann mit Pulver einzureiben. Die Bedeutung dieser Zeremonie ist, etwaigen bösen Zauber, der vom Elefanten ausgeht, zu paralysieren, und dann auch, um dieselbe Fähigkeit im Laufen wie der Elefant zu erlangen. Man nimmt an, daß derselbe im Besitze starker Zaubermittel ist und auch eine Art bösen Blickes habe, denn es ist miko (schlecht mit mysteriöser Nebenbedeutung), wenn man von einem Elefanten, der die Front zukehrt, angeblickt wird. Die Erklärung dafür dürfte einfach die sein, daß dann fast immer Lebensgefahr vorhanden ist, weil der Elefant bei seinem schlechten Gesicht schon ziemlich nahe sein muß, um jemand zu erblicken.

Der glückliche Schütze schneidet die Schwanzquaste ab, als Beleg, daß das Tier wirklich erlegt ist, und um zugleich einen Ausweis über die Anzahl der erlegten Elefanten zu haben. Aus einigen der stricknadeldicken Schwanzhaare legt er sich einige Ringe um den Hals, um dieselben später im Lager zu vermehren und dort mit kunstgerechten Knoten zu schließen, auch um die Knöchel werden ebenfalls einige Ringe gelegt.

Nun geht es an das Ausbrechen der Zähne, welcher Prozedur nur zünftige Jäger zuschauen dürfen. Diese Arbeit erfordert große Vorsicht und Geschick. Zunächst wird das den Zugang zur Kinnlade versperrende Muskelfleisch weggeschnitten und dann mit Beilen die Knochen sorgfältig und behutsam weggehauen, damit der Zahn nicht verletzt wird. Die Pulpa wird sodann herausgenommen und vergraben, und duldet besonders hierbei der Elefantenjäger keinen unberufenen Zuschauer. Den Grund des Geheimhaltens der Pulpa konnte der Verfasser nicht ausfindig machen.

Die Zahnhöhlung wird mit frischem Mist des Tieres ausgefüllt, um ein langsames Trocknen herbeizuführen und ein Einreißen des Zahnes an den Höhlungsrändern und im Innern zu verhindern. Sonst werden keine Vorsichtsmaßregeln getroffen, und nur die Haussa der Westküste nähen die Zähne zum Schutze gegen Witterungseinflüsse in Häute.

Der Rüssel mit dem besten Fleisch gehört dem Jäger, und dörrt sich die Jagdgesellschaft so viel Fleisch wie möglich, um es zu ver-

kaufen und selbst zu verzehren. Den Rest des Kadavers verkauft man an Eingeborene und schenkt dem Häuptling des Landes einen Teil des gerösteten Fleisches.

Die Haut der riesigen Ohren wird sorgfältig abpräpariert und werden damit Trommeln überzogen, die einen sehr lauten und hellen Klang geben. Aus dem Zwergfell bereitet sich der Jäger einen Mantel und aus der Harnblase mehr des Spaßes halber eine Mütze. Die Warua schneiden aus der oft dreifingerdicken ovalen Fußsohle feine flache Riemen, die sie, zu vier bis sechs nebeneinandergesetzt, zu Gürteln verwenden. Es bleibt also vom Elefanten außer den Knochen und Kauzähnen nichts unbenutzt.

Es gilt nun der Grundsatz, daß die Zähne demjenigen gehören, der Pulver und Gewehr geliefert hat. Als die Elefanten noch zahlreich waren und gemeinsam Jagd gemacht wurde, gehörten sie dem Stammes- und Ortshäuptling. Ferner, daß demjenigen Häuptling, auf dessen Gebiet der Elefant verendet, der Zahn gehört, welcher die Erde berührt, der andre dem Jäger. Dasjenige Gebiet, in welchem er nur angeschossen wurde, kommt nicht in Betracht.

Die Häuptlinge haben das Monopol des Elfenbeinhandels ziemlich an sich gerissen, seitdem es von Händlern so sehr begehrt wurde und seitdem ein lebhafter Waffen- und Munitionsimport begonnen hat. Es bedarf für einen Freien oder emporgekommenen Sklaven schon eines sehr bedeutenden Einflusses und geradezu einer Machtstellung, um es wagen zu können, selbst Elfenbein zu erwerben, zu jagen und dann zu verkaufen. Der in Afrika allenthalben herrschenden Unsicherheit wegen wird das Elfenbein, welches dort die Rolle des Goldes spielt, aus Furcht vor der Habgier des lieben Nächsten und aus Furcht vor Diebstahl aufs sorgfältigste versteckt.

Das im Kriege erbeutete Elfenbein gehört immer und unter allen Umständen dem kriegführenden Häuptling und wird mit seltener Gewissenhaftigkeit abgeliefert und zwar deshalb mit so großer Gewissenhaftigkeit, weil auf Veruntreuung derselben Todesstrafe steht, und man es anderseits nicht zu verkaufen möchte, ohne daß es sofort allgemein bekannt würde.

Als im Jahre 1882 der berüchtigte Räuberhäuptling Simba in Ukonongo, wie wir gehört haben, von dem ebenso berüchtigten Mirambo

geschlagen wurde, gelang es ihm, mit Hilfe seines Hauptweibes und einiger Sklaven seine Elfenbeinvorräte zu retten und im Wald zu vergraben. Um außer dem Weib keine Mitwisser zu haben, tötete er einen Sklaven nach dem andern in einer für dortige Verhältnisse unauffälligen Weise.

Die Raubkriege, welche in Afrika immer wüten, seien sie unter den Eingeborenen oder durch Araber unternommen, werden immer in allererster Linie wegen des Elfenbeins ausgeführt, und erst in zweiter Linie kommt die Absicht auf Sklaven. Mancher Tropfen Menschenblut klebt so an dem Elfenbein.

Wir werden hiervon noch in dem Kapitel über Sklaverei hören.

Ist die Unsicherheit in den Ländern, welche man mit dem Elfenbein zu durchziehen hat, zu groß, so vergräbt man es im Walde und überbringt vorläufig nur die Schwänze als Beleg dem Eigentümer. Ist dieser ein Häuptling, so wird er zuerst begrüßt, im andern Falle der Jagdfetisch, vor welchem man einige Fleischstückchen opfert. Zuweilen auch hängt man dort die Schwanzquasten auf und hier und da die mächtige Kniescheibe eines Elefanten. Mit Freudenschüssen und unter Trommelklang rücken die Jäger ein, und wenn die Weiber das Bier in den nächsten Tagen gebraut haben, beginnt ein großes Trinkgelage, welches wiederum mit einem minimalen Opfer für den Msimu eingeleitet wird. Die Elefantenjäger sind bei einiger Übung sehr leicht aus der Masse des Volkes herauszufinden, da sie ein sehr charakteristisches Aussehen haben. Es widmen sich dem gefährlichen, mühevollen Handwerk nur energische willenskräftige Männer, und diese Eigenschaften prägen sich dem Gesichte auf. Die blitzenden Augen entsprechen gut den ernsten Zügen und die scharf vortretende Muskulatur der meist schlanken Gestalt machen den Eindruck von Kraft und Ausdauer. Es ist eine bis zum Kongoquellgebiet ziemlich allgemein verbreitete Sitte, daß die Elefantenjäger ihre Haare zu beiden Seiten des Schädels wegrasieren und nur einen dreifingerbreiten Streifen Haare stehen lassen, der, von der Stirn nach dem Nacken ziehend, allmählich schmäler wird und so genau wie die Helmraupe des alten bayrischen Helms aussieht. Um den Hals und die Knöchel einen dicken Wulst jener aus Elefantenschwanzhaaren hergestellten Ringe, um die Lenden den zweimal den Leib umziehenden Gürtel mit Patronen-

taschen und dem hinten befestigten Pulverhorn, vorn und hinten ein kleines Fell irgend einer wilden Katzenart, das lange Feuersteingewehr in der Hand, erscheint, frisch am ganzen Körper geölt, die dunkelbraune Gestalt des Jägers beim Zechgelage, welches schon am Morgen beginnt. Am Nachmittage werden dann ganz eigne Elefantenjägertänze ausgeführt, zu Ehren des Fetisch, zum Schalle kleiner Trommeln, die aus zwei Kegeln mit einander zugekehrter Spitze bestehen und aus einem Holze gehöhlt sind.

Die Erfolge der Elefantenjagden hängen selbstverständlich von der Geschicklichkeit des Jägers und vom Elefantenreichtum ab, der bei dem allgemein geführten Vernichtungskrieg immer geringer wird. Als in Ostafrika vor etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren noch zahlreiche Elefantenherden die lichten Wälder durchzogen und bewohnten, waren es vor allem die Makoa von Lufidji, welche der edlen Jagd in großem Maßstabe oblagen. Drei und vier, selbst zehn und zwölf Elefanten fielen an einem Tage den Jägern zur Beute. Unter diesen war es besonders einer, Namens Matumera, der so reich geworden war, daß er ein Gefolge von etwa tausend Gewehren hatte. Wenn er nicht selbst dem Weidwerk oblag, so thronte er in seiner ambulanten Lagerresidenz wie ein König, angethan mit den kostbarsten golddurchwirkten arabischen Seidenstoffen und reichgesticktem Tuchkaftan. Er trug nur Hemden von feinstem Batist. Die arabischen Händler versorgten ihn mit den auserlesensten Leckerbissen ihrer Heimat, und fortwährend hielt er öffentliche Gastmahle, bei denen jeder willkommen war. Kaffee und Datteln waren auf der Veranda stets für den Fremdling bereit.

Seine Heeresmacht ließ ihn Krieg und Frieden diktieren und da, wo er erschien, war er unumschränkter Herr und Gebieter, der nicht nach Häuptling und landläufigem Gesetz fragte.

Als aber die Elefanten immer seltener wurden, besonders in Uhähä, wo er die Tiere fast ausrottete, sank sein Ansehen und seine Macht, da er alles, was er eingenommen, sofort wieder verpraßt hatte. Als ihn der Verfasser im Jahre 1882 kennen lernte, war der einst so reiche Jäger ganz in Schulden geraten und als alter Mann lebte er von der Gastfreundschaft der Araber mit seinem kleinen Gefolge.

Die arabischen Händler kamen zu diesen Makoajägern und jetzt noch zu den Elfenbein besitzenden Häuptlingen, um dort die Zähne aufzukaufen, und so wären wir bei dem Elfenbeinhandel selbst. Es wäre wohl nicht uninteressant, mit dem Beginn desselben anzufangen.

An der Ostküste Afrikas trieben die Araber schon seit den allerältesten Zeiten Handel.

Der Handel an der Ostküste in den Händen der Inder und Araber hatte in früheren Jahrhunderten ein Hauptaugenmerk auf das Gold der Ostküste gerichtet, und hatten arabische Invasionen auch vielfach aus politischen Gründen stattgefunden. Elfenbein wurde natürlich ebenfalls gekauft, doch war der Verbrauch wohl nicht nennenswert und beschränkte sich in Europa auf die Elfenbeinschnitzwaren, Pulverhörner und Waffengriffe. Indien und China konsumierten schon von altersher Elfenbein, Indien hauptsächlich für Armringe und China für seine tausenderlei Schnitzwaren. Der Handel wurde durch Araber über Bombay von der afrikanischen Ostküste aus vermittelt. Der Elfenbeinbedarf wurde für Europa erst erheblich, als das im sechzehnten Jahrhundert in Italien erfundene Billard zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts und nach den französischen Kriegen zu Anfang unsres Jahrhunderts von Frankreich aus allgemeinere Verbreitung fand. Besonders noch steigerte sich der Elfenbeinbedarf, als an Stelle des im siebzehnten Jahrhundert erfundenen Klaviers das im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erfundene Fortepiano mit seiner großen Klaviatur trat.

Die immer allgemeiner werdende Verbreitung von Billard und Fortepiano verlangte immer mehr Elfenbein für die Billardbälle und die Tastenbeläge.

Die Ostküste war und blieb bis heute für den Elfenbeinhandel am bedeutendsten und liefert doppelt so viel Elfenbein wie die Westküste

Über die Art des Betriebes des Elfenbeinhandels in Afrika und die dabei vorkommenden Manipulation ist noch nirgends Eingehenderes berichtet, sind noch keine Details bekannt gegeben worden und soll daher gerade über dieses gesprochen werden. Der Verfasser hat eigne Beobachtungen in dieser Beziehung vielfach gemacht und ist mit Elfenbeinhändlern der Ostküste und im Zentrum Afrikas mit Westküsthändlern in Berührung gekommen. Bei allen fand er die fast genau

gleiche Geschäftsgebarung, und diese Gleichmäßigkeit entspringt der Gleichmäßigkeit des Negercharakters. Was in ziemlich ausführlicher Weise über die Geschäftsmanipulationen der Händler der Ostküste in folgendem gesagt werden soll, dürfte daher ein anschauliches Bild geben, welches sich in großen allgemeinen Zügen allenthalben wieder so zeigen dürfte.

Vor achtzig bis neunzig Jahren bewohnte der Elefant noch die Küstengebiete bis fast zum Meere, und fanden Elefantenjagden noch allenthalben dort statt. Besonders jagte man den Elefanten an der Ostküste Afrikas. Die Araber unternahmen Reisen von nur wenigen Tagen in den Küstenländern, um Zähne einzuhandeln. Das meiste damals in dem Handel vorkommende Elfenbein brachten jedoch die Eingeborenen selbst aus dem Innern, die Wagogo, Wahähä und ganz besonders die Wanjamuesi. Besonders waren es Angehörige des letztgenannten Stammes, welche alljährlich noch bis vor fünfzig bis vierzig Jahren in großen Karawanen das Elfenbein zur Küste brachten. Inder und Araber zahlten es schlecht, und dies hatte zur Folge, daß es im Innern für den Besitzer nicht den hohen Wert besaß wie jetzt allenthalben. Es konnte damals noch der freie unabhängige Mann Elfenbein im Innern erwerben und verkaufen, ohne vom Häuptling gleich das Schlimmste befürchten zu müssen.

Die Elfenbeinbesitzer, Häuptlinge oder Freie, zogen damals entweder selbst zur Küste, die Zähne von ihren Sklaven tragen lassend, oder sie vertrauten sie einem sogenannten Mdäwa an. Der Mdäwa war ebenfalls ein Freier, welcher oft mehrere Dörfer besaß. Er mußte sich als Karawanenführer durch große Ehrlichkeit auszeichnen, und da er als Besitzender stets Garantien bot, so bedurfte es bei ihm nur der Kaltblütigkeit, Besonnenheit und diplomatischer Gabe, um zu dem schwierigen Amt eines Mdäwa befähigt zu sein. Seinen Mitbürgern, wie auch dem Häuptling gegenüber, besaß er Einfluß, und ein gutes Gedächtnis ermöglichte ihm, sich all der zahlreichen Aufträge zu entledigen, welche man ihm gegeben hatte und die er neben dem Verkauf seines eignen Elfenbeins besorgte.

Die Zeit der Wanderung zur Küste war abhängig vom Feldbau. Waren die Feldarbeiten Anfang April beendet und die Maisernte eingebracht, so daß die Instandhaltung der Durrafelder den Weibern überlassen werden konnte, so war der Zeitpunkt der Abreise gekommen.

Zunächst mußten Träger angeworben werden, welche alle, selbst im Falle sie Sklaven waren, bezahlt sein wollten. Die ungeheure Wanderlust der Wanjamuesi erleichterte diese Arbeit sehr, und nachdem man sich mit Mehlvorräten für etwa zehn bis zwölf Tage, ebenso mit eisernen Hacken, welche zum Eintausch von Lebensmitteln unterwegs sowohl als zu Tributentrichtungen an die Wagogo dienten, versehen hatte, wurde das Abschiedspombe (Bier) gebraut und eine winzig kleine Quantität dem Msimu (Fetisch) des Hauses geopfert, nebst etwas Mehl. Zuletzt befragte man den Mganga (Zauberer) wegen eines günstigen Tages und zog dann die Karawane, im Falle alle Leute glücklich beisammen waren, ab.

Der Führer der Karawane mußte ein wegekundiger Mann sein, der genau den Verlauf der nur fußbreiten Pfade kannte. Er war immer ein kräftiger Mann, der eine sehr schwere Last zu tragen vermochte, neunzig bis einhundert, selbst einhundertzwanzig Pfund; er erhielt dann doppelte Ration und doppelten Lohn. Oft waren es drei bis vier solcher Führer, Kirangosi genannt.

Dem Führer voraus gingen einige Leute mit eisernen, im Lande selbst gefertigten Doppelglocken, Kigerengere, die ein ähnliches Geläute wie Schweizer Kuhglocken ertönen ließen. Später wurden diese ganz und gar durch die aus Uganda kommenden Trommeln, Mganda genannt, verdrängt und sind die jetzt allgemein gebräuchlichen Fahnen an der Ostküste durch Araber eingeführt. Neben Glocken sorgten Trompeten aus Antilopen-Hörnern für Hervorbringung möglichst großen Lärms.

Der Mdäwa sowohl wie die Führer mußten außer dem Verlauf der Pfade noch genau die Wasserplätze kennen, unterrichtet sein über die Sicherheit des zu durchziehenden Gebietes und ob auf der gewählten Route genügende Lebensmittel vorhanden waren. In langen Reihen zogen die Träger, einer hinter dem andern, belastet mit Elfenbein von zwanzig bis achtzig Pfund einher. Große Zähne wurden einzeln, kleine zu Bündeln mittels Häuten zusammengeschnürt. Zuletzt marschierten Weiber, welche stets zahlreich die Karawanen begleiteten, und den Schluß bildete der Mdäwa mit seinem Gefolge, würdevoll einherschreitend.

Bewaffnete begleiteten die Züge zum Schutz der sehr wertvollen Karawane nie, sondern die Träger waren dem größten Teil nach mit

Lanze, Bogen und Pfeil, einige wenige mit Feuersteingewehren bewaffnet. Streitigkeiten mit den Eingeborenen vermied man aufs sorgfältigste aus Rücksicht auf den Zweck der Reise und erkaufte sich den Frieden mehr wie einmal durch Abgaben, wobei anderseits die Eingeborenen, welche an der regelmäßigen Karawanenroute wohnten, ebenfalls klug genug waren, die Vorteile, welche ihnen die alljährlich auf dem Hin- und Rückwege begriffenen Handelszüge brachten, zu wahren.

Bei Überfällen, welche meist an denselben Orten stattfanden, z. B. der Marenga makali, einer unbewohnten Wildnis, warf man die Lasten zusammen und verteidigte sich, so gut es ging. Oder die Träger entflohen, wenn sie sich einer Übermacht gegenüber sahen, ihre Lasten preisgebend. Es kamen übrigens verhältnismäßig selten Überfälle vor, bei denen ganze Karawanen verloren gingen. Meist begnügten sich die Räuber damit, ermüdete Nachzügler auszurauben.

In Ugogo mußte an die einzelnen Häuptlinge Tribut bezahlt werden und zwar auf dem Wege zur Küste in Gestalt von eisernen Hacken, welche hauptsächlich in Usukuma, im Süden des Viktoria, von den Eingeborenen aus Raseneisenstein hergestellt wurden und noch werden.

Hatte die Karawane Ugogo durchschritten, so harrten derselben in Usagara am Wege Abgesandte von Indern mit Geschenken. Auf dem Arm ausgebreitet trugen sie bunte Stoffe in grellen Farben, Schirme, Messer, Mützen, Zucker und versuchten den Mdäwa oder kleinere Elfenbeinbesitzer zur Annahme dieser Geschenke zu verleiten, sie zu überreden, als Gast bei ihrem Herrn einzukehren. Er werde sie gut aufnehmen und für ihren Unterhalt in dem betreffendem Küstenplatze sorgen, welcher das Ziel der Karawanen war, damals meist Saadani oder Dar es Salaam. Bagamojo, welches heute noch der Hauptkarawanenort ist, war früher noch ein unbedeutender Ort. Der Mdäwa hatte nun schon meist seinen Gastgeber, bei dem er einkehrte, aber trotzdem versuchte es jedesmal die Konkurrenz, den Mdäwa zu sich hinüberzuziehen, was ihr auch hier und da gelang.

Das Verabreichen von Geschenken und Anbieten der Gastfreundschaft an Leute, welche man meist nicht kannte und denen man

zehn bis vierzehn Tagereisen entgegenzog, entsprang jedoch nicht etwa den idealen Bestrebungen, den Schwarzen ein gutes, angenehmes Unterkommen zu schaffen, sondern dem reinsten Geschäftsinteresse. Hatte ein Elfenbeinbesitzer oder Mdäwa nämlich das sogenannte Geschenk angenommen, so war er dem Geber verpflichtet, d. h. geradezu verkauft, indem der Nehmer damit eine Schuld kontrahiert hatte. Wollte sich der „Hereingefallene" den unangenehmen Konsequenzen entziehen, welche die Annahme des Geschenkes nach sich zog, so konnte er dies unter keinen Umständen, selbst nicht durch Zurückgabe des Geschenkes, dessen Wiederannahme man unter den nichtigsten Vorwänden verweigerte. Man wies z. B. irgend einen Fehler oder Flecken nach, der dem Stoff oder einer sonstigen Gabe schon immer angehaftet haben mochte, und behauptete, daß es nun nicht mehr derselbe Gegenstand sei, welchen man gegeben. — Hatte der Nehmer schon etwas verbraucht, z. B. Zucker, so konnte von Rückgabe überhaupt nicht die Rede sein, selbst wenn das Doppelte des Wertes geboten wurde. Bei Streitfällen aus solchem Anlaß waren alle Inder solidarisch und die arabischen Gouverneure bestochen, so daß demjenigen, der unterwegs Geschenke angenommen hatte, nichts übrig blieb, als sich dem edlen Gastfreund auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Der Zweck dieser sonderbaren Geschäftsmanipulation war der, den Elfenbeinbesitzer dazu zu bestimmen, als Gast bei dem Geber einzukehren, d. h. sein Elfenbein in seinem Hause bis zum Verkauf aufzuheben und ihn dann noch neben der Annahme der Geschenke dadurch ganz und gar haftbar zu machen, daß man ihm und seinem Gefolge täglich einige Kupfermünzen zum Unterhalte auszahlte. Die Leute kamen immer hungrig an der Küste an und waren daher leicht zur Annahme des Geldes zu bewegen.

Dem Mdäwa, der mit großen Vorräten an Elfenbein kam, wurde ein scheunenartiges Haus für sich und seine Weiber angewiesen, ihm eine Mahlzeit aus Reis und Ziegenfleisch bereitet und das Elfenbein sicher unter Verschluß gebracht.

Die Elfenbeinkarawanen wurden jedoch nicht ohne weiteres in die Orte an der Küste eingelassen, wo sie ihr Elfenbein zu verkaufen beabsichtigten. Die Ansprüche der zahlreichen „Jumbe", wie die Häuptlinge dort genannt werden, mußten vorher befriedigt werden.

Der Karawanenführer mußte eine Abgabe an diese Jumbe entrichten und zwar zunächst für die Erlaubnis, das Land überhaupt betreten zu dürfen, dann dafür, Holz zu sammeln und Feuer anzuzünden. Ferner mußte die Erlaubnis erkauft werden, Bedürfnisse auf dem betreffenden Grund und Boden zu verrichten. Allen diesen Anforderungen vermochte aber der Neger, aus dem Innern kommend, nicht zu genügen, der sich lieber eine Hand würde haben abhacken lassen, als von seinem Elfenbein für solche Abgaben auch nur den kleinsten Zahn zu geben und wie auch sollte er den Tribut bezahlen, wenn er z. B. nur einen großen Zahn besaß. Wer von der großen Karawane sollte die Zahlung leisten, die Jumbe verlangten nur die besten Stoffe und rote Perlen, welche letzteren noch heute in Sansibar selbst auf dem Markte als Zahlung genommen werden; das alles besaß der Schwarze aus dem Innern nicht, und so mußte der Inder, der edle Gastfreund, für ihn einspringen. Die Karawanen mußten daher so lange an der Grenze der betreffenden Orte lagern, bis die Jumbe, deren stets mehrere in einem Orte wohnten, befriedigt waren. Dem Eingeborenen aus dem Innern war also von vorn herein die Möglichkeit genommen, selbständig und unabhängig seine Geschäfte abzuwickeln. Den Klauen der sanften Inder konnte er niemals entkommen, mochte er sich drehen und wenden, wie er wollte.

Der Inder beeilte sich keineswegs, die Geschäfte schnell abzuwickeln, und ließ seinen Gast acht bis zehn Tage warten, ehe er sich auch nur in ein Gespräch wegen des Elfenbeins einließ. Jeder Versuch des Besitzers, das Thema darauf hinzuleiten, wurde mit einem kurzen „kesho", morgen, abgebrochen. Merkte man, daß der Mann etwas mürbe geworden war, so fragte man den Eingeborenen, was er für sein Elfenbein verlangte, nachdem es der Inder zuvor genau angesehen hatte. Der Besitzer nannte dann immer einen ungeheuerlichen Preis, indem er sich einbildete, mit seinem Elfenbein die Welt kaufen zu können.

Der Handel mit dem schwarzen Elfenbeinbesitzer aus dem Innern, an und für sich sehr schwer wegen des Charakters der Schwarzen, wurde nun dadurch ganz besonders erschwert, daß er sich oft monate-, selbst jahrelang vorher alles ausgedacht, wie viel und welche Arten von Tauschwaren er für sein Elfenbein, welches er so hoch überschätzte, verlangen sollte. Für eine Warengattung allein konnte man ihm

nie etwas abkaufen. Vor allen stand sein Sinn nach Gewehr und Pulver. Dann kamen weiße und blaue Baumwollstoffe, Perlen, Messingdraht, bunte Taschentücher und buntgewobene arabische und indische Tücher oder Imitationen derselben.

Jeder verlangte andre Muster, immer aber mußte von allem etwas dabei sein, und dies komplizierte den Handel sehr. Gegenstände jedoch, wie falschen Schmuck, Spielzeug, nicht gangbare Perlen oder Dinge, welche der Eingeborene nicht wieder als Zahlung geben konnte, nahm er nur als Geschenk.

Alle obengenannten Tauschwaren wurden und werden auch heute zum großen Teil aus England importiert. Aus Deutschland kommt nur Pulver, jetzt einige Steingutwaren und in letzter Zeit leider auch Branntwein aus Hamburg. Dieser bisherigen Nichteinfuhr von Schnaps an der Ostküste hatte man zum guten Teil die erträglichen Zustände zu danken, welche Mißstände, wie sie an der Westküste vielfach auftreten, nicht einreißen ließen.

Aus Deutschland kommen noch Perlen aus Nürnberg hinzu. Imitationen von arabischen und indischen Stoffen werden in der Schweiz und in letzter Zeit auch in Fürth in Bayern fabriziert.

Es beginnt nun ein Feilschen und Schachern, von dem sich der europäische Kaufmann gar keinen Begriff zu machen im stande ist. Der Inder betrügt dabei den Schwarzen am Gewicht, und dieser hat in die Höhlung des Zahnes Erde, Baumrinde oder Eisenstücke festgekeilt oder Kupfer und Blei hineingegossen, um das Gewicht zu erhöhen. Der Inder findet Risse im Innern, und will der Neger die für das Elfenbein dadurch herbeigeführte Wertherabminderung nicht anerkennen. Der Schwarze verlangt das Zwanzigfache vom Werte des Elfenbeins in Europa. Die Qualität des vorgezeigten Stoffes sagt ihm nicht zu oder er wünscht ein Muster, welches schon seit Jahren nicht mehr fabriziert wird. Die Verhandlungen sind schon dem Abschlusse nahe, als plötzlich der Neger mehr verlangt wie zuvor. Nun geht der Inder seinerseits unter sein erstes Gebot. Der Neger droht, es wieder mit ins Innere zu nehmen, worauf der Inder seine Auslagen zurückfordert.

Der Eingeborene versucht nun, sein Elfenbein bei einem andern Inder zu verkaufen, indem er das Maß der Zähne, Länge und Um-

fang, mit zwei Strohhalmen mißt und das angebliche Gewicht vom Gastfreunde erfahren hatte. Da aber das Elfenbein in sicherem Gewahrsam des edlen Gastgebers ist, so läßt sich niemand auf den Handel ein oder jeder Versuch wird dadurch einfach abgewiesen, daß jener unter allen Umständen mehr bieten würde wie ein etwaiger andrer Liebhaber.

Endlich ist man handelseinig geworden, was die Quantität der zu gebenden Tauschwaren betrifft. Aber es entstehen bezüglich der Qualität neue Schwierigkeiten. Alles ist zu schlecht, die Muster gefallen nicht, das taugt nichts, das Gewehr ist zu alt, die Pulverfäßchen sind zu leicht. So geht es tage- und wochenlang. Ist ein Zahn klein, unter einem Frassila = 35 Pfund englisch, so geht es schneller, ist der Zahn 70 bis 80 und mehr Pfunde schwer, so kann der Handel monatelang dauern. Es kam sogar vor, daß ausnehmend große Zähne, welche von zwei Leuten geschleppt werden müssen, 160 bis 180 Pfund englisch, bei einem Inder deponiert wurden und der Handel erst im folgenden Jahre perfekt gemacht wurde. Jedenfalls aber könnte ein Europäer krank durch die Aufregung und den Ärger werden. Läuft doch selbst dem geduldigen Inder die Galle manchmal über.

Endlich glaubt der Inder sein Ziel erreicht zu haben und er beginnt dem Verkäufer seine Tauschwaren zu übergeben, als dieser plötzlich erklärt, vielleicht aufgestachelt durch einen andern, mehr haben zu wollen, und verweigert den Handschlag, welcher den Kauf besiegeln soll. Neues Schachern beginnt, neues Streiten, Trotzen, Schmollen, neuer unsäglicher Ärger auf beiden Seiten, neue Beratung der Schwarzen unter sich. Alles hilft nichts, keiner will nachgeben, das Geschäft droht ganz in die Brüche zu gehen, bis zuletzt der Inder mehr bewilligt, was er ganz gut kann, da er so wie so keinen zu hohen Preis bezahlte.

Ist jetzt alles geordnet, so wird der Kauf unwiderruflich abgeschlossen. Der Inder hat das Elfenbein definitiv an sich genommen. Schreckliche Abrechnung wird nun gehalten. Der Inder erklärt: „Ich habe dir Geschenke bei deiner Ankunft übergeben, macht so und so viel, nicht zu vergessen des Tributs, den ich für euch an den Jumbe bezahlte, und du verfluchter Heide wirst doch nicht glauben, daß ich dich mit deiner ganzen Gesellschaft während mehrerer Monate um-

sonst beköstige.“ Dies alles geht vom Kaufpreis ab, und erstaunt, enttäuscht, wütend sieht der nunmehrige Tauschwarenbesitzer ein Stück nach dem andern verschwinden von dem nicht allzugroßen Tauschwarenhaufen, der den Kaufpreis seines Elfenbeins ausmachte, so daß er bedeutend kleiner wird. Doch der gewandte Inder weiß schließlich alles plausibel zu machen und versüßt die Bitterkeit und Enttäuschung dadurch, daß er die geforderten Geschenke für den Verkäufer und dessen Weiber in Gestalt eines Kastens, einiger bunter Perlen und Stoffe bewilligt.

Der Inder hatte es so ganz in der Hand, innerhalb gewisser Grenzen den Preis für das Elfenbein selbst zu bestimmen. Außergewöhnlich billige Preise ließen sich aber dennoch nicht erzielen, da man sich trotz aller Solidarität dem Schwarzen gegenüber dennoch gegenseitig kontrollierte und allzu großen Gewinn nicht gegönnt hätte.

War alles Elfenbein verkauft, so brachen die Karawanen spätestens Ende August nach dem Innern auf, um zu Beginn der Regenzeit, Ende Oktober und Anfang November, das Feld wieder zu bestellen.

Mit den neuen bunten Fetzen behangen, knallend und singend, zogen sie nach der Heimat. Der Mdäwa lieferte zu Hause die eingetauschten Waren, soweit sie nicht ihm gehörten, an die respektiven Besitzer ab. Bei einem großen Pombegelage feiert man alsdann fröhliche Rückkehr.

Während noch die Eingeborenen selbst das Elfenbein zur Küste brachten, waren die Elefanten an den Küstenregionen immer seltener geworden. Die Araber hatten ihre Züge immer weiter ausdehnen müssen, und aus Unjamuesi floß immer weniger Elfenbein zur Küste. Bis dahin waren es meist Inder, welche sich mit Elfenbeinhandel abgaben, da sie die kapitalkräftigen waren. Im ungastlichen Ugogo mit seinem rauhen Klima und räuberischen Bewohnern waren die Elefanten auch fast ausgerottet, und so fand man erst in Unjanjembe einen geeigneten Platz, eine dauernde Niederlassung zu gründen, zumal dort auch Sklaven in großer Menge sich vorfanden. Die ersten Araber erschienen in Unjanjembe von sechzig bis siebzig Jahren und gründeten Kaseh, in dessen Nähe Tabora angelegt wurde. Besonders kam dieser Gegend zu gute, daß sie von einem eifrig ackerbautreibenden

Volksstamm bewohnt wurde, der bei großer Reise- und Wanderlust den beschwerlichen Trägerberuf mit einer Art Passion betrieb. Den Arabern gelang es bald, mit dem ihnen eignen Geschick eine derartig einflußreiche Stellung einzunehmen, daß die einheimischen Häuptlinge von Unjanjembe sich dem arabischen Gouverneur unterordneten.

Die Eingeborenen gewöhnten sich allmählich daran, ihre Elfenbeinvorräte in Unjanjembe zu verkaufen, so daß der Handel mit diesem Artikel in den Händen einiger großer Araber bald solchen Aufschwung nahm, daß der reiche Gewinn immer mehr Araber nach Unjanjembe lockte.

Nun spielte sich der schon geschilderte Vorgang ab, wobei die Araber von Indern Kapital entliehen und diese ihre hohen Prozente verdienten.

Die Handelsabschlüsse mit den Eingeborenen im Innern verlaufen ähnlich wie früher an der Küste. In Tabora angekommen, muß der Händler neue Träger anwerben, da diese niemals weiter wie bis Unjamuesi von der Küste aus ziehen. In der Regenzeit während des Feldbaues hält dies natürlich schwerer, als während der Trockenperiode. Sind die Träger angeworben, so zieht man, wie auch an der Küste, von einem Rendezvousplatze zuerst langsam und dann in großen Märschen dem Ziele zu. Bei dem elfenbeinbesitzenden Häuptling wird Standquartier aufgeschlagen und erhält der Araber, wenn die Karawane nicht allzu groß, d. h. etwa vierzig bis fünfzig Mann stark ist, bereitwilligst Unterkunft in den Hütten des Dorfes. Der Handel wickelt sich niemals sofort ab. Der Häuptling betrachtet den Araber als seinen Gast, doch muß er dem Gastgeber zuerst ein Geschenk verabfolgen, um diesen zu veranlassen, daß er seinen Unterthanen die Erlaubnis erteilt, Lebensmittel an die Karawane zu verkaufen. Ein weiteres Geschenk erwidert der Häuptling mit einem Huhn, einer Ziege, oder auch nur Mehl. Unter allerlei Ausflüchten, daß z. B. der Araber erst ausruhen müsse, oder er, der Häuptling, dringende Regierungsgeschäfte zu erledigen habe, wird der Händler hingehalten, bis der Häuptling seine Habgier doch nicht mehr zu zügeln im stande ist. Der Häuptling verkauft sein Elfenbein nie öffentlich aus Furcht vor mächtigen Nachbarn und auch um seine Leute nicht zu Betteleien nach abgeschlossenem Kauf zu reizen. Geheimnisvoll kommt ein Abgesandter des Häuptlings des Nachts in das Zelt des Arabers und überbringt diesem zwei Stroh-

halme, deren einer die Länge und deren andrer den Umfang des Zahnes an der dicksten Stelle bedeuten. Man versucht, den Araber nach diesen Maßen zum Kauf zu bewegen. Der Zahn sei zu weit vom Ort vergraben, und da man nicht wisse, ob der Kauf zum Abschluß komme, wolle man sich der mühsamen Arbeit des Ausgrabens nicht unterziehen. Der Araber kann auf solches Ansinnen nicht eingehen, und in der nächsten Nacht entbietet der Häuptling den Händler in seine Hütte, wo man ihm den zu verkaufenden Zahn zeigt. Der Araber unterwirft ihn genauer Prüfung. Er ist übrigens ein schlechter Elfenbeinkenner und taxiert den Wert nach sehr allgemein gehaltenen Wertbemessungen. Nach der Besichtigung wird das Elfenbein wieder sorgfältig verborgen, und bringt der Häuptling alsdann ein Bündel kurzer Strohhalme von verschiedener Länge in den schwachen Schimmer des glimmenden Feuers und legt sie nebeneinander auf den Boden. Diese etwa fingerlangen Halme repräsentieren gewissermaßen die Buchführung des Häuptlings oder das Inventar seines Elfenbeinreichtums, wobei er aber immer den Fehler begeht, sein Besitztum zu hoch aufzunehmen. Im Laufe der Zeit bindet der Elfenbeinbesitzer immer mehr Strohhälmchen zusammen und vermehrt in solcher imaginären Weise seinen Reichtum. Jeder der abgeschnittenen Halme hat nach verschiedener Länge verschiedene Bedeutung. Die kürzesten bedeuten weiße und blaue Baumwollstoffe. Als Einheit wird dabei im Innern die „Armlänge“ vom Ellbogengelenk bis zur Spitze des ausgestreckten Mittelfingers angenommen. Andre längere Stücke bedeuten bunte Taschentücher, einige Perlen, die größeren bunt gewebte Stoffe, die noch größeren Gewehr, Pulver, Feuerstein und jetzt Zündhütchen. Die große Anzahl der Strohhalme, d. h. des eingebildeten Reichtums, bleibt aber immer nur ein frommer Wunsch, welcher meist nur zum dritten Teil erfüllt wird. Die Forderungen sind oft von solch unverschämter Höhe, daß selbst dem in Geschäftssachen sehr geduldigen Araber die Galle überläuft und er für den Moment allen Ernstes an den Abbruch der Unterhandlungen denkt. Andernfalls beginnt dasselbe Manöver, wie es früher schon bei dem Elfenbeinverkauf an der Küste geschildert wurde, und dauert der Handel hier ebenso lang, oft länger, da der Häuptling gar keinen Grund zur Eile hat, es sei denn, er benötige Pulver für Krieg. Der Abschluß wird überhaupt nur dadurch herbei-

geführt, daß es dem Araber gelingt, dem Häuptling andre Begriffe vom Werte der Tauschwaren geläufig zu machen. Er wird schneller zum Ziel gelangen, wenn er die Hauptbetonung auf den hohen Wert seiner Artikel legt und nicht den Wert des Elfenbeins herabzusetzen versucht.

Eine ausschlaggebende Rolle beim Handel spielen hierbei die Weiber, deren unabwendbare Einmischung den Abschluß des Geschäfts sehr in die Länge zieht und deren Begierde mit jedem Zugeständnis nur noch mehr gereizt wird. Der Häuptling wagt erst durch Handschlag den Kauf zum Abschluß zu bringen, wenn er der Zustimmung seines Lieblingsweibes sicher ist. Wie denn überhaupt der Neger der denkbar größte Pantoffelheld ist.

Sind bei einem Häuptling die Geschäfte abgeschlossen, so werden noch einige Geschenke für diesen und dessen Weiber verabreicht. Der Häuptling erwidert dieselben natürlich minderwertig in Naturalien, Geflügel, Kleinvieh oder eisernen Hacken. Ebenso werden die beiderseitigen Wanjampara (Hauptleute, Ratgeber) beschenkt, und nachdem sich der Händler mit Lebensmitteln versehen hat, zieht die arabische Karawane weiter, um anderweitig Elfenbein zu kaufen, für den Fall, daß die Tauschwaren noch in genügender Menge vorhanden sind. Zuweilen schließen der Händler und der Häuptling Blutsbrüderschaft, jeder in der stillen Hoffnung, dadurch größere Vorteile vom andern zu erlangen. Da aber diese Hoffnungen wegen der falschen Voraussetzung nie verwirklicht werden, so hat man schließlich nur den auch nicht immer zweifellosen Vorteil, von seinem Blutsbruder Feindseligkeiten nicht befürchten zu brauchen.

Hat der arabische Händler auf seinem Zuge die Tauschwarenvorräte gegen Elfenbein eingehandelt, so zieht er mit einem kleinen Rest derselben, welcher zum Einkauf des Unterhalts auf dem Rückwege dienen muß, heimwärts. Oft hat er noch einige Sklaven eingehandelt, welche an der Stelle entlaufener Träger Lasten schleppen müssen. Häufig kommt es vor, daß die ganze Karawane, selbst der Händler inbegriffen, auf dem Rückwege Hunger leiden muß.

Zuweilen ist der Araber genötigt, unterwegs Zähne mit Verlust zu verkaufen, um Lebensmittel einzutauschen.

Die Händler, welche von Unjanjembe nach Uganda am Viktoria Njansa ziehen, müssen dort oft lange warten, manchmal fünfzig bis

einhundert an der Zahl, bis dem Häuptling von Uganda Lust und Laune anwandelt, Geschäfte abzuschließen.

In Tabora kaufen es zuweilen andre Araber auf, oder der Araber zieht selbst zur Küste, um es seinen Gläubigern auszuliefern. Der Durchgangszoll in Ugogo wird für Elfenbeinkarawanen in eisernen Hacken erlegt, welche in Tabora von Wasukuma verkauft werden.

Von Kiloa aus ziehen alljährlich ebenfalls viele arabische Händler nach dem Nyassa, um westlich desselben Elfenbein zu kaufen. Diese kehren, ohne Unjanjembe zu berühren, nach der Küste zurück. Sie treiben Elfenbeinhandel mehr als Nebenzweig des Sklavenhandels.

Den Elfenbeinhandel mit den Massailändern vermitteln ausschließlich Wasuaheli von Pangani.

Das Elfenbein hält alljährlich hundert- und aber hunderttausend Menschen in Atem, es werden Kriege um seinetwillen geführt, Menschen getötet, gefahrvolle mühsame Reisen zur Erlangung desselben unternommen, Geld aufs Spiel gesetzt, Schiffe befrachtet, Existenzen hängen davon ab, so daß man glauben könnte, es handle sich dabei um ungeheure Werte, und doch beträgt nach Westendarp die jährliche Ausfuhr aus ganz Afrika mit seinem unermeßlichen von Elefanten bewohnten Gebiete nur 848 000 kg im Werte von 15—17 000 000 Mark, ein jedenfalls verschwindend kleines Quantum von verschwindendem Werte im Vergleich zu dem unendlichen Aufwand an Arbeit und Mühe. Es wäre lächerlich, im Hinblick auf jene Werte das Elfenbein als treibenden Faktor bei kolonialen Unternehmungen in Rechnung zu ziehen. Zu bedauern ist nur das nicht aufzuhaltende Aussterben der Elefanten. Westendarp nimmt das durchschnittliche Gewicht eines Zahnes zu 13 kg an und würden darnach jährlich 65 000 der edlen Tiere hingeschlachtet. Die jährlich getöteten Elefanten repräsentieren, nutzbar gemacht, eine ganz ungeheure Arbeitskraft und einen ungleich höheren Wert wie das gewonnene Elfenbein, bei welchem die zu seiner Erlangung aufgewendete Mühe in gar keinem Verhältnis zu dem gewonnenen Resultate steht.

Die Elfenbeinausfuhr wird sich vielleicht innerhalb der nächsten vierzig bis fünfzig Jahren stetig langsam steigern, um dann immer mehr zu sinken, und die Zeit, wo in Afrika der letzte Elefant niedergeschossen wird oder elend in einem zoologischen Garten zu Grunde

geht, dürfte nicht weiter wie einhundertfünfzig bis zweihundert Jahre vor uns liegen, wenn es nicht möglich gemacht wird, durch Jagdgesetze sein Aussterben hinzuziehen oder den Elefanten nutzbar zu machen. Doch sind dazu leider sehr wenig Aussichten.

Wißmann hat jetzt die früher erwähnten Jagdgesetze erlassen, es wäre zu wünschen, daß dieselben noch mehr verschärft und, was die Hauptsache ist, auch durchgeführt werden.

Der Elfenbeinhandel ist die Triebfeder für das Eindringen der Araber geworden und damit zum Fluch für den ganzen Kontinent, denn es war bei weitem mehr der Elfenbeinhandel, welcher dazu beitrug, den Sklavenhandel zu solcher Höhe hinaufzubringen, als daß letzterer um seiner selbst willen betrieben wurde.

Der Viktoria Njansa.

Wir setzen unsre Wanderung fort in fast östlicher Richtung von der Nordspitze des Tanganika aus, um zum Viktoria Njansa zu gelangen, jenem Wasserbecken, welches trotz seiner ungeheuren Ausdehnung und verhältnismäßigen Küstennähe erst in der Mitte unsres Jahrhunderts entdeckt werden sollte. Vielleicht kann man sagen wiederentdeckt, denn es ist fast so gut wie sicher, daß die Alten diesen und vielleicht auch die andern beiden südlichen Quellseen des Nils, außer dem Tanasee in Abessinien, gekannt haben. Sagt doch Aristoteles in seiner Historia animalium VIII 2 ganz lakonisch: „Die Kraniche ziehen bis an die Seen oberhalb Ägypten, woselbst der Nil entspringt. Dort herum wohnen die Pygmäen (von Schweinfurt entdeckte Zwergvölker der Akka), und zwar ist das keine Fabel, sondern reine Wahrheit, Menschen und Pferde sind von kleiner Art und wohnen in Höhlen." Aristoteles nimmt die Wissenschaft von dem Ursprung des Nils als etwas ganz Bekanntes an, und die Alten hatten zweifellos eine weit bessere Kenntnis vom Innern Afrikas, wie wir bis in unser Jahrhundert hinein, eine einigermaßen beschämende Thatsache, die nur dadurch entschuldbar ist, daß die europäischen Nationen bis in die neueste Zeit von andern weltbewegenden Fragen derart in Anspruch genommen worden sind, daß Afrika das Interesse der Kulturnationen bislang nicht auf sich zu lenken vermochte.

Es ist anzunehmen, daß damals ein verhältnismäßig starker Verkehr nach den Seenregionen stattgefunden haben mußte, und dieses Faktum so allgemein bekannt war, daß die alten Schriftsteller, deren Werke auf uns überkommen sind, es gar nicht für notwendig hielten

darüber eingehend zu berichten. Schon die ornithologische Notiz von den Kranichen gibt uns einen Maßstab für den Wert jener Angaben, fand doch die Expedition, welcher der Verfasser angehörte, bis zum 7° Südbreite herunter unsre Störche, Schwalben und den Kuckuck, wie auch andre europäische Wandervögel. Aus der Luft gegriffen kann daher die Bemerkung des Aristoteles bezüglich der Kraniche nicht sein.

Die Nilquellenfrage, welche als solche für die Alten gar nicht existiert zu haben scheint, ist erst für die späteren Kulturvölker aufgetaucht, da die Kenntnis den einschlägigen Thatsachen im Laufe der Jahrhunderte ganz verloren gegangen ist. Eine endgültige Entscheidung führte erst der Entdecker des Tanganikasees, Speke, herbei. Derselbe war, von dort auf der Rückreise nach der Ostküste begriffen, in dem damaligen Kaseh, dem heutigen Tabora, wegen Erkrankung seines Gefährten Burton zu längerem Aufenthalt gezwungen. Schon bei dem erstmaligen Berühren dieses Ortes hatte ihm der Schiach Snai, ein Araber in Tabora, geraten, da sie, die Europäer, ja doch einmal so weit ins Innere gekommen seien, um Seen zu Gesicht zu bekommen, so sollten sie doch lieber statt zum Tanganika zu dem bei weitem größeren See nordwärts gehen, wohin auch viel leichter zu gelangen sei, nach dem Ukerewe. Da sich auf dem Rückweg vom Tanganika die Gelegenheit dazu bot, ließ sie Speke nicht unbenützt. Er verließ Unjanjembe im Juli 1853. Anfang August erreichte er die südlichsten creekartigen Ausläufer des Sees und am 3. August sah er die unendliche Wasserfläche des ungeheuren Wasserbeckens vor sich liegen. Er taufte den neu entdeckten See zu Ehren der Königin von England Viktoria Njansa. Die Araber nennen ihn Ukerewe, nach der großen Insel im Südosten des Sees. Speke vermutete sogleich einen Quellsee des Nils in dem großen Wasserbecken. Er erfuhr jedoch, wie so häufig bei derartigen großartigen Entdeckungen, heftige Anfechtungen, oft lächerlichster Art. Seine Entdeckung war eine der bedeutendsten geographischen, welche jemals gemacht worden waren, daß er Neider hatte, war nicht zu verwundern, sogar sein eigner Gefährte Burton griff ihn mit der Feder heftig an.

Schon am 25. August erreichte Speke Kaseh wieder und ging dann mit Burton nach Europa zurück. Es sollte ihm aber beschieden

sein, selbst den Beweis für die Richtigkeit seiner Annahme zu erbringen, indem er vom Präsidenten der Königlichen Geographischen Gesellschaft zu London, Sir Roderik Murchison, aufgefordert wurde, jene so interessante Gegend nochmals zu besuchen. Diesmal in Begleitung des Kapitäns Grant, langte er im August 1860 in Sansibar an. Im Januar des folgenden Jahres erreichte er auf derselben von ihm früher benutzten, heute allgemein bekannten Karawanenstraße wiederum Kaseh-Tabora.

Grant hatte sehr viel vom Klima zu leiden und bereitete dadurch erhebliche Schwierigkeiten und vielen Aufenthalt, dennoch gelang es den beiden Reisenden, den See im Westen zu umgehen und Gondokoro am Nil zu erreichen. Die Reise führten beide Forscher zum Teil wegen Grants wiederholter Erkrankung getrennt aus: von Kaseh durch Unjamuesi, Ufinpa und Karague, wo der Häuptling Rumanika herrschte, dann durch Uganda, dessen späterhin berühmt und berüchtigt gewordener König Mtesa zu jener Zeit erst fünfundzwanzig Jahr alt war. Schon damals zeigte er sich als ein grausamer blutgieriger Henker. Speke und Grant haben ihn schon damals erkannt, und es ist nicht anzunehmen, daß Stanley nicht dieselben Beobachtungen gemacht haben sollte. Um so unverantwortlicher ist es von ihm, daß er geflissentlich dazu beigetragen hat, eine falsche Meinung über diesen Schurken zu verbreiten und den Anschein zu erwecken, als sei dieser Neger wirklich geneigt, dem Christentum aus freien Stücken Zugeständnisse zu machen. Mtesas Thaten haben ihn selbst gerichtet. Er hat nach keiner Richtung Anspruch auf unsre Sympathie. Speke wurde n Uganda aufgehalten, zog dann aber endlich in östlicher Richtung, in einiger Entfernung, um den See herum. Am Morgen des 21. Juli stand er am Ufer eines etwa 250 m breiten Stromes, der durch eine schmale Bucht aus einem See zu entströmen schien. Durch die Halsstarrigkeit seines Ugandaführers wurde ihm nicht erlaubt, einen Höhenrücken zu ersteigen, von dem aus er mit Sicherheit hätte feststellen können, daß er in der That den Ausfluß des Viktoria Njansa vor sich hatte. Speke nahm jedoch, überzeugt von der Richtigkeit seiner Ansicht, an, den Weißen Nil vor sich zu haben, und mit vollstem Recht konnte er sein Telegramm nach Europa senden: „The Nil is settled.“ Das übrige blieb, abgesehen

von der Entdeckung der weiter im Südosten liegenden Seen, der Detailforschung vorbehalten.

Speke zog mit Grant weiter nach Norden und erreichte bald Gondokoro am Nil. Beide hatten jedoch nicht den Nil auf seiner ganzen Länge verfolgt, sondern waren da, wo er westwärts zum Albert Njansa ausbiegt, geradeaus nach Norden gezogen, sonst hätten sie auch noch diesen See entdeckt.

Der Wasserspiegel hat eine Meereshöhe von 1200 m. Makay, der englische Missionär, bestimmt ihn auf nur 1005 m.

Der einheimische Name ist Njansa, was einfach See bedeutet und auch den Eingeborenen für See überhaupt als Bezeichnung dient. Emin Pascha hat in jüngster Zeit auf seinem Zug durch Karague im Westen des Njansa noch eine Menge kleiner Seen entdeckt außer dem schon von Speke und Grant besuchten und von ihnen Windermere getauften Becken. Hoffentlich verschwinden diese so uncharakteristischen Namengebungen nach und nach wieder von den Karten, welche nur da Berechtigung haben, wo für wichtige Punkte keine Eingeborenennamen vorhanden sind.

Der erste Entdeckungsreisende, welcher den großen blauen See ganz umsegelt hat, war Stanley. Er ist auch bis heute der einzige geblieben. Das Stanleysche Projekt, auf den Viktoria Njansa einen Dampfer zu bringen, scheint gänzlich gescheitert zu sein, da ein Hauptgeldzeichner seinen Anteil zurückgezogen hat.

Die Größe des Sees ist noch nicht genau festgestellt. Stanleys Aufnahmen haben sich auch hier wieder als sehr unzuverlässig erwiesen. Man berechnet den See nach dem Stand der jetzigen Kenntnisse auf 1365,8 Quadratmeilen. Er kommt dem Königreich Bayern ziemlich an Oberfläche gleich, welches 1378 Quadratmeilen groß ist. Er wird aber von dem Oberen See in Nordamerika noch um ein beträchtliches übertroffen. Derselbe ist 1520 Quadratmeilen groß. Bekanntlich gehört Deutschland nur die südliche Hälfte dieses größten afrikanischen Sees. Die Tiefe des Sees scheint stellenweise beträchtlich zu sein. Makay, der denselben am meisten befahren hat, fand an der Südwestküste bei zwanzig Klafter keinen Boden. Im allgemeinen dürfte er jedoch der seichteste der afrikanischen Seen sein, dessen Ufer auf ihrer größten Ausdehnung den andern afrikanischen Seen gegen-

über die charakteristische Eigenschaft haben, allmählich zu größeren Tiefen überzugehen. Es mögen daher viele Teile der Küste für tiefgehende Fahrzeuge nicht anzulaufen sein. Sicher aber finden wir an felsigen Gestaden und der überaus reichen Gliederung der Küste, welche der Viktoria Njansa allen andern afrikanischen Seen gegenüber voraus hat, so viele Punkte für gute tiefe Häfen, daß es keinem Zweifel unterliegen dürfte, mit großen, selbst tiefgehenden Dampfern gute Erfolge dort zu erzielen. Makay sagte, daß die größten Seedampfer auf dem Njansa fahren könnten. Man hat in letzter Zeit von verschiedenen Seiten das Gegenteil behauptet, ohne aber eine Begründung beizubringen. Wenn aber Dr. Peters meint, der See werde so leicht durch Stürme zu hohen Wellen aufgeregt, weil er seicht sei, so ist dies ganz falsch, da im Gegenteil die Höhe und Länge der Wellen mit der Tiefe des Wassers zunimmt. Die Araber benutzen schon lange die nach arabischer Art erbauten Dau statt der aus schlechten Planken zusammengenähten Wagandaboote. Die Waganda haben sich allmählich die Herrschaft über fast die ganze Küste und die zahlreichen Inseln angeeignet durch ihre Geschicklichkeit, große bis zu hundert und mehr Mann fassende Boote zu bauen und Seeschiffahrt zu betreiben.

Stanley schlug im Jahr 1875 sein Lager in Kagehi an der Südküste des dortigen großen Spekegolfs auf. Das ganz unbedeutende, armselige Dorf ist in den letzten Jahren dadurch zu Bedeutung gekommen, daß es als Sitz einer arabischen Kolonie zum Ausgangspunkt der nach Uganda ziehenden Elfenbeinkarawanen geworden ist. Es ist ein sehr ungesunder Ort mit viel Malariafiebern und gehört zu Usukuma. Dem langgestreckten im Norden und Süden von Hügeln und Bergzügen eingesäumten Spekegolf lagert nordwärts die große Ukereweinsel mit einem ganzen Archipel vor. Dieselbe ist ebenso stark bevölkert wie das ganze umliegende Festland. Dort hat die Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung sehr von den Einfällen der Massai zu leiden, welche sich aber nie auf das Wasser wagen. Ukerewe ist eigentlich als eine Halbinsel zu betrachten, da der Kanal, welcher dieselbe vom Lande trennt, bei niederem Wasserstand des Sees manchmal nur 2 m breit ist. Die Landschaft an der hier nordöstlich verlaufenden gegliederten Küste heißt Ururi. Der mächtige Tafelberg Med-

schita ragt 600 m über den See empor. Die ganze Küste ist hier steil, hügelig oder von Bergen eingefaßt. Das Land östlich vom Spekegolf, das Schaschiland, ist zum Teil eben, zum Teil bergig. Verlassen wir dasselbe in nördlicher Richtung, so überschreiten wir den von Dr. Fischer besuchten Maroa, der in tiefem breiten Bett nur wenig Wasser führt, und gelangen in das Land Ukira. Dort fand Fischer eine Mischbevölkerung von Bantu und Wakuafi, mit fast reiner Bantusprache und Wakuafisitten und -Gebräuchen. Hier hebt sich das Terrain unvermittelt zu 1700 m Höhe, um in eine wellenförmige Hochebene überzugehen, auf welcher Dr. Fischer die Flüsse Mori und Iguscha kreuzte. Hier sind nur an der Grenze von Kavirondo und damit auch an der Grenze der deutschen Interessensphäre angelangt und wenden uns daher von Kagehi aus nach Westen.

Die sich dort halbinselartig in den See erstreckende Landzunge wurde an ihrer Westseite zur Anlage der französischen Missionsstation Bukumbi verwendet. Dort waren Stanley und Emin und auch Dr. Peters zu Gast, alle rühmen die Liebenswürdigkeit ihrer Wirte. In eine ganz schmale Bucht, welche sich in zwei Arme teilt, münden zwei Regenströme, welche wie alle Regenströme Ostafrikas nur nach der Regenzeit Wasser führen, beide kommen, in fast rechtem Winkel aufeinander stoßend, aus Usukuma, der südöstliche heißt Wami, der südwestliche Isange. Speke hat den Zusammenfluß Jordan nulla genannt. Letzteres ist die indische Bezeichnung für Regenströme.

Das Land westwärts vom See an der Südküste entlang heißt Usinja, dem sich an der scharf nach Norden umbiegenden Westküste das Land Usui anschließt. Die Küste und die Länder sind hier noch sehr wenig bekannt und erst Emin wird uns besseren Aufschluß darüber geben. Nördlich bis zur Grenze der deutschen Interessensphäre finden wir das Land Karague, das ein weites, sehr bergiges und von zahllosen Hügeln durchsetztes Weideland darstellt. Nach Emins neuesten Forschungen ist es von einer Menge kleiner, zum Teil sehr schöner Seen durchsetzt und soll sehr fruchtbar sein. Westlich von Karague liegt Ruanda, das wir schon beim Tanganika erwähnten. Dies Land liegt um den Akenjara- oder Alexandrasee her, den man als einen der kleinen Quellseen des Nils aufzufassen hat. Seine Wasser strömen in reißendem Lauf dem Njansa zu und bilden den ziemlich

beträchtlichen Kagera. Stanley nannte den Fluß den Alexandranil. Derselbe ist der bedeutendste Zufluß des Njansa und mündet in kurzer Entfernung nördlich von der Grenze unsres Gebietes.

Der ganze See ist an seinen Ufern von zahlreichen Inseln besetzt, deren sich manche zu großen Archipelen vereinen. Der größte ist der zu Uganda gehörige Sesseharchipel mit der großen Hauptinsel gleichen Namens. Die Inseln waren früher alle sehr stark bevölkert, wurden aber in dem gleichen Maße von den Bewohnern verlassen, als die Belästigungen durch die Waganda zunahmen. Sobald aber die deutsche Herrschaft sich in Zukunft Ansehen verschafft haben wird und Dampfer den See befahren, werden sich die unsicheren Verhältnisse gerade dort am schnellsten ändern.

Es vollziehen sich augenblicklich ganz gewaltige Veränderungen im Völkerleben Afrikas, am meisten aber am Viktoria Njansa. Dort lebt in Uganda, welches leider den Engländern anheimgefallen ist, ein verhältnismäßig hoch intelligentes Volk, welches, unter mächtigen Königen stehend, deren berühmtester Mtesa war, seit Generationen ein mächtiges Reich bildete. Wenn auch andre Reiche, wie das nordwärts gelegene Unjoro oder das südliche Karague dem Vordringen der Waganda Hindernisse bereiteten, so war doch Uganda der mächtigste Staat. Die Waganda haben sich längst von der niederen Kulturstufe andrer Bantustämme emporgearbeitet, wie ihre Industrieerzeugnisse beweisen. Nach geistiger Richtung beginnt sich das Leben dort zu regen, die Araber fanden schon einen ihren Bestrebungen günstigen Boden, vermochten aber nirgends dort Wurzel zu fassen, wie in andern Teilen Ostafrikas. Sie waren immer nur geduldete Händler. Wenn nicht sobald nach ihnen Europäer erschienen wären und an der Ostküste so entscheidende Erfolge errungen hätten, so würde es ihnen zweifellos bald gelungen sein, in Uganda eine solch lebhafte Propaganda für den Islam zu machen, daß das Land in kurzer Zeit zu diesem Glauben bekehrt worden wäre. Ebenso aber wie der Islam, fand das Christentum unter der intelligenten Bevölkerung Verständnis, welches bald eine Menge Proselyten diesem zuführte. Nicht wenig haben dazu allerdings neben dem Bekehrungseifer der Missionäre die Erfolge der Europäer an der Küste beigetragen. Die Waganda und ihr König hatten ein offenes Auge für die politischen Vorgänge dort und fühlten sehr bald,

daß die Araber im Niedergehen begriffen seien. Sonst hätte man ihnen doch den Sklavenhandel nicht unterbinden und gar ganz verbieten können, ohne daß diese auch nur den Mut hatten, Einspruch gegen diese Schädigung ihrer Interessen zu erheben. So sagten sich die Waganda.

Mtesa hatte auch dafür gesorgt, dem neuen Glauben Anhänger zuzuführen, denn sein und auch seiner Vorgänger Despotismus überschritt das Maß des Erträglichen. Menschenleben galten dort gar nichts, zu Hunderten, ja Tausenden wurden die Opfer thörichten Aberglaubens und wahnsinnigen Despotismus, hingeschlachtet, oft nur zum Vergnügen des bestialischen Häuptlings. Den Ehrentitel König, welchen ihm die Engländer beilegten, hat dieser Schurke nie verdient. Da kam die Mission mit dem Christentum, es verabscheute und verdammte solches Treiben. Es erkannte doch wenigstens den Wert des Lebens eines Nebenmenschen an, es schützte Leben und Eigentum und verlangte nicht nur die Anerkennung der obrigkeitlichen Autorität, sondern verlangte auch von der machthabenden Gewalt die Anerkennung der Rechte des Individuums. Rechte und Pflichten waren gleich verteilt, der eine Teil für den andern und nicht die Masse allein für den einen, den Häuptling. Ein Staatswesen, nach solch neuen Grundsätzen regiert, mußte ein gutes sein, weil die Grundsätze gute waren. — Und weil die Wagondo so weit waren, dies zu begreifen, deswegen konnte das Christentum Eingang in der breiten Masse finden. Dies waren die Gründe für die Erfolge der Mission, nicht die Verheißung auf ein besseres Leben im Jenseits.

Leider kamen bald die zwei Konfessionen in Streit, und zu dem Hader mit den Arabern kam der zwischen Protestanten und Katholiken. Nach Mtesas Tod brachen Unruhen aus, veranlaßt durch die Araber. Ein Gegenhäuptling wurde aufgestellt in Karema, der bald Mwanga, den niederträchtigen schwachköpfigen Nachfolger Mtesas vertrieb, bis ihn selbst dies Schicksal ereilte. Mwanga kam mit Hilfe der Missionäre und der christlichen Waganda wieder auf den Thron, und Dr. Peters trug dazu bei, dessen Macht zu befestigen, als er auf seinem Zuge Uganda berührte.

Uganda wird von allen Reisenden als das zentralafrikanische Paradies gepriesen. Dies liegt sicher nicht allein am Land und

seinem Klima, daran haben auch seine Bewohner teil, welche in emsiger Rührigkeit die gebotenen Hilfsmittel ausnützen und es verstanden haben, einen lebhaften Handel in den Grenzen ihres Reiches entstehen zu lassen. Ähnlich wie Uganda ist Karagne und sicher auch das noch unbekannte Ruanda und Urundi beschaffen, warum sollten sich dort nicht ähnliche Verhältnisse herausbilden können, wenn die politischen Zustände die Grundbedingungen zu gedeihlicher Entwickelung bieten. Karagne liegt ebenso am See wie Uganda, wir finden dort gute Häfen, und schon hat Emin bei Bukowa, am Westufer auf Veranlassung des Dr. Peters eine Station angelegt, nachdem er sich unter vielen Kämpfen mit den Wangoni, in denen er sich siegreich behauptete, durchgeschlagen hat.

Der Viktoria Njansa ist sicher berufen, eine große Rolle in der Kulturentwickelung unsrer Kolonie zu spielen, es kann dies aber nie geschehen, so lange er wie auch die andern Seen in sich abgeschlossene Kulturzentren bleiben, da muß die weltvereinende Eisenbahn hinzukommen, um jene Gebiete zu erschließen. Alles, was wir jetzt im Innern unternehmen, kann nur als vorbereitender Schritt aufgefaßt werden, um dem nachrückenden Kaufmann die Wege zu ebenen, der seine Unternehmungen im Innern hoffentlich mit gutem Erfolg gekrönt sieht.

Sklaverei und Sklavenhandel.

Ein gewissenhafter Arzt ist immer darauf bedacht, die Ursache einer Krankheit zu erforschen und diese zu bekämpfen, nicht aber deren äußere Erscheinungen. Diese werden von selbst verschwinden, sobald die Ursache, die Krankheit, gehoben ist. In der Lage eines solchen Arztes befinden sich die Kulturvölker, denen aus sittlichen und materiellen Gründen die Rolle eines Arztes zugefallen ist, gegenüber dem an der Sklaverei und ihren Folgen leidenden Afrika.

Es ist kein leichtes Werk, welches zu vollenden wir als eine heilige Pflicht ansehen, die Bekämpfung des Sklavenhandels und in letzter Linie die Aufhebung der Sklaverei. Mit Erfolg werden wir unsre Mühe nur dann gekrönt sehen, wenn wir das Wesen jenes Übels zu ergründen suchen, welches wir zu heilen bestrebt sind.

Es ist schon eine ganze Litteratur über Sklaverei und Sklavenjagd und -Handel entstanden. Dennoch ist es schwer für den Uneingeweihten, ein richtiges unbefangenes Urteil zu bilden. Die meisten, welche mit der Feder zur Lösung der großen Frage beizutragen versucht haben, sind mit einer gewissen Voreingenommenheit an die Sache herangetreten, wenn sie Aufklärung zu geben vermeinten. Andre, welche Kämpfer zum Streit oder Mittel zum Kampf gegen die Sklaverei werben und sammeln wollen, haben absichtlich die düstersten Seiten der Sklaverei hervorgekehrt und damit an der Sache großes Unrecht gethan, die Streiter entmutigt, die Begeisterten enttäuscht. Sie haben den Schein erweckt, als habe man von seiten der am meisten Betroffenen, der Sklaven, die meiste Unterstützung zu erhoffen, während

gerade das Gegenteil der Fall ist. Wir wollen uns daher im folgenden bemühen, in großen Umrissen zunächst eine Skizze der Sklaverei zu geben, wie sie in Afrika, also auch speziell in Deutsch-Ostafrika gehandhabt wird, und dann auf den Sklavenraub und den Sklavenhandel eingehen.

Die Sklaverei ist uralt, so alt wohl wie die Menschheit, und wurde überall und zu allen Zeiten geübt. Eigentümlich ist dieser Institution, daß sie um so milder geübt wurde, je tiefer die Kulturstufe war, auf der sich ein Volk befand, um so drückender, je höher dieses kulturell emporgeklommen war. Als Beispiel für die erstere mildeste Art zeigen sich uns die ganz wilden, noch von aller Kultur unberührt gebliebenen Völker, darunter die Afrikaner. Als Beleg für unsre letztaufgestellte Behauptung verweisen wir auf die Sklaverei in Nordamerika, wie sie von unsern weißen Brüdern an den Negern ausgeübt wurde, wenn schon gesagt werden muß, daß die Sklaverei auch dort nicht in solch himmelschreiender Weise gehandhabt wurde, wie sie uns unter anderm in lächerlich übertriebener Weise in Romanen und Erzählungen geschildert wurde. Als deren tendenziöseste Übertreibung ist „Onkel Toms Hütte" anzusehen. Die Sklaverei verschwindet überall von selbst, wo geistiger Fortschritt vermocht hat, in die breiten Massen des Volkes menschenfreundlicheren Ideen allgemeinen Eingang und Verbreitung zu verschaffen, wo das Selbstbewußtsein des einzelnen und damit auch der Masse gehoben wurde. Das Christentum als solches und allein hat dies nicht zuwege gebracht. Wenn uns auch heute Sklaverei und Christentum unvereinbar erscheinen, so haben doch die alten Christen, sogar die ersten Kirchenväter Sklaverei und Sklavenhandel nicht für ein Unrecht gehalten. Wie kann man es da merkwürdig finden, daß da, wo noch tiefste Geistesnacht auf den Völkern dunkelt, wie in Afrika, die Sklaverei tief in der Lebensanschauung der Neger liegt, auf der Basis uralter Überlieferung wurzelt, vergleichbar dem Steinkoloß einer ägyptischen Pyramide, eingebettet im Sand der Wüste. Emsiger, langer Ameisenarbeit der Kultur wird es bedürfen, diesen Koloß abzutragen, um sein Material zu nutzbringenden Werken zu verwenden. Fanatischer Eifer aber, wenn auch von bester Absicht geleitet, der Humanität zum Sieg zu verhelfen, wird nimmermehr in wenigen Jahren vernichten, was Jahrhunderte, selbst Jahrtausende auf-

gebaut haben, ebensowenig als es möglich ist, mit einem Hammerschlag eine Pyramide zu zertrümmern.

Die Sklaverei hat ihre größte Ausdehnung in Afrika gefunden. Man nimmt an, daß Afrika von zweihundert Millionen Menschen bewohnt wird. Nehmen wir niedrig gegriffen die Hälfte davon für die Sklavenhaltenden, nichtsemitische dunkle Bevölkerung, so glauben wir nicht zu hoch zu greifen, wenn wir annehmen, daß von hundert Millionen dieser dunklen Bevölkerung siebzig Millionen Sklaven sind.

Die äußeren Verhältnisse des Landes, in erster Linie seine Gleichartigkeit, haben die Sklaverei in Afrika ungemein begünstigt. Sie ist als eine natürliche Folge bestehender Zustände aufzufassen, entsprungen aus dem Schutzbedürfnis des Schwachen, der sich dem Starken unterordnen muß, sei es, daß dieser sein Übergewicht durch rohe Gewalt oder höhere Intelligenz erworben habe. Der Schutzsuchende verlor als Gegenleistung für die gewährleistete Sicherheit die freie Verfügung über seine Person als erste früheste Form der Sklaverei, und dann wurde er als Eigentum, als Wertsache betrachtet. In dieser Form finden wir die Sklaverei heutzutage in ganz Afrika, so auch in Deutsch-Ostafrika. Das einzige Volk, welches dort keine Sklaven hält, sind die Massai, die sich bei ihrem unbändigen Freiheitsdrang einander nicht unterordnen wollen und bei ihren eigenartigen Sitten und ihrer Lebensweise weder fremde Elemente als Sklaven verwenden können, noch solcher bedürfen. Wir sind gewöhnt, uns unter Sklaverei den Inbegriff alles Schrecklichen vorzustellen. Ein Bild grausiger Mißhandlungen, körperlicher Züchtigungen, Verstümmelungen, rollt sich vor unserm geistigen Auge auf. Wir sehen im Geist jammernde, blutriefende Gestalten, welche, der Last der Arbeit erliegend, in Hunger und Elend verkommen. Wir glauben in den Sklaven Verachtete bedauern zu müssen, welche aus dem Kreise der Ihrigen gerissen, in tiefer Empfindung für ihr Unglück das eigne Schicksal beweinen. Dies würde zutreffend sein, wenn ein Europäer als Sklave eines Schwarzen dienen müßte. Wie anders aber zeigt sich uns die Wirklichkeit; denn der Neger muß von ganz andern Gesichtspunkten betrachtet werden wie der Kulturmensch. Wenn ihm auch niemand Intelligenz absprechen wird, so ist sein Gemüts- und Gefühlsleben doch anders wie das zivilisierter Völker entwickelt. Der Neger mit seiner ausgeprägt

realistischen und sinnlich materialistischen Lebensanschauung hat als ausgesprochener Egoist ganz andre Begriffe von Glück und Freiheit wie wir, er macht ganz andre Ansprüche an das Leben und beurteilt dementsprechend auch alles anders wie wir. Zustände, die uns das Leben zur Hölle machen könnten, erscheinen ihm als ganz natürlich, so daß er über deren Erträglichkeit gar nicht nachdenkt, sondern sie einfach als bestehend hinnimmt. Dahin gehört aber in erster Linie die Sklaverei. Dieselbe ist seinem Bewußtsein derart tief eingewurzelt, daß er sich ein andres Volk ohne diese gar nicht vorstellen kann und sie auch bei uns als etwas Natürliches, Selbstverständliches voraussetzt.

In ganz Afrika wird die Sklaverei in außerordentlich milder Form geübt, derart, daß sie mehr Leibeigenschaft genannt zu werden verdient. Wäre dem anders, so könnte sie längst nicht mehr bestehen, denn eine gesellschaftliche Einrichtung, die sieben Zehntel der Bevölkerung eines ganzen Kontinentes zu derartiger persönlicher Unfreiheit verurteilt, kann unmöglich ein großes Übel für die Betroffenen in sich schließen. Wie leicht könnte sich die Mehrzahl der Einwohner einer herrschenden und gewalthabenden Minderheit gegenüberstellen und eine Änderung herbeiführen, wo den Herren so wenig Machtmittel zur Verfügung stehen, wie dies thatsächlich in Afrika der Fall ist.

Nach der Überlieferung steht dem Herrn des Sklaven das Recht zu, seinen Sklaven beliebig zu kaufen und zu verkaufen wie eine Sache, ein Tier. Von diesem Recht wird auch am ausgiebigsten, wenn schon mit vielen Einschränkungen, Gebrauch gemacht. Ferner steht dem Herrn das Recht der Züchtigung seines Sklaven in jeder Form zu, ein Recht, das sogar über Leben und Tod des Sklaven zu verfügen gestattet. Nirgendwo stehen aber Theorie und Praxis in solchem Gegensatz wie in diesem Falle.

Es macht auf den Europäer einen tiefen Eindruck, wenn er zum erstenmal im Leben, wie es der Verfasser aus eigner Anschauung berichten kann, einen Menschen als eine verkäufliche Sache behandelt sieht. Bald aber schwindet dies Gefühl des Abscheus, des Bedauerns und der Entrüstung, wenn ihn die Erfahrung lehrt, daß das Verhältnis der Sklaven zum Herrn, so wie es thatsächlich besteht, ziemlich genau demjenigen unsrer dienenden und arbeitenden Klasse zum Brotherrn entspricht. Bei genauerem Eingehen in die Sache stellt sich

sogar heraus, daß der Negersklave sich einer viel weitgehenderen persönlichen, thatsächlichen Freiheit und Sorgenlosigkeit erfreut, als ein beliebiger zivilisierten Mensch, der aus irgend welchem Grund zu arbeiten gezwungen ist, und befände er sich in den angenehmsten Verhältnissen. Wir werden sogar die unerwartete Entdeckung machen, daß alle Arbeitsleistungen des Sklaven, befinde er sich in den Händen eines Schwarzen oder selbst eines Arabers, mehr oder weniger freiwillige sind.

Ebensowenig wie einem Häuptling irgend welche Zwangsmittel zur Verfügung stehen, stehen den Sklavenbesitzern solche zu Gebote. Der Sklave verlangt die mildeste Behandlung, da er sich allen Unannehmlichkeiten sehr leicht durch die Flucht entziehen kann, allerdings ohne dadurch die Freiheit zu erlangen. Als Sklave aber ist er überall willkommen.

Es ist sogar nirgends gebräuchlich, den Sklaven als solchen, als „Mtuma", wie es im Kisuaheli heißt, anzureden. Nur wenn der Herr sehr unzufrieden ist und sich einer gewissen Macht und Ansehens erfreut, kann er solches wagen; anders wird es ihm der Sklave gewaltig übel nehmen, wie jener Sklave, den sein Herr im Beisein des Verfassers aus Prahlerei also titulierte. Beleidigt, aber ruhig erwiderte der so Angesprochene: „Wenn du mich in Gegenwart andrer nochmals daran erinnerst, daß ich dein Eigentum bin, so verkaufe mich, oder ich werde dir entfliehen!" Der Herr glaubte es seiner Würde schuldig zu sein, den rebellischen Sklaven in das sogenannte Makongoa, die Sklavengabel, zu legen und promenierte mit dem solchergestalt bestraften Missethäter vor der Veranda des Verfassers vorüber. Der Sklave entblödete sich nicht, in Gegenwart seines Herrn laut zu rufen: „Wenn ich aus dem Makongoa befreit bin, werde ich sofort entfliehen." Als dies nach einigen Wochen geschah, führte er wirklich seinen Vorsatz aus. Der Herr hat seinen Sklaven nie wieder gesehen.

Die Sklavengabel ist das einzige Mittel, welches dem Schwarzen, Häuptling oder gemeinem Mann, zur Verfügung steht, um eine Strafe und zugleich eine gewisse Art von Haft auszuüben. Sie besteht aus einem $1\frac{1}{2}$—2 m langen, arm- bis unterschenkeldicken Holz, dessen eines Ende in eine natürliche Astgabel ausläuft. Die Rinde ist ent-

fernt. Die Astgabel wird dem Betreffenden auf die Schulter um den Hals gelegt, derart, daß die Gabelschenkel hinten etwa spannlang über den Kopf hinausragen. Dicht hinter dem Genick wird durch eingebrannte Löcher in das harte zähe Holz ein starker, überbleistiftdicker Eisenstab gesteckt und die beiden Enden umgebogen. Der Kopf kann nun nicht mehr aus der Gabel entfernt werden. Will sich der also Gefangene fortbewegen, so muß er mühsam das schwere, mit dem andern Ende auf dem Boden liegende Holz mit dem Arm nach oben halten, oder wenn es allzu schwer dazu ist, seitwärts nach sich ziehen. Dies vermag er natürlich nur auf kurze Strecken. Bei Märschen oder größerer Entfernung muß stets eine zweite Person das Makongoa tragen helfen, indem diese das freie Ende auf die Schultern nimmt oder es werden die freien Enden zweier im Makongoa befindlichen aneinander gebunden, so daß es bei dem einen nach vorn, bei dem andern nach hinten hinausragt. Diesem Umstand ist es zu danken, daß das Makongoa nur beschränkte Anwendung findet, denn hat der Herr nur einen Sklaven, so hat er sich mit der Bestrafung desselben durch das Makongoa selbst eine Rute auf den Rücken gebunden, indem er seinen Sklaven überall, besonders auch beim Verrichten seiner Bedürfnisse begleiten muß. Der Zorn des Herrn ist deshalb meist sehr bald verraucht, er nimmt dem Sklaven das ihm selbst lästige Makongoa ab. Hat er einen zweiten Sklaven, so muß er diesen mit der Aufgabe des Voraustragens des Makongoa betrauen und beide können nicht arbeiten.

Selten dauert die Gefangenschaft länger wie vierzehn bis zwanzig Tage, hierauf befreit man den Sträfling wieder, der übrigens dann wieder zufrieden ist und durchaus nicht jedesmal entflieht, trotzdem ihn nichts davon zurückhalten könnte.

Die Furcht vor der Flucht des Sklaven ist es, welche wie ein Damoklesschwert ewig über dem Haupt des Sklavenbesitzers schwebt und dieser Umstand ist es, welcher der Sklaverei ihren Stachel für den Neger nimmt. Diese Furcht vor der Flucht, welche für den gemeinen Mann wie für den Häuptling und auch für den Araber besteht, gewährleistet dem Sklaven auch eine größere Sicherheit für Leben und sogar Eigentum wie dem Freien. Der Negersklave in Afrika ist eigentlich nach gewisser Richtung freier wie sein Herr, aller Sorge und Verantwortung bar, und seine Leistungen werden bei weitem von den

gebotenen Vorteilen überwogen. Nahrung und Kleidung muß der Herr liefern. Die soziale Stellung des Sklaven ist, wenn er es selbst versteht, sich Geltung zu verschaffen, thatsächlich derjenigen des Freien gleich. Er kann es sogar zu Wohlhabenheit, Einfluß und hoher Stellung bringen. Kein äußeres Zeichen deutet seine abhängige Lage an. Es ist daher auch ganz falsch, wenn man die Lage der afrikanischen Sklaven als eine durchaus bedauernswerte schildert. Es soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß der Verfasser die Sklaverei als solche verteidigt, sondern es soll nur zur Aufklärung über die thatsächlich vorhandenen Zustände beigetragen werden.

Der Sklave wird vom Afrikaner allgemein mit „mein Kind" angeredet und genießt in der Familie die Stellung eines Mitgliedes derselben. Der männliche Sklave speist mit seinem Herrn aus derselben Schüssel, die Sklavin mit den weiblichen Familienmitgliedern. Das Pombe verhilft Herrn und Sklaven aus demselben Topf gemeinsam zum Rausch und die Tabak- und Hanfpfeife wandert vom Herrn zum Sklaven und zurück. Der Sklave würde es als eine große Beleidigung empfinden, wollte ihn der Herr von diesen Genüssen und Vorteilen ausschließen. Nur wenn der Herr sehr viele Sklaven besitzt, wird von solchen Gepflogenheiten ganz abgesehen, und nur die ältesten, treuesten und einflußreichsten derselben werden als ganz zur Familie gehörig betrachtet. Dasselbe gilt für die Sklaven des Häuptlings. Der Sklave hat im allgemeinen, wenn er schon längere Zeit und besonders, wenn er von Kindheit an im Besitz eines Herrn ist, großen Einfluß auf alle Familienangelegenheiten, und selten wird man etwas unternehmen, ohne seinen Rat gehört zu haben.

Im Rate der Großen hat ein Sklave ebensowohl Stimme wie ein Freier, wenn er sich durch seine Intelligenz Einfluß zu verschaffen gewußt hat, ein Einfluß, der oft denjenigen der freien Würdenträger bei weitem überwiegen kann, und jeder wird sich hüten, ihm alsdann seine Unfreiheit vorzuwerfen. Von einer demütigen Unterwerfung des Sklaven ist im allgemeinen sehr wenig zu bemerken, und wenn derartiges hier und da zu Tage tritt, so folgt der Sklave immer nur einer augenblicklichen Eingebung, indem er sich für solche Momente darin gefällt, den Sklaven zu spielen. Anders kann es aber vorkommen, daß er seinem Herrn geradezu Widerstand leistet, wie ein

Gefangene Wasuaheli-Sklavenhändler. Nach einer Originalphotographie.

Sklave, der in Igonda, der Hauptstadt von Ugunda, mit seinem Herrn wohnend, sich in den Kopf gesetzt hatte, das Feld nicht bestellen zu wollen, sondern als Träger zur Küste zu ziehen. Der Herr hatte ihm die Erlaubnis verweigert. Als aber die Zeit der Abreise heranrückte, bestand der Sklave auf seinem Willen, der Herr seinerseits beharrte auf seinem Entschluß, es entstand zwischen den beiden ein heftiger Wortwechsel, der mit einer Prügelei endete, in welcher der Sklave der Sieger blieb. Der Verfasser war Zeuge des Vorfalles und erst vor kurzem im Innern angelangt. Er glaubte daher, in den alten bei uns verbreiteten Ansichten befangen, die letzte Stunde des Sünders habe geschlagen, indem er annahm, daß sich ein Herr derartiges vom Sklaven nicht bieten lassen werde. Aber was geschah — statt der vom Verfasser vermuteten exemplarischen Strafe söhnten sich die beiden in einem Rausche aus. Seine Ursache verdankte er dem Inhalt eines dickbauchigen Pombetopfes, den der Sklave gekauft hatte und dessen Inhalt Herr und Sklave in größter Seelenruhe zusammen vertilgten. Das Allermerkwürdigste aber blieb, daß der Sklave seinen Willen durchsetzte und zur Küste ging. Es kommt überhaupt außerordentlich häufig vor, daß die Sklaven der Wanjamuesi gegen den Willen ihrer Herren sich als Träger verdingen und diese nicht nur von jeder Bestrafung absehen, sondern froh sind, wenn der Sklave überhaupt zurückkehrt.

Bei den meisten ostafrikanischen Stämmen kommen Ehen zwischen Sklaven und freien Weibern vor, wenn auch nicht gerade häufig. Intime Liebesverhältnisse freier Mädchen mit Sklaven sind dagegen an der Tagesordnung. Am häufigsten aber werden Sklavinnen zu Konkubinen gemacht, wohl auch geheiratet und nehmen dann ganz die Stellung eines freien Weibes ein. Der Sklave kann sich nach der Rechtsanschauung der Neger kein Eigentum erwerben. Aber auch hier widersprechen die Thatsachen dem theoretischen Recht, indem sich der Herr meist mit einer Abgabe begnügt. Fälle, in denen der Sklave wohlhabender und damit einflußreicher ist, wie der Herr, sogar wie der Häuptling, selbst wie der arabische Gebieter, gehören nicht gerade zu den Seltenheiten.

Immer jedoch betrachtet der Herr sein Verhältnis zum Sklaven vom Standpunkt des Besitzes aus, und die Besorgnis, diesen Besitz

durch schlechte Behandlung zu vermindern, macht, daß Ausschreitungen gegen den ihm schutzlos Preisgegebenen zu den größten Seltenheiten gehören. Als einst in Unjanjembe während der Anwesenheit des Verfassers ein Mjamuesi seinen Sklaven im Zustand der Notwehr tötete, weil dieser nach einem kleinen Wortwechsel in aufbrausendem Jähzorn dem Herrn mit seinem Beil einen schweren Hieb am Kopf versetzte, rief die Kunde von dem Vorfall im ganzen Land allgemeines Erstaunen hervor. Daß der Herr nach vollbrachter That fast sein ganzes Besitztum dem Häuptling überantworten mußte, weil er dessen „Land mit Blut besudelt" hatte, fand man als etwas Selbstverständliches nicht weiter merkwürdig, wohl aber, daß ein Freier seinen Sklaven getötet hatte. Wir sehen also auch hier, wie überall, daß sich alle Zustände das Gleichgewicht halten und Ausschreitungen sich auch hier von selbst verbieten, indem für Fälle, wie der eben erwähnte, der Habsucht des Häuptlings ein willkommener Vorwand gegeben ist, sich des Eigentums seiner Unterthanen unter einem gesetzlich anerkannten Vorwand zu bemächtigen. Niemand setzt sich aber gern solchen Anlässen aus, und daher kommt es, daß es zu den größten Seltenheiten gehört, wenn ein Sklave von seinem Herrn, dem Neger, getötet wird.

Der Häuptling beschränkt sich in der Anwendung draftischer Mittel seinen Sklaven gegenüber schon deshalb, um deren Vertrauen zu erwerben, und läßt denselben noch weit größere Freiheiten, wie seine Unterthanen ihren Sklaven. Wollte er mit Strenge jeden Ungehorsam, oder gar Faulheit seiner Sklaven ahnden, so würde er bald zu seinem Schrecken erfahren, daß er alle durch die Flucht verlieren würde.

Der Sklave kann entweder als solcher geboren werden oder als Kriegsgefangener seiner Freiheit verlustig gegangen sein, oder eine Schuld kann ihm die Freiheit geraubt haben. Sogar im Hasardspiel, welches bei den Wanjamuesi vielfach beliebt ist, setzt der Schwarze seine Freiheit aufs Spiel, wie wir ja bei unsern eignen Vorfahren Beispiele solchen Leichtsinns haben. Recht sonderbar hört es sich an, wenn man erfährt, daß sich Schwarze freiwillig ihrer Freiheit begeben, um unangenehmen Verhältnissen aus dem Weg zu gehen. Sie brauchen dann nur irgend jemand einen Gegenstand zu zerschlagen, sei es ein Gefäß, einen Haushaltungsgegenstand, oder einen Stoff zu zerreißen.

Mit besonderer Vorliebe werden in solchen Fällen Waffen, vor allem Gewehre, unbrauchbar gemacht. Der Betreffende geht nach der Zertrümmerung fremden Eigentums in den Besitz desjenigen über, dessen Eigentum er in der ausgesprochenen Absicht geschädigt hat, der Sklave jenes werden zu wollen. Am häufigsten wird hiervon von seiten unzufriedener Eheweiber Gebrauch gemacht. Auch Sklaven können dadurch ihren Herrn auf leichte Weise wechseln. Der Geschädigte darf nach dem traditionellen Recht den nunmehrigen Sklaven behalten, von Rechts wegen kann er zur Auslieferung desselben nicht gezwungen werden. Meist aber einigen sich die beiden in Frage kommenden Parteien, so daß der frühere Besitzer des Sklaven dem an seinem Eigentum Geschädigten eine Entschädigung zahlt, welche den zertrümmerten Gegenstand an Wert bei weitem übersteigt. Oft aber tritt auch der Fall ein, daß der Sklave im Besitz seines neuen Herrn verbleibt.

Der Verfasser war selbst öfters in der Lage, Gegenstände auf die obengeschilderte Weise einzubüßen. Da er aber die betreffenden Sklaven immer wieder ohne alle Entschädigung ihren Herren überlieferte, so wurde er nicht weiter belästigt. Nur in einem Falle machte er von dem ihm zustehenden Recht, den Betreffenden als Eigentum zu behalten, Gebrauch. Ein ihm treu ergebener Msukumasklave, Namens Kapaia, hatte den Verfasser als Träger oder Askari schon auf mancher Reise im Innern begleitet. Da Kapaia ein brauchbarer Mensch war, wollte ihn der Verfasser loskaufen. Der Besitzer aber verkaufte Kapaia aus Böswilligkeit an den Häuptling, welcher ihn nicht losgeben wollte. Kapaia entfloh seinem neuen Herrn, zerbrach ein Gewehr des Verfassers, und letzterer behielt den Mann, um ihm dann die Freiheit zu schenken.

Der Vorfall hatte die unangenehme Folge, daß Sklaven und sogar Freie scharenweise erschienen, alle in der Absicht, auf die oben geschilderte Weise Watuma (Sklaven) des Verfassers zu werden und als solche ein angenehmes Leben zu führen. Das gesamte Mobiliar, Waffen, Kleider standen in Gefahr, der Vernichtung anheim zu fallen. Ein drastisches Mittel schaffte aber augenblicklich Abhilfe, indem man dem ersten, der nach Landesbrauch einen Gegenstand zertrümmert hatte, auf einen gewissen Körperteil eine gehörige Tracht Prügel ver-

abreichte und seinem Herrn zurücksandte. Keiner machte daraufhin mehr den Versuch, Sklave eines solch grausamen Herrn zu werden.

Die Häuptlinge sind in ähnlichen Fällen weniger selbstlos. Sie benutzen im Gegenteil die Sitte, ihren Bestand an Sklaven zu vermehren, und haben zu diesem Zweck merkwürdige Einrichtungen und sonderbare Bestimmungen getroffen. Jeder Häuptling besitzt neben einer Anzahl gewöhnlicher Trommeln eine sogenannte Ng=oma=kuh, d. h. eine heilige, ehrwürdige, unverletzliche Trommel. Dieselbe läßt nur dann ihre dumpfen, weithallenden Töne vernehmen, wenn der Häuptling seine Ratgeber um sich zu sammeln wünscht, oder im Kriegsfall. Wer diese Trommel, ohne dazu ermächtigt zu sein, berührt, sei es aus Absicht oder Versehen, ist in demselben Augenblick der Sklave des Häuptlings. Ebenso derjenige, welcher eines der Abzeichen der Häuptlingswürde berührt, ohne das Recht dazu zu haben. Dahin gehört die vom Häuptling auf der Stirn getragene Muschelplatte, Löwen= und Pantherfelle. Der Häuptling Sike von Unjanjembe pflegte die Löwen= und Pantherfelle, auf welchen er zu sitzen oder zu schlafen geruhte, mit einer Schutzdecke aus getrockneten Rindshäuten zu belegen, in der versteckten Absicht, diejenigen Personen zu Sklaven zu machen, welche sich, in allzu vertraulicher Nähe dieser Häute niederließen, da sie die andern Felle nicht sehen konnten. Den Sklaven kennzeichnet übrigens kein äußeres Zeichen als solchen, und oft weiß seine ganze Umgebung nicht, daß er ein Unfreier ist. Dem Verfasser ist sogar ein Fall bekannt, wo der Betreffende selbst im unklaren darüber war. Jedenfalls steht fest, daß die Sklaverei für den Neger, welcher der Sklave seiner eignen Landsleute ist, nichts Drückendes hat.

Der Sklave im Besitz derjenigen Araber, welche sich im Innern aufhalten, erfreut sich einer ebenso milden Behandlung, wenn er auch nie als Familienmitglied angesehen wird. Der arabische Sklavenbesitzer muß die Flucht seines Sklaven ebenso befürchten wie der Eingeborene. Die zu leistende Arbeit ist eine fast ebenso geringe wie beim Eingeborenen.

Dem Araber stehen bedeutend mehr und nachdrücklichere Zwangsmittel zu Gebote, wie dem Neger, um widerspenstige Sklaven zum Gehorsam zu zwingen. Dennoch entschließt er sich nicht ohne weiteres

zur Anwendung von Strafen, sondern versucht es langmütig mit Ermahnungen und Drohungen, ehe er dazu schreitet, den Ungehorsamen in die Sklavengabel, welche an der Küste nicht gebräuchlich ist, oder in die Kette zu legen. In der Kette kann sich der Sträfling ungehindert bewegen, muß aber die schwere Last überall mit hinschleppen, wenn ihm nicht Leidensgefährten, oft zehn bis zwanzig an der Zahl, dabei helfen. Die Last ist dann zwar leichter, aber der Umstand, daß die Leute bei allen Verrichtungen der Arbeit und ihrer Bedürfnisse aneinander gefesselt sind, ist höchst peinlich für die Bestraften. Auch Haftstrafen vermag der arabische Hausbesitzer zu verhängen, indem er den Missethäter in den Stock legt, der hier und da innerhalb eines Raumes im Hause angebracht ist. Stockschläge wendet man auch an. Im allgemeinen aber sind Strafen ziemlich selten, da die Ansprüche an die Leistungen des einzelnen geringe sind und sie deswegen wenig Veranlassung zur Unzufriedenheit geben. Natürlich gibt es auch hier, wie überall, Ausschreitungen von seiten grausamer Herren, Vollblutaraber sind unter diesen recht selten. Dagegen findet man unter Mischlingen manchmal wahre Bestien, wie jener Halb- oder Viertelaraber in Tabora, ein Mann, der in Mrima geboren war, sich Schulden halber nicht mehr nach Sansibar wagen durfte. Muini, so hieß der Edle, verdiente durch Elfenbeinhandel und intensiv betriebenen Ackerbau eine Menge Geld in Tabora, gab sich aber merkwürdigerweise gar nicht mit Sklavenhandel ab. Er war der einzige Sklavenbesitzer, von dem der Verfasser hörte, daß er seine Sklaven bis aufs äußerste ausnützte. Es gelang ihm, seinen Sklaven derartige Furcht einzujagen, daß sie sogar nicht einmal zu fliehen wagten, denn Muini ruhte nicht eher, bis er des Flüchtlings wieder habhaft geworden war, und sollte es jahrelang dauern. Den Hauptraum seines großen Tembe in Tabora hatte er zum Gefängnis umgestaltet. Dort waren Gefangene beiderlei Geschlechts zu finden. Zu Dutzenden waren sie in den Stock geschlossen, an den Beinen oder Armen, oder an allen vier Gliedern zugleich in qualvollster Lage. Die Bedürfnisse wurden an Ort und Stelle verrichtet, ohne daß es erlaubt war, Reinigung vorzunehmen. Andre waren an den Händen aufgehängt, so daß nur die Zehenspitzen den Boden berührten. Den bei uns im Dreißigjährigen Krieg angewandten berüchtigten Schwedentrunk, bestehend in Wasser aus Senkgruben,

flößte Muini seinen ihm besonders strafwürdig erscheinenden Sklaven ein. Andre wurden mit heißem Eisen und kochendem Öl gebrannt. Wenn aber ein Sklave mit einem seiner zahlreichen, frei umherlaufenden Weiber sich eingelassen hatte, so brannte der edle Menschenfreund den beiden die Geschlechtsteile mit glühendem Draht aus. Derartige Bestialitäten verübte der Unmensch aus reinem Vergnügen an Schindereien. Späterhin nahm er gegen eine geringfügige Vergütung auch faule und widerspenstige Sklaven andrer Araber in Haft, um sie ebenso zu quälen. Starb irgend einer an den Mißhandlungen, so krähte kein Hahn danach. Der Wüterich starb 1884. Glücklicherweise gehören solche Ausschreitungen zu den größten Seltenheiten. Im allgemeinen ist der Sklave des Arabers nicht schlimmer daran, wie bei uns der Arbeiter, und hat vor diesem voraus, daß er weniger zu arbeiten braucht und weder Not noch Sorgen kennt. Kleidung und Nahrung werden ihm geliefert, doch muß gesagt werden, daß es an der Küste und im Innern Araber gibt, welche ihre Sklaven geradezu zum Diebstahl veranlassen, indem sie vorgeben, die Mittel zu ihrem Unterhalt nicht zu besitzen, und die Leute veranlassen, sich das Notwendige zu beschaffen, wo sie es finden.

Wir kommen nun zum Sklavenhandel. Die Eingeborenen ganz Afrikas, mit Ausnahme verschiedener Stämme Südwestafrikas und der Massai, treiben seit undenklichen Zeiten Sklavenhandel. In normalen friedlichen Zeiten ist für den Neger der Kauf und Verkauf eine höchst wichtige Angelegenheit. Langer Überlegung, vielfacher Beratungen bedarf es, vor allem mit der Frau oder mit den Angehörigen und Freunden, ehe man sich entschließt, ein solches Geschäft abzuschließen, wenn man nach langem Suchen das Richtige gefunden zu haben glaubt.

Das Verfahren beim Verkauf ist insofern eigentümlich, als man vor dem betreffenden Sklaven geheim hält, daß er verkauft werden soll, wenn er nicht etwa ein Kind ist. Einesteils, weil man nicht wissen kann, ob das Geschäft zum Abschluß kommt, und man dann den Sklaven unnötig besorgt gemacht hätte, andernteils, um ihn nicht durch die Furcht, einem bösen Herrn in die Hände zu geraten, zur Flucht zu veranlassen.

Unter dem Vorwand irgend einer Dienstleistung wird er herbeigerufen, damit der Käufer Gelegenheit hat, ihn in Augenschein zu

nehmen. Eine genaue Besichtigung des nackten Körpers, sei es bei einem Mann oder einer Frau, wird nie vorgenommen. Der Geschäftsabschluß findet unter denselben langwierigen, umständlichen Umständen statt, wie beim Elfenbeinhandel. Jeder sucht seinen Vorteil möglichst zu wahren, und Tage, selbst Wochen können vergehen, ehe beide Parteien einig sind. Der Preis ist nach Alter, Geschlecht und Aussehen des Sklaven sehr verschieden. Westlich vom Tanganika kann man in Ländern, wo wenig Karawanen hingelangen, für sechzehn bis achtzehn Unterarmlängen weißen Baumwollstoffes einen kräftigen Knaben von fünfzehn bis sechzehn Jahren kaufen. Ein Mädchen in demselben Alter kostet das Doppelte und Dreifache. Im ersten Fall würde das zehn bis zwölf Mark im Werte ausmachen. Eine erwachsene Frau kostet zehn bis fünfzehn Unterarmlängen, eine alte gar nur fünf, wie sich der Verfasser selbst zu überzeugen Gelegenheit hatte. In Tabora sind die Preise natürlich höhere, dort kostet ein Knabe ungefähr sechzig bis siebzig Mark, eine schöne Sklavin, die uns aber nicht gefallen würde, hundert bis dreihundert Mark. In Sansibar beträgt der Preis für einen Knaben etwa hundert bis zweihundert Mark, und für eine junge, schöne Sklavin werden Phantasiepreise gezahlt. Man sieht, daß der Sklavenhandel ein recht einträgliches Geschäft ist.

Wir zivilisierten Menschen stellen uns diesen Handel als eine große Grausamkeit für die Betroffenen vor. Den besten Einblick in diese Verhältnisse erhalten wir, wenn wir an einigen Beispielen zeigen, wie die sogenannten „armen Sklaven" die Sache in Wirklichkeit auffassen. Der Verfasser war selbst Zeuge der zu schildernden Vorgänge. Eine große Karawane reiste durch das Land Marungu, welches am westlichen Gestade des Tanganika liegt. Zahlreiche Eingeborene erschienen im Lager, um Lebensmittel zu verkaufen. Unter den Leuten befand sich auch ein Elternpaar, welches mit einem vierzehnjährigen Knaben erschienen war. Dasselbe schloß sofort mit einem der Träger Freundschaft, wie sie es nannten, indem sie einige Geschenke austauschten und verabredeten, daß der Knabe den mit der Karawane weiter westwärts ziehenden Träger begleiten sollte, der ihn dann später mit nach Unjamuesi und vielleicht sogar zur Ostküste nehmen sollte. Von einer Rückkehr wurde nicht gesprochen. Man hätte nun erwarten sollen, daß die Eltern dem Träger eine kleine Vergütung zahlen

würden für die immerhin läſtige Beaufſichtigung ihres Kindes. Es fand aber gerade das Umgekehrte ſtatt. Der Träger zahlte den Eltern drei Doti weißen Baumwollſtoffes, das ſind zwölf Unterarmlängen, mit andern Worten, die Eltern hatten ihr eignes Kind an den Träger verkauft. Der Knabe, bis dahin ein Freier, mußte ſofort ſeine Dienſte bei dem Träger, einem Mjamueſi, antreten und Waſſer und Holz ſchleppen. Damit iſt Livingſtones Anſicht widerlegt, daß es eine Unmöglichkeit ſei für fühlende Menſchen, ihre eignen Kinder zu verkaufen. Der Verfaſſer war ſelbſt noch mehrmals Zeuge ähnlicher Vorgänge. — Und was ſagte der Knabe dazu? — Gar nichts, er lachte und begleitete freiwillig ſeinen Herrn, einen Teil von deſſen Laſt ſchleppend. Nichts leichter wäre ihm geweſen, wie zu entfliehen. Ein Jahr ſpäter kam die Karawane auf dem Rückweg an demſelben Dorf vorüber. Der Verfaſſer fragte den Knaben, ob er nicht Luſt habe, ſeine Eltern zu beſuchen, welche noch in der alten Heimat lebten. Mit überlegenem Lächeln antwortete der Sklave: „Jene ſind Waſchenſi (Wilde), ich aber bin jetzt ein Mguana (in dieſem Sinn Gebildeter), ich will von jenen Leuten nichts mehr wiſſen.“ Es war alſo nicht ſeine verletzte Kindesliebe, welche ihn davon abhielt, die Eltern wiederzuſehen. Ein andrer Fall. Eine Mutter war mit ihrem Kinde, einem dreijährigen Knaben, aus Uemba geraubt und beide getrennt verkauft worden. Später entdeckte die Mutter, welche im Beſitz der deutſchen Expedition einen von deren Askari geheiratet hatte, das Kind zufällig in den Händen eines Mjamueſi. Der Stiefvater, nicht die Mutter, welche ein höchſt gleichgültiges Benehmen zeigte, ſchlug vor, den Knaben mit beider Erſparniſſe loszukaufen. Der Eigentümer desſelben zeigte ſich bereit, der Handel wurde abgeſchloſſen. Da aber ein beſtimmter bunter Stoff, welcher nicht zur Stelle war, beim Kaufpreis verlangt wurde, ſo traf man die Verabredung, daß der Eigentümer den Knaben nach der Station Uganda bringen ſollte, wo man das Geſchäft zu erledigen gedachte. Der Verfaſſer hatte zwei Drittel des Kaufſchillings aus ſeinen eignen Tauſchwarenvorräten beigeſteuert. Vierzehn Tage ſpäter erſchien der Mjamueſi pünktlich mit dem Kinde, zog aber zum großen Erſtaunen des Verfaſſers wieder damit ab. Nun ſtellte ſich heraus, daß die Mutter mit dem Gatten die vom Verfaſſer geſchenkten Stoffe, welche zum

Ankauf ihres eignen Kindes bestimmt waren, verjubelt hatten. Erst ein volles Jahr später hatte die liebevolle Mutter wieder so viel gespart und zum Teil bei andern entliehen, daß sie das Kind auslösen konnte.

Almasi, einer der schwarzen Köche des Verfassers, hatte die Sklavin eines Arabers aus Tabora geheiratet und mit dieser während der Reise zwei Kinder gezeugt. Auf dem Rückweg über Tabora reklamierte der Araber seine Sklavin und die beiden, nach dortigem Recht ihm gehörigen Kinder. Der Verfasser kam aber mit dem Araber überein, daß die Sklavin nebst den Kindern gegen eine von ersterem gezahlte Vergütung für immer Almasi als dessen Weib begleiten solle. Auf dem Wege von Tabora zur Küste stellte sich aber heraus, daß die Mutter mit ihren Kindern nicht in der Karawane befindlich war, Almasi hatte sie in Tabora gelassen und erklärte auf Vorhaltungen wegen dieses liebelosen Verfahrens lächelnd: „Wenn ich will, kann ich jeden Augenblick andre Frauen und andre Kinder haben.“ Der Verfasser kaufte in Igonda, wo damals eine deutsche Station befindlich war, einen kleinen Jungen, einen Mtaturu, von 13 Jahren, der ebenfalls mit seiner Mutter geraubt worden war. Die Mutter lebte im Besitz eines Mjamuesi in einem Dorf, welches eine halbe Stunde von Igonda entfernt lag. Dies erfuhr der Verfasser erst in einer Unterhaltung mit dem Knaben, nachdem derselbe fast ein Jahr in des ersteren Besitz war. Auf die Frage, ob er denn nicht einmal seine Mutter besuchen wollte und ob er kein Verlangen nach ihr habe, antwortete das zärtliche Kind halb erstaunt: „Warum denn, meine Mutter hat mir nie etwas geschenkt, zudem kommt sie alle Monate zehn- bis zwölfmal nach Igonda, ohne sich je um mich zu kümmern.“ Die liebevolle Mutter hatte es nie der Mühe wert gefunden, ihr Kind zu besuchen, trotzdem sie in nächster Nähe desselben lebte. Wir könnten noch hunderte von Beispielen ähnlicher Art erzählen, aber sehr wenige, welche als Zeugnis für Mutter- oder Kindesliebe gelten könnten. Derartige Gemütsregungen sind immer auf augenblickliche Eingebungen zurückzuführen.

Menschen mit so wenig entwickeltem Gefühls- und Gemütsleben kann eine gesellschaftliche Einrichtung wie die Sklaverei unmöglich als eine allzu drückende Last, oder gar als ein großes Unglück erscheinen.

Um auf die Ausführung des Sklavenhandels zurückzukommen, müssen wir die Art der Übergabe des Verkauften schildern. Derselbe wird, im Falle er auf seinen eignen Wunsch an einen womöglich selbstgewählten neuen Herrn verkauft wurde, diesem einfach folgen. Wenn man aber seine Flucht zu besorgen hat, und der verkaufte Sklave oder die Sklavin selbst noch nicht wissen, daß man sie verschachert hat, so legt der Käufer den Betreffenden, falls er in demselben Ort wohnt, einige Wochen in eine Sklavengabel. Der Sklave gewöhnt sich während dieser Zeit an seinen neuen Herrn, man möchte fast sagen wie ein Hund, und bleibt, sobald man ihn aus dem Marterholz befreit, bei dem nunmehrigen Gebieter. Ein eigentümlicher physiologischer Vorgang, der auf eine niedere geistige Stufe schließen läßt.

Wenn der Käufer in einer andern Ortschaft wohnt, so wird dem Sklaven, dem von seinem eignen Verkauf aus den angeführten Gründen nichts bekannt gegeben wurde, befohlen, den ersteren gegen eine kleine Vergütung auf eine kurze Strecke zu begleiten, um z. B. etwas zu tragen. Unterwegs wird er unvermutet in die Sklavengabel gelegt; um erst dann zu erfahren, daß man ihn verschachert hat.

Die Eingeborenen und besonders die Häuptlinge verkaufen nur äußerst ungern ihre Sklaven, da sie sonst in schlimmen Ruf kommen und Gefahr laufen, ihre andern Sklaven zu verlieren. Einen freien Unterthanen oder den Sklaven eines solchen, selbst den Sklaven eines Sklaven zu verkaufen, würde der Häuptling nie wagen. Es kommt nämlich sehr oft vor, daß Sklaven selbst Sklaven halten und alle Arbeit durch diese verrichten lassen.

Die Araber im Innern Deutsch-Ostafrikas sind beim Sklavenhandel genötigt, ebenso zu verfahren wie die Eingeborenen. Der Sklavenhandel wird im großen und ganzen nur mit frisch geraubten Menschen betrieben, da andre viel zu teuer bezahlt werden müssen und zu schwer zu erlangen sind. Nur in den Küstenplätzen wurde der schändliche Handel, besonders aber in den südlichen Distrikten öffentlich, auch für den betreffenden Sklaven, betrieben, auch in Sansibar bis in die jüngste Zeit, trotz der Anwesenheit der Engländer, nachgewiesenermaßen sogar unter deren Augen. An der Küste wurde der Körper der Sklaven ganz genau untersucht, besonders bei Sklavinnen, welche man in den Harem aufzunehmen wünschte. An der

Küste lag der Sklavenhandel in den Händen einzelner großer Händler, meist waren es Mischlinge, welche sich damit abgaben, denn auch der anständige Araber aus Maskat hält den Menschenhandel für ein immerhin anrüchiges Geschäft. Als geradezu unehrenhaft gilt es aber, schon lange im Besitz befindliche Sklaven um des Vorteils willen zu verkaufen, wenn nicht die höchste Not oder gänzliche Unbrauchbarkeit eines erst kürzlich gekauften Sklaven dazu zwingt. Wenn eine Negersklavin ihrem arabischen Herrn als dessen Konkubine ein Kind geboren hat, so hat sie damit als selbstverständlich die Freiheit erlangt.

Im allgemeinen pflegt man alten Sklaven die Freiheit zu schenken, auch andern, die sich große Verdienste um ihren Herrn erworben haben. Der Sultan Said Bargasch pflegte alljährlich einer, wenn auch beschränkten Anzahl Sklaven die Freiheit zu schenken, einzelnen solcher auf besonderen Wunsch von Europäern. Der Araber befolgt in diesen Dingen ebenfalls nur die Vorschriften des Korans, welcher als verdienstlich bezeichnet, seinen Sklaven die Freiheit zu schenken, und eine milde Behandlung derselben geradezu gebietet. Daß aber ein Neger seinem Sklaven jemals die Freiheit geschenkt hätte, ist noch nie dagewesen, es sei denn der Neger wäre ein Mohammedaner. Dem heidnischen Neger erschiene ein solche Handlungsweise ebenso thöricht, als es uns thöricht erschiene, wenn man etwa einem Pferd oder einem Rind die Freiheit schenken wollte. Dem Neger kann man von seinem Standpunkt aus nur Recht geben, denn ein befreiter Sklave würde sofort in die Hände eines andern Herrn fallen, er wäre als Freier für dortige Verhältnisse gar nicht denkbar, da der Sklave nach den Begriffen von Schwarzen nie die Freiheit mehr erlangen kann und als Fremdling in einem Lande ganz rechtlos wäre.

Der Sklave, welcher vom Araber die Freiheit geschenkt erhält, heißt „Huru“. Der frühere Herr desselben ist sonderbarerweise noch für „seinen Huru“ verantwortlich, kann sogar zu Schadenersatz herangezogen werden, wenn durch den Huru Sachbeschädigung veranlaßt wurde.

Wenn der Neger des Innern seinem eignen, zu Ansehen gelangten Sklaven gegenüber machtlos ist und von dem ihn theoretisch zustehenden Recht, sich das ganze Besitztum desselben anzueignen, keinen

Gebrauch machen kann, so befindet sich der Araber im gleichen Fall in ganz andrer Lage. Er nimmt alles, was sich sein Sklave erarbeitet hat, an sich, sei es, daß der Sklave sich in Sansibar Geld verdient hat, sei es, daß derselbe im Dienste eines andern Arabers oder eines Europäers als Träger oder Askari Lohn ausgezahlt erhielt. Will der Sklave in den Genuß seines Verdienstes gelangen, so bleiben ihm nur zwei Wege offen, sich denselben im Innern auszahlen zu lassen, und nicht mehr nach der Küste zurückzukehren, oder das ganze Geld in möglichst kurzer Zeit in Sansibar zu verjubeln. Meist findet das letztere statt. Da kommen denn die sonderbarsten Dinge vor.

Sansibariten, welche die großen Reisen eines Burton, Speke, Livingstone, Cameron, Stanley, Wißmann oder des Verfassers während vieler Jahre mitgemacht haben, welche bei ihrer Rückkehr zuweilen ein- bis zweitausend Mark und mehr ausgezahlt erhielten, gaben sich die größte Mühe, das schwer erworbene Geld so schnell wie irgend möglich los zu werden. So z. B. Rehani, einer derjenigen Sansibariten welche Stanley den Kongo hinab begleitet hatten. Rehani mietete sich in Sansibar ein steinernes Haus, warb zwanzig Askari und Diener an, welche er ebenso wie sich selbst in kostbare arabische Kleider steckte und mit seinem Gefolge durch die Straßen der Stadt promenierte. Jeder dieser Diener hatte eine andre Beschäftigung, so z. B. die Waffen nachzutragen, die Füße ihres Herrn zu waschen, einer mußte dabei das Handtuch halten, ein andrer die Schüssel, wieder andre mußten kochen, Kaffee servieren, das Haus reinigen, die Kleider ordnen. Selbstverständlich heiratete Rehani sofort eine schöne Negerin, richtete sein Haus nach dortigen Begriffen fürstlich ein, mit einem geschnitzten Bett, seidenen Kissen und persischen Teppichen. Tagelang wurden Gelage gehalten, jeder Gast war willkommen. Auf Branntwein wurde ein großer Teil des Geldes ausgegeben, und nach vier Wochen hatte Rahani keinen roten Pesa mehr. Er ließ sich sofort wieder bei einem Europäer anwerben und machte auch als Träger die Reise des Verfassers ins Kongoquellgebiet mit. — Hier und da denkt einer an die Zukunft und kauft sich eine kleine Schamba. Erfährt davon der Herr, so nimmt er dieselbe sofort an sich. Im günstigsten Fall läßt er den Sklaven solange im Besitz seines kleinen Anwesens, als er selbst in

günstigen Verhältnissen lebt. Das ist aber bei einem Araber selten von langer Dauer. Stirbt der Herr, ehe er sich in Besitz des Eigentums seines Sklaven gesetzt hat, so teilen sich gewiß dessen Erben in dasselbe. Der in den Plantagen arbeitende Sklave kann überhaupt nie zu etwas gelangen, da er keinen Lohn erhält.

Ehe die Kulturnationen zu maßgebendem Einfluß an der Küste Ostafrikas gelangten, war das Los der arabischen Negersklaven an der Küste zweifellos ein härteres wie jetzt. Die Araber zwangen dieselben zu angestrengter Arbeit, einer Arbeit, die aber dennoch nie eine schwerere war wie diejenige eines europäischen Arbeiters. Lohn erhielt der Sklave allerdings nicht, hatte aber auch dafür gar keine Sorge, denn Nahrung und Kleidung, deren letzterer er in dem heißen Klima nur wenig bedarf, gab ihm der Herr, wenn es dieser nicht etwa vorzog, dem ziemlich allgemein gepflogenen Gebrauch folgend, von sieben Tagen zwei freizugeben, welche dem Sklaven zur Bestellung des eignen Feldes zur Verfügung standen.

Doch auch das Los dieser Sklaven war nicht zu vergleichen mit dem der amerikanischen Sklaven, welche bis aufs äußerste ausgenutzt wurden. Heutzutage, wo die Sklaven immer wertvoller werden und immer weniger leisten wollen, sind sie keineswegs zu beklagen, wenn sie sich nicht zufällig im Besitz eines der wenigen grausamen Araber befinden. Der Negersklave im Besitz des Arabers fühlt sich dementsprechend auch ganz wohl und blickt mit einer Empfindung auf den europäischen Arbeiter herab, welche ein Gemisch von Mitleid und Verachtung ist. Ganz außerordentlich bezeichnend für diese Auffassung sind die Äußerungen eines Negersklaven über diesen Punkt, sie charakterisiert in wenigen Sätzen die ganze Lage der sogenannten armen Sklaven. Der Betreffende hatte seiner Zeit die Reisen des Verfassers mitgemacht und erwiderte demselben auf die Mitteilung, daß es in Europa keine Sklaven gebe, wörtlich folgendes: „Du sagst, in Europa gebe es keine Sklaven, ich sage dir aber nur das eine, sind eure Matrosen etwa keine Sklaven, können sie doch nichts verrichten, ohne den Befehl ihrer Vorgesetzten. Sie schlafen, erheben sich, wachen, essen, trinken auf Befehl, sie müssen exerzieren, arbeiten oder ruhen auf den Wunsch dieser Herren, sie müssen auf dem Schiff bleiben oder an Land gehen, ohne eignen Willen, und solche Menschen

sollen keine Sklaven sein? — Wer könnte uns, die ihr uns Sklaven nennt, zu solchen Dingen zwingen? Niemand auf der ganzen Erde. Eure Matrosen und Arbeiter sind wirkliche Sklaven, ich habe es in London gesehen, wir aber sind Freie. Mein Herr, ein Verwandter Said Bargaschs, hat nicht erlauben wollen, daß ich dich begleite, habe ich nicht trotzdem deine Reise mitgemacht? Meinen Lohn mußt du mir, wie ausbedungen, in Bagamojo auszahlen, wer kann mich daran hindern, denselben selbst aufzuessen?" — Und hatte der Mann nicht in seiner Weise Recht? — Wenn sich auch jetzt mit der deutschen Invasion ein allmählicher Umschwung in diesen Anschauungen vollzieht, so wird es doch sehr langer Zeit bedürfen, ehe der Neger die Beweggründe unsrer Handlungsweise verstehen lernt und ehe wir auf die Hilfe der Neger bei unsern menschenfreundlichen Bestrebungen werden rechnen können. Jetzt sehen sie in uns immer noch ihre Gegner auf allen Gebieten des Lebens. Am allerwenigsten verstehen sie unsre gegen den Sklavenhandel und die Sklavenjagden gerichteten Bestrebungen. —

Wenn wir bisher bemüht waren, über die Sklaverei eine der Wahrheit möglichst entsprechende objektive Schilderung zu geben, und dabei gezeigt haben, daß die Sklaverei für die Betreffenden keine allzudrückende Last ist, so dürfen wir nicht unterlassen, die verderblichen Folgen derselben zu beleuchten, nämlich den Sklavenraub.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß der Sklavenraub gerade in den letzten Jahrzehnten einen so hohen Aufschwung genommen hat, gerade zu einer Zeit, während welcher sich die Hauptkulturnationen mit solch großem Nachdruck gegen diese Mißstände auflehnen und alle Kräfte einsetzen, dieselben in ihrem Machtbereich nach Möglichkeit zu unterdrücken. Innerhalb ihres Machtbereiches ist ihre Absicht so ziemlich erreicht, außerhalb desselben aber das Gegenteil. Die Ursachen dieser Erscheinung haben wir im Aufblühen des Elfenbeinhandels und in dem Widerwillen der Negerbevölkerung gegen regelmäßige Arbeit zu suchen.

In dem Kapitel über das Elfenbein haben wir gehört, daß der Elfenbeinhandel die Araber und Mischlinge immer weiter nach dem Innern führte, und daß der in seinen ersten Anfängen legitime Handel in demselben Maß, wie die Elfenbeinvorräte abnahmen, zu einem allgemeinen Elfenbeinraub ausartete.

Man bedurfte zur Durchführung der Raubkriege immer mehr Leute, also Sklaven, und ebenso brauchten die sich immer zahlreicher ansiedelnden Araber, welche die Aufhebung des Sklavenhandels an der Küste aller Arbeitskräfte beraubt hatte, solche im Innern in größerer Zahl zur Bestellung ihrer Felder. Man hatte die Sklaven verbrauchenden Araber und mithin den Sklavenhandel nur von den Küsten nach dem Innern vertrieben. Die im Innern herrschenden unsicheren Verhältnisse bedingten aber, daß man neben Arbeitssklaven noch solche für Krieg und Verteidigung notwendig hatte, und der immer größere Dimensionen annehmende Elfenbeinraub ist die Ursache, daß zur Ermöglichung desselben der Sklavenverbrauch ein bedeutend größerer wurde. Statt die Sklaverei, den Sklavenhandel und -Raub zu unterdrücken, haben wir gerade das Gegenteil erreicht. Sklavenraub übten die Eingeborenen schon lange vor dem Erscheinen der Araber, aber in nur unbedeutendem Umfang, fast immer nur bei Gelegenheit ihrer Kriege. Als aber die Araber erschienen und der Absatz des Sklaven ein immer bedeutenderer wurde, der Wert derselben stieg, da begannen auch sie sich mehr auf die Erbeutung von Menschen zu verlegen. Der seiner Zeit so berüchtigte Mirambo oder die Häuptlinge Simba und Njungu hätten niemals zu solcher eminenten Macht gelangen können, wie sie dieselbe in Ostafrika ausübten, wenn sie nicht die erbeuteten Sklaven von deren Kriegern an die Araber und an Eingeborene hätten absetzen können. Denn nur dadurch strömten jenen Räuberhäuptlingen so zahlreiche Krieger zu.

Die afrikanischen Häuptlinge bedienten sich in immer größerem Umfang der Araber, um mit deren Hilfe ihre Kriege zu führen, indem sie mit diesen ihren Bundesgenossen den Feind überfielen, dessen Dorf stürmten, seine wehrhaften Männer niedermachten, Weiber und Kinder als Gefangene fortführten und die Beute an Elfenbein und Sklaven teilten.

Diese Raubzüge waren da um so leichter auszuführen, wo die Eingeborenen noch nicht in Besitz von Feuerwaffen gelangt waren.

In den Ländern östlich vom Tanganika wurden diese Räubereien in verhältnismäßig geringem Umfang ausgeübt, da die Araber dorthin durch ihren Handel schon längst Feuerwaffen verbreitet hatten, und als sie in größerer Anzahl erschienen, fanden sie schon eine widerstands-

kräftige Bevölkerung, welche zu größeren Staatswesen geeint mit roher Gewalt nicht leicht zu besiegen war; dort konnten die Araber nur mit List die Unterwerfung einzelner Stämme oder Häuptlinge bewirken, wobei die Eingeborenen ihre Selbständigkeit eigentlich gar nicht einbüßten. Wir sehen daher auch in Ostafrika nirgends, mit Ausnahme der Gegenden um den Nyassa, durch Araber Sklavenraub ausüben. Die Araber sehen sogar darauf, daß sich keiner der Ihrigen dort mit den Eingeborenen in Streitigkeiten einläßt, sie kontrollieren sich gegenseitig, um sich die Wege nach weiter gelegenen Ländern offen zu halten, an ihren Hauptstützpunkten Tabora und Ujiji nicht von Eingeborenen belästigt zu werden.

Anders westlich vom Tanganika. Dorthin zogen die Araber, wie immer, anfangs nur als harmlose Händler, mit geringen Streitkräften, welche nur zur Bedeckung und zum Schutz ausreichend waren, erhandelten Elfenbein und auch einige Sklaven und zogen wieder nach Tabora, von wo aus sie alle kamen. Der Elfenbeinreichtum jener Länder war aber so bedeutend, daß er immer mehr Händler anlockte, darunter auch den schon früh zu großer Macht gelangten Tippo Tip, welcher über den See hinüber gegangen war, sich dann nach Süden wandte und als erster großartige Raubzüge dort unternahm, indem er die Länder zwischen dem oberen Kongo und dem Tanganika gänzlich verwüstete. Es war zu der Zeit, da Livingstone jene Gebiete bereiste. Tippo Tip drang bis Katanga vor, folgte dann dem Kongo eine Strecke abwärts und ging in östlichem Bogen nach Niangue. Nun war der Weg geöffnet, insofern als man Kenntnis von jenen Ländern erhalten hatte. Man wußte nun ganz genau, daß dort eine große Bevölkerung und viel Elfenbein vorhanden und daß diese Bevölkerung, schlecht bewaffnet, nur wenig Widerstandsfähigkeit besaß, sei es, daß die Eingeborenen in zahllose winzige Häuptlingsreiche zersplittert oder zu größeren Staatsverbänden geeint waren. Von Ujiji zogen zu Wasser eine Menge kleiner englischer Händler nach Marungu, Itawa und Urungu an der Südwest- und Südküste des Sees und verwüsteten jene unglücklichen Gebiete in der Nähe des Tanganika fast vollständig. Von Tabora aus zog der früher in Tippo Tips Begleitung reisende Belutsche, Hassan bin Schelum, genannt Kabunda nach Itawa und verwandelte im Bunde mit einem Mjamuesi-Mgaue

(Adliger) aus Igonda das ganze Land Itawa, Kaubire, Norduemba zwischen dem Tanganika und dem Luapula in eine menschenleere Wildnis. Zu Hunderten wurden aus den früher zahlreichen Dörfern die Eingeborenen fortgeschleppt.

Der Verfasser fand dort nur wenige elende Weiler und eine am Hungertuch nagende Bevölkerung.

Die größten Verheerungen aber richteten die Araber am Kongo an, wo sie unendlich weite Gebiete verwüsteten.

Die Art ihres Vorgehens war immer dieselbe. Zuerst erschienen kleine Händler, welche Elfenbein kauften. Jahrelang konnten zwischen diesen und den Eingeborenen ganz leidliche Beziehungen bestehen, die Händler machten gute Geschäfte, der Elfenbeinreichtum lockte dann immer jene mächtigen Araber an, die nicht kauften, sondern einfach raubten. Planmäßig gingen die Leute niemals vor, also nicht etwa so, daß man zuerst Händler vorausschickte, um die Eingeborenen in Sicherheit zu wiegen, wie manche Reisende meinten.

Vergleicht man die geringe Zahl der Vollblutaraber, die sich in den von ihnen besetzten Ländern am Kongo etwa so verteilen, daß auf ein Gebiet von der Ausdehnung des Königreichs Sachsen zwei bis höchstens drei, Mischlinge ungefähr zwei- bis dreihundert kommen, also verschwindend wenig Leute, so muß man sich wundern, daß ein solches Häuflein Menschen derartige Verwüstungen anzurichten im stande war, im Kongogebiet Länder von einer Ausdehnung, welche beinahe derjenigen Deutschlands gleichkommt, zu ruinieren und zu entvölkern. Besonders merkwürdig erscheint dies, wenn man erwägt, daß die Hauptabsicht dieser Biedermänner auf den Erwerb von Elfenbein gerichtet ist. Dies alles erklärt sich folgendermaßen. Die Voll- oder Halbblutaraber, welche über die Grenzen des heutigen Deutsch-Ostafrikas hinaus nach Westen zogen, führten zur eignen Sicherheit außer den Trägern zahlreiche Bedeckungsmannschaften mit sich. Diese Mannschaften bezogen keine Löhnung, denn die Kosten der Unternehmungen würden zu hohe geworden sein. Der Unterhalt der Karawanen wurde nur bis nach Niangue oder andern neu entstandenen arabischen Kolonien gegen Tauschwaren eingekauft, so lange man allgemein benutzte Handelsstraßen berührte. Hatte man diese aber verlassen, so versah man die Askari und die bewaffneten Träger mit Munition, die ganze Karawane lebte

fortan vom Raub. Die Löhnung der Askari bestand in einem Anteil der Beute, d. h. die Araber überwiesen ihren Kriegern die erbeuteten Gefangenen als Sklaven. Sie konnten dieselben nach Belieben behalten und verkaufen, hatten nur die Verpflichtung, für den Fall es ihnen gelang, vier oder fünf Sklaven zu erbeuten, einen oder zwei davon an den Herrn abzuliefern. Waren unter den Gefangenen kräftige Knaben im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren, welche für Kriegsdienste geeignet erschienen, so behielten die Araber dieselben, um sie als Askari zu verwenden, nachdem sie zu Islamiten gemacht worden waren. Diese Leute waren es, welche bald mit unsäglicher Verachtung auf ihre Landsleute herabblickten und welche mit weit größerer Bereitwilligkeit wie die Fremden auf ihre eignen Stammesgenossen feuerten und Jagd auf dieselben machten. — Das erbeutete Elfenbein wurde immer an den Araber und den unter Umständen mit diesem verbündeten Häuptling abgeliefert, da man es ja doch nie hätte veruntreuen können, ohne daß das Vergehen sehr bald ans Tageslicht gekommen wäre. — Die Bereitwilligkeit der Neger, auf die eignen Landsleute zu schießen, war hauptsächlich verursacht durch die Habgier, indem sie dann ebenfalls an der Beute teilhaben und mit bunten Fetzen behangen umherstolzieren konnten, sie sicherte den Arabern den Erfolg und verursachte, daß dieselben mit solch beispielloser Schnelligkeit die ungeheuren Gebiete zu erobern vermochten, welche noch heute in ihren Händen sind.

Nach und nach bildete sich ein gewisses System bei dem Raub heraus. Die mächtigen Araber, welche, wie z. B. Tippo Tib und andre über tausend und mehr Flinten geboten, schickten an diejenigen Häuptlinge, von welchen sie wußten, daß dieselben viel Elfenbein besaßen, Boten und verlangten Tribut an Elfenbein für sich und Sklaven für ihre Leute. Zahlten die Häuptlinge denselben nicht, so fiel man über die Unglücklichen her und ihr Untergang war besiegelt. Die Dörfer wurden überfallen, wehrhafte Männer erschlagen, Weiber und Kinder fortgeführt, das Elfenbein mitgenommen und die Hütten in Brand gesteckt.

Oft erschienen die Räuber mehrmals wieder, wenn die dem Überfall Entronnenen sich immer wieder anbauten, bis endlich alle vernichtet und zerstreut waren, die Wildnis wieder Besitz ergriff von den einst blühenden Anwesen und nur spärliche Hüttentrümmer und einige

Reibsteine als einzige Zeugen ehemaliger Ansiedelungen zurückblieben. Unsägliches Elend brachten diese Araber und ihre Bastarde über Afrika, denn in ihrem Gefolge marschierten Tod und Verderben. Die Haupttriebfeder ist das Elfenbein, der Sklavenraub kam erst in zweiter Linie. Leider hat es den Anschein, als ob dieser Sklavenraub zu immer größerer Bedeutung anschwellen sollte, wenn nicht alle Anzeichen trügen, so beginnen sich Araber des Kongos mit denen des Sudans die Hände zu reichen, und das bedeutet ein neues, unabsehbares Emporblühen jenes schmählichen Menschenhandels, denn nach dem Sudan eröffnen sich ganz neue Absatzgebiete, weit bessere wie die an der Ostküste. Für den Verfasser unterliegt es zwar keinem Zweifel, daß die Kongo- und die Sudanaraber nicht lange miteinander in Frieden leben werden, allein der Sklavenraub wird trotzdem immer größere Dimensionen annehmen.

Versuchen wir nun in kurzen Umrissen die Behandlung zu schildern, welche den geraubten, zu Sklaven gewordenen Menschen zu teil wird.

Man schildert dieselbe allgemein in übertriebener Weise als äußerst grausam, das ist durchaus nicht die Regel. Wenn der Sieger nach dem Kampf sich an den vorgefundenen Lebensmitteln gütlich thut und zu diesem Zweck noch einen oder zwei Tage an dem Ort des Schreckens verweilt, so werden die Gefangenen sofort gezwungen, Holz und Wasser zu holen, Mehl zu reiben, Speisen zu bereiten, selbstredend unter Aufsicht. Anfangs sind diese Unglücklichen begreiflicherweise sehr verstimmt, bald aber gewinnt, selbst in dieser Lage, der dem Neger angeborene Zug zu Heiterkeit und Scherz die Oberhand, und man sieht fast nur lachende Gesichter. Kein Zeichen untröstlichen Schmerzes, keine Thränen. Sah der Verfasser doch selbst nach der Eroberung von Mdaburu in Ugogo eben erst als Sklaven erbeutete Weiber ganz vergnügt Tänze aufführen. Die Fluchtverdächtigen werden in die Sklavengabel gelegt oder in die mitgeführten Ketten. Auf dem Rückweg vom Raubzug beeilt man sich nach Möglichkeit, den Ausgangspunkt der Expedition wieder zu erreichen, meist aus Besorgnis, die Leute wieder abgejagt zu bekommen, denn die mitgeführte Munition wird fast immer verknallt sein. Auf die Gefangenen nimmt man auf dem Rückwege wenig Rücksicht, unterzieht sich aber auch der lästigen Beaufsichtigung in nur geringem Maße, so daß während des Marsches

schon die Hälfte entflieht. Im Lager oder im Dorf entflieht ein weiteres Viertel, so daß überhaupt nur ein Viertel der Gefangenen in den Händen der Sieger bleibt, in Dienst genommen oder verkauft wird. Wenn auch auf dem Transport zweifellos grausame Behandlung der Gefangenen stattfindet, so überstehen ihn dennoch 95 Prozent ganz gut. Wir sprechen hier selbstverständlich nicht von dem Transport durch die Wüste, ein Gebiet, welches in unserm Buche nicht erwähnt werden soll. Die Sklavenräuber können über ein gewisses Maß an Marschleistung nicht hinausgehen, und dieses vertragen die Gefangenen alle sehr gut, selbst kleine Kinder, welche, wie der Verfasser selbst unzählige Male gesehen hat, im Falle der Ermüdung von ihren Räubern aus Mitleid getragen werden. Nur wenn man durch Gegenden kommt, wo es wenig zu essen gibt, da füllen die Araber und ihr Gefolge selbstverständlich mit dem Vorgefundenen den eignen Magen und lassen die Gefangenen hungern. Bald aber werden alle, auch die Sklavenjäger, vom Hunger geplagt werden, und auch dann, wenn an bekannten Wegen, welche von allen Karawanen betreten werden, wieder Überfluß herrscht, der Karawanenführer aber keine Tauschwaren mehr besitzt, um Lebensmittel zu kaufen; dann sieht man jene Mitleid erregenden Jammergestalten dahinschleichen, welche, zu Skeletten abgemagert, nur noch aus Haut und Knochen bestehen.

So sehen dann aber nicht nur die geraubten oder auch gekauften, in Ketten und Sklavengabeln gefesselten Sklaven aus, sondern auch ihre Peiniger und Schacherer. Der Verfasser war öfter in der Lage, solchen halbverhungerten Karawanen mit Stoffen zum Einkauf von Lebensmitteln auszuhelfen. Wenn auf solchen Märschen die unglücklichen Gefangenen nicht mehr weiter können, so versucht man diesem Mangel durch Prügel nachzuhelfen; hilft dies nichts mehr und bricht der Arme kraftlos zusammen, so wird er kalten Blutes ermordet. Man will ihn nicht in die Hände andrer fallen lassen, da man jenen den Gewinn mißgönnt. Hauptsächlich begeht man den Mord deshalb, weil man andre von Simulation der Müdigkeit abhalten will. Solche Mordthaten kommen aber bei Arabern und Mischlingen recht selten vor. Die Neger selbst aber, von denen die Araber wahrscheinlich diese schöne Sitte angenommen haben, lassen ihre Bestialität in unerhörter Grausamkeit an solchen unglücklichen Opfern aus, meist

durch Pfählen, eine bei dieser Gelegenheit sehr beliebte Todesstrafe. Es wird hierbei ein zwei Meter langer, armdicker Pfahl allmählich verlaufend fein zugespitzt und dreiviertel Meter tief senkrecht eingegraben. Darauf setzen die Bestien ihr Opfer und lassen es langsam am Pfahl abwärts gleiten. Gegen diese Bestien sind die Araber die reinen Engel, da sie diejenigen, welche nicht weiter können, erschießen oder ihnen den Kopf abschlagen. Wenn unter tausend erbeuteten oder eingehandelten Sklaven einer, höchstens zwei auf diese Weise getötet werden, so ist dies eine hoch gegriffene Ziffer.

Es muß hier auch ein allgemein verbreiteter Irrtum berichtigt werden. Man hört immer wieder in Berichten von Reisenden, daß die Araber Sklaven auch zu dem Zweck raubten, um sie als Träger für ihre Elfenbeinvorräte zu verwenden. Das ist ganz unrichtig. Zunächst gilt als Norm, daß die Anzahl der Trägerlasten von mitgeführten Tauschwaren im allergünstigsten Fall die Hälfte bis höchstens zwei Drittel der Anzahl von Trägerlasten an eingehandeltem Elfenbein ergeben, und zwar derart, daß 300 von der Küste mitgeführte Tauschwarenlasten zu 70—80 Pfd. engl. höchstens 150—200 Lasten Elfenbein zu 40—50 Pfd. engl. ergeben.

Ein Händler, der z. B. von Tabora weiter zieht, um Elfenbein zu kaufen, muß vertragsmäßig die Träger wieder dorthin zurückbringen. Er hat also unter keinen Umständen eine größere Anzahl von Trägern notwendig. Man bedenke auch, daß ein Händler Sklaven überhaupt erst dann einhandelt, wenn er kein Elfenbein bekommen kann. Um Träger zu gewinnen, kauft er nie Sklaven, schon deshalb nicht, weil niemand erwachsene Männer als Sklaven ersteht. Dieselben fügen sich niemals und sind immer auf Flucht bedacht. Weiber sind nur ausnahmsweise dazu fähig oder bereit, schwere Lasten, um die es sich allein handeln kann, zu tragen. Von Tabora aus nach der Küste ist der Trägerlohn nebst der Beköstigung aber ein solch geradezu lächerlich geringer, er beträgt höchstens 8—9 Mark inklusive Ernährung, daß es sich niemals lohnen würde, an Stelle gemieteter Träger zehn- bis fünfzehnmal so teure Sklaven zu kaufen. Hat aber ein Händler Sklaven gekauft oder geraubt, so wird er dieselben, im Falle er sie als Träger verwenden will, im eignen Interesse nie mehr belasten, als sie gewohntermaßen tragen können. —

Wenn wir die geraubten oder gekauften Sklaven auf dem Marsch und im Lager beobachten, so fällt uns bald auf, daß dieselben durchaus nicht den Eindruck machen, als ob sie so unglücklich wären, wie wir von unserm Standpunkt aus annehmen. Wenn nicht gerade Hunger oder Krankheit grassieren, so lachen und scherzen sie den ganzen Tag, denken kaum jemals an ihr Los, und in jeder solchen Karawane kann man sehen, daß sogar in Ketten gelegte oder mit dem Makongra belastete Sklaven ganz vergnügt die abendlichen Tänze mitmachen.

Wenn wir unsres Weges die Karawanenstraßen entlang ziehen, so kommt es häufig vor, daß wir auf menschliche Gebeine stoßen und Totenschädel uns angrinsen. Die meisten Reisenden sind schnell mit ihrem Urteil über den schaurigen Fund fertig: „heute Gebeine ermordeter Sklaven am Wege gesehen" wird ins Tagebuch eingetragen. Der gewissenhafte Beobachter erfährt aber immer, daß es entweder Knochen von Schwarzen sind, welche bei einem Überfall getötet wurden, oder, was der großen Mehrzahl nach der Fall ist, von solchen, welche an Blattern oder Dysenterie starben. Solche Gebeine hat der Verfasser übrigens nur an starkbetretenen Karawanenpfaden gefunden, und dann immer nur in sehr geringer Zahl. Jedesmal aber wußten die Träger genau anzugeben, um wessen Gebeine es sich handelte, und auf welche Art die Toten zu Grunde gegangen waren. Wäre auch nur ein einziges Opfer der Araber darunter gewesen, die Neger würden nicht verfehlt haben, dies zu erwähnen.

Ist der Sklaventransport, der oft wochenlang dauern kann, an einem Marktplatz, Niangue, Ujiji oder Tabora, angelangt, so werden die Sklaven herausgefüttert, gut gekleidet und verkauft, und sind dann in feste Hände gelangt. Nun ist die Behandlung die früher geschilderte gute. Der Sklave gewöhnt sich sehr bald an die neuen Verhältnisse, besonders wenn er sich überzeugt hat, daß man ihn weder verspeisen noch Medizin aus seinem Körper bereiten wird. Er hat nämlich beides allen Ernstes geglaubt, indem in den Gegenden westlich vom Tanganika die Meinung verbreitet ist, die Araber oder Neger in den östlichen Ländern verspeisen Menschen oder bereiten Zaubermittel aus besonders dazu geeigneten Individuen. Wenn man den Sklaven gut ernährt, gut kleidet und den beiden Geschlechtern Gelegenheit zum Heiraten gibt, so fühlen sich die Leute bald wohler wie daheim und ver-

gessen schnell, daß sie Vater, Mutter, Kinder oder Geschwister haben. Durchziehen sie später gelegentlich ihre alte Heimat, so sehen sie sich erstaunt um und wundern sich, daß sie früher dort unter so traurigen Umständen leben konnten, bleiben will aber keiner, es sei denn, er fände ein Weib, oder das Weib einen Mann, aber die in der Heimat Fremdgewordenen werden nur für kurze Zeit gefesselt, dann aber erfaßt alle die Sehnsucht nach der Stätte, wo es ihnen bei vollen Fleischtöpfen so gut gefallen hat, ubi bene ibi patria ist der Wahlspruch der Schwarzen. Ausgestandenes Elend vergißt der Schwarze sehr schnell, zur Rachsucht besitzt er nicht genug Charakterfestigkeit, er nimmt das Leben, wie es ist, und nicht, wie wir so gern dazu neigen, wie es sein sollte, er hängt nie sentimentalen Gedanken nach und tröstet sich damit, daß er sich sagt, heute bin ich in den Staub gedrückt, morgen setze ich vielleicht dem Gegner den Fuß auf den Nacken, am besten ist es, ich bin lustig, und das führt er aus, so gut er kann.

Wir sehen, es ist im großen und ganzen nicht so schlimm mit der Sklaverei, der Schwarze empfindet dieselbe nicht als Last, sondern als einen Zustand, der eben existiert und gegen den anzukämpfen Thorheit wäre. Unsre Bestrebungen versteht er ganz falsch und hält, selbst wo er an der Küste sich doch leicht eines Besseren belehren könnte, die Engländer von jeher für noch größere Sklavenräuber wie die Araber. „Die Araber", sagt der Neger, „erwerben sich ihre Sklaven entweder durch den Handel oder sie erbeuten dieselben mit Gefahr ihres Lebens. Die Engländer aber lauern in ihren uneinnehmbaren Schiffen den Arabern auf dem Meere auf und erbeuten leichten Kaufes deren Sklaven, um sie dann selbst zu behalten und in ihren Kolonien zu verwenden oder um sie den Missionen als Sklaven zu überweisen." Die Neger betrachten eben jeden Zwang, und werde er auch aus sittlichen Gründen zur Erreichung sittlicher Zwecke angewandt als Sklaverei, als eine viel härtere wie die ihre, da der Zwang mit solchem Nachdruck ausgeübt wird. Wenn wir nach dieser Richtung Gutes stiften wollen, so müssen wir vor allen Dingen alles vermeiden, was eine mißverständliche Auffassung unsrer Absichten zuläßt, dahin gehört vor allem, daß man nicht Kinder unter irgend einem Druck Missionen überweist, wie man es mit den seiner Zeit von Wißmanns Truppe erbeuteten Massaikindern gemacht hat.

Wir werden überhaupt einen sehr harten Stand in der Sklavereisache und von den Schwarzen keinerlei freiwillige Unterstützung zu erwarten haben.

Wir rechnen dabei umsomehr auf die Unterstützung der Mission, welche in den letzten Jahren schon ganz bedeutendes geleistet hat. Es hat sich daran die protestantische wie die katholische Mission gleichmäßig beteiligt, deutsche, englische und französische Missionäre. In Dar es Salaam hat die Berliner evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika durch den Missionär Greiner eine schöne Station errichtet, welcher er den Namen „Imanuelberg" gegeben hat. Die Zahl der Schüler, nach dem Aufstand auf 22 vermindert, hat sich inzwischen wieder bedeutend gehoben. Die Nichte des Missionärs ist ebenso eifrig wie dieser beschäftigt, Schulunterricht zu erteilen. Später trafen noch mehrere weibliche Anverwandte Greiners ein, um ihre Kräfte dem schönen Beruf zu widmen. Der Missionär Krämer, welcher ebenfalls eine Zeitlang in Dar es Salaam thätig war, hat in Tanga eine neue Station errichtet. Das mit der ostafrikanischen Mission verbundene Krankenhaus oder „Deutsche Hospital" in Sansibar wurde nach dem Abgang mehrerer Schwestern von der Gräfin Asta Blücher zuletzt allein verwaltet. Seine Majestät der deutsche Kaiser hat zum Bau eines neuen Krankenhauses 20 000 Mark aus seiner Privatschatulle geschenkt.

Es wäre sehr zu wünschen, daß es der evangelischen deutschen Mission ebenso gelänge wie der katholischen Mission, zahlreiche Stationen zu gründen, um in ausgedehnterem Maße ihre segensreiche Thätigkeit auszuüben.

Von deutschen katholischen Missionen haben die Benediktiner ihre zerstörte Station in Pugu wieder aufgebaut. Das Interesse für die Mission ist unter der katholischen Bevölkerung Deutschlands ein ganz besonders reges und hat sogar Veranlassung gegeben zur Gründung einer eignen Zeitung unter dem Titel „Gott will es". Recht namhafte Beiträge liefern die Katholiken Deutschlands zur Errichtung von Missionsstationen.

Bekannt sind die schönen Stationen der französischen katholischen Missionen vom heiligen Geist, deren bedeutendste in Bagamojo in diesem Buche schon öfter genannt wurde und die eine wahre Muster-

Missionsstation Mhonda. Nach einer Originalphotographie.

anstalt ist. Die Missionäre haben eine Station bei Simbamene und in den Ngurubergen und bei Mwumi und in Mhonda. Die algierischen „weißen Väter" haben als Domäne das Innere für sich in Anspruch genommen und Stationen in Kipalapala bei Tabora und in Karema am Tanganika und in Urundi am Nordufer desselben Sees. Diese Station mußte von Ujiji dorthin verlegt werden wegen des dort herrschenden ungesunden Klimas. Auch am Südufer des Viktoria Njansa besitzen sie eine Station bei Bukowa. Am zahlreichsten sind die Engländer vertreten. Die englische Universitätsmission besitzt in Usambara verschiedene Plätze. Die Londoner Mission hat in Urambo eine Station. In Mtinginja wirkte die englisch-kirchliche Gesellschaft, ebenso in Usambiro am Viktoria Njansa.

Am Nyassa finden wir an der deutsch-portugiesischen Grenze Mbanga der englischen Universitätsmission und am Nordostufer die Station Malindu, der Livingstone der Freischotten. Also schon jetzt eine Menge Pflegestätten des Christentums. Leider muß gesagt werden, daß schon viele der Missionäre im Dienst der schönen Sache ihr Leben lassen mußten, in den Kämpfen des Aufstandes, wie durch Krankheiten dahingerafft. Jedenfalls bedarf es bedeutender Mittel, um die Arbeit unsrer christlichen Sendboten nachdrücklich zu unterstützen. Zu diesem Zweck wird eine Antisklaverei-Lotterie veranstaltet, welche hoffentlich reichliche Erträgnisse liefern wird.

Noch sei hier eines ganz besonderen Verdienstes der Missionäre gedacht, das sind die umfassenden Sprachstudien und die Verdienste um die Übersetzung der Bibel in verschiedene Negersprachen. Damit ist ein sehr geeignetes Mittel geschaffen zur sittlichen Erziehung des Negers.

Vor allem sollte man von der veralteten Methode abkommen, Missionäre in Länder zu senden, wo wir keine Macht ausüben können; der Einfluß derselben wird immer fast null bleiben und nur zu Verwickelungen Anlaß geben. Die Nachsicht und Geduld dieser eifrigen Streiter für die gute Sache schaden uns weit mehr, als sie nützen.

Die Thätigkeit der Mission sollte erst da beginnen, wo wir thatsächlich gebieten, und wo der Kaufmann schon Wurzel gefaßt hat. Da sind Missionsstationen am Platz, nicht aber im Innern. Jetzt, da unser Interessengebiet politisch abgegrenzt ist, ist es nur eine Frage der Zeit, daß wir thatsächlich Besitz von all den weiten Terri-

torien ergreifen, dann soll die Mission dort erst ihre Aufgabe in Angriff nehmen, und dann erst wird sie auch segensreich zu wirken beginnen, wie wir dies jetzt mit Genugthuung an der Küste von der Missionsthätigkeit feststellen können. Wenn das Antisklavereikomitee jetzt aber schon wirken will, so soll es nicht nur auf rein missionarem Gebiete wirken, sondern auch seine ziemlich reichen Mittel etwa dazu verwenden, Verkehrseinrichtungen zu treffen, Postdienst errichten, Mittel zu Versuchen mit Ochsenwagen bewilligen, ebenso wie für den Bau von Schiffen auf unsern großen innerafrikanischen Seen. Es soll Versuche machen mit Zähmung von Elefanten und Zebras, denn der größte Feind der Sklaverei ist und bleibt der erleichterte Verkehr und in letzter Linie die Eisenbahn.

Um aber den Arabern und Negern klar zu machen, wie ernst es uns ist um die Förderung des Wohles der Schwarzen, müssen wir zu gewaltsamen drastischen Mitteln greifen, deren eines die Blockade war. Wenn auch der thatsächliche Erfolg derselben ein recht geringer war, so unterschätze man nicht den moralischen. Wir müssen ferner die Einfuhr von Waffen und Munition verbieten und das Verbot, um Wirkung zu erzielen, gemeinsam mit andern beteiligten Nationen durchführen, damit wir den Menschenraub im tiefen Innern erschweren und zuletzt ganz unmöglich machen. Vor allem aber müssen wir in größter Strenge mit denen zu Gericht gehen, welche den schmählichen Menschenhandel betreiben, jene gemeinen Araber, Mischlinge und Belutschen. Wir müssen sie, wie dies Wißmann gethan, aufhängen, zum wirksamen, abschreckenden Exempel. Die Aufhebung des Sklavenhandels ist übrigens nur eine Frage der Zeit, er wird da, wo wir der herrschende Teil werden, allmählich ganz von selbst verschwinden. Mit der gänzlichen Aufhebung der Sklaverei müssen wir aber sehr vorsichtig sein, da würde Übereilung nur unberechenbaren Schaden anrichten. Eine plötzliche Aufhebung der Sklaverei würde eine gänzliche Demoralisierung der Schwarzen herbeiführen, sie zur Arbeit gänzlich untauglich machen. Werfen wir dem Neger die Freiheit als ein Geschenk in den Schoß, so wird er ihren Wert nicht zu schätzen wissen und nur Mißbrauch damit treiben. Der Neger muß sich die Freiheit erst verdienen, erarbeiten, körperlich sowohl wie geistig.

Der Untergang der Expedition Zelewski.

Wir haben schon in dem Kapitel über die Wahähä angedeutet, daß während des Druckes des vorliegenden Werkes über die Expedition Zelewski ein schreckliches Unglück hereingebrochen ist. Ziemlich lange hat es gedauert, ehe uns der amtliche Bericht die näheren Umstände mitteilen konnte. Derselbe rührte von einem der überlebenden deutschen Offiziere, Leutnant von Tettenborn, her, welchem es gelang, sich und etwa sechzig Soldaten und Träger der unglücklichen Expedition zu retten.

Nach der Niederschlagung des Aufstandes 1887/89 wurden von unsern Schutztruppen zwei kleinere Expeditionen gegen die fortwährend die Grenze beunruhigenden Mafiti-Wahähä unternommen, welche ohne große Kämpfe verliefen, aber ihren Zweck nur unvollkommen erreichten, indem der Friede mit jenen wilden Stämmen nur kurze Zeit währte. Im Juli 1890 zog Dr. Schmidt gegen die Mafiti-Wahähä und zwar auf Ersuchen der zu Tunungu wohnenden französischen katholischen Missionäre. Von Bagamojo aus bis zur Grenze von Mahenge folgte er auf dem Rückwege bis nach Kiloa dem Lauf des Rufidji. Zu Kämpfen kam es damals ebenfalls nicht, wohl aber wurden einige Dörfer niedergebrannt. Anfang Oktober brach Dr. Schmidt abermals auf, diesmal, um gegen den Häuptling Machinga zu Felde zu ziehen. Machinga fing während dieses kleinen Krieges zwanzig von Dr. Schmidts Trägern ab, griff sogar die Karawane zweimal an, wurde aber mit Nachdruck zurückgeschlagen. Eines seiner befestigten Hügeldörfer wurde erstürmt. Am 21. Dezember 1890 wurde nochmals eine Expedition

gegen Machinga unter Chef Ramsay unternommen, ohne daß es auch diesmal gelang, den hartnäckigen Häuptling zu vertreiben. Man fand sogar derartigen Widerstand, daß die Expedition sieben Tote und achtzehn Verwundete aufwies. Es mochte indessen dem Häuptling doch etwas unheimlich zu Mute geworden sein, denn er sandte im März dieses Jahres zwei seiner Söhne mit siebzig Leuten nach Mikindani, um Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Im Anfang des Sommers zog Ramsay wiederum mit nur einer Kompanie gegen die Wahähä, welche fortgesetzt die südlichen Gegenden von Usagara beunruhigten. Nach kurzen Verhandlungen mit denselben in Kondoa unterwarf sich der Wahähähäuptling Taramakengue. Derselbe hatte Menschen geraubt und gab dieselben nunmehr nebst einer Entschädigung von sechzig Stück Rindern wieder heraus. Außerdem gab er die Versicherung, fernerhin keine Raubzüge unternehmen zu wollen, und sandte eine kleine Karawane zur Küste. Taramakengue vergaß aber sehr schnell seine Versprechungen, denn er hatte die deutsche Macht nicht mehr unmittelbar vor sich und drückte ein Auge zu, als seine Leute bald wieder mit ihren altgewohnten Räubereien begannen, was übrigens mit Sicherheit vorauszusehen war. Dies gab den Anlaß zu dem nun folgenden unglücklichen Ereignis.

v. Wißmann hatte seinen Posten verlassen, ehe er ein gegen den Häuptling Machinga geplantes kriegerisches Unternehmen hatte ausführen können. An seiner Stelle wollte der zum Befehlshaber der deutschen Schutztruppen ernannte Leutnant v. Zelewski die Bestrafung der räuberischen Wahähä unternehmen. Schon Mitte Juni hatte v. Zelewski mit einer großen Expedition, bestehend aus tausend Mann inklusive Träger, die Küste bei Kiloa verlassen. Die Expedition war aufs sorgfältigste ausgewählt und ausgerüstet. Die Absicht war, auf bisher noch nicht von Karawanen betretenen Wegen Mpapua zu erreichen, wo man sich mit einer Karawane, welche Lebensmittel und Munition zuführen sollte, vereinigen wollte. Man hatte die geplanten Zwecke möglichst geheim gehalten, um die Mafiti-Wahähä zu überraschen, auf welche man in der Nähe der Küste zu stoßen hoffte. Einige Tagemärsche weit im Innern fand man schon Lagerstellen der Mafiti-Wahähä, erst kürzlich verlassen. Nach dem Umfang derselben zu urteilen, konnte man die Anzahl der Mafiti auf drei- bis viertausend

Mann schätzen. Leutnant v. Zelewski sandte nunmehr den Leutnant Printz nach Dar es Salaam, um den Ort zu schützen. Mitte Juli traf die Kompanie gerade zu rechter Zeit dort ein, denn es hatten sich thatsächlich Feinde in der Nähe gezeigt.

v. Zelewski war inzwischen nordwärts zum Rufidji gegangen, indem er den Fluß auf bisher noch nicht betretenen Wegen bei Korogero (Ton auf dem e) erreichte und dort überschritt. Dann wendete sich der Weg nordwestlich nach den Orten Rubäho und Hongo in Kutu, hatte dann in Mbamba gelagert, welches Graf Pfeil als eines der größten afrikanischen Dörfer in jenen Gegenden beschreibt, mit über zweihundert Hütten. Mbamba liegt inmitten unabsehbarer Gärten und Felder. Während der zwei Tage, welche Graf Pfeil dort zubrachte, sah er neun große Karawanen Eingeborener, welche dorthin gekommen waren, um Lebensmittel einzukaufen, wie Reis, Mais und Mtama oder Sorghum. Mbamba liegt in Usagara. Dort und am Miombobach südlich von Kondoa wurde sechstägige Rast gehalten, um die von der Küste zu erwartende Karawane mit der Expedition zu vereinigen.

Schon in Mbamba war es zu Feindseligkeiten mit dem Wahähä-häuptling Taramakengue gekommen. Derselbe hatte Tribut zu zahlen versprochen, kam aber seinen Versprechungen nicht nach, so daß man in die Lage gedrängt wurde, seine Boma mit Sturm zu nehmen. Aus dem Lager am Miombobach brach die Expedition nach dem amtlichen Bericht des Leutnants v. Tettenborn am 30. Juli auf, direkt nach Marore, welches schon in Uhähä, westlich von den Rubäho-bergen liegt. Dieser Gebirgsstock mußte überschritten werden. Ehe wir in der Schilderung der nun folgenden Vorgänge weitergehen, sei es gestattet, einen ganz kurzen Blick auf die Geschichte des Landes Uhähä zu werfen.

Als Burton Ende der fünfziger Jahre einen kleinen Teil des Landes kennen lernte, waren die Wahähä noch ein unbedeutender Stamm, der, am Ruaha sitzend, ein kleines Gebiet bewohnte. Burton empfing von den Leuten keinen günstigen Eindruck und nannte sie Spitzbuben, die von Raub leben. Mitte der siebziger Jahre begann in der Geschichte des bis dahin wenig gekannten Landes ein Wendepunkt, herbeigeführt durch einen besonders thatkräftigen und energischen Häuptling Namens Machinga (nicht

der zu Anfang dieses Kapitels Genannte). Machinga war ungewöhnlich tapfer und erlangte über seine Unterthanen eine fast despotische Gewalt, so daß sie sich ihm in allen Dingen fügten. Es gelang Machinga, aus den früheren Wegelagerern einen Stamm wohldisziplinierter Krieger zu erziehen, welche sich später den Namen Wamachinga beilegten. Bis zu Machingas Erscheinen mußten die Wahähä an Merehre, den Häuptling des westwärts gelegenen Landes Urori, Tribut zahlen. Machinga machte diesem Zustande ein Ende. Er überschritt mit seinen Kriegern die Grenze von Urori, dort so unerwartet erscheinend, daß alles vor ihm floh, so auch Merehre, der seine weit ausgedehnte Hauptstadt im Stiche lassen mußte. Merehre setzte sich dann in der Nähe des Nyassa fest, nachdem Machinga das ganze Land Uhähä und Urori unter seine Herrschaft gebracht hatte. Die Boma des Merehre vermochte er aber nicht zu nehmen, besonders da sich der Engländer Elton, durch Merehre veranlaßt, in dessen Boma begeben hatte und den Häuptling mit seinen wenigen Flinten gegen die Wahähä unterstützte, so daß Machingas Macht an Merehres Boma zerschellte; er mußte abziehen. Dieser Umstand wurde dem Häuptling Machinga verhängnisvoll. Es entstand unter seinen Leuten eine Verschwörung, angezettelt durch einen Mamle genannten Mann. Machinga wurde ermordet, und Mamle trat dessen Erbschaft an. Mamle gelang es nun, den Merehre zu vertreiben, und fortan herrschte er über das ungeheure Gebiet zwischen Mpapua und dem Nyassa als Mssangirra von Uhähä. Schließlich gelang es aber dem Sohn des Machinga, mit dem Feind seines Vaters, dem alten noch lebenden Merehre, verbündet, den Mamle wieder zu vertreiben. Der französische Reisende Giraud fand in Uhähä den Häuptling Mkuanika, wahrscheinlich derselbe, mit dessen Abgesandten der Verfasser seiner Zeit zu thun hatte.

Die Hauptdaten der obigen kurzen Schilderung verdanken wir Thomson, doch ist es merkwürdig, daß dieser der Mafiti-Invasion keine Erwähnung thut. Die Mafiti beunruhigten, wie wir schon hörten, von Süden vorrückend, die Wahähä vorübergehend derart, daß sie auf kurze Zeit nordwärts gedrängt wurden. Wie eine Welle hat sich diese, wenn auch unbedeutende Völkerwanderung nordwärts fortgepflanzt und hinter sich wieder ruhige Verhältnisse gelassen, so daß die große Menge des Stammes in ihren alten Wohnsitzen blieb.

Diese Wanderung hatte eine Invasion der Wahähä in Südugogo veranlaßt und ihren Höhepunkt, wie es scheint, erreicht, als der Verfasser im Jahre 1885 durch Ugogo und Norduhähä zur Küste zog. Die Wahähä waren damals im Westen Ugogos nordwärts bis zur Grenze des Massailandes vorgedrungen und hatten bei dem nördlichsten Grenzort Ugogos, Mkunduku, mit Massai im Kampf gelegen. Der Mssangirra von Uhähä hatte damals die Absicht, ganz Ugogo zu erobern, doch scheint die Flut inzwischen zum Stehen gekommen zu sein.

Nehmen wir nunmehr den Faden unsrer Erzählung wieder auf. Von Merehre aus überschritt die Zelewskische Expedition bei Masombi den Ruaha und marschierte, genau die seiner Zeit vom Grafen Pfeil verfolgte Route innehaltend, über Mgowero auf Magi zu, wo ein Lager aufgeschlagen wurde. Dort zeigten sich die ersten Wahähäbanden, welche sich aber, nachdem einige Schüsse auf dieselben abgegeben worden waren, in westlicher Richtung zurückzogen. In der Nähe von Magi und auf dem westwärts von dort aus weiter verfolgten Marsch wurden in der sehr bevölkerten Gegend sechzig bis siebzig Tembe den Flammen übergeben. Am 16. August wurde der Ort Lula erreicht, von wo die Karawane am 17. August in der Richtung auf Mdawaro aufbrach. Gegen sieben Uhr morgens ließ der Kommandeur v. Zelewski auf einem kleinen kahlen Hügel halten, um den Zusammenhang der Karawane wieder herzustellen, was auf dem Marsche, wie wir früher hörten, öfters notwendig wird. Jenseit des Hügels breitete sich ein dichter Busch aus, in welchem viele große Granit- oder Gneisfelsen und -Trümmer umherzerstreut lagen. An der Spitze marschierten mehrere schwarze Führer, unter Bedeckung von zehn Sulu, Kommandeur v. Zelewski, Arzt Dr. Buschow, Leutnant v. Pirch, die siebente Kompanie, mehrere Unteroffiziere, dann folgte die Artillerie, bestehend aus drei Geschützen. Kaum hatte die Kolonne einschließlich der Artillerie den Busch erreicht und war darin den Blicken der Nachfolgenden entschwunden, als ein Schuß ertönte, worauf die Wahähä unter dem Kriegsschrei „uuui" in großer Überzahl auf höchstens dreißig Schritte Entfernung von der Kolonne zu beiden Seiten des Weges auftauchten und mit wildem Ungestüm, wie es ihre Art ist, auf die Karawane eindrang. Der Überfall war so gut gelungen, daß die Soldaten der Schutztruppe höchstens ein- bis zweimal feuern konnten, ehe der Feind

vollständig in ihre Reihen eingebrochen war. Es entstand eine ungeheure Verwirrung und allgemeine Kopflosigkeit, die wilde Flucht der Artillerieesel brachte noch größere Panik hervor, da die Tiere in die fünfte Kompanie eindrangen. Die Askari wandten sich unaufhaltsam zur Flucht, von den schnellfüßigen Wahähä mit großem Nachdruck verfolgt.

Dem Leutnant v. Heydebreck, Murgan Effendi und etwa zwanzig Askari gelang es, ein nahegelegenes Tembe zu erreichen und hier mehrere Stürme der Wahähä mit Erfolg abzuschlagen. Leutnant v. Tettenborn, welcher die Kolonne geschlossen hatte, eilte nun im Trabe mit seinen zwanzig Soldaten an der Trägerkolonne nach dem Gefechtsfelde auf die erstgenannte Höhe zu, welche er noch nicht erreicht hatte. Dort fand er in unbeschreiblichem Durcheinander Träger, die ihre Lasten weggeworfen hatten, Wahähä, welche die Lasten durchwühlten, sterbende Krieger und zurückkehrende, vielfach verwundete Soldaten. v. Tettenborn gelang es sofort, die Wahähä durch einige wohlgezielte Schüsse zu verjagen. Er besetzte die Höhe, indem er die Soldaten im Kreise aufstellte und in der Mitte die Träger, Verwundeten und die mitgeführte Viehherde unterbrachte. Er nahm als ganz natürlich an, daß an der Spitze das Gefecht zum Stehen gekommen sei, ließ die deutsche Flagge auf einem hohen Baum hissen und wollte mit der innegehaltenen Stellung dem von ihm als noch vorhanden vermuteten Gros als Stütze dienen. Durch einen Hornisten gab er in kurzen Unterbrechungen Hornsignale. Das Feuergefecht verstummte schon nach zehn Minuten, und nur hier und da vernahm man einige Salven. Dieselben rührten von dem Trupp des Leutnants v. Heydebreck her. Durch eine Meldung erfuhr Leutnant v. Tettenborn, daß in der Nähe ein Europäer mit einem Geschütz befindlich sei, er sandte eine Patrouille dorthin mit dem Befehl, sich an den besetzt gehaltenen Hügel heranzuziehen. Es war erst acht Uhr dreißig Minuten, als Leutnant v. Heydebreck, diesem Befehl Folge leistend, erschien, blutüberströmt, mit zwei Speerstichen hinter dem rechten Ohr. In seiner Begleitung befanden sich zwei Unteroffiziere und zwölf Mann. Nun erst erfuhr v. Tettenborn, daß alle drei Geschütze vom Feind genommen und daß die Verluste sehr beträchtliche waren. Es wurde nun beschlossen, die Stellung auf der Anhöhe zu halten,

Sulu. Nach einer Originalphotographie.

um Versprengte aufzunehmen, da die ganze Expedition aufgerieben schien, eine Ansicht, welche sich später leider bestätigen sollte.

Auf allen Seiten wurden nun Wahähä sichtbar, welche aber durch die Kugeln der Angegriffenen verscheucht wurden. Die Wahähä zündeten nun das dichte, aber kaum bis zum Unterleib reichende Gras an, der Wind trieb die Flammen immer näher, so daß dadurch die Lage verschlimmert wurde, wenn auch nicht gerade gefährlich, die unglücklichen Verwundeten aber waren dem Flammentod preisgegeben. Bald schaffte man den Sergeant Tiedemann, mit zwei schweren Speerstichen im Unterleib und durch Brandwunden verletzt, herbei. Der Bedauernswerte erlag später seinen Verletzungen. Die Verwundeten wurden, so gut es gehen wollte, verbunden. Auf das fortgesetzte Signalblasen hatten sich bis vier Uhr nachmittags etwa sechzig Soldaten und siebzig Träger eingefunden. v. Tettenborn trat nun, da nichts anders übrig blieb, den Rückzug an, marschierte nach einem Tembe, in dessen Nähe am Tage zuvor das Lager aufgeschlagen gewesen war, und befestigte sich am Wasser. Um sein möglichstes zur Rettung derjenigen zu thun, welche der Katastrophe entronnen waren, blieb Tettenborn in höchst anerkennenswerter Weise den ganzen Tag in dem befestigten Lager. Die Wahähä wagten weder am Tage, noch in der Nacht einen Angriff, zogen aber in größeren Massen seitlich in der Richtung nach Magi, wahrscheinlich in der Absicht, den Rest der Expedition nochmals anzugreifen. v. Tettenborn durfte nun nicht wagen, die alte Route über Magi zu benutzen, sondern wandte sich auf den Rat ortskundiger Führer nach dem steilen Kutugebirge im Südosten von Lula, um dann, längs des Ukafe marschierend, den Ruaha zu erreichen. Dort waren mit ziemlicher Bestimmtheit Angriffe nicht mehr zu erwarten. Am 27. August gelang es auch, den Ruaha zu überschreiten. Der Marsch wurde bei der Bevölkerung wenig bekannt, da die Karawane überall nach geschwind ausgeführten Nachtmärschen auftrat und so von der sehr wenig freundlich gesinnten Bevölkerung unbelästigt gelassen. Am 29. August wurde der Miombobach wieder erreicht, wo die Bevölkerung wieder gut gesinnt war, am Tage zuvor war ein kleiner Trupp Geretteter dort vorbeigezogen. Der Rest der Expedition ging dann über Kondoa zur Küste zurück. Bis jetzt belaufen sich die Verluste auf zehn Europäer, davon die

meisten gänzlich verstümmelt wurden. v. Zelewski, Leutnant v. Pirch und Dr. Buschow wurden noch auf Eseln reitend durch viele Speerstiche niedergemacht. Unter den toten Europäern befanden sich vier Offiziere und sechs Unteroffiziere, ferner sind gefallen etwa zweihundertfünfzig Soldaten und sechsundneunzig Träger. Dreiundzwanzig Esel, zweihundertfünfzig Gewehre und die drei Geschütze fielen dem Feinde nebst der Munition in die Hände. Die Zahl der Angreifer wird von Tettenborn auf dreitausend geschätzt, eine Zahl, die sicher ebenso zu hoch gegriffen ist, wie die auf siebenhundert geschätzte Anzahl der getöteten Wahähä. — Das war ein sehr harter Schlag, und was das Schlimmste ist, ein Schlag, den zu erhalten sehr leicht hätte vermieden werden können. Die Tapferen haben ihr Leben infolge einer Reihe von Fehlern und Unterlassungssünden ganz umsonst geopfert.

Da an der Wahrheit und Richtigkeit des Berichtes des Leutnants v. Tettenborn zu zweifeln auch nicht der allermindeste Grund vorliegt und dieser Bericht in erschöpfender Weise Aufschluß über den Hergang des unglücklichen Ereignisses gibt, wenn wir absehen von Berichten über interessante Details, so können wir, ohne noch andre Nachrichten abzuwarten, uns heute schon erlauben, ein Urteil über die Katastrophe zu fällen.

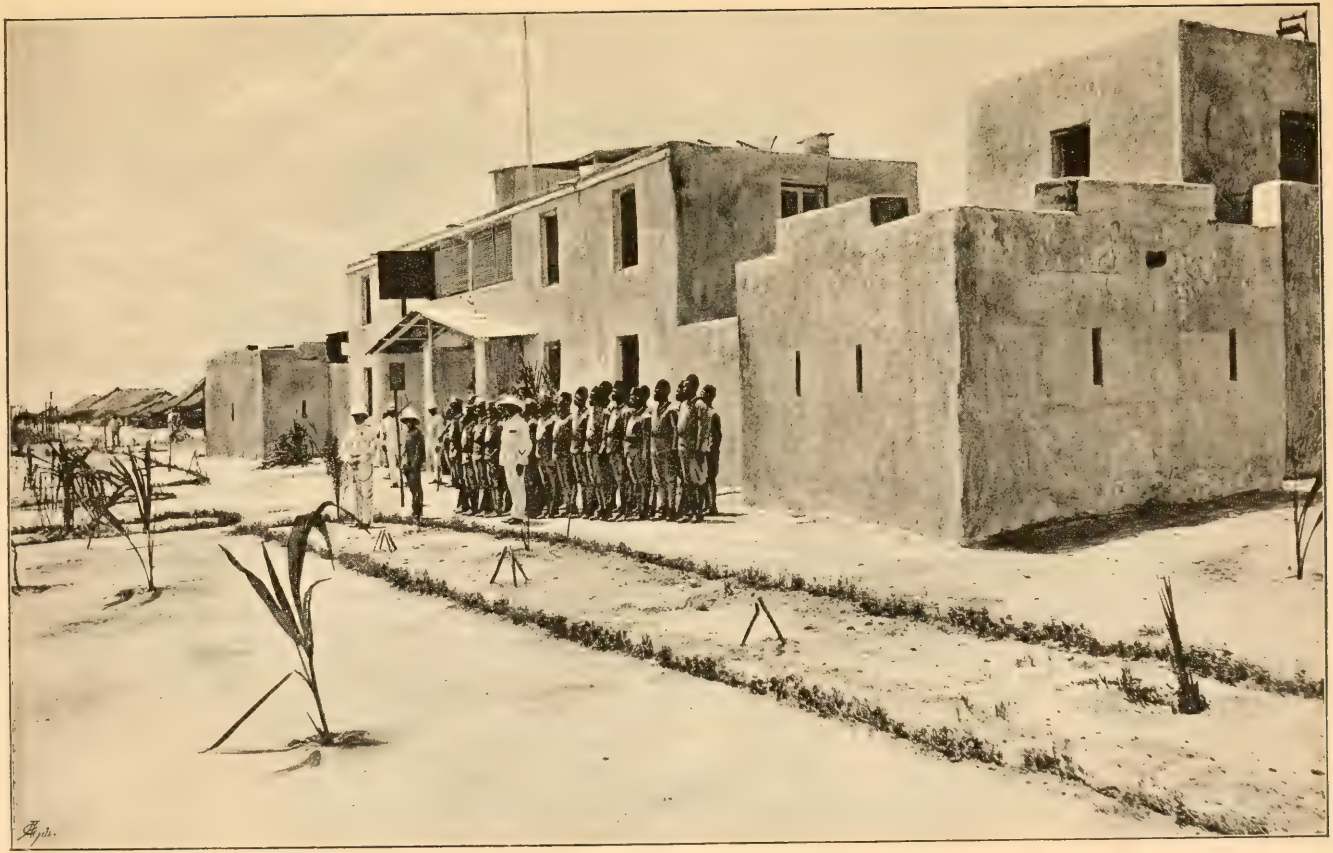
Man soll zwar die Toten ruhen lassen. Hier aber glaubt sich der Verfasser bei der Wichtigkeit der Angelegenheit für die Zukunft unsrer Kolonien dennoch berechtigt, ein Urteil zu fällen, auch wenn es zu ungunsten eines Opfers, des Kommandeurs der Schutztruppe v. Zelewski, ausfällt.

Premierleutnant v. Zelewski hatte die Kriegsakademie in Berlin mehrere Jahre besucht, ehe er nach Afrika ging, und es vielleicht diesem Umstande zu verdanken, daß er so schnell zum Chef avancierte. Zur Zeit des Aufstandes war er, wie wir schon wissen, als Beamter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft Vorstand der Station Pangani und geriet als solcher durch die Rebellen in eine höchst bedenkliche Lage, aus welcher ihn der General des Sultans rettete. Nach seinem Eintritt in die Schutztruppe wurde er Chef der Station Kiloa, welche damals eine der fieberreichsten der ganzen Küste war. Dort leistete er ganz Außerordentliches. Er legte die Sümpfe trocken, brachte

durch eine vorzüglich erdachte Leitung Wasser von den Hügeln der Umgebung bis nach der Stadt, dadurch einem großen Mangel abhelfend, und errichtete ein großartiges Stationsgebäude. Seine Ernennung zum Hauptmann hat Zelewski nicht mehr erhalten.

Die fortgesetzten Einfälle der Mafiti-Wahähä in den Grenzländern waren dem nach v. Wißmanns Abgang zum Kommandeur der Schutztruppe ernannten v. Zelewski ein Dorn im Auge, er nahm sich vor, diesen Übelständen ernstlich Abhilfe zu schaffen durch eine zu unternehmende Strafexpedition. Das Gouvernement scheint nicht gerne in das Unternehmen eingewilligt zu haben, in sehr richtiger Beurteilung der Verhältnisse. Noch richtiger aber wäre es unter allen Umständen gewesen, wenn man die Expedition weiter nach dem Innern von Uhähä ganz verboten hätte. Denn es ist immer sehr gefährlich selbst für eine größere Truppenmacht, in Uhähä einzudringen. Man hätte strenge Ordre geben sollen, daß die Grenzdistrikte nicht überschritten werden durften. Ob Zelewski die Absicht hatte, nur an der Grenze die Ruhe wieder herzustellen, ob er, durch die Ereignisse gedrängt, weiter nach Westen zog, ist nicht bekannt. Jedenfalls hat man sich aus den Kämpfen v. Gravenreuths mit den Mafiti-Wahähä bei Jombo und besonders aus den verschiedenen kleineren gegen die Wahähä unternommenen Expeditionen keine Lehre gezogen, sonst hätte man sich sagen müssen, daß gegen einen so ungemein beweglichen Feind vorläufig nichts Durchgreifendes unternommen werden kann. Die Wilden sind nicht zum Stehen zu bringen, da sie sich wohlweislich hüten werden, eine offene Feldschlacht anzunehmen. Man kann einen solchen Feind nicht fassen, da ist nur mit diplomatischen Künsten beizukommen. Der Untergang der Expedition würde auch nach dem Bericht des Leutnants v. Tettenborn unbegreiflich erschienen sein, wenn uns nicht ein Aufsatz aus Zelewskis Feder, veröffentlicht in der „Kreuzzeitung" nach seinem Tode, Aufschluß über den für den Kenner sonst geradezu unbegreiflichen Untergang der Expedition gegeben hätte. Die Überschrift des Aufsatzes hieß: „Truppenführung in Ostafrika." Unter anderm heißt es in dem Text: „Eine Marschsicherung und -Aufklärung in unserm Sinne gibt es nicht bei dem bisherigen Mangel an Reiterei. Für die Marschsicherung kommt dies weniger in Betracht bei der geringen Initiative des Gegners und bei der Un-

empfindlichkeit der langen Kolonne gegen einen Stoß von der Seite." Wenn sich der Verfasser erlaubt, hier Kritik zu üben, so geschieht es nur, um darauf hinzuweisen, wie sehr man sich gerade in Afrika mit den Verhältnissen vertraut gemacht haben muß, um solch verantwortungsschwere Aufgaben zu übernehmen, wie diejenige Zelewskis war. Zelewski zeigt in seinem Aufsatz aber eine ganz erstaunliche Unkenntnis der Verhältnisse, und diese war es auch, welche ihm den Untergang brachte, denn er hat leider nach seinen eignen Instruktionen gehandelt und keine Vorkehrungen zur Marschsicherung getroffen. Jeder, selbst der unintelligenteste Unjamuesiträger weiß, daß Karawanen in gefährdeten Gegenden, nachdem man mit Feinden zusammengestoßen war und sogar feindliche Haufen bemerkt hat, auf 2—300 m Entfernung eine Spitze und seitwärts vom Weg in 100—200 m Entfernung Patrouillen gehen läßt. Der Verfasser hat außer dem dichten Dornbusch in Ugogo und Uhähä auf seiner langen Reise, abgesehen von einigen kleinen Urwaldparzellen und Urwaldbusch an Flußufern, letztere in Usagara, kein Terrain in Afrika gefunden, wo sich diese Art der Marschaufklärung nicht anwenden ließe. Er ist unzählige Male selbst in der Lage gewesen, auf einer strikten Durchführung solcher Marschsicherung zu bestehen und immer mit gutem Erfolg. Da aber, wo im dichten Dornbusch Ugogo-Uhähäs solche Marschsicherung unmöglich durchzuführen ist, da ist auch kein Überfall zu fürchten, denn da kann auch der Feind nicht hindurch und sich nicht verbergen, da sind gerade die Dornen der beste Schutz. Die Patrouillen, welche sich dort zusammenziehen, entwickeln sich sofort wieder in freierem Terrain. Alle Fälle, wo Karawanen plötzlich und mit Erfolg auf dem Marsch überfallen wurden, lassen sich ohne Ausnahme auf Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit im Sicherheitsdienst zurückführen. Es gilt in allen vom Verfasser berührten Gegenden der Grundsatz, daß man sofort auf jeden schieße, welcher sich während unruhiger Zeit auch nur wenige Schritte seitwärts vom Wege sehen läßt und auf Anruf nicht sofort herankommt, denn sonst kann man besonders in Ostafrika mit zweifelloser Sicherheit darauf schließen, feindliche Abteilungen im Gelände vor sich zu haben. Es ist bei Spitzen- und Seitenpatrouillen vollkommen ausgeschlossen, daß sich seitwärts vom Wege Feinde ungesehen verbergen können. Die Wahähä haben die Zelewskische Expedition



Station Saadani.

Nach einer von Major v. Wißmann zur Verfügung gestellten Originalphotographie.

längst beobachtet und mit deren Sorglosigkeit bezüglich der Marschsicherung ihren so wohl gelungenen Plan gebaut. Mit großer Sachkenntnis haben sie sich ihren Hinterhalt gewählt. Nicht der Übermacht nach tapferer erfolgloser Gegenwehr ist die Expedition zum Opfer gefallen, sondern unbegreiflichen Unterlassungssünden und gefährlicher Unterschätzung des Feindes. Hoffentlich wird das Unglück ein eindringlicher Mahnruf für alle Zeiten sein, so daß derartige Dinge nicht mehr vorkommen.

Einen so ungeheuren Eindruck unsre Niederlage auch im ersten Augenblick in Ostafrika unter den Eingeborenen gemacht haben mag, so wenig wird derselbe nachhallen. Denn auch die für die Eingeborenen unerhörten Umstände, welchen der Untergang der Expedition allein zuzuschreiben ist, werden von jenen besprochen und nur dem Führer zur Last gelegt werden. Die Neger werden, sobald sie sehen, daß wir in unentwegter Energie unsre Pläne weiter verfolgen, sehr bald sich wieder erinnern, was ihnen für den Fall eines Widerstandes von unsrer Seite bevorsteht, nach den Erfahrungen, welche sie im Aufstand gemacht haben. Leider muß auch gesagt werden, daß wir nach unsern Siegen nicht allzu vertrauensselig auf den durch diese hervorgebrachten Eindruck rechnen dürfen. Wo dem Neger nicht immer wieder nachdrücklich die Gewalt vor Augen geführt wird, da fängt er immer wieder von neuem an, Widerstand entgegenzusetzen.

Zu ernsten Besorgnissen ist in solchen Fällen nie Anlaß. Die Beunruhigung und der Schrecken legen sich bald, alles wird vergessen. Unruhige Elemente werden vielleicht das Haupt zu erheben versuchen, doch rechtzeitig angewandte nachdrückliche Maßregeln helfen dann unbedingt. Nur in einem Falle ist Besorgnis gerechtfertigt, wenn sich in der Politik der Regierung die geringsten Schwankungen zeigen und Systemänderungen eintreten, welche zugleich ein Nachlassen der Energie einschließen. Es muß deswegen auch alles vermieden werden, was nur entfernt den Eindruck eines Rückzuges machen könnte, und dahin rechnen wir den Verkauf der Station Saadani, wenn auch das dort errichtete Fort nach Niederwerfung des Aufstandes seinen Zweck erfüllt hat, so wäre es doch besser gewesen, mit dem Verkauf den Eintritt eines günstigeren Momentes abzuwarten. Der Eindruck, den die an und für sich harmlose Maßregel gerade jetzt hervorrief, war kein

günstiger. Dann stehen in Afrika sofort alle errungenen Vorteile in Frage.

Es muß zunächst unsre vornehmste Sorge sein, die Schutztruppe nicht nur auf den alten Stand zu bringen, sondern bedeutend zu vergrößern. Nirgends wäre Sparsamkeit übler angebracht wie hier.

Man hat vorgeschlagen, sich mit einer Polizeitruppe zu begnügen. Das hieße einfach, das Heft ganz aus den Händen zu geben, und würde zweifellos von seiten der Araber und Eingeborenen als der Beginn eines allgemeinen Rückzuges aufgefaßt werden. Weiße Schutztruppen zu errichten, wäre Thorheit. Dieselben könnten absolut nichts leisten, da sie keine andre Bedeutung hätten, als ein großes ambulantes Lazarett. Von Unternehmungen gegen die Wahähä kann man für den Augenblick nur abraten, die Schwierigkeiten eines solchen Feldzuges sind zu bedeutende. Die Wahähä sind bei ihrer ungewöhnlichen Beweglichkeit nicht zu fassen und sich in offene Feldschlacht zu stellen, werden sie sich wohlweislich hüten. Gegen diesen Stamm kann nur durch allmählich immer weiter ins Land vorgeschobene Militärstationen etwas ausgerichtet werden. Dagegen muß jetzt mit aller Energie die Besetzung Taboras betrieben werden, um dadurch einigermaßen die erlittene Schlappe auszugleichen, denn von dort können wir mit großem Erfolg unsre Pläne weiter betreiben. Wir müßten in Tabora längst eine Garnison von 4—500 Mann Schutztruppen und beinah ebenso vielen Irregulären haben. Uhähä hat vorläufig zu wenig Interesse für uns, und einen Rachezug dürfen wir nur dann unternehmen, wenn wir des Erfolges sicher sein können.

Schluß.

Bisher hat unsre vornehmste Aufgabe nach der Erwerbung unsrer ostafrikanischen Kolonie darin bestanden, durch unsre Streitkräfte das Erworbene thatsächlich in Besitz zu nehmen. Der Hauptsache nach ist dies in den Küstengebieten erreicht, welche zunächst allein in Betracht kommen, wie dies in der Natur der Sache liegt. Wennschon es den Anschein hat, als ob sich ein Zustand völliger Sicherheit noch nicht herausbilden wollte, was bei der Kürze der Zeit auch nicht zu verlangen ist, so müssen doch die wirtschaftlichen Aufgaben von nun an bei weitem in den Vordergrund treten. Die Aufgaben, die unser hier harren, sind keine leichten. Es wird großer Zähigkeit bedürfen, allmählich vorzuschreiten und eine Nutzbarmachung anzubahnen. Die größten Schwierigkeiten liegen unbestreitbar in dem Widerwillen des Kapitals, um einen technischen Ausdruck zu gebrauchen, sich an den afrikanischen Unternehmungen zu beteiligen. Im Beginn unsrer kolonialen Unternehmungen war die Ursache der Zurückhaltung unsrer Kapitalisten in den politisch unsicheren Verhältnissen in Ostafrika als die am meisten in die Augen springenden anzusehen. Die Hauptursache aber besteht weiter und wird auch in der nächsten Zukunft nicht beseitigt werden können: In unsrer Zeit kann Kapital nicht in Unternehmungen gesteckt werden, deren Umschlag eine so langsame Verzinsung ergeben, wie Kolonien im Beginn ihrer Entwickelung. Jede Kapitalbeteiligung kommt daher einer Zeichnung à fond perdu gleich oder bedeutet eine Anweisung auf die Zukunft, vielleicht erst für die kommende Generation.

Da unsre ganze moderne Kapitalerwerbung auf möglichst schneller Raumüberwindung beruht, so müssen in erster Linie Transportmittel in den Kolonien geschaffen werden. Einen bedeutenden Anfang haben wir darin mit der subventionierten Dampferlinie gemacht. Die Pünktlichkeit, mit welcher diese ihre Fahrten einhielten, machten sehr bald, daß die Schiffe bei der Ein- und Ausfahrt stets volle Ladung hatten und besonders auch von der Kaufmannschaft andrer Nationen mit Vorliebe benutzt werden.

Leider ist das bisherige Vertrauen ein wenig erschüttert worden durch das Unglück, welches dem Reichspostdampfer „Kanzler" zugestoßen ist. Derselbe scheiterte in dunkler Nacht an einem $4^1/_2$ Seemeilen langen Riff, fünfzig Seemeilen nördlich von Mosambik beim Kap Loguno. Die Strömung ist dort sehr variabel und setzt oft von Süd nach Nord oder umgekehrt ein, bei einer Geschwindigkeit von vier bis fünf Seemeilen, weshalb die Schifffahrt dort sehr gefährlich ist. Der Dampfer sank, so daß die ganze Ladung verloren ging, während Besatzung und Passagiere gerettet wurden. An derselben Stelle hat die „British India Company" vor einiger Zeit einen Dampfer verloren.

Seit dem Einstellen der Dampfer hat der direkte Handel Deutschlands mit der afrikanischen Ostküste bereits einen bemerkbaren Aufschwung genommen. Für die Kolonie selbst aber ist damit nicht genug gethan; denn der Verkehr nach dem Innern ist bei dem gänzlichen Mangel an schiffbaren Flüssen bis auf den heutigen Tag der denkbar primitivste. Er wird noch immer ausschließlich auf den schmalen Fußsteigen vermittelt, den einzigen Verkehrsstraßen Afrikas und nur mittels schwarzer Träger. Auf die Unzulänglichkeit dieser Einrichtungen brauchen wir nicht erst hinzuweisen.

Deutsch-Ostafrika umfaßt ein enormes Gebiet, doppelt so groß wie Deutschland; dennoch zeigt sich die merkwürdige Tatsache, daß in dem ganzen Gebiet nur eine einzige bedeutende Karawanenstraße nach dem Innern führt. Es ist die Straße, welche, von Bagamoyo oder den in dessen nächster Nähe gelegenen kleinen Hafenplätzen ausgehend, durch Usagara über Mpapua weiter durch Ugogo hier auf 8—10 verschieden parallel laufenden Wegen nach Tabora führt. Von Tabora zweigt sie sich strahlenförmig nach allen Himmelsrichtungen hauptsächlich

nach dem Viktoria Njansa, dem Tanganika und dem Nyassa ab. Diesem Wege wird auch die zu bauende Bahn zu folgen haben, zumal er die wenigsten Terrainschwierigkeiten bietet. Es bestehen allerdings noch einige andre Straßen, so vom Pangani aus nach dem Massailand. Diese aber bilden einen regelmäßigen Weg nur bis zur Grenze jenes Landes, um dann ganz aufzuhören, da sich die Karawanen nach dem jeweiligen Aufenthaltsort der Massai begeben mußten. Nach dem Nyassa hat innerhalb unsres heutigen Gebietes niemals ein reger Verkehr bestanden.

Es ist kein Zufall, daß die Hauptkarawanenstraße den oben beschriebenen Weg verfolgt, denn das Handelszentrum an der Küste, Sansibar, wird durch diese Karawanenstraße, welche in fast gerader Richtung verläuft, mit dem Handelszentrum des Innern, mit Tabora verbunden. Wir werden diesen wichtigen Umstand auch bei der Eisenbahnfrage nicht unberücksichtigt lassen können. Auf der ganzen Welt führen die wichtigsten Handelsstraßen von Osten nach Westen; auch die ersten großen Eisenbahnen wurden in dieser Richtung wie in Amerika die Bahn von New York nach San Francisco und jetzt die transkaspische Bahn ferner die geplante sibirische Eisenbahn. Es ist dies die natürliche Folge der gleichen klimatischen Bedingungen unter gleichen geographischen Breitegraden, hauptsächlich aber weil die Längsrichtung der Kontinente sich, abgesehen von Asien und Australien von Norden nach Süden erstreckt und dementsprechend die Haupt-Handelswege senkrecht zu den Küsten stehen müssen in westöstlicher Richtung. So auch hier in Deutsch-Ostafrika. In direktem Verkehr mit der Küste können nur die näher gelegenen Gebiete treten. Weiter binnenwärts liegende Länder müssen sich gewissen Punkten, den Handelszentren zuwenden, um dorthin ihre Produkte abzusetzen und umzutauschen. Diese Handelszentren stellen dann die Verbindung mit der Küste her. Die Himmelsrichtung, in welcher wir in unsrer Kolonie unsre Produkte und Waren transportieren müssen, ist westöstlich für die Landesprodukte und umgekehrt für unsre Waren. Die Verkehrsstraßen müssen selbstverständlich dieselbe Richtung einhalten. Die einzigen Wasser-Verkehrsstraßen, welche uns in Ostafrika zur Verfügung stehen, der Nyassa- und Tanganika stehen aber unglücklicherweise genau senkrecht zu dieser Richtung. Der Viktoria Njansa schließt sich nördlich an. Von Norden

nach Süden und umgekehrt Waren in Deutsch-Ostafrika zu transportieren, haben wir aber gar kein Interesse. Die obengenannten Seen bilden daher für uns nicht nur keine Verkehrsstraße, sondern sogar ein Verkehrshindernis, da wir darauf rechnen müssen, weite jenseits gelegene Länder als unser Handelsgebiet zu gewinnen. Die Bedeutung des Tanganika und Nyassa als Wasserwege sind rein lokaler Natur. Aus diesem Grunde sind sie für uns ziemlich bedeutungslos, abgesehen vom Viktoria Njansa, denn ehe wir Bahnen an dessen Westufern haben, um die Verbindung mit Uganda und den andern Ländern herzustellen, wird der Viktoria Njansa als Wasserweg ein wichtiger See bleiben. Wenn wir auch Durchzugsrecht nach den Bestimmungen der Kongoakte auf dem Nyassa, dem Schire und Sambesi hinunter haben, so werden wir davon niemals in bedeutendem Umfang Gebrauch machen, weil wir unsre Produkte nicht durch fremde Häfen ein- und ausgehen lassen werden.

Deutsch-Ostafrika ist vorläufig noch arm an Produkten, der Besitz der Kolonie allein würde uns daher wenig Nutzen versprechen, wenn es uns nicht möglich wird, den Handel aus den angrenzenden Besitzungen unsrer Mitbewerber in Afrika an uns zu ziehen. Wir glauben, daß sich der ganze Handel immer mehr nach unsern Gebieten hinzieht, da dort der kürzeste und auch billigste Weg zur Küste führt. Konsul Bohsen hat darüber einige kurze Hinweise gegeben.

Vom Tanganika zur Ostküste sind es rund 800 km, vom Viktoria Njansa dorthin 600 km.

Im Kongostaat dagegen sind es vom Tanganika bis zu den Stanleyfällen, der höchsten Stelle der Schiffbarkeit des Kongos, etwa 600 km, vom Albertsee ebensoweit, vom Viktoriasee 600 km. Von den Stanleyfällen aus sind dann aber auch für die Produkte 1500 km Flußschiffahrt auf kleinen höchstens 80—85 Tons fassenden Dampfern zurückzulegen, ehe man den Stanleypool erreicht. Von dort bis nach Matadi, dem Hafenplatz des Kongos, sind 435 km auf der Eisenbahn zurückzulegen. Es muß also eine dreifache Umladung stattfinden, ehe die Produkte in die Seeschiffe zur Verladung kommen, abgesehen von dem viermal so langen Weg. An eine Konkurrenz von dieser Seite ist also gar nicht zu denken. Elfenbein geht allerdings jetzt schon mehr den Kongo hinunter, allein dieser Artikel wird späterhin in unsern Kolonien keine Rolle mehr spielen.

Eine Bahn von Mombas aus nach Tavete kann uns allerdings Konkurrenz machen. Die Oberhand wird immer der behalten, welcher die erste Bahn baut. Für uns scheinen die Chancen augenblicklich ganz günstig zu stehen, denn die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft, mit so großem Posaunenschall gegründet, ist jetzt in recht bedrängter pekuniärer Lage und genötigt, die Hilfe der Regierung in Anspruch zu nehmen. Was den Norden von Afrika anlangt, so setzen die Engländer angeblich große Hoffnungen auf den Nil. Uns will scheinen, als ob man in denjenigen Kreisen Englands, welche ganz Afrika für sich beanspruchen, auf den Nil als Verkehrsweg nur deswegen hinweist, um dem Publikum die Sache annehmbarer zu machen. Der Nil wird uns nie gefährlich werden. Vom Viktoria Njansa aus ist der Nil erst bei Lado in einer Entfernung von 600 km schiffbar, also in einer Entfernung, wo wir oder die Engländer von diesem See aus mit einer Konkurrenzbahn die Küste erreicht haben. Von Lado bis Berber sind 1800 km auf dem Strom zurückzulegen, von dort nochmals zu Land 400 km, ehe die Produkte einen Hafen erreicht haben.

Im Süden können uns die Engländer ebenfalls Konkurrenz machen und zwar vom Tanganika und Nyassa aus, über welche beiden Seen sie freies Durchgangsrecht nach dem Nil haben. Hier liegt eine Gefahr für uns, wenn es den Engländern gelingt, den Handel nach den beiden Seen hin an sich zu ziehen. Auf die Ausfuhr aus Deutsch-Ostafrika selbst würde der Einfluß nicht so bedeutend sein, wie man vielleicht auf den ersten Anblick annehmen könnte.

Was die Ausdehnung unsres Handelsgebietes in Ostafrika angeht, so werden die Grenzen desselben nach allen Richtungen so weit reichen, als die Transportkosten sich nach der andern Seite hin das Gleichgewicht halten und weiterhin immer teurer für den Weg von Westen nach Osten werden. Haben wir eine Bahn bis zu den Seen gebaut, welche dem vorerwähnten Weg folgt, so können wir nach den Berechnungen des Konsuls Vohsen unsre Waren weit billiger dorthin auf der Eisenbahn bringen, wie andre Nationen solche auf den ihnen zur Verfügung stehenden Flüssen. Es ergibt sich nämlich nach diesen Berechnungen, daß der Flußtransport in Afrika viel teuer ist, wie der zu Land mit der Eisenbahn. Zehn Pfennig per t und km für Flußtransport,

und acht Pfennig per t und km für die Bahn. Es rührt dies daher, daß man auf allen Flüssen nur flachgehende kleine Dampfer mit geringem Laderaum verwenden und nur bei Nacht fahren kann. Die Schiffahrt ist in der trockenen Zeit oft ganz unterbrochen, wodurch die Betriebskosten sehr erhöht werden. Wegen der vielen Unglücksfälle, sind die Versicherungsprämien sehr hohe.

Es ist zu hoffen, daß Deutschland in Ostafrika die erste Bahn baut und zwar die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft. Die Unterhandlungen mit der Regierung sind geregelt. Das Kapital wird durch Aktien aufgebracht werden.

Die Bahn nimmt ihren Ausgangspunkt in Tanga, also an einem der besten Häfen. Dr. Oskar Baumann hat die notwendigen Terrainstudien gemacht. Danach sollen die Schwierigkeiten nur geringe sein, da man keine große Geschwindigkeit zu erzielen beabsichtigt und deswegen Kurven nicht gescheut zu werden brauchen. Erdbewegungen können aus diesem Grund auf ein Minimum beschränkt werden. Die Steigung beträgt drei Meter per Kilometer, ist also ganz unbedeutend. Bausteine liefert der Küstenkalk und Jurakalk bei Magila. Die Bahn wird in einer Länge von 90 km von Tanga über Mangila, Qua, Mberua nach Korogue am Panganifluß führen. Die Schwellen müssen wegen der holzzerstörenden Insekten aus Eisen hergestellt werden. Es sind zwei Brücken und mehrere Durchlässe zu bauen. Sumpfiger Boden, so in der Nähe von Korogue kann leicht umgangen werden. Als Heizmaterial für die Lokomotive glaubt Oskar Baumann genügend Holz im Nebengelände der Bahn zu finden. Nach den Erfahrungen des Verfassers dürfte es aber damit bald zu Ende sein. Man wird dann nach anderm Material suchen müssen. Vielleicht läßt sich Gras, welches in Afrika in ungeheuren Mengen wächst, in getrockneter komprimierter Form verwenden. Versuche hat man schon damit gemacht.

Die Bahn soll als Anfangsstrecke zu einer Weiterführung nach dem Kilimandscharo und Viktoria Njansa gebaut werden. Der Verfasser glaubt aber, daß eine Bahn nach Tabora weit wichtiger und zweckmäßiger wäre. Sie hätten dem alten Karawanenweg zu folgen, denn dieser bietet auch die geringsten Terrainschwierigkeiten. Der kleine Umweg über Tabora zum Viktoria Njansa ist so unwesentlich, daß er nicht im Vergleich zu den Vorteilen steht, welche die Ver-

bindung jenes Handelszentrums mit der Küste bietet, weil durch eine solche Bahn mit einem Schlag thatsächlich ganz Ostafrika erschlossen sein wird, während eine direkte Bahn zum Viktoria Njansa nur dessen Küstenländern zu gute kommt.

Die wichtige Frage, ob in Ostafrika Steinkohlen in unserm Schutzgebiet vorkommen, ist schon vor Jahren von deutschen Geologen in bejahendem Sinn beantwortet worden. Berichte über thatsächliche Funde sind aber so gut wie gar nicht in die Öffentlichkeit gedrungen.

Die ersten Kohlen wurden am Rowuma, dem südlichen Grenzfluß, vor dreißig Jahren gefunden. Dr. Kirk, der frühere Begleiter Livingstones, machte die ersten Funde und zwar am sandigen Ufer des Rowuma. Es waren runde, abgeschliffene Stücke, welche vom Wasser weither getragen schienen. Nach Livingstones Mitteilungen war es den Eingeborenen bekannt, daß die schwarzen Steine brennen. Er sagt ferner, daß er an dem kleinen Kidiasee, auf deutschem Gebiet, in der Nähe der Rowumamündung, „Sandsteinfels mit fossilem Holz“ (!) gesehen habe und nun bestimmt wußte, daß Steinkohlen darunter seien. Said Madjid war der einzige, welcher sich für die Entdeckung interessierte. Er ließ sich Proben von dort kommen, welche aber von indischen Regierungsbeamten nur „für lokale Verwendung geeignet“ gefunden wurden. 1878 sandte Said Bargasch einen englischen Missionär dorthin, dieser fand am Lujenda oder Liende, welcher vom Süden kommt, eine Stelle, wo Kohlen am felsigen Ufer zu Tage traten. Im Jahre 1881 sandte Said Bargasch den Afrikaforscher Thomson dorthin, der aber vorgab, nichts gefunden zu haben. Kirk, damals Generalkonsul in Sansibar, schrieb an seine Regierung, daß Thomson doch etwas gefunden habe und zwar „a bituminous shale“. Said Bargasch, der Thomson nicht traute, sandte nun den Franzosen Angelvy hinaus. Dieser ging vom Lindi aus nach dem Innern und fand auch wirklich am Lujenda, der nicht mehr in Deutsch-Ostafrika liegt, das Kohlenlager, dessen Kohle er für vorzüglich erklärt. In dem Gebiet zwischen Lindi und Rowuma fand er Malachit und Eisenadern. In der Umgebung der Missionsstation Massisi fanden die Missionäre edle Granatsteine und andre Edelsteine von bedeutendem Wert, wie Kirk in den englischen Blaubüchern berichtet. Er vermutet an andern Stellen sogar das Vorkommen von Diamanten.

Am Nyassasee fand ein englischer Missionsbeamter an dessen Westufer $10^{0}40^{1}$ Südbreite außer einer Kohlenader von 5—6 Fuß Dicke eine kleinere in nächster Nähe. Im nächsten Jahre fand ein englischer Missionär dieser Stelle gegenüber am Ostufer ebenfalls Kohlen, welche an Hügeln zu Tage traten und zwar noch innerhalb des heutigen Deutsch-Ostafrikas. An der Nordseite der Westküste scheinen von den Engländern überall Kohlen gefunden worden zu sein. Die dort gefundenen Kohlen scheinen nach Untersuchungen im Britischen Museum von einer vorzüglichen Qualität zu sein. Am nordwestlichen Teil des Nyassa fand man sogar in unmittelbarer Nähe des Sees Gold.

Es ist nicht unmöglich, daß unter den am östlichen Tanganika vorkommenden Schiefergesteinen ebenfalls Kohlen vorkommen.

Im allgemeinen machen uns aber die Geologen keine allzugroßen Hoffnungen auf Steinkohlenreichtum in Ostafrika. Eisenbahnen aber ohne Kohlen sind immer eine recht mißliche Sache. Der Bau von Eisenbahnen wird in Ostafrika nur geringe Steigungsschwierigkeiten, dagegen andre oft recht erhebliche Hindernisse finden. Zunächst können Holzschwellen aus mehreren Gründen nicht angewendet werden. Einmal findet sich überhaupt nicht viel geeignetes Holz, zum zweiten sind die bösen Termiten gefährliche Feinde der Holzschwellen und zum dritten wird man oft nicht in der Lage sein, eine durch die Savannenbrände zu befürchtende Zerstörung aufzuhalten. Man wird zu Eisenschwellen greifen müssen. Eisen ist aber in der Regenzeit sehr dem Verrosten ausgesetzt. Die erheblichsten Hindernisse werden uns Sümpfe oder solche Stellen bereiten, welche alljährlich großen Überschwemmungen ausgesetzt sind.

Unsre Kolonien Kamerun und Togo sind heute schon wirtschaftlich so weit, daß sich Einnahmen und Ausgaben das Gleichgewicht halten. Dies für Ostafrika zu erreichen, muß natürlich auch angestrebt werden. Dieses Jahr verlangt die letztgenannte Kolonie noch einen Zuschuß von zweieinhalb Millionen Mark.

Man stelle jedoch keine allzu großen Anforderungen in bezug auf die Zeit, innerhalb welcher man dazu gelangen will, größere Erträge zu erzielen, und greife beileibe nicht zur Einführung direkter Steuern; wie man es in der jüngsten Zeit versucht hat, als man z. B. von Kokospalmen je $^{1}/_{4}$ Rupie erheben oder den Tonnengehalt der Schiffe

besteuern wollte. Das ist vorläufig undurchführbar, weil es ungeheuer böses Blut macht und man auf den heftigsten Widerstand von seiten der Eingeborenen stoßen wird. Um die Einkünfte ertragreicher zu machen, erhöhe man die Zölle. Die Neger, Araber und Inder werden dieselben ebenso wie die Europäer ohne viele Widerrede zahlen. Es ist merkwürdig, wie einsichtsvoll und entgegenkommend darin die Afrikaner sind.

Nicht leicht ist es für uns, Kolonien gut zu verwalten, besonders wenn noch so viele politische Schwierigkeiten zu überwinden sind, wie wir dies jetzt noch in Deutsch-Ostafrika finden. Man sollte daher auch nicht so schnell das System wechseln, was gegenwärtig leider etwas zu früh dort stattgefunden hat, indem man schon jetzt mit der Einführung einer Zivilverwaltung vorgegangen ist. Auf der andern Seite muß aber gesagt werden, daß sich unter der Militärdiktatur ganz bedenkliche Schäden eingeschlichen hatten, die nur durch Einführung der Zivilverwaltung gut zu machen waren. Die meisten Schwierigkeiten machen wir uns dadurch augenblicklich dort selbst, daß wir in der Geschäftsführung durch eine streng büreaukratisch geschulte Beamtenklasse nach denselben Grundsätzen verfahren wie hier, wo doch die Vorbedingungen so himmelweit verschieden sind.

Es haben sich in Ostafrika schon recht unangenehme Schäden herausgebildet, indem die Kolonialkarriere einem verderblichen Strebertum Thür und Thor öffnet, natürlich zum unendlichen Nachteil unsrer Besitzungen. Doch dies sind alles Dinge, welche sich nach und nach von selbst klären, um so schneller, als wir in der Person des neuen Gouverneurs, des Herrn v. Soden, eine ausgezeichnete Kraft gewonnen haben.

Etwas weit Schwierigeres ist es mit der Produktionsfähigkeit Ostafrikas. Da stehen wir nicht leicht zu lösenden Fragen gegenüber. Freiwillig bietet uns das Land bis jetzt eigentlich nur Elfenbein, Kautschuk und Kopal. Das Elfenbein liefert vorläufig die größten Beträge. Aber wie bald wird das immer mehr nachlassen, und wenn es nicht gelingt, dem sinnlosen Raubbau der Kautschukausbeutung Abbruch zu thun, so wird die wertvolle Schlingpflanze, deren Milchsaft uns den geschätzten und immer mehr begehrten Stoff liefert, in Ostafrika bald ganz ausgerottet sein. Dagegen müssen beizeiten Maßregeln getroffen werden. Doch von Erträgnissen des Elfenbeins, Kautschuks und

Kopals kann eine Kolonie nicht bestehen. Da müssen alle Hilfsquellen erschlossen werden. Der Anfang ist schon gemacht. Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, die Plantagengesellschaft und andre Unternehmen sind bemüht, Plantagen anzulegen. So die erstgenannte Gesellschaft, welche Versuche mit Baumwolle in Kikogue macht. Das Resultat als ein gutes zu bezeichnen, und die wieder in Betrieb gesetzte Plantage Lewa der Plantagengesellschaft verspricht dieses Jahr eine gute und ergiebige Ernte.

Ostafrika produziert außer den obengenannten Erzeugnissen noch Kopra, doch ist der Ertrag einer Kokospalme heutzutage kaum nennenswert und beträgt nicht mehr wie $^3/_4$—1 Rupie pro Jahr. Ferner findet sich Orseille, ein graues Bartmoos, das zur Herstellung roter Farbe verwendet wurde, jetzt aber durch Anilin immer mehr verdrängt wird. Kopal wird in ziemlicher Menge gewonnen, die Kopalgründe harren aber rationellerer Ausbeutung. Afrikanische Getreide und Reis werden in sehr geringen Mengen angebaut, derart, daß z. B. für Sansibar Korn aus Indien eingeführt werden muß. Bei den teueren Arbeitskräften wird der Anbau nie lohnend sein, doch werden wahrscheinlich die Eingeborenen späterhin zum Anbau der afrikanischen Getreide für den eignen Bedarf gezwungen werden müssen.

Die einzige Feldfrucht, welche sicheren Gewinn für die Zukunft verspricht, ist die ölreiche Arachis, welche z. B. im Senegal den Hauptausfuhrartikel ausmacht. In Deutsch-Ostafrika wird sie ebenfalls eine recht wichtige Rolle spielen. Die Arachis gedeiht dort überall vorzüglich und der Anbau ist, wie wir schon gehört haben, nicht allzu schwierig. Da die Ausfuhr voraussichtlich sehr große Dimensionen annehmen wird, so wird die deutsche Reederei dadurch großen Nutzen haben. Es empfiehlt sich deswegen auch nicht, die Arachis in Ostafrika zu Öl zu verarbeiten, sondern dieselbe als unenthülste Frucht zu verfrachten. Auch für die zu erbauenden Eisenbahnen wird die Arachis einen Hauptfrachtartikel bilden. Zuckerrohr gedeiht in den feuchten Flußniederungen ebenfalls sehr gut, kann aber mit unserm billigen Rübenzucker nie in Konkurrenz treten.

Die einheimische Banane liefert einen sehr guten Faserstoff, doch dürfte mit Anpflanzung der ostindischen Bananen, welche den bekannten Manillahanf liefern, noch bessere Resultate zu erzielen sein.

An Fasern liefernden Pflanzen scheint Afrika überhaupt sehr reich zu sein und noch viele unbekannte Schätze in dieser Richtung harren der Ausbeutung, ebenso wie alle diejenigen Pflanzen, welche Gerbstoffe enthalten. Es sind die zahlreichen Akazien- und Mimosenarten, deren Rinde nachgewiesenermaßen große Mengen Tannins enthält. Afrika ist bekanntlich sehr reich an diesen letztgenannten Pflanzen. Die Flötenakazie liefert zudem neben der Gerbrinde ein gutes Gummi arabikum. Bei regelmäßigem Forstbetrieb ließen sich wahrscheinlich recht gute Resultate erzielen. Nicht zu vergessen ist der Kaffee, der ebenfalls in Ostafrika guten Boden finden dürfte.

An guten und schönen Holzarten ist Ostafrika dagegen arm. Nur in den Uferurwäldern und den wenigen Regenuferwäldern finden wir schöne Bäume, darunter den riesenhaften Mgarrmusi, Gelbholz, (Taxus elongatus) dessen Stamm ein wertvolles, leicht schneidbares Holz liefert. Die meisten sind aber schwer zugänglich, und Holz verträgt keine hohen Transportkosten. Zudem sind die meisten ostafrikanischen Hölzer ungemein hart oder derart kreuzfaserig gewachsen, daß sie gar keine Verarbeitung zulassen. Die Hölzer der lichten Wälder sind im Durchschnitt ziemlich wertlos, da die Stämme nie gerade gewachsen sind, meist schon in geringer Entfernung vom Boden gabeln und geringen Umfang haben. Die Hölzer sind außerdem der unausbleiblichen Vernichtung durch Bohrkäferlarven und Termiten ausgesetzt. In Unjamuesi gibt es, soweit bis jetzt auch den Eingeborenen bekannt, nur ein schönes leicht verarbeitbares Nutzholz einer afrikanischen Eschenart, des sogenannten Mninga, dessen Holz in Farbe, Struktur und Geruch ungemeine Ähnlichkeit mit Mahagoni hat. Baumwolle kommt in ganz Ostafrika vor, doch fand sie der Verfasser an keiner Stelle wild, immer nur bei Ansiedelungen. In Tongo oder Dorfruinen verschwinden die Stauden bald. Die bisher gemachten Versuche mit dem Anbau von Baumwolle in Plantagen haben gute Resultate geliefert. Die Baumwolle soll von sehr guter Qualität sein und sehr zu ausgedehntem Anbau ermutigen.

Tabak finden wir, wie schon erwähnt, überall in Afrika, aber in sehr schlechten Sorten. Die bei Beginn des Aufstandes zerstörte Tabaksplantage Lewa ist, wie schon bemerkt, jetzt wieder vollständig bestellt. Man erwartet dieses Jahr eine ausgiebige Ernte mit ziemlich guter

Qualität. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß es zweifellos lohnend sein dürfte, Versuche mit dem Anbau von Zigarrettentabak zu machen, da sich der Verbrauch von Zigarretten immermehr steigert. Für Tabaksbau dürften sich die leichten Humusanschwemmungen Usegubas und Usaramos am besten eignen.

Bisher hat man auf den Anbau von Thee noch sehr wenig Aufmerksamkeit gerichtet. Es ist als ziemlich sicher anzunehmen, daß Thee in Deutsch-Ostafrika gut gedeihen wird. Die Theestaude stammt ursprünglich aus Assam in Indien und gedeiht in ihrer Heimat am besten. Die Engländer haben in Indien damit begonnen, Thee in ausgedehntester Weise zu bauen. Sie erzeugen ein vorzügliches Produkt, und der indische Thee macht schon heute dem chinesischen so gewaltige Konkurrenz, daß der Theeexport aus China bedeutend nachgelassen hat und die chinesischen Theeplantagenbesitzer nicht mehr genügenden Absatz für ihren Thee finden können. Es beginnt sich für Thee Überproduktion in China bemerkbar zu machen. In der französischen Mission in Bagamojo hat man schon seit Jahren sehr gute Resultate mit Vanillebau erzielt, ebenso v. Saint Paul Illaire auf seinen Plantagen in Bagamojo.

Der Verfasser möchte noch auf ein andres Gewächs aufmerksam machen, nämlich den Safran. Das Pfund Safran ist augenblicklich in Indien, wo es die Eingeborenen zu verschiedenen Zwecken verwenden, 40—50 Mark wert. Aus tausend Blüten, deren jede Pflanze allerdings nur eine bis höchstens zwei treibt, lassen sich 500 Gramm gewinnen. Der Safran wird in Indien auf den Bergen gebaut. In den Gebirgen der Küste findet er sicher guten Boden, besonders in den ungemein fruchtbaren kleinen Seitenthälern jener Berge, welche wegen ihrer schweren Zugänglichkeit für andre Produkte nicht zu benutzen sind.

Wenn auch der Boden Deutsch-Ostafrikas auf seiner größten Ausdehnung fruchtbar ist, so stehen seiner Ausnützung doch große Hindernisse entgegen, das ist neben dem Arbeitsmangel der Mangel an ausreichender Bewässerung. Die Niederschläge sind dazu nicht ausreichend. Selten treten Jahre ein, wo der Regen in solcher Menge und günstig verteilt niedergeht, daß gute Ernten zu erzielen sind. Nur in den Bergen oder am Fuße der Gebirge lassen sich künstliche Bewässerungsanlagen ohne allzu hohe Kosten herstellen, weil dort die Gebirgswasser benutzt werden können.

Es unterliegt nach der Ansicht des Verfassers keinen großen Schwierigkeiten, Wassersammelbecken zum Auffangen des Regenwassers anzulegen, ohne daß die Kosten allzu enorme würden. Leider steht aber der Verwendung solcher Wasserwerke die ungeheure Verdunstung entgegen. Die Sammelteiche würden, wenn sie nicht sehr tief angelegt würden, ausgetrocknet sein, ehe sie für das betreffende Jahr ihren Zweck erfüllt hätten.

An der Küste liefert der Fischfang eine Menge wohlschmeckender Fische und dürfte, rationell betrieben, nicht wenig dazu beitragen, den Fischreichtum des Meeres nutzbar für die Ernährung zu machen. Es sei hier auch gestattet, einer einzelnen Tierart Erwähnung zu thun. Es geschieht dies, weil wir ein höchst eigenartiges und seltenes Wesen vor uns haben, dessen Sippe im Aussterben begriffen zu sein scheint. Es ist dies ein Manatus oder eine Seekuh, von der wir eine Abbildung zu geben vermögen. Die Seekühe gehören zu den pflanzenfressenden Walen und sind demnach Säugetiere. Der Aufenthaltsort dieser auch in Ostafrika vorkommenden Tiere sind seichte Meerbusen und Flußmündungen, wo die Seekühe von Wasserpflanzen, besonders Tang, leben. Es sind stumpfsinnige Tiere, welche ein beschauliches, träges Leben lieben, jedoch sehr schwer zu erbeuten sind, da sie sich Nachstellungen geschickt zu entziehen vermögen. An der Küste Deutsch-Ostafrikas ist die Existenz der Seekuh zwar bekannt, doch gibt es nicht viele Eingeborene, welche das bis zu drei Meter große Tier gesehen haben. Am meisten ist es deshalb bekannt geworden, weil es wie alle Wale die Euter an der Brust zwischen den Vorderflossen sitzen hat und dieselben an den Busen eines Weibes erinnern. Die Seekühe kommen übrigens im ganzen Bereich des Indischen Ozeans vor.

Ostafrika ist sehr reich an Rindern, welche in den Küstengebirgen sehr gut fortkommen in den Ländern Uhähä, Ugogo, den Massailändern, und außerdem in Ussukuma, südlich am Viktoria Njansa im Kondegebirge, am Nordende des Nyassa. Leider wütet gegenwärtig in den Massailändern eine Viehseuche, welche den ganzen Viehbestand dort zu vernichten droht. Die Rinder gehören alle der Rasse der Buckelrinder an. Es sind ziemlich kleine Tiere, welche sehr wenig Milch geben, 1 — 1½ Liter täglich, niemals mehr. Die Milch ist sehr fettarm. Es mögen diese Mängel daher rühren, daß die Eingeborenen gar kein

Verständnis für Zuchtwahl haben und die Futterkräuter jener Gegenden recht schlecht sind. Die Rinder des Kilimandscharo sollen dagegen weit besser sein. Dieselben werden fast ausschließlich mit Bananenblättern ernährt.

Wir sind der Überzeugung, daß hier mit planmäßigem Vorgehen durch deutsche Viehzüchter Ausgezeichnetes erzielt werden könnte zumal es in Ostafrika eine Art schlingenden Grases gibt, welches von den Rindern und auch vom Kleinvieh mit großer Gier gefressen wird. In Sansibar wird es von den Negern als Viehfutter auf den Markt gebracht. Zweifellos stehen dem Anbau dieses Grases keine zu großen Schwierigkeiten entgegen, da es bei ungemein dichtem, üppigem Wuchs gar kein andres Gewächs aufkommen läßt da, wo es ihm einmal gelungen ist, vom Boden Besitz zu ergreifen. Dieses Gras verlangt allerdings leicht feuchten Boden und würde besonders in den Bergen anzubauen sein. Einmalige leichte Rodung genügte, um ganze Almen damit zu bestellen. Der Verfasser fand dies Gras übrigens auch häufig im Flachland von Unjamuesi an zahlreichen feuchten Stellen, an jedem, selbst dem kleinsten Tümpel, wenn derselbe auch in der trockenen Zeit austrocknete. Sollten wir hier nicht einen bedeutungsvollen Fingerzeig haben? Es liegt nämlich durchaus im Bereich der Möglichkeit, künstlich solche feuchte Stellen durch Eindämmen des Regenwassers herzustellen und mit dem ebengenannten Gras zu bestellen, dessen üppiger, sehr dichter Wuchs den Sonnenstrahlen vollständig den Zutritt zum Boden wehrt und außerdem perennierend ist.

Man hört in allen Reisewerken ohne Ausnahme, daß diese oder jene Gegend wegen der dort vorkommenden Tsetse für Viehzucht absolut nicht geeignet sei. Die Gefährlichkeit der Tsetse für das Rind wird allgemein als ebenso feststehend betrachtet, als dieses Insekt schuld sein soll, daß gewisse Gegenden für Rinder überhaupt nicht bewohnbar seien.

Der Verfasser machte dagegen folgende Beobachtungen in dieser Angelegenheit. In der Umgebung von Igonda, der Hauptstadt des Landes Ugunda, gedeihen Rinder ganz vortrefflich, auch noch in dem Ort Simbile, eine Tagereise südlich von Uganda. In der Umgebung des Ortes Kakoma dagegen, nur 4 Stunden von Simbile entfernt, gehen alle Rinder und auch Esel nach kurzer Zeit ein, angeblich wegen der dort

Ein Manatus (Seekuh) in Bueni gefangen.

Nach einer von Major v. Wißmann zur Verfügung gestellten Originalphotographie.

vorkommenden Tsetsefliege. So meinen die europäischen Reisenden, die Eingeborenen aber sagen „majani mibi“ — das Gras ist schlecht — und „dudu kado kado silliho“ — ganz kleine Insekten sind dort. Diese ganz kleinen Insekten sind stecknadelkopfgroße Fliegen, welche den Tieren an den Extremitäten Stiche in solcher Menge beibringen, daß die Haut der Beine schließlich ganz verschwindet und die Beine dann aussehen, als wenn die Haut abgezogen sei. Diese kleinen Insekten finden sich aber in ganz Unjamuesi treten jedoch nur in gewissen Jahren in großer Menge auf. Die Hauptursache dagegen, welche die Viehzucht in gewissen Gegenden bisher unmöglich macht, sind zweifellos saure und schädliche Futterkräuter, welche in bestimmten Strichen große Ausbreitung gewonnen haben mögen. Daß aber die Tsetse z. B. in Kakoma vorkommen sollte, vier Stunden nördlich aber nicht, ist kaum anzunehmen, ebensowenig, daß sie 8 Tagereisen weiter südlich in einer ganz gleich aussehenden Gegend wiederum nicht vorkommen sollte, indem dort Rinder wieder gedeihen. In Karema dagegen gehen dieselben nach kurzer Zeit zu Grund. Kakoma und Karema sind beides Orte, wo starke Fieber herrschen. Schlechtes Futter und das Fieber sind es also, welche die Rinder zu Grunde richten und nicht die Tsetse. Es mag vorkommen, daß diese Insekten Blutvergiftung veranlassen, wenn sie von einem Kadaver kommend ein gesundes Rind mit ihrem vergifteten Stachel verletzen. Jedenfalls bedarf es noch der eingehendsten Untersuchungen über die Ausbreitung und die Schädlichkeit der Tsetsefliege.

Gute Zucht, gutes Futter, gute Stallungen, welche bis jetzt nur die Wahähä und die Wakonde ihren Rindern bieten, werden wohl leicht dazu beitragen, die Rinderzucht in dem größten Teil Ostafrikas einzuführen. Rindshäute bilden einen guten Ausfuhrartikel und eine starke Rinderrasse muß als Arbeitstier in Ostafrika unendlich wertvoll sein. Kleinvieh gedeiht in Ostafrika ganz ausgezeichnet, Schafe wie auch Ziegen. Leider verlieren unsre Schafe sehr bald die Wolle, indem sie schlichthaarig werden. Dagegen ist das Fleisch der afrikanischen Fettschwanzschafe und auch der Ziegen vortrefflich in Geschmack. Ganz bestimmt lassen sich in Ostafrika langhaarige Ziegenrassen züchten, deren Haare einen sehr wertvollen Artikel bilden. Pferde scheinen leider in Deutsch-Ostafrika nicht gedeihen zu wollen. Dagegen ist es

beinahe unbegreiflich, daß man noch immer nicht dazu übergegangen ist, das Zebra zu zähmen und zu züchten. Ein besseres Arbeits- und Reittier wie das ungemein kräftige und genügsame Zebra läßt sich gar nicht denken. Das Zebra kommt in Ostafrika in großer Menge herdenweise vor. Man wendet immer ein, daß das Zebra nicht zu zähmen sei und sich nicht reiten lasse. Zebra halten sich aber in Gefangenschaft erfahrungsgemäß viele Jahre lang. Der Verfasser hat in Sansibar ein von einem Araber gerittenes Zebra gesehen. Die Abessinier, welche vor 6—7 Jahren in Deutschland gezeigt wurden, führten ein Zebra mit, welches ebenfalls geritten wurde. Der bekannte Reisende Otto Ehlers teilte dem Verfasser mit, daß er in Rangun Zeuge einer Wette gewesen sei, der zufolge ein englischer Sportsman behauptete, innerhalb zwei Stunden ein ganz wildes in einer Menagerie gezeigtes Zebra gänzlich bändigen zu wollen. Er gewann die Wette glänzend.

Wenn im allgemeinen vorauszusehen ist, daß wild eingefangene Zebras große Schwierigkeiten machen werden und viele derselben zu Arbeitszwecken nicht gebraucht werden können, so ist nicht einzusehen warum die Tiere nach mehreren Generationen nicht von ihrer Wildheit einbüßen sollten. Die Urahnen unsrer Pferde und Esel sind doch auch sicher nicht Tiere gewesen, welche die Natur dem Menschen in gezähmtem Zustande zur Verfügung stellte. Was ihre ersten Bändiger leisteten, dahinter werden wir nicht zurückstehen. Versuche mit Einfangen, Zähmen und Züchten von Zebras stoßen auf keine erheblichen Schwierigkeiten, und die Mittel, welche dazu notwendig sind, werden auch noch aufzubringen sein. Wer damit den Anfang macht, der erwirbt sich großes Verdienst um die Erschließung von Afrika. Ähnlich verhält es sich mit der Zähmung von Elefanten. Daß der afrikanische Elefant von den Alten schon benutzt wurde, legen mit zweifelloser Gewißheit alte Münzen dar. Der Fang und das Zähmen von Elefanten erfordert jedoch bedeutende Mittel und erfahrene indische Elefantenfänger. Wir sollten nicht versäumen, das unsre zur Erhaltung und Nutzbarmachung dieser edlen Tiere beizutragen und haben ganz besondere Veranlassung dazu, als die Arbeitskräfte in Afrika ungenügend vorhanden sind und uns Ersatz für dieselben durch die Natur wenig geboten wird. An Kräften, welche uns die Natur zur Verfügung stellt,

finden wir in den Bergen die Bäche, welche aber in der trockenen Zeit zu wenig, in der Regenzeit zu viel Wasser führen und erst kostspielige Anlagen zur Nutzbarmachung fordern. Dagegen steht uns ein andrer Faktor zu Gebot, der Wind, den wir uns in Ostafrika noch gar nicht dienstbar gemacht haben. An der Küste ist es während der einen Hälfte des Jahres von Mai bis Ende Oktober der Südwestmonsum und von Ende November bis Ende April der allerdings unbeständige Nordostmonsum. Im Innern haben wir von Mitte Mai bis Ende Oktober den sehr konstanten, bisweilen bis zur Stärke von 5 und 6 der zehnteiligen Skala wehenden Südostpassat und in der Regenzeit den sehr unregelmäßigen Nordostpassat. Welche ungeheure Arbeit könnte nicht dieser Südostpassat leisten, wenn wir ihn zum Treiben amerikanischer Windräder verwendeten, und nichts steht dem im Wege. In Wasserwerken können wie damit Kraft aufspeichern und Elektrizität in Menge erzeugen.

Wir haben bisher nur von den Erzeugnissen Ostafrikas gesprochen und kommen nun kurz zu den Erzeugnissen, welche wir dorthin abzusetzen vermögen. Da sieht es nun leider für Deutschland recht betrübend aus. Die bedeutendste Bezugsquelle für Ostafrika ist Indien. In den letzten drei Jahren belief sich der Handelsumsatz zwischen Indien und dem Haupthafenplatz von Ostafrika auf 20 Millionen Mark jährlich, während unser Handelsumsatz nicht einmal eine Million erreicht hat. Deutsches, amerikanisches, englisches, schweizerisches und holländisches Fabrikat wird daneben eingeführt. Aus Deutschland stammen Kupfer und Messingdraht, Perlen, Seife, Pulver und Gewehre; die Einfuhr der beiden letztgenannten Gegenstände ist jetzt mit Recht verboten. Ferner liefert Deutschland Steingutwaren, und in den letzten Jahren ist Westfalen mit einer immer mehr zunehmenden Einfuhr an Stahlwaren beteiligt. Drei Viertel aller Einfuhrartikel bilden die Baumwollwaren und von diesen wiederum stammen drei Viertel aus Indien und Arabien. Deutschland, die Schweiz, Holland und Amerika teilen sich in das letzte Viertel. Es ist sicher vorauszusehen, daß unsre neue Dampferlinie unsrer Industrie einen starken Anstoß geben wird, sich mit aller Kraft darauf zu werfen, sich das neue Gebiet zu erobern; eine Aufgabe, die um so schwerer wird, als wir Sansibar preisgegeben haben, dessen Einfluß zu brechen vorläufig

sehr schwer ist. Der Anteil Deutsch-Ostafrikas an dem Sansibarhandel beträgt übrigens nur 80 Prozent und deshalb denken auch unsre deutschen Handelsfirmen gar nicht daran, Sansibar zu verlassen. Von 1884 bis 1889 ist der indische Geschäftsumsatz um hundert Prozent gewachsen, von 15 auf 30 Millionen Mark. Die Ursache ist in der Entstehung von Fabriken zur Erzeugung von Baumwollwaren in Bombay zu suchen. Die billigen und geschickten Arbeitskräfte dort sowie die gute indische Baumwolle schließen vorläufig jede Konkurrenz aus.

Die direkte, durch Said Bargasch hergestellte Verbindung mit Bombay durch seine Schiffe hat viel dazu beigetragen, den indischen Handelseinfluß zum maßgebenden zu machen. Die sehr kapitalkräftigen Inder wandern in immer größerer Zahl in Sansibar und an der Küste ein. Sie beherrschen den ganzen Markt und machen, daß Sansibar nach wie vor seine Oberherrschaft behauptet, trotzdem es politisch von Deutsch-Ostafrika getrennt ist. Leider läßt sich dagegen vorläufig gar nichts machen, am wenigsten mit einer Erhöhung der Zölle für englisch-indische Ware zu gunsten unsrer Industrieerzeugnisse. Die unmittelbare Folge wäre eine Ableitung des Handels aus unsrer Kolonie nach den englischen Gebieten. Das einzige uns vorläufig dagegen zu Gebote stehende Mittel ist die Einrichtung möglichst schneller und billiger Verbindungen mit Deutschland und die Herstellung solcher Waren, mit denen unsre Industrie der englisch-indischen gewachsen ist, in möglichst ausgezeichneter Qualität und zu möglichst billigen Preisen.

Es existiert nun allerdings ein Artikel, durch welchen wir gute Einnahmen und hohe Zollerträge in Ostafrika erzielen könnten, das ist der Branntwein.

Dem wollen wir aber nicht das Wort reden, der erzielte materielle Gewinn würde zwar in der nächsten Zukunft ein sehr hoher sein, allein wir würden die Negerbevölkerung in Grund und Boden verderben, sie arbeitsunfähig und damit unfähig zum Konsum andrer Erzeugnisse machen. Der Einwand, daß die Neger selbst ein berauschendes Getränk, das Pombe, genössen und man daher nichts mehr verderben könne, ist ganz hinfällig. Es wäre dasselbe, als wolle man einen biertrinkenden Philister einem Branntweintrunkenbold gleichstellen. Die Wirkung des Pombe entspricht nämlich kaum der des

Bieres. Dasselbe ist zudem weit teurer wie unser Bier, da die Herstellungskosten im Handbetrieb sehr hohe sind, weil die Bereitung lange Zeit erfordert. Es ist daher ganz entschieden zu billigen, wenn die Reichsregierung die Branntweineinfuhr in Deutsch-Ostafrika verboten hat.

Es wäre in der That traurig, wenn wir auf solche Mittel angewiesen wären, Ostafrika zu einer ertragreichen Kolonie zu machen. Da sind die Hilfsquellen des Landes denn doch andre.

Wir dürfen uns aber nicht verhehlen, daß wir mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Wir haben dort keine Kultur gefunden und kein Volk, dem wir einfach seine Erzeugnisse abkaufen können, oder welches im stande wäre, Erzeugnisse unsrer Industrie zu konsumieren. Die Eingeborenen sind arm und widerwillig gegen unsre Einwanderung. Sie sind nicht geneigt zu arbeiten. Wir müssen sie erst zur Arbeit erziehen. Doch ist begründete Hoffnung, daß uns dies gelingt. Deswegen ist auch der Verfasser ein grundsätzlicher Gegner der Einführung fremder Arbeiter, etwa indischer oder chinesischer Kuli. Diese Leute arbeiten zwar billig, verzehren aber fast gar nichts, sondern nehmen das Ersparte mit in ihre Heimat. Es kommt uns nicht zu gute. Außerdem würden wir dann wenig Veranlassung haben, uns Mühe zu geben, den Neger zum Arbeiter zu erziehen, sondern nur Vagabunden aus ihnen machen, wenn wir uns ihrer nicht in ausgedehntem Maße bedienen.

Auch in bezug auf den Handel haben wir schwer zu kämpfen, wir müssen ihn den Indern erst entreißen. Aber unsre Thatkraft und Zähigkeit wird uns hier gute Dienste leisten. Es ist unsern Kaufleuten schon unter viel schwierigeren Verhältnissen gelungen, Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen. Wir dürfen nur die Geduld nicht verlieren. Aus den kleinen Anfängen werden wir ein großes Werk zuwege bringen, denn Ostafrika steht eine gute Zukunft bevor.

Unsrer Industrie sind neue Absatzländer geöffnet, unsre Handelsmarine ist in stetem, ungeheurem Aufblühen begriffen und überragt schon heute an Tonnengehalt denjenigen Frankreichs. (Deutschland verfügt über eine Handelsflotte von 1 637 229 Tonnen, Frankreich über 1 104 770.) Erst von dem Moment an, wo wir in den Besitz von Kolonien gelangt sind, fängt unser Ansehen im Ausland an zu steigen.

Wir dürfen auch nicht vergessen, daß es sich für das deutsche Volk nicht nur um materiellen Gewinn handelt. Ist es nicht ein Fingerzeig, daß trotz aller Parteigegner Deutschland dennoch Kolonien erworben hat? Wir stehen jetzt in einem Abschnitt unsrer Geschichte, wo wir zu mächtiger Ausbreitung drängen. Unser Vaterland wird uns zu eng, wir müssen den Überschuß an Kraft hinauslassen. Warum soll uns derselbe an andre Völker verloren gehen? Unsre jungen Leute können jetzt in andern Erdteilen in deutschen Diensten für die deutsche Sache wirken. Schon jetzt bietet die Kolonialkarriere aussichtsvolle Zukunft.

Das sind nicht zu unterschätzende Vorzüge von weittragendster Bedeutung, welche uns Aussichten, die Teilnahme am Welthandel in immer höherem Maße zu gewinnen, eröffnen. Und zuletzt ist der Besitz von Kolonien gerade für uns Deutsche von ganz besonderem Wert, als ein wesentliches Moment zum Ausbau des Nationalitätsgedankens, der uns noch immer nicht genug in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Eine der größten Schwierigkeiten bereitet uns in Afrika immer die Arbeiterfrage. Der Neger kann, wie wir gehört, angestrengt arbeiten, sogar Außerordentliches leisten, solange es sich um ein althergebrachtes Maß handelt, welches unbedingt notwendig ist, um den ackerbauenden Neger vor Not zu schützen, oder wenn, wie wir gesehen haben, die Schwarzen als Träger zur Küste ziehen, oder Karawanen jahrelang ins Innere begleiten. Anders ist es, wenn man den Neger zu regelmäßiger Arbeit heranzieht, da versagt er vollständig. Hat er irgendwelche Arbeit während fünf bis sechs Monaten andauernd verrichtet, so bleibt er weg. Alle Bemühungen, ihn zu halten, sind dann gebens. Er kann mit dem erarbeiteten Lohn seine geringen Bedürfnisse auf lange Zeit hinaus befriedigen und will vor allen Dingen eine Zeitlang mit Nichtsthun verbringen, um sich zu erholen, er macht sich Ferien. Das liegt nicht nur in seinem Naturell, sondern auch in den Verhältnissen. Warum sollte er ununterbrochen arbeiten, da ihn die Not nicht zwingt, und Vagabundieren bei ihm zu Hause nicht als Schande gilt. Es wird schwer sein, da Abhilfe zu schaffen. Den einzelnen zur Arbeit erziehen zu wollen, hält der Verfasser für ein durchaus vergebliches Bemühen. Erfolge sind damit in ganz Afrika

nur ausnahmsweise erzielt worden. Man kann nur dann auf Erfolge rechnen, wenn man ein System einführt, welches die Bewohner ganzer Landschaften zur Arbeit zwingt. Das geht aber nicht mit der Knute, wohl aber dadurch, daß man Verhältnisse schafft, welche den Neger zur Arbeit treiben. Diese Verhältnisse haben immer geordnete Verhältnisse zur Voraussetzung, Schutz des Eigentums und Lebens, sowie eine gesetzlich geregelte Rechtspflege.

Wir müssen zur Erreichung unsres Zweckes allem voran darauf hinwirken, die Leute seßhaft zu machen und Auswanderung verbieten. Ackerboden muß unter die Neger verteilt werden und die Abnahme der Erzeugnisse zu angemessenen Marktpreisen in gewisser Weise garantiert werden. Die Heranziehung zu Fronarbeiten ist unter allen Umständen einzuführen, und zwar zur Ausführung öffentlicher gemeinnütziger Werke, wie Wegebau, Wasserregulierungsarbeiten, Trockenlegen von Sümpfen u. s. w. Dabei sind Gemeinden distriktweise zur Stellung einer bestimmten Anzahl Arbeiter anzuhalten. Die Einteilung in Gemeinden als feste politische Verbände ist schon deshalb notwendig, als nur so die Eingeborenen verpflichtet werden können, ein gewisses Minimum an Bodenfläche zu bebauen.

Um aber überhaupt irgendwelche kulturellen Ziele zu erreichen, ist unter allen Umständen eine allmähliche Abschaffung der Häuptlings- und Jumbewürde geboten. Die Häuptlinge und Jumbe sind es, welche uns die meisten Schwierigkeiten entgegenstellen. Sie sind nämlich die einzig wirklich Geschädigten bei der Unterwerfung ihrer Länder unter deutschen Schutz, bei der Errichtung deutscher Kolonien, denn es geht nunmehr mit ihrer Selbstherrlichkeit und Herrschaft zu Ende. Sie sind es, welche uns jenen fatalen passiven Widerstand entgegensetzen, den zu brechen so ungemein schwer fällt, weil jede Gelegenheit genommen ist, einen Hebel dagegen anzusetzen.

Die Engländer haben nicht umsonst in Indien die Radjas nach und nach entthront, die Negerhäuptlinge und Jumbe spielen in Afrika dieselbe Rolle im kleinen wie jene im großen in Indien.

Immer aber mache man sich zum Grundsatz, mit eiserner Beharrlichkeit einmal als gut erkannte Grundsätze zu befolgen, unter strengster Vermeidung aller Pedanterie die geplanten Arbeiten, seien sie gesetzgeberische, seien sie wirtschaftliche, durchzuführen. Am schwersten

wird es uns immer, Pedanterie zu vermeiden. Es zeigen sich hierin jetzt schon ungeheuerliche Auswüchse in Deutsch-Ostafrika, besonders seitdem die Zollverwaltung in die Hände des Reiches übergegangen ist.

Alle Maßregeln, welches Gebiet auch immer dieselben betreffen, sollten nicht gleich derart getroffen werden, daß sie bis in die letzten Konsequenzen verfolgt werden. Man soll im Anfang nur das zu Ermöglichende verlangen und mit großmütiger Milde zur Durchführung bringen, auch manchmal drei gerade sein lassen. Damit gewinnen wir den Neger gleichwie den Araber. Es hängt dies sehr von der leitenden Persönlichkeit ab, in weiser Berechnung ab- und zuzugeben.

Wir müssen erst noch dahin kommen, daß wir mit dem Stolz des alten Römers und des heutigen Engländers ausrufen können: „Ich bin ein Deutscher." Dahin zu gelangen, ist überseeischer Besitz eine Grundbedingung, und zu dem materiellen Gewinn gesellt sich der geistige.

Ende.

Date Due

ILL(KEW)
2863069
JUN 1 4 1998

PRINTED IN U.S.A. CAT. NO. 24 161 BRODART

DATE DUE

African Institute

DT438
R34

STACKS DT438.R34
Reichard, Paul,
Deutsch-Ostafrika
3 5282 00184 7303